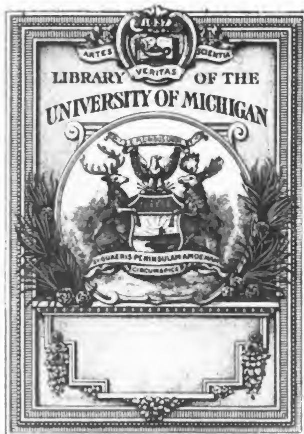
DEUTSCHE RUNDSCHAU



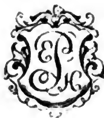

ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Band XXX.

(Januar — Februar — März 1882.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Chr. Meyri. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchh. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchh. — **Buenos-Aires**. L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. **Capetown**, J. H. Rose. — **Capstadt**, Herrmann Michaelis. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**. Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchh. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Lima**, E. Niemeyer & Inghirami. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**. Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**. H. Georg. — **Mailand**. Ulrico Hoepli. — **Mitau**. Fr. Lucas. — **Montevideo**. L. Jacobsen & Co. — **Moskau**. J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**. G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**. Ter Brüggen & Co. — **Riga**, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. — **Rom**. Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Stockholm** Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**. G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, E. Niemeyer & Inghirami. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**. C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß

zum

Dreißigsten Bande (Januar — März 1882).

(Fortsetzung umstehend.)

Der Schulmeister von Labiau.

Eine altpreußische Historie
von
Ernst Wichert.

I.

An einem Maitage des für das Ordensland Preußen so gar denkwürdigen Jahres 1525 begegneten die Landleute, die zu Fuß und Wagen Vormittags vom Markt zu Labiau zurückkehrten, auf der Landstraße, die über die Kirchdörfer Legitten und Kaymen schräge durch das Samland in der Richtung auf Königsberg führte, zweien Reitern mit unbekannten Gesichtern und in auffallender Tracht, die ihnen meist des aufmerksamen Zuschauens werth schienen.

Der vordere saß auf einem hohen, starkknochigen Klepper, der einmal ein recht muthiges Ritterpferd gewesen sein mochte, jetzt aber vorsichtig mit seinen ziemlich steifen Beinen die Pfützen und schlüpfrigen Löcher zu vermeiden suchte; Sattel und Saumzeug konnte, aus der Art des Beschlages zu schließen, an dem Pflocke eines Ordensstalles gehangen haben. Der Reiter mußte selbst ein stattlicher Mann sein, aber des Reitens wenig gewohnt; denn die vom Straßenkoth bespritzten Stiefel steckten bis zum Blatt in den hochaufgezogenen Bügeln und der Kopf hing ein wenig vornüber auf die eingedrückte Brust, auch hielten beide mit großen Lederhandschuhen bekleideten Hände die Zügel, während die Reitgerte unter den rechten Arm geklemmt war. Er trug ein Wams von schwarzem Tuch ganz ohne Schlitzen und Besatz, um den Hals einen weißen, glatten Kragen, über der Brust ausgespitzt, und auf dem Kopfe eine Mütze von schwarzem Sammt mit zwei Schirmen für Stirn und Nacken, auf die sich der breite, ringsum gefältete Boden legte. Dergleichen Mützen pflegten die Gelehrten zu tragen, und das hagere Gesicht darunter mit der scharfgeschnittenen Nase, den schmalen Lippen und den lebhaften großen Augen hinter der vorgewölbten Stirn ließ auch zu allem Uebrigen auf diesen Stand schließen. Der Mantel von schwarzem Filz war um die Schultern gehängt, schützte aber wenig gegen den vom kurischen Haff her eisig wehenden Nordwind, da der Reiter keine Hand übrig hatte, ihn über der Brust zusammen zu halten.

Der Andere, der sich halb seitwärts oder hinter ihm hielt, sah mit seinem robusten Gesicht und kräftigem Schulterbau einem alten Kriegsknecht ähnlich. Er war in gemeines Tuch gekleidet und trug ein ledernes Koller von unbestimmter Farbe. Vorn am Sattelknopf hing ein kurzes Schwert und eine Blechhaube, auf der anderen Seite ein vollgestopfter Ledersack. Auch hinter seinem Rücken war eine Tasche aufgeschnallt. Er schien dem Schwarzen zu Schutz und Dienst zugesellt zu sein. Jetzt ermunterte er von Zeit zu Zeit dessen Gaul durch ein Berühren mit der Reitpeitsche oder pfiff zwischen den Zähnen durch. Seine Liebhaberei war's sicher nicht, so Schritt vor Schritt den Weg hinter sich zu bringen.

„Haltet Euch rechts, Herr Doctor, auf den Fußsteg," rieth er an einer vom Regen besonders tief aufgeweichten Stelle der Landstraße, „damit wir ein wenig austraben. Mir fallen die Augen schon zu vor Schläfrigkeit, zumal ich gestern erst spät zur Nachtruhe gekommen bin. Der Pfarrer Valentin in Legitten hat einen guten Vorrath von Bier in seinem Keller, und mit dem edlen Getränk zu knausern, scheint nicht seine Art zu sein. In der Gesindestube gings hoch her mir zu Ehren, und der Glöckner, der zu Gast kam, war so vollgetrunken, daß wir ihn hinausrollen mußten wie ein Faß. Darum hat er auch heute früh die Glocken nicht geläutet und die ganze Zeit in Unordnung gebracht. Ja, im Keller hab' ich meine Visitation abgehalten, Herr Doctor, und nichts zu erinnern gefunden. Das will ich Sr. Ehrwürden mit Brief und Siegel bescheinigen."

Er lachte derb. Dem Herrn schien aber der Spaß nicht sonderlich zu gefallen. Er zog die Stirn in Falten und sprach vor sich hin: „Wollte Gott, daß es in Kirche und Schule so gut bestellt wäre! Großmäulig ist er auf der Kanzel schon genug, aber gut Beispiel gibt er im Hause nicht der Gemeinde. Thut's dem Adel rundum zuvor im Fressen und Saufen und ist allerorten der Herr Gevatter; wo er aber seinen Psalter hinverlegt hat, das ist ihm aus dem Gedächtniß kommen." Der Knecht, der ihn wohl nicht verstand, mahnte nochmals wegen des Fußsteges. Nun wandte er den Kopf zu ihm zurück und sagte vernehmlich: „Es ziemt uns nicht, Lude, mit unsern Gäulen die Fußgänger ab und in den Koth zu drängen. Bleiben wir auf der Straße."

„Habt Ihr so viel Respect vor dem lumpigen Bauernpack?" fragte der Knecht höhnisch. „Man merkt's, daß Ihr erst kurze Zeit im Lande seid und aus Schloß und Stadt noch wenig hinausgekommen. Schlagt mit der Peitsche zu, wenn der Hund nicht ausweichen will, dann weiß er, daß er nach Gebühr behandelt wird. Aber ich wette, er drückt sich fünfzig Schritt vorher. Das Volk ist gut eingefuchst von den Herren. Soll ich mit meinem Gaul nicht mehr Mitleid haben, als mit so einem Bauernlümmel? Lenkt nur auf den Weg, hochwürdiger Herr, und die ganze Bagage wird demüthiglich durch den Lehm trotten."

„Das sind übermüthige Reden," verwies der Herr. „Man soll den armen Mann nicht drücken und mißachten, oder gar unter das Thier stellen. Wer das thut, versündigt sich schwer. Sind wir nicht nur dem Namen nach Christen, so sollen wir auch christlich Werk üben an unseren Nächsten."

„Ei was!“ rief der Knecht, „ich bin in des Herrn Herzogs Dienst, und der Bauer ist mein Nächster nicht. Der schlechteste Troßbube stößt ihn ungestraft mit dem Fuß, und wie's hier zu Lande Sitte ist, so behandl' ich ihn, damit er mich nicht auslacht. Seht nur, wie die Euch mit ihren Schafsgesichtern angrinsen, weil Ihr Euch mit dem Gaul auf der Landstraße müht.“

Eben kam ein Haufe Bauern vorüber, Männer und Weiber. Einige davon, die besser gekleidet waren, mochten von dem Wagen abgestiegen sein, der sich, nur von einer alten Frau gelenkt, durch den zähen Lehm quälte. Der Doctor wich aus, das ärgerte den herzoglichen Knecht augenscheinlich: er meinte sich in seiner Würde beweisen zu müssen, blieb einige Schritte zurück und ließ absichtlich sein Pferd dicht am Fußstege in eine Pfütze treten, daß das Schmutzwasser nach allen Seiten hoch aufsprang und die Fußgänger über und über bespritzte. Es machte ihm Spaß, daß die Weiber aufschrieen und die Burschen sich die Augen auswischten.

Einer von den älteren Männern blieb stehen und hob drohend den Stock. „Der Teufel soll Euch in den Leib fahren!“ rief er. „Könnt Ihr ruhige Leute nicht ungeschoren ihres Weges gehen lassen?“

Lude kehrte sich auf dem Sattel zurück und warf ihm einen verächtlichen Blick zu. „Halt's Maul, Lümmel,“ befahl er.

„Ich bin kein Lümmel,“ war die Antwort.

„Was seid Ihr denn?“

„Ich bin der Müller von Kaymen, wenn Ihr's wissen wollt, und erkenne Euch nicht für meinen Herrn. Hab' schon genug an dem einen zu Hause.“

Lude wandte sein Pferd. „Soll ich die Peitsche auf Eurem Rücken tanzen lassen, Müller?“ rief er. „Heiliges Kreuz und Leiden! Wird das Volk schon so frech hier draußen!“

Die Weiber redeten dem Müller zu, sich des Streits zu begeben und mit ihnen zu kommen; aber er machte sich frei und schien den Angriff abwarten zu wollen. „Schlagt doch zu,“ sagte er trotzig. „Jeder Schlag, der den Bauer trifft, ist gezählt. Es geht nicht mehr, wie vordem. Der Bauer weiß, daß er jetzt auch einen gnädigen Herrn hat im Schloß zu Königsberg, der ihn nicht so übermüthig treten lassen wird. Der Herr Herzog ist für uns Alle und Gottes Wort muß bleiben.“

Der Reiter sprengte schimpfend zu und warf ihn mit dem Gaul zu Boden. „Nun klage, Du Kröte,“ schrie er. Wahrscheinlich hätte er ihn noch mit der Reitpeitsche tractirt, wenn ihn sein Herr nicht ernstlich zurückgerufen hätte. „Ich leid's nicht,“ sagte derselbe streng, „daß Ihr in meinem Dienst solchen Unfug treibt. Bedenkt mein geistliches Amt! Führt Ihr Euch in der Folge nicht besser auf, so muß ich selbst bei Seiner fürstlichen Gnaden dem Herrn Herzog über Euch Klage führen. Haltet Euch bescheiden hinter mir.“

Der Reitknecht murrte in den Bart, fügte sich aber. „Es gehen solche Reden auch anderswo um,“ sagte er nach einer Weile. „Sie meinen, weil nun der Orden abgeschafft ist und ein Fürst sie regiert, daß nun Alles anders werden soll. Und wenn sie erst das Evangelium haben —“

„Das versteht Ihr nicht,“ unterbrach der Doctor. „Allerdings soll's anders

und besser werden in der Welt, dafür wollen wir redlich arbeiten, Jeder an seiner Stelle. Haben wir einen Herrn, der Gott fürchtet und sein Wort in Ehren hält, so wird auch im Lande ein christlich Regiment walten, Hoch und Gering zum Besten."

Die hohen Mauern des Schlosses Labiau waren schon lange über der flachen Landschaft sichtbar gewesen. Auch die Kirche mit ihrem Spitzdach und Thurm hob sich seitwärts über den Kranz von niedrigen Gebäuden hinaus, aus denen der Marktflecken bestand. Ueber die Wiesen hin auf dem Deimefluß ließen sich die weißen Segel der Kähne blicken, die den guten Wind benutzten, heute noch eine Strecke landeinwärts zu gelangen. Wo das Flüßchen an dem Ort selbst hinzog, hoben sich überall die Masten der Fischerkähne mit ihren kleinen Wimpeln. Es war ein freundliches Bild, zumal nun die Sonne siegreich das finstere Gewölk durchbrach, das sich über dem kurischen Haff thürmte und das ganze Mittelfeld mit den hochragenden Baulichkeiten scharf beleuchtete. Nun schimmerten auch die Weiden und Pappeln an der Landstraße grün und die Tropfen auf den im Winde zitternden Blättchen glänzten in allen Farben des Regenbogens.

Der Marktflecken war ringsum offen, ein Thor hatten die beiden Reiter nicht zu passiren. Die kleinen Häuser, meist mit Stall und Scheune hinter sich, lagen vereinzelt an der ungepflasterten Straße; erst gegen das Schloß hin verdichteten sie sich und bildeten hier einen Ring um den kreisförmigen, tiefen, mit Feldsteinen ausgemauerten Graben, dessen nach der Mitte hin aufgeworfene Erde auf künstlicher Erhöhung das feste Haus trug, das schon vor Jahrhunderten die Ritter vom Deutschen Orden hier zum Schutz des Ausflusses der Deime in das Haff erbaut hatten. Denn hier vorüber mußten die mit Salz und Heringen beladenen Kähne der Königsberger Kaufleute und andererseits die Wittinnen und Holzflöße, die von Littauen den Memelfluß hinab kamen und in der großen Handelsstadt ihr Ziel hatten. Eine Zugbrücke führte über den Graben.

An dieser angelangt, schien der Herr Doctor unschlüssig, wohin er sich zunächst wenden solle. Er maß mit einem flüchtigen Blick den Stand der Sonne und sagte dann: „Es ist am besten, wenn ich hier absteige und gleich an mein Geschäft gehe. Reitet Ihr indessen voran in's Schloß, Lude, und vermeldet dem Herrn Amtmann Hans Röber meinen respectvollen Gruß mit Bitte, mir im Hause ein Nachtlager zu verwilligen, da ich in des gnädigsten Herrn Herzogs Auftrag reise. Sagt ihm, daß ich ihm mit solchem Anliegen nicht beschwerlich fallen würde, wenn ich im Pfarrhause ein Unterkommen finden könnte. Es sei mir aber wissentlich, daß der alte Pfarrer gestorben und die Stelle noch unbesetzt. Für die Pferde wird reichlich Platz sein im Stall des Schlosses."

Er warf dem Knecht die Zügel zu und stieg etwas steifbeinig, aber ohne doch seine Würde zu vergessen, vom Gaul ab. Lude trabte über die Brücke, die bei Tage schon längst nicht mehr gesperrt zu werden pflegte. Der Herr, indem er das schwarze Wams glatt zog und den Mantel auf der Schulter zurecht rückte, fragte die Leute, die sich neugierig gesammelt hatten, nach der Schule. Man wies ihn nach einem Hause unter Ziegeldach, nicht weit von der Kirche. Nun er hochaufgerichtet darauf zuging, merkte man erst, ein wie stattlicher Mann er war.

Das Schulhaus mußte, nach der ganzen Bauart und dem Braunroth der Wände zu schließen, schon ein hohes Alter haben. Das Dach war reparaturbedürftig, und auch sonst zeigten sich sehr merkliche Spuren des Verfalls. Aber das Gärtchen daneben war in bester Ordnung und der Flur, in den der Gast durch die offen stehende Thüre trat, weiß gescheuert und mit Sand bestreut. Hinter der Thüre links ließ sich eine laute Stimme vernehmen, die eintönig kurze Sätze sprach, worauf viele Kinderstimmen schlagfertig und ebenso eintönig, jedes Wort scharf abgesetzt, mit der Wiederholung antworteten. Es waren die einzelnen Reihen eines Liedes aus dem Wittenberger Liederbuche, das erst im Jahre zuvor im Druck ausgegeben worden; und nun der ganze Vers so im Gedächtniß festzusitzen schien, begann der Gesang:

„Es ist das Heil uns kommen her
von Gnad' und lauter Güten;
Die Werk' helfen nimmer mehr,
sie mögen nicht behüten;
Der Glaub' siehet Jesum Christum an,
der hat gnug für uns alle gethan,
er ist der Mittler worden."

Dem Manne draußen schien das Lied wohl zu gefallen. Er beugte den Kopf der Thüre zu, mit aufmerksamem Ohr lauschend, und gab sein Einverständniß durch Nicken zu erkennen. Die großen Augen leuchteten und die rechte Hand hob sich nach der Brust. „So ist es doch eine gute Saat, die wir ausgestreut haben," sprach er vor sich hin. „Sie verweht nicht im Winde, sondern er trägt sie weithin über Wasser und Land, und sie fällt auf fruchtbaren Boden und gedeiht. Gelobt sei der Herr!" Ehe dann aber der zweite Vers anhub, klopfte er kräftig an die Thür, um sich zu melden. Er hatte unbemerkt genug gehört, um zu wissen, weß Geistes der Unterricht da war.

Das kleine hölzerne Schiebefenster in der Thür öffnete sich. Eine spitze Nase und ein kaum weniger spitzes Kinn wurden sichtbar und ein paar graue Augen lugten hinaus. „Wer stört uns durch so unziemlich lautes Geklopfe?" fragte die scharfe Stimme hinaus. „Wisset Ihr nicht, daß wir Schule halten?"

„Thut mir auf, lieber Schulmeister," antwortete der Fremde, „einem Abgeordneten unseres durchlauchtigsten Herrn Herzogs und seiner Räthe. Gerade weil ich erwartete, daß Ihr um diese Zeit Schule halten würdet, kam ich so frühzeitig. Denn es ist mir aufgegeben, Kirchen und Schulen im Lande zu bereisen, um meinem gnädigen Herrn zu berichten, in welcher Ordnung ich sie fände. Mein Beglaubigungsschreiben soll Euch dessen versichern und mir hoffentlich gute Aufnahme verschaffen." Er zog es aus der Tasche innen am Mantel.

Das spitze Gesicht war schon verschwunden, das Fensterchen in der Eile offen geblieben. Nun wurde die Thür aufgeklinkt und auf die Schwelle trat mit tiefem Bückling ein kleines, unscheinliches Männchen in bäuerlicher Kleidung, über die aber ein schwarzes, verschlissenes Mäntelchen mit kurzem Kragen geworfen war. Eine weiße Krause saß lose um den dünnen Hals und wippte nun hinten auf, die untere Hälfte der kahlen Platte deckend. In der einen Hand hielt er ein Haselstöckchen, in der andern ein kleines Buch. Ueber seinen

Rücken weg lugten neugierig die frischen Gesichter der Buben und Mädchen von den Bänken her in den Flur hinaus.

Wie nun aber der Schulmeister sich langsam wieder aufrichtete und den Fremden, der sich so vornehm ankündigte, forschend anblickte, schien ihm ein plötzlicher Schreck in die Glieder zu fahren. Er riß die Augen weit auf, der Spitzbart am Kinn kam in zitternde Bewegung und alle Farbe verlor sich aus dem hageren Gesicht. „Gütiger Himmel,“ rief er, „blendet mich nicht des Teufels Arglist? Seid Ihr's ... Spretten!“

Auch der Fremde war verwundert einen Schritt zurückgetreten, offenbar von etwas ganz Unerwartetem im Augenblick verwirrt. „Martinus —!“ murmelte er, „Du ...“ Er gewann aber bald seine Fassung wieder, hob die Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger, Schweigen zu gebieten, und sagte ernst: „Lasset uns später vergangener Zeiten gedenken, lieber Magister. Der hier vor Euch steht ist der Doctor Paulus Speratus, Hofprediger Seiner fürstlichen Durchlaucht, und zur Visitation der Schule abgeordnet. In solcher Eigenschaft wollet mir Einlaß gewähren.“

Das dünne Männchen sperrte die Augen noch größer auf. „Doctor — Speratus — Ihr?“ zitterten die Lippen. Die Gestalt bewegte sich eiligst rückwärts bis zu einem Holzgestell in der Ecke, das als Katheder diente, und machte so den Weg frei. „Derselbe Paulus Speratus —“

„Dessen Lied Ihr soeben die Kinder singen lehrtet,“ ergänzte der Doctor eintretend. Er wandte sich an die Jugend, die ganz verschüchtert dreinschaute. „Grüß Gott, Kinder! Ich hab' draußen schon ein wenig gelauscht und mit Freuden gehört, wie fest und kräftig Ihr singt. Wahrlich! in mancher Landschule bin ich schon gewesen, seit ich letzten Herbst hier in Preußen einwanderte, durch den Herrn Herzog berufen, das reine Wort Gottes zu predigen, aber aus dem Wittenberger Liederbuch hat man mir bisher nicht vorgesungen. Ich will's mit Nächstem an Dr. Martinus Luther berichten, lieber Magister; es wird seinem Herzen wohlthun.“

Der Schulmeister hatte sein Gesicht in Falten gelegt und die schmalen Lippen zusammengepreßt, als ob ihn gar beschwerliche Gedanken beschäftigten. Nun erhellte sich zwar seine Stirn ein wenig, aber er beugte nur den Kopf zum Dank und antwortete nicht.

„Setzet nur den Unterricht fort, lieber Magister,“ bat deshalb der Hofprediger, „und erlaubet, daß ich ein Stündlein bleibe und zuhöre, damit ich erfahre, was die Kinder wissen und können.“

„Fraget sie selbst aus, Herr Doctor,“ sagte Martinus darauf, „so ist mir's lieber, nicht meinetwegen, sondern Euretwegen. Denn es kann überall geschehen, daß die Kinder auf des Lehrers Fragen Einiges antworten, was ihnen mühsam eingebläuet worden, sonst aber gar unwissend und kopflos sind. Wollet Ihr sie und mich prüfen, so nehmt selbst das Wort; ich hoffe, wir werden bestehen.“

Dr. Speratus nickte befriedigt. „So sagt mir denn zunächst, worin man in dieser Schule unterrichtet,“ bat er.

„Vor Allem in Gottes Geboten und im apostolischen Bekenntniß, im Singen und Beten,“ berichtete der Lehrer. „Mit dem Gebet halt' ich's aber schon lange

nicht mehr, wie in älterer Zeit. Von den langen Bitten an die Heiligen wissen die Kinder nichts, sondern der Herr Jesus Christ ist ihr Mittler allein. Hab' auch wenig Fleiß darauf gewandt, daß sie große Stücke plappern lernen, wovon nichts in ihren Verstand geht, vielmehr auf den Sinn und rechten Begriff gehalten. Mit den übrigen Gegenständen ist's hier wie überall ein recht ärmliches Wesen. Lesen lernen nicht Alle, und Schreiben noch wenigere, denn es fehlt an Büchern und am Papier zu rechter Uebung, und die Schule wird nur im Winter gehalten, knapp bis Ende Mai. Ein Büchelchen geht reihum und geschrieben wird an der Tafel mit Kreide. Im Rechnen bring' ich den Kindern bei, was der Kopf festhalten will, nicht viel mehr, als zum täglichen Gebrauch erforderlich. Danach wollet Euch freundlich bei Euren Fragen richten."

„Und wer hat diese Schule begründet?"

„Man sagt der ehrwürdige Hochmeister Winrich von Kniprode, unter dem auch das Haus gebaut worden, vor nun mehr als anderthalb Säculis. Zur Schule gehört ein Garten und ein Stücklein Acker. Den Wirthen liegt ob, zu des Lehrers Nothdurft ein Bestimmtes an Getreide, Gemüse, Eiern und Flachs zu steuern, ist doch wenig genug, auch sollten von Alters her aus der Ordenskasse jährlich sechs ungarsche Gulden an den Lehrer gezahlt werden, ist aber in letzter Zeit oft in Vergessenheit kommen in diesen Landesnöthen, und alles Mahnen vergeblich."

„Habt Ihr keinen Gehilfen bei der Schule, Meister?"

„Nein. Aber meine älteste Tochter steht mir treulich bei, dort unter den Kleinsten gute Ordnung zu halten und ihnen die Elemente beizubringen. Steh' auf, Magdalena!"

Von der Bank im Winkel erhob sich ein junges Mädchen, wohlgestaltet und von hübschem Angesicht. Die Wangen waren glühendroth und die Augen senkten sich zu Boden. Dr. Speratus reichte ihr die Hand, worauf sie sich rasch bückte, sie zu küssen. Er streichelte ihr die Wange und sagte: „Euer Vater und ich waren einmal in der Jugend gute Gesellen. Schenkt mir daher Vertrauen." Da er sie nun aber aus der Nähe genauer betrachtete, schien er betroffen zu sein; „Ihr erinnert mich ..." bemerkte er leise und brach ab. Er strich mit der Hand über die hohe Stirn, warf einen fragenden Blick auf den Schulmeister, der aber seitab nach dem Fenster sah, und begann sogleich die Knaben und Mädchen in der Religion zu examiniren. Zu dem Zweck knüpfte er an das Lied an, das sie eben gesungen hatten, und fragte nach jedes Satzes Bedeutung. Als die Kinder sich erst ein Herz gefaßt hatten, gaben sie meist klare und bündige Antworten, wußten auch Sprüche aus der Bibel passend heranzuziehen und Luther's Lieder durch alle Verse herzusagen und zu erklären. Zuletzt waren sie ihres guten Wissens selbst so froh, daß sie alle Schüchternheit vergaßen und einander die Antworten von dem Munde fortzunehmen trachteten, so daß der Schulmeister mit dem Haselstock aufschlagen und sie so zu gesetztem Wesen mahnen mußte.

„Ich bin mit euch wohl zufrieden," sagte Dr. Speratus. „Und da ihr so trefflich bestanden habt, will ich euch zum Lohn noch etwas aus Königsberg und von unserem gnädigen Herrn Herzog erzählen, was ihr zu Eltern und Ge-

schwistern nach Hause mitnehmen möget.“ Und er erzählte nun umständlich, wie Herzog Albrecht, nachdem ihn das Reich trotz aller Bitten verlassen und der Papst ihn immer mehr in seinem Gewissen bedrängt, zu Krakau mit dem König von Polen einen ewigen Frieden geschlossen und das bisherige Ordensland als erbliches Lehen angenommen habe, sodaß nun der Orden abgethan sei und er als ein Fürst regiere gleich anderen Fürsten. Dann sei er nach vierjähriger Abwesenheit nach Preußen plötzlich heimgekommen und sei gar prächtig empfangen worden von den Städten Königsberg, die ihm wegen seiner Anhänglichkeit an die reine Lehre wohlgeneigt. Dann fuhr er fort: „Bei der feierlichen Einholung bin ich selbst zugegen gewesen und kann euch Alles nach der Wahrheit beschreiben. Bürgermeister und Räthe von Altstadt und Kneiphof ritten am neunten Tage dieses Monats Mai dem Herrn Herzog entgegen bis Haffstrom mit zweihundert Pferden, dann ward der Zug geordnet. Voran ritten die Altstädter, in der Mitte Seine Gnaden und das Hofgesinde, hintennach die Kneiphöfer. Der Herr Herzog ritt insonderheit zu Jedem und gab ihm die Hand. Als Seine Fürstlichen Gnaden an den Kneiphof kamen, da ging etlich Geschütz ab. Ich aber stand mit vielen schöngeschmückten Jungfrauen und Frauen beim Grünen Thor, und da der Herr Herzog nun in die Langgasse einritt, durft' ich ihn im Namen derselben ansprechen und als unsern Landesfürsten begrüßen. Beim Einreiten in die Altstadt wurde wieder von den Thoren und vom Rathhaus etlich Geschütz gelöst, in allen drei Städten läuteten die Glocken; auf dem Wege, den der Herr Herzog nahm, brannten Freudenfeuer, Teppiche wurden aus den Fenstern gehängt, die Straßen mit Gras bestreut. So führten sie ihn mit Jubel auf's Schloß. Als er aber da hinaufkam, gingen bei zweihundert Stück Geschütz ab, an Karthaunen, halben Schlangen und dergleichen. Es war ein Lärm, daß man sich die Ohren zuhalten mochte. Wer das erlebt hat, vergißt's bis zum Ende seiner Tage nicht. Nun hat der Herr Herzog zu Ende des Monats einen Landtag ausgeschrieben, auf dem ihm feierlich gehuldigt werden soll. Sind auch von den alten Ordensrittern noch einige widerhaarig, die werden sich wol begeben müssen. Dann soll auch ein Schreiben in's Land gehen wegen Aenderung der Religion. Ist aber an den meisten Orten schon tapfer vorgesorgt und mit dem römischen Wesen aufgeräumt, wie auch hier. Bald wird sich das ganze Land Preußen der evangelischen Freiheit zu erfreuen haben.“

Die Kinder hörten aufmerksam und mit blitzenden Augen zu. Die dreisteren hielten Fragen nicht zurück, wie der Herr Herzog gekleidet gewesen und ob die Herren aus Polen ihn begleitet hätten und ob beim großen Schießen kein Unglück geschehen. Dr. Speratus gab Allen Auskunft, wennschon immer noch nicht genug, und entließ die Kinder endlich nach Hause, da die Schulzeit schon vorüber war. Einander das Gehörte wieder erzählend, polterten sie sehr aufgeregt aus dem Schulhause und trugen die Neuigkeiten durch den ganzen Ort.

Martinus hatte seine Tochter herangewinkt und ihr etwas in's Ohr geflüstert, worauf sie die Stube verließ; da die beiden Männer nun dort allein zurückblieben, kam sie zurück mit einem weißen Mützchen und einer Schürze geschmückt, knixte vor dem Doctor und bat ihn zu einem Imbiß hinüber in die Wohnstube; zu ihrem Vater aber sprach sie etwas heimlich. Dort standen in

der Ecke am schwarzen Kachelofen noch zwei Kinder des Schulmeisters, ein Bube von vierzehn Jahren und ein kleines Mädchen, das mit der älteren Schwester wenig Aehnlichkeit hatte. Der Tisch war mit einem weißen Linnen belegt. Es stand darauf eine Schale mit Milch und eine Kanne mit Bier, ein Zinnteller mit Brod und ein anderer mit geräucherten Flundern. Auch Butter und Honig fehlte nicht. Speratus zögerte zuzugreifen. „Ich vermisse Eure Hausfrau," sagte er.

„Wollet sie wegen Schwachheit des Leibes entschuldigen", bat Martinus finster; „sie ist unwohl und mag ihre Schlafkammer nicht verlassen. Nehmet aber vorlieb. Ein armer Schullehrer hat nicht mehr zu bieten."

Er schob ihm einen Stuhl mit Lederkissen hin und setzte sich gegenüber. Dem Doctor schien's zu schmecken, er selbst aß wenig und schien Mühe zu haben, die Brodbissen hinunterzubringen. Magdalena betheilte die Geschwister, nahm sie dann bei der Hand und führte sie hinaus.

„Nun laßt mich aber meiner Verwunderung Worte geben," begann nach einer Weile Speratus, „Euch hier in Preußen wiederzufinden, Bruder Martinus."

„Als Schulmeister auf dem Dorfe —" setzte der Angeredete bitter hinzu.

„Wahrlich! Ich hätte Euch auf den ersten Blick kaum erkannt, wenn Ihr nicht meinen Vatersnamen genannt hättet, bei dem ich mich als junger Student in Erfurt noch rufen ließ", sagte der Doctor.

„Es entfuhr mir so in der Ueberraschung," versicherte Martinus wenig freundlich. „Sonst hätt' ich mich wohl gehütet, den hochberühmten Dr. Paulus Speratus, Hofprediger Seiner Fürstlichen Durchlaucht, an den Erfurter Stubengenossen zu erinnern, der's so wenig weit in der Welt gebracht und an den er auch sonst wohl ungern zurückdenken mag."

Speratus setzte den Bierkrug aus der Hand, von dem er eben wieder seinen zinnernen Becher füllen wollte. „Ich habe also doch wohl recht gesehen," sagte er, „daß Euch diese Begegnung unlieb war. Seit wir uns in Erfurt trennten —"

„Ihr gingt ohne Abschied."

„Nun wohl — ich mochte meinen Grund haben. Seitdem sind viele Jahre vergangen und wir haben große Erlebnisse hinter uns, vielleicht noch größere vor uns. Alle meine Gedanken sind reichlich damit beschäftigt, und so sollte es auch bei Euch sein. Warum an ein Zerwürfniß zurückdenken, bei dem viel Jugendthorheit mitwirkte?"

Der kleine Schulmeister schreckte von seinem Stuhl auf und richtete zugleich mit zwei scherenartig gespitzten Fingern den Haarbüschel in die Höhe, der ihm auf der kahlen Stirn stehen geblieben war. „Wollet Ihr auch dies Jugendthorheit nennen," fragte er mit schneidigem Ton, „daß wir einander gelobt hatten, Freunde und Genossen für's Leben zu bleiben und mitsammen den Drachen der Lüge und boshafter Gewalt zu bekämpfen? Freilich — Ihr der Herr Paulus von Rotweil, aus dem adligen Geschlecht derer von Spretten, wohlbegütert, ich fast zehn Jahre älter, eines armen Dorfschneiders Sohn, aus der Lehre entlaufen, lang umgetrieben in deutschen Landen als ein armer Scholar, ärmer als eine Kirchenmaus!"

Dem Doctor schien diese Rede großes Unbehagen zu verursachen, aber er

schluckte seinen Aerger herunter und sagte mild: „Hab ich Euch je diesen Unterschied der Geburt und des Wohlstandes empfinden lassen, Martinus? Fragt Euch doch ernstlich. Damals, als ich Euch an der Landstraße liegen fand, von den Bauern jämmerlich zerschlagen, halb verhungert und verdürstet —"

„Ich war mit einer Schaar Bacchanten und Schützen über Land gezogen," fiel der Schulmeister ein, „weil ich mich in Erfurt, der Burg der Humanisten, nicht länger halten konnte. Wollten uns bis Breslau durchschlagen, wo es billig sein sollte zu leben, und in der Schul im Dom zum heiligen Kreuz oder zu St. Elisabeth Unterkunft suchen, ich als ihr Präceptor, denn ich war ihnen in den Wissenschaften weit voraus. Da hatten wir vom Hunger getrieben einen Bauernhof überfallen und ausgeplündert. Die Bauern im Dorf rotteten sich aber auf das Hilfegeschrei zusammen, fingen uns ab und bedrohten uns mit Knütteln und Dreschflegeln. Die andern schlüpften durch; ich aber hatte wunde Füße von der Wanderung und konnte nicht laufen. Sie fielen über mich her, der ich ihnen am wenigsten Leides gethan und gar nun den Bacchanten abgerathen hatte, und schlugen mich, daß ich wohl meint', es sei mein Ende, und ließen mich liegen. Da kamt Ihr des Weges geritten, ein junger Student, und wolltet auf Erfurt. Ihr erbarmet Euch meiner, nahmt mich auf und setztet mich auf Euer Pferd, erquicktet mich auch mit Speise und Trank aus Eurem Ranzen. Das meint ich Euch nimmer vergessen zu können! Hab's auch nicht vergessen bis auf den heutigen Tag."

„Seid aber deshalb nicht in meiner Schuld geblieben," sagte Speratus lächelnd. „Kramen wir denn die alten Geschichten vollends aus, da Ihr damit begonnen habt. In Erfurt brachtet Ihr mich in das Haus Eures früheren Wirthes, des wackeren Tuchscheerermeisters Henneberg, hieltet mein Stübchen in guter Ordnung, schafftet mir Bücher an, wie ich sie brauchte, führtet mich bei den hochberühmten Professoren Maternus Pistoris, Mutianus Rufus und Johannes Venatorius ein und saßet bei mir in den Collegien. Hütetet mich auch vor schlechter Gesellschaft, da ich noch ein leichtfertiger junger Fant war und ein ziemlich Stück Geld im Beutel hatte, wofür ich Euch allezeit dankbar bleibe. Zu Hause laset Ihr mit mir Griechisch und Hebräisch, auch die schwereren Lateiner und stärktet meine Lust zu den Wissenschaften. Vor allem aber machtet Ihr mich bekannt mit den Zeitschriften der Humanisten, besonders Huttens, des theuern Mannes, der so tapfer gegen die Pfaffen losschlug. Bis in die späte Nacht saßen wir bei der Lampe, manchmal auch in Gesellschaft des jungen Eobanus Hessus, der dann ein großes Licht und als Poet gekrönt worden..., und Ihr habt Recht: im heiligen Eifer gelobten wir einander zu seinen Fahnen zu halten als gute Kampfgenossen."

„Hattet aber doch den rechten Muth nicht, redlich zu brechen," bemerkte Martinus. „Euer Oheim, der Euch unterhielt, saß im Rath zu Rotweil und wollte nicht Ungelegenheiten haben, schrieb deshalb eifrig, Ihr solltet bei der Theologie bleiben und Euch von allen ketzerischen Neuerungen fern halten. Da ward ich Euch ein gefährlicher Geselle, nicht wahr? Ihr sagtet aber nicht: Martinus, geh! ich bin andern Sinnes worden; in Armuth, wie Du, kann ich nicht leben, und so thu' ich, was man mich von Hause heißt. Sondern es war,

als hätt' ich unehrlich gegen Euch gehandelt und Ihr müßtet mir Eure Spur ganz verwischen. So machtet Ihr Euch heimlich auf die Flucht."

„Nennt's nur so!" rief Speratus. „Eine Flucht war's wirklich, und ich will Euch nicht leugnen, daß ich aus einiger Schwachheit so handelte, da ich meines Oheims und Vormundes Zorn fürchtete, wenn ich mich von Euch zu unbedachten Schritten drängen ließ, da doch meine Jugend noch unerfahren war und in der Welt nicht bestehen konnte. Aber das war's doch nicht allein. Ich sah auch in Vielem heller, als Ihr, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, und erkannte mein unreifes Wesen und unselbständiges Wissen. Wer die Pfaffenburg sprengen wollte, der durfte nicht draußen vor der Mauer stehen bleiben und sie mit gelehrten Schriften bombardiren. Nein, der mußte zunächst selbst hinein und all ihr Rüstzeug kennen lernen zu späterem gedeihlichen Angriff von innen her. Darum meint ich meine Mittel gut nützen zu müssen, ging über die Alpen nach Italien und ließ mich dort auf Universitäten einschreiben. In Padua und Bologna studirt' ich Theologie und dann in Rom selbst blieb ich länger als ein Jahr, mit eigenen Augen der Kirche Verfall durch des Papstes und seiner Cardinäle Mißwirthschaft zu beobachten. Nimmer wär' ich geworden, was ich bin, wenn ich solchen Grund nicht gelegt hätte. Darum zürnet mir nicht ob dieser frühen Einsicht."

Martinus schüttelte den Kopf. „Ihr legt's Euch nun so zurecht," sagte er. „Uebrigens — —" Er verzog die Muskeln des Gesichts, als ob er einen grimmen Schmerz zu verbeißen hätte, schloß die Augen und strich mit der Hand darüber hin. „Es muß einmal heraus," fuhr er fort, „damit Ihr merkt, daß Euch kein Verstecken hilft. Was Ihr mir bis dahin angethan habt, hätt' ich leicht verschmerzt und Eurer Zaghaftigkeit wenig gezürnt. Aber es blieb auch ein Mägdlein zurück —"

Speratus zuckte zusammen. „Ihr wißt das —?"

„Wie sollt' ich's nicht wissen? Hatt' ich doch selbst des Meisters Hennebergs hübsches Töchterlein in mein Herz geschlossen, schon als er dem armen Scholaren aus Mitleid ein Kämmerchen in seinem Hinterhause überlassen hatte und ich Miethe und Kost durch schwere Arbeit in seiner Werkstätte und auch durch Unterrichten der Kinder abtrug. Marie schien mir auch wohlgeneigt und wollte warten, bis ich ein Amt erlangt hätt', das mich nährte, und darum hauptsächlich war ich von Erfurt ausgezogen, wo ich doch mit meiner Armuth immer auf derselben Stelle hätt' bleiben müssen."

„Das wußt' ich nicht, Martinus," sagte der Gast und streckte ihm die Hand über den Tisch hinüber.

Der Schulmeister aber schlug nicht ein, sondern fuhr hastiger fort: „Da Ihr mich nun auf Eurem Gaul krank nach der Stadt zurückbrachtet, meint' ich nicht anders, als daß es eine Schickung des Himmels sei, rieth Euch also selbst zu Hennebergs Haus und war frohen Muthes, als eines Junkers Famulus wieder in des lieben Mädchens Nähe zu sein. Hatt' aber schlecht bedacht, daß ich mir ein Kuckucksei in's Nest legte. War ich doch klein von Wuchs und häßlich im Gesicht, niederer Geburt und schlecht gekleidet — mein Geselle aber jung und wohlgestalt, groß und stattlich, ritterlich geboren und erzogen, zier-

licher Rede gewachsen. Kein Wunder, daß die Augen des Mädchens mehr Gefallen an ihm hatten als an mir. Und doch hätte die Treue nicht gewankt, wenn Ihr Euch nicht in Mariens Herz eingedrängt hättet mit Schmeichelei und eitlen Versprechungen."

„Martinus —!" wollte der Doctor unterbrechen.

Der aber bedeutete ihn mit zitternder Hand zu schweigen und ihn anzuhören. „Da ich nun wohl merkte," fuhr er fort, „daß sie sich mir ganz abwandte, in den jungen Gesellen blind vernarrt, that mir's weh. Aber ich überlegte, daß mir's doch nicht nützen könnte, wenn ich Lärm schlüge. Und ich liebte das Mädchen aufrichtig und wünschte ihm das Beste, der junge Geselle aber, der es ihr angethan hatte, war mein Retter in großer Noth gewesen und nun mein geschworener Bruder. Da kämpft' ich's still mit mir aus, und trat dann eines Abends, als Ihr wieder Heimlichkeiten gehabt hattet, zu Euch, nahm Eure heiße Hand und sagte: Paulus, ich weiß, was Du mit dem Mädchen treibst. Meinst Du's als ein ehrlicher Mann? Darüber erschrakst Du ein wenig, und wurdest roth, drücktest mir aber die Hand und gabst zur Antwort: wahrlich, ich mein's als ein ehrlicher Mann! So nahm ich's nun auch für wahr."

„Und ich sprach damals gerade wie ich's fühlte," versicherte Speratus. „Es war zum ersten Male, daß mich eine solche Leidenschaft erfaßt hatte. Zu mächtig wurde sie bald, daß ich mich ganz darin verloren sah. Was sollte daraus werden bei meiner Jugend und Unfertigkeit? Aber an dergleichen denkt Niemand, wenn es in seiner Brust stürmt. Später erst —"

„Wenn es zu spät ist," ergänzte Martinus und zog sein Mäntelchen über den Schultern zusammen, als ob ihn fröre.

„Ich habe einen schweren Kampf ausgekämpft," fuhr Speratus fort, „dessen ist Gott mein Zeuge. Meines Unrechts gegen das Mädchen war ich mir wohl bewußt, aber der Geist trieb mich, grausam zu sein gegen mein Herz und ihrer Leiden nicht zu achten. Blieb ich, das war vollends ihr Verderben und das meinige auch. Ich will nichts entschuldigen, Martinus, hab' auch lange Jahre kein ruhig Gewissen gehabt — nur daß Ihr mich nicht zu schwer anklaget, sag' ich's, wie es gekommen. Daß Ihr Euch mir damals ehrlich erschlossen hättet!"

Der Schulmeister stützte den Kopf in die Hand. „Meint Ihr, daß Ihr den Muth gehabt hättet abzustehen," fragte er, „da Ihr doch hinterher nicht den Muth hattet Euer Wort zu halten? Als Ihr auf und davon waret, gab's großen Jammer. Ihr hattet alle Vorsicht vergessen gehabt. Die Nachbarn hatten Euch oft im Gärtchen gesehen, die Mägde zischelten am Brunnen, die Gesellen fragten spöttisch: wann giebt's Hochzeit? Nun wußte Jedes, weshalb Ihr gegangen wart. Marie aber —"

„Marie —?!"

„Man zog sie aus dem Wasser —"

„Heiliger Gott!"

„Erschreckt nicht. Es war nicht Ihr Ende. Gott hat's anders beschlossen

gehabt. Aber ihr Vater wollt' sie zu Hause nicht leiden, weil sie ihm Schande gebracht. Und da..."

Er schwieg und schluckte heftig und rieb die knöchernen Hände in einander, als wollt' er die Haut herunterreißen.

„Was ist aus Marie geworden?" fragte der Doctor leise nach einer Weile.

„Nehmt an — sie sei in ein Kloster gegangen," antwortete Martinus stumpf. „Was kümmert's Euch?"

In diesen Augenblick öffnete sich die Kammerthür seitwärts und Magdalena trat ein, das Geschirr abzuräumen. Hinter ihr aber blickte das Gesicht einer älteren Frau in das Zimmer hinein und bedeckte sich sogleich mit den Händen. Ein Laut wurde vernehmlich wie ein erstickter Aufschrei. Der Gast schaute um und stutzte wieder merklich, da er des Mädchens ansichtig wurde. Er stand auf und trat abgewandt an's Fenster. Martinus aber winkte, daß die junge Magd sich beeile. Da nun wieder alles still war, kehrte der Doctor zum Tisch zurück, setzte sich jedoch nicht, sondern stellte sich an die Seite des Schulmeisters, beugte sich nieder und flüsterte: „Seh' ich Gespenster? Das ist..."

Martinus erhob sich rasch, stellte sich aufrecht, so hoch er konnte, faßte ihn mit einem strengen, gebieterischen Blick und sagte mit scharfer Betonung: „Mein Kind!"

Dem Doctor schien der Muth zu sinken weiter zu fragen. Er ging einige Schritte auf und ab, legte dann die Hand auf des Schulmeisters Arm und sagte: „Ich nehme von Euch noch nicht Abschied, Martinus. Wahrlich auf dieses Begegnen war ich nicht gefaßt, und in solcher Unruhe des Gemüths mag ich nicht das letzte Wort zu Euch sprechen. Lebt wohl indessen."

So verließ er das Zimmer.

Martinus trat einige Minuten später in die Kammer ein.

Vom Himmelbett erhob sich eine bleiche Frau, deren Gesicht ganz verstört war. Sie streckte ihm die Hand entgegen und lehnte den Kopf auf seine Schulter, als er sie an sich zog. „Darum wolltest Du nicht..." sagte sie kaum vernehmlich.

„Du hast ihn gesehen, Maria?"

„Durch die offene Thür — und sogleich erkannt. Weiß er...?"

„Nein, und soll's nimmer erfahren."

„Ich danke Dir. Nimmer — nimmer! O Du guter, treuer Mann!"

„Still!" bat er. „Es ist abgethan. Die Kinder dürfen nichts merken."

Sie küßte seine Hand. Er ließ es freundlich geschehen, führte sie zu ihrem Lager zurück und ließ die blau- und rothstreifigen Vorhänge darüber fallen. —

Dr. Speratus aber begab sich auf's Schloß, nicht räscher ausschreitend, als er's beim Gange nach der Kanzel pflegte, ganz in Gedanken vertieft. Es war schon bekannt geworden, welchen Gast der Flecken beherbergte, und so blieben die Leute stehen, zogen Mützen und Hüte und schauten ihm nach. Er hatte heut keine rechte Freude daran, hielt den Kopf gesenkt und grüßte nur mit stillem Nicken.

Herr Hans Röber, der Amtmann, hatte ihn schon lange erwartet. Er empfing ihn in dem wohnlichsten Gemach, das wahrscheinlich das alte Ordens-

haus zu bieten hatte. Ueber der wurmstichigen Holzverkleidung an den Wänden herum hingen einige verblichene Teppiche; die kleinen Scheiben in dem tiefen Bogenfenster waren nicht sämmtlich unversehrt, aber die Lücken verklebt oder verstopft, auch lagen auf den Steinbänken in den Nischen rothe Polster. Im Kamin brannten mächtige Scheite Holz, doch war die Luft noch immer kellerartig. Der Tisch in der Nähe war gedeckt. „Seid nicht unwillig, hochwürdigster Herr Doctor, wenn die Suppe kalt geworden ist," entschuldigte der Amtmann mit seiner derben Stimme; „aber Mittagszeit ist fast vorüber und ich konnt' mir's nicht vorstellen, daß Euch der Baculus mit seinen A- B- C-schützen so lange aufhalten würde."

Speratus versicherte, daß er zur Noth gegessen und nicht hungrig sei. „Dann erlaubt," rief der Amtmann, „daß ich's für mein Theil nachhole, da ich aus Höflichkeit gefastet habe. Vielleicht kommt Euch die Lust, wenn Ihr seht, daß es mir schmeckt." Eine große Schüssel mit Hühnersuppe und Klößen wurde aufgetragen, darauf ein Gericht fetten Aals. Er aß reichlich für zwei und unterließ nicht, in kurzen Absätzen Bier nachzuspülen.

Dann brachte er das Gespräch auf die Zeitläufte. Speratus mußte erzählen, wie es an dem neuen Hofe herging. „Es wäre alles schon gut," meinte Röber, „und würde sich wol mit der Zeit ein freundliches Einvernehmen zwischen der neuen Herrschaft und dem Lande finden, wenn der Herr Herzog einen großen Beutel voll Geld mitgebracht hätte. Nun heißt's aber, er komme mit übermäßigen Schulden, könne sich auch seiner Gläubiger kaum noch erwehren und wolle gleich dem nächsten Landtag mit Bitten lästig fallen. Das ist sehr bedenklich."

„Aber doch besser," antwortete Speratus, „als wenn er die Wucherzinsen noch höher anwachsen ließe. Das Land muß es ja doch einmal hergeben, was er zu des Landes Bestem aufgewendet hat, erst im Krieg, dann auf den langen Reisen im Reich und endlich bei der Belehnung in Krakau. Es ist löblich, reinen Tisch zu machen, wenn die neue Wirthschaft gedeihen soll."

„Ja, ja!" stimmte der Amtmann zu und kratzte den Kopf. „Wenn er's nur klug anfängt. Es sollte mir leid thun, wenn er sich dadurch täuschen ließe, daß nun die Bürger in den Städten und die Bauern auf dem Lande ihm zujauchzen, als ob er der Heiland wäre. Was sie begehren, kann er ihnen doch nicht gewähren. Verspricht er ihnen jetzt, was dem Adel nicht genehm ist, so wird er bald unruhige Tage haben. Denn reicht er ihnen den Finger, so werden sie die ganze Hand haben wollen, der Adel aber wird verstimmt sein und des Herzogs Verlegenheit ausnutzen, ihn unter seine Macht zu bringen, ohne ihm doch zu helfen. Er setzt's gegen den Adel nicht durch, besonders jetzt, wo wir an Polen stets einen Rückhalt haben. Ich sag' das ganz wohlmeinend als des Herrn Herzogs getreuer Diener. Kenn' ich doch meine Leute! Den Adel muß er auf seine Seite bringen und warm halten; der hilft ihm dann zu eigenem Vortheil aus dem Bürger und Bauer herausdrücken, was der Hofhalt und das Regiment braucht."

„Es ist aber ein groß Wehklagen überall im Lande," bemerkte der Hofprediger, „daß der Adel sich seiner Rechte übernommen und seine Privilegien

willkürlich ausgedehnt habe, nicht nur zum Schaden der Herrschaft, sondern auch der Unterthanen. Aus allen Aemtern laufen die Beschwerden vom Bürger- und Bauernstande ein, daß die ihm aufgebürdeten Leistungen, Frohnarbeiten und Dienstlasten schier unerträglich geworden. Scharwerk und Zins sind überall gemehrt, verbriefte Freiheiten nicht geachtet; durch den Krieg und ansteckende Seuchen sind ganze Dörfer ausgestorben und die Hufen liegen wüst; ihre pflichtigen Leistungen müssen aber von den andern aufgebracht werden, sodaß nun vier oder fünf Ortschaften an Dienstlasten tragen müssen, was früher fünfzehn. Und ist da nirgends Barmherzigkeit zu finden bei den Machthabern, sondern wer zu befehlen hat, der befiehlt ohne Rücksicht, drückt die Bauern mit Jagddienst und läßt ihnen nicht einmal Ruhe während der Ernte- und Saatzeit, daß sie für die eigenen Aecker sorgen können. Was sie dann bauen, das frißt ihnen das übermäßige Wild fort, und dürfen sie's doch bei hoher Strafe nicht tilgen. Wäre das Alles aus der Luft gegriffen, edler Herr?"

Der Amtmann lachte. „Ihr wollt in eines Bauern Kittel nicht stecken," antwortete er, „obschon es uns in unserm Wams auch nicht immer behaglich ist. Was wollt Ihr? Der Adel hat seine Privilegien und es ist nun einmal so Gottes Ordnung, daß der Adel dem Bauer den Fuß auf den Nacken setzt."

„Das ist nicht Gottes Ordnung," eiferte Speratus, „sondern es soll auch dem Schwachen geholfen werden, daß er sein Recht nicht verliere und nach Billigkeit gehalten werde. Auch ihm ist das Evangelium verkündet."

Herr Hans Röber zuckte die Achseln. „Es ist in der ganzen Welt nicht anders, und hier soll man keine unvorsichtige Neuerung machen. Was aber das Evangelium betrifft, zu dem ich mich von Herzen bekenne, so hütet Euch, es auf weltliche Dinge in Anwendung zu bringen. Es ziehen schon allerhand verlaufene Mönche im Land herum und predigen dem Volk, was ihm gefällt, um sich desto besser mit milden Gaben den Ranzen zu füllen. Machen den armen Leuten aus der Bibel große Versprechungen, die doch nur auf's Himmelreich gemeint sind, verwirren ihnen die Köpfe. Waren da neulich einige Herren aus der Nachbarschaft bei Gregor von der Trenck zusammen; da hättet Ihr von mancherlei Unfug sprechen hören können, wie er jetzt im Schwange ist. Der gefährlichsten einer scheint der Müller aus Kaymen zu sein. Andreas Rippe, sein Amtmann, hat ihn setzen lassen müssen, weil er ihm aus Bosheit ein Wehr zerbrochen, dafür wiegelt er nun die Bauern gegen ihn auf, die in seiner Mühle ein Geschäft haben, und es fehlt ihm nicht an Sprüchen aus der heiligen Schrift, seiner Hetzerei ein vornehm Ansehen zu geben. Auch sind die Schullehrer meist ganz und gar vom Teufel besessen, daß sie sich plötzlich für wichtige Leute halten, die alle Weisheit Salomonis gepachtet haben, da doch viele von ihnen kaum nothdürftig schreiben können, kaufen Schmähschriften und lesen sie den Leuten im Kruge vor, wenn die Köpfe erhitzt sind. Geht das so fort, so seh' ich nichts Gutes kommen, und die Feinde der reinen Lehre werden Aufwasser haben."

„Ich hoffe, daß Ihr gegen Martinus nichts Uebles auszusagen wisset," forschte der Hofprediger in guter Meinung; „seine Schule hab' ich in löblicher Ordnung gefunden."

„O der!“ rief der Amtmann und schnappte mit den Fingern in der Luft. „Ohne Zweifel ein sehr gelehrter Mann, weit über das Maß. Hätt' gar gut ein Pfarr aus ihm werden können, und weiß ich nicht, warum er sich mit der Schulmeisterei begnügt hat. Sind auch immer einige feinere Scholaren bei ihm, denen er für ein Geringes Lateinisch und Griechisch beibringt, so viel wenigstens, daß sie hinterher auf der Domschule zu Königsberg gut bestehen. Im Glauben ist er auch eifrig genug, und gegen seine Ehrenhaftigkeit wüßt' ich nichts einzuwenden. Aber sonst ist er auch von denen, die ihre spitze Nase in alles stecken müssen, was sie nichts angeht. Wo er irgend ein Unrecht zu sehen meint, da treibt's ihn auf zu helfen, zu vertheidigen und anzugreifen. Es ist sein Unglück, glaub' ich, daß er schreiben gelernt hat. Denn nun schreibt er für die armen Leute Berichte an die Aemter und Herren Hauptleute und an die fürstliche Kanzlei mit Klagen und Beschwerden und wehmüthigen Bitten, nimmt aber nie einen Heller dafür an, sodaß ihm das Handwerk schwer zu legen ist.“ Er blinzelte mit den Augen. „Hat übrigens ein Mädel, das aussieht wie ein Fräulein. Weiß Gott, wie er zu dem Kinde gekommen. Hab' mich schon närrisch um das hübsche Ding bemüht, ist aber ein Fisch, der nicht an die Angel geht — ha, ha, ha!“

So setzte sich das Gespräch noch eine Weile fort, und Dr. Speratus merkte wohl, daß sie in vielerlei Dingen nicht einer Ansicht wären und sich schwerlich würden vereinigen können. Was Herr Hans Röber an Martinus tadelte, schien ihm eher ein Lob zu sein; aber er hütete sich wohl, dies laut zu sagen. Zuletzt erkundigte er sich, wo er einen Kahn mit einigen sicheren Bootsleuten miethen könnte, darauf er am andern Tage über das kurische Haff nach dem Fischerdorf Gilge übersetzen könnte, auch in der Niederung Kirchen und Schulen zu besichtigen. Sein Pferd wollte er so lange in des Amtmanns Stall lassen. Der sagte ihm zu, selbst den Fischerkahn besorgen und ausrüsten zu wollen, ihm auch einen Tolke mitzugeben, der des Deutschen und Littauischen kundig, damit er sich durch diesen Dolmetsch mit den Leuten drüben verständigen könne. „Werdet da noch viel heidnischen Aberglauben finden“, setzte er hinzu.

Der Hofprediger dankte ihm schon im Voraus für solches Bemühen, besichtigte dann noch Kirche und Pfarrhaus und trat gegen Abend wieder bei Martinus ein. Dessen Bube wies ihn die Treppe hinauf in des Vaters „Bücherkammer“, und dort fand er den Schulmeister auch so recht bei sich zu Hause. Um das kleine Giebelfenster hatte er sich einen Verschlag hergerichtet, in dem recht unter dem Licht sein Schreibtisch stand. Dahinter an der Wand waren Holzgestelle postirt, die seine Bücherschätze, darunter manchen Folianten und Quartanten in schweinsledernem Einband, trugen. Für einen Gast stand noch ein zweiter Stuhl mit hoher Holzlehne bereit.

„Ich komme diesmal nicht zu dem Schulmeister,“ redete Speratus ihn an, „sondern zu dem alten Freunde, und meine freundliche Bitte geht dahin, daß er mir einen besseren Abschied gebe, als am Vormittag. Wahrlich es beschwert mein Gemüth, daß ich Euch gekränkt habe und nun in schlechtem Andenken bei Euch bleiben soll, da ich Euch doch viel verdanke. Hättet Ihr Euch mir ehrlich eröffnet, Martinus, als Ihr mich in Henneberg's Haus einführtet! Ich glaube,

ich wäre vor Versuchung bewahrt gewesen. Doch will ich dem jetzt nicht nachforschen. Der Jugend heißes Blut wallt leicht über, und Niemand mag sich verschwören, daß er das Feuer rechtzeitig gebändigt hätte, wenn ihm die Gefahr angezeigt wäre. Aber das ist geschehen vor zwanzig Jahren und ich habe jetzt das doppelte Alter. Wollt Ihr mir's noch immer nachtragen? Vergesset als ein Christ."

Der Schulmeister deutete auf den Stuhl, daß er sich setze. Aber sein Gesicht blieb strenge. „Könntet Ihr Euch selbst verzeihen!" sagte er, das Buch zuschlagend, in dem er gelesen hatte.

„Wer darf sich selbst verzeihen?" fragte der Doctor. „Will Gott uns begnaden, das ist in seiner Hand. War ich doch selbst der sündige Mensch, von dem ich sang:

Nicht Rast
findt er auf Erd, wie fast
er sucht,
kein Macht will ihn doch retten.
Sein Last
ihn als der Höllen Gast
verflucht:
ach Gott, hilf ihm aus Nöthen!

Gott aber hat mir aus Nöthen geholfen, da er meinen Muth gestärkt, sein Wort zu verkünden mit Gefahr Leibes und Gutes. All' meine jugendliche Hoffart und gelehrter Dünkel ward ausgelöscht wie ein jämmerlich Lichtlein, als der neue Geist mit gewaltigem Hauch ausging von Wittenberg. Zu groß' Anseh'n und Ehren hätten mich die Römischen bringen mögen, wenn ich die Wahrheit verleugnet hätte. Aber fraget nach in der freien Reichsstadt Dinkelsbühl und in Würzburg und in Salzburg und in Wien und aller Orten, wo ich lehrte, ob ich aus Menschenfurcht mich gebeugt habe, oder vielmehr den Glauben treu bekannt. Weit sei es von mir, daß ich mich dessen vor Gott rühme, Euch aber darf ich daran erinnern, daß Ihr mich recht kennet."

„Eure Schriften bezeugen es," antwortete Martinus mit freudiger Bewegung. „Ich habe mir's am Munde abgespart, daß ich sie mir verschaffte, und der muthige Mann, der sein Rüstzeug so scharf brauchte gegen allen Mißbrauch kirchlicher Gewalt, ist meinem Herzen theuer worden. Ahnt' ich doch nicht, daß Dr. Paulus Speratus jener Junker von Spretten wäre, den ich in Erfurt gekannt."

„Und nun Ihr's wisset," sprach der Gast mit gehobener Stimme, „wollet Ihr nicht von dem Manne, den Ihr liebgewonnen, zurückkehren zu dem Jüngling, der Eure Freundschaft gewonnen, und vergessen, was von Irrniß und Kummer dazwischen liegt? Sind wir doch einig in der Liebe zum Evangelium. Laßt uns nicht mit unwilligem Herzen scheiden!"

Er reichte ihm die Hand, und Martinus zögerte nicht länger, einzuschlagen. „Euer Weg ist voll Dornen," sagte er bewegt, „ich mag sie nicht schärfen. Gehet denn mit Gott und lehret alle Heiden. Viele werdet Ihr in diesem Lande finden, die mit dem Munde bekennen, aber im Herzen verstockt bleiben. Viele unter den Vornehmen und Mächtigen, die von der Liebe Gottes nichts

wissen! Der junge Herzog selbst — ich weiß nicht, ob es ihm schon rechter Ernst ist mit dem Bekenntniß des reinen Glaubens. Ein weltlich Fürstenthum hat er sich erworben durch den Abfall von Rom; nun soll sich's zeigen, ob er's Willens ist, christlich zu regieren. Die Armen und Gedrückten schreien zu seinem Thron — wird er sie hören? Vergesset Eures Amtes als Hofprediger nicht! Rühret ihm das Gewissen, wenn er schwach wird! Dann will ich sagen: das Leid war nicht umsonst, es half Euch zur Freiheit, Großes zu vollbringen."

Das Männlein schien zu wachsen, da die Begeisterung es so hob. Speratus hielt seine Hand, beugte das Haupt tief und drückte sie stumm. Er fühlte die ganze Schwere der Last, die er auf sich genommen hatte, aber sein Herz war doch frei und froh. So nahm er denn auch einen stummen Abschied. Martinus aber rief ihm nach: „Mit Gott!"

II.

Herzog Albrecht durfte nicht lange im Lande verweilen. Nachdem er die Huldigung der Stände eingenommen, das Regiment vorläufig geordnet und sich in einem Mandat offen zur Reformation bekannt, reiste er im August zum Herzog Friedrich von Liegnitz ab, der zwischen ihm und dem Kaiser vermitteln sollte. Zu seinem Statthalter setzte er den Bischof von Samland, Georg von Polentz ein, der freiwillig auf seine landesherrlichen Rechte im Bisthum verzichtet hatte. Der war ein gottesfürchtiger Mann, aber auch wohlbewandert in weltlichen Praktiken, eifrig der Reformation ergeben und abhold allen den unruhigen Geistern, die sich nicht zügeln und leiten lassen wollten, wie ihnen von Dr. Martin Luther und seinen Erwählten Maß und Richtung gegeben wurde. Der reiste nun in des Herrn Herzogs Abwesenheit durch die entfernteren Aemter, überall für ihn die Huldigung einzunehmen und den gereinigten Gottesdienst in den Kirchen durchzuführen. Dem Fürsten erstattete er treulich Bericht und unterließ nicht, über mancherlei Unordnung zu klagen, die er vorfand und die dringend Abhilfe forderte. Es war in den letzten Zeiten unter des Ordens Regiment viel gesündigt worden und alle Beschwer nicht sogleich abzustellen mit gutem Willen.

Unter den kleinen Herren im Lande, die auf ihren Gütern saßen, war auch nicht viel freundliches Entgegenkommen anzutreffen, zumal die meisten selbst in wirthschaftlicher Bedrängniß waren und kümmerlich genug lebten. Was ihnen an Rechten nach ihren Verschreibungen und langer Uebung zustand, davon wollten sie kein Titelchen fallen lassen, meinten vielmehr, als des Herzogs Getreue noch besser gestellt werden zu müssen. Saßen sie doch im Landtag und konnten mit ihm pactiren. Für die armen gedrückten Bauern aber sprach dort Niemand, wenn nicht — zu eigenem Vortheil, um den Adel nicht übermüthig werden zu lassen — die Städte sich ihrer gelegentlich annahmen, die doch selbst nur mit Mühe ihre Gerechtsame wahrten. Da war's kaum verwunderlich, wenn sie in ihrer Verlassenheit alle Hoffnung aufgaben, von ihren Peinigern Gerechtigkeit zu erlangen, und denen zufielen, die ihnen alles Heil versprachen, wenn sie sich selbst helfen wollten.

Einer von denen, die sich so des gemeinen Mannes Noth schwer zu Herzen

nahmen, war der Müller von Kaymen, Valentin Moldenhauer geheißen. Er meinte, daß ihm selbst Unrecht geschehen sei, da ihm Andreas Rippe, sein Amtmann, seiner Wiesen und Fischerei wegen ein Wehr in den Teich gestellt hatte, das der Mühle das Wasser benahm. Da der nun allen Klagen taub war, entfernte er es mit Gewalt, mußte dafür aber harte Strafe erleiden. Deshalb und anderer vermeinter Unbill wegen war sein Herz voll Groll und Mißmuth, und als er nun im Thurm saß, kamen ihm auch alle die Klagen in Gedanken, die er von den Bauern in seiner Mühle gehört hatte, und die Thränen der Weiber, die über den harten Dienst jammerten. Da hatte er vollauf Zeit, sich ein rechtes Strafgericht auszudenken, wie er's halten wollte an des Herzogs Statt, und er redete sich's gern ein, daß der gnädige Fürst um Jesu Christi willen sicher dem armen Manne beistehen würde, wenn er nicht selbst vom Adel gedrückt und niedergehalten würde. Der Müller war sonst ein ganz ungelehrter und einfältiger Mann, aber von grüblerischem Wesen, stets in der Predigt und konnte auch ein wenig lesen, was er fleißig in den Flugschriften übte, die ihm zur Hand standen, konnte nur immer nicht genug davon an sich bringen. Da er aber erfahren hatte, daß der Schulmeister von Labiau damit wohl versorgt sei und auch sonst viel gute Bücher besitze, aus denen ein Christ sich über das echte Wort Gottes unterrichten könne, scheute er den weiten Weg nicht, besuchte ihn öfters und bemühte sich, in sein Vertrauen zu kommen.

Martinus merkte wohl, daß sein Kopf verworren war und das meiste von dem, was er gelesen hatte, unverstanden blieb; erkannte aber auch sein mitleidiges Gemüth und wollte ihn nicht hilflos lassen. Darum ließ er sich gern vortragen, was jenen bedrückte, legte ihm das Evangelium aus und las ihm aus allerhand Schriften vor, mit guter Erklärung des Sinnes und redlicher Ermahnung, sein Vertrauen auf Gott zu setzen. Dafür sagte der Müller ihm Dank. In seinem Kopf jedoch ging's nun erst recht herum wie ein Mühlrad und er saß bis spät in die Nacht hinein auf, grübelte in sich hinein und dachte auf einen Plan, wie sich die Welt bessern ließe. Tags ging er schweigend umher, das Haar wirr über der Stirn, sprach zu seinem Gesinde nur das Nöthigste und gab selbst seinem Weibe kein gut Wort auf alle besorgten Fragen. Keinem erschloß er sich, als allein dem Schulmeister zu Zeiten; doch sagte er auch ihm seine letzten Gedanken nicht.

Im Sommer bei der Kornernte gab es wieder viel Beschwerden über den Amtmann. Er hatte das Getreide gegen den Rath erfahrener Leute mit Scharwerk der Bauern naß einfahren lassen. Da es sich nun in den Scheunen naß erhitzte, mußten sie wieder heran, es nochmals auf's Feld bringen, ausspreiten und trocknen, darauf aber von Neuem einfahren, wobei sie ihre eigene Arbeit arg versäumten. Darüber bekümmerte der Müller sich mit großer Unruhe seines Herzens, berichtete auch Martinus davon und verhielt ihm nicht, daß ihm in der Nacht ein alter Mann erscheine, der ihm zurufe: „Auf, auf Müller! Liegst hier und schläfst! Siehst du nicht, wie der arme Bauersmann unterdrückt wird? Wie lange will man den Muthwillen und Stolz des Adels leiden? Ist denn kein Mann auf Samland, der sich der Sache annehmen will? Es ist jetzt Zeit, daß der Armuth geholfen werde." Darüber erschrak der Schul-

meister und mahnte ihn, demüthig zu sein. Wie wolle er sich so großer Dinge überheben? Aber der Müller antwortete, der alte Mann habe ihm auch gesagt: „es ist nichts daran gelegen, wie gering und schwach du seist. Nur frisch und getrost daran! Dir wird Hilfe und Beistand genug zufallen. Willst du aber nichts thun, so sieh zu, was dir begegnen wird."

Martinus machte dazu ein bedenklich Gesicht und schlug ihm verschiedene Bücher auf, daraus zu entnehmen, daß solche Vision vom Teufel kommen könne, gegen den er auf der Hut sein wolle. Ob er schon selbst herzlich des armen Mannes trauriges Loos beklage und helfe, wie er könne, wolle ihm solche aufrührerische Rede doch höchst verfänglich erscheinen, rathe daher zu Gebet und Buße, den Verführer fern zu halten. Nun glaubte der Müller auch ihm nicht mehr trauen zu können und verschloß sich ganz in sich; denn es war ihm gewiß, daß Gott zu ihm spräche und ihn zur That forderte.

Als er nun meinte, daß die Zeit gekommen sei — in den ersten Tagen des Septembers selbigen Jahres — nahm er heimlich Drei zu sich, die er zum Werke für tauglich hielt, redete mit ihnen alle Dinge ab und schickte sie eilends zu Rosse in die nächstumliegenden Dörfer, dort ernstlich anzusagen, daß alle sich bei Strafe Leibes und Gutes um Mitternacht bei dem Kreuz an der Kirche zusammenfinden sollten, Befehl und Gebot des neuen Landesfürsten daselbst anzuhören. Aus diesen Dörfern sollten wieder je Zwei weiter ausgeschickt werden, dieselbe Botschaft zu melden unter Drohung des Brandes, wenn sie nicht gehorchten. Um Mitternacht kamen an der bezeichneten Stelle wirklich einige tausend Bauern zusammen, Preußen und Deutsche, so in Ansehen war ringsum der Müller, und als sie nun das Kreuz umstanden, stellte er sich auf den Fuß desselben und hielt folgende Ansprache:

„Lieben Brüder, Nachbarn und Freunde! Dieses eilende Zusammenkommen geschieht nicht anders, denn aus dem Willen Gottes des Allerhöchsten, welcher hat zu Herzen genommen Eure schwere Bedrückung, Kummer, so Ihr über alle Gerechtigkeit von dem Adel habt leiden müssen. Nun will sich Gott über Euch erbarmen und Euch hiervon frei machen. Solches geschieht auch nicht ohne Wissen und Zulaß des Landesfürsten, denn er selbst hat ein herzlich Mitleiden mit Euch. Es kann Euch aber durch keine andern Wege solche Freiheit kommen, denn wir jetzt angefangen. Denn Gott spricht selber: Du sollst Gott deinem Herrn gehorchen und gehorsam sein, und deiner weltlichen Obrigkeit und Niemand anders. Was soll uns nun der Edelmann? Wer hat ihn uns zum Herrn gegeben? Können sie doch nichts anders, als allein den armen Bauersmann plagen. Gott spricht: ich will selbst auf sein und lösen die Gefangenen!"

So ging's noch eine Weile fort, und den Deutschen gefiel seine Rede wohl. Die Preußen aber, die wenig davon verstanden, stutzten. Dessen hatte der Müller sich schon im Voraus versehen. Er zeigte einen alten Zeise-Brief vor, an dem ein Siegel hing. Darauf wurden sie schnell gläubig, denn sie waren gewohnt, zu allen Geschäften aufzuspringen, wenn auch nur der geringste Stallbube von der Herrschaft ihnen einen Zettel zeigte.

Und nun hub der tolle Tanz an. Auf des Müllers Geheiß zogen die Bauern ganz früh des Morgens nach Schloß Kaymen. Er selbst mit sieben

andern drang ein bis in des Amtmanns Schlafgemach. Der Sohn des Schulzen von Braschdorf faßte Andreas Rippe bei den Haaren, warf ihn unter sich und nahm ihn gefangen, da er ganz wehrlos war. Die Bauern bemächtigten sich seiner Kleider und Waffen, so viel zu finden waren. Der Müller aber führte sein bestes Pferd aus dem Stall und setzte sich darauf.

So zog der Haufe vor des Pfarrers Thür. Der Müller rief hinein: „Auf, auf, Herr Pfarrer, Ihr sollt der christlichen Gemeinde das reine Wort Gottes predigen. Und seid kein Heuchler wie vor, sondern ein evangelischer Prediger, und predigt das Wort Gottes lauter und klar."

Herr Paul Sommer, der Pfarrer, war ein Mann mit grauem Haar. Der erhob Einwendungen, aber es half ihm nichts. Vor der Schule bildeten sie einen Ring, stellten eine Tonne in die Mitte und den Pfarrer darauf und riefen ihm zu: „Auf, auf, Pfaffe, und mach's nicht lang; willst Du nicht, so mußt Du!" Der Müller gab ihm auf, die Stelle aus dem ersten Buche Mose zu lesen, wo Jehovah den Menschen gebietet: „Füllet die Erde und macht sie euch unterthan und herrschet über die Fische im Meere und die Vögel unter dem Himmel, und über alles Thier, das auf Erden kreucht." Er war aber noch nicht weit gekommen, als die Bauern den Amtmann, den sie in einem schlechten Filzmantel herbeigebracht hatten, höhnten: „Hörst Du, Strohjunker, Gott hat alles wohl und frei gemacht." Die seine Kleider angezogen hatten, sprangen um ihn herum und riefen: „Lieber Junker, feiner Junker, nun lang genug Junker, seid Ihr nun Bauer, wir wollen auch Junker sein. Wir haben Euch so lange gescharwerkt, Ihr sollt uns nun wieder scharwerken." Des alten Pfarrers Ermahnungen fruchteten wenig, die Rottmeister wollten die Waffen nicht abgeben.

Dann brach der Haufe auf und bewegte sich auf der Straße nach Labiau fort. Unterwegs nahmen sie Hans Götzen gefangen, der eben nach Kaymen zur Kirche fahren wollte, banden ihn, setzten die beiden Edelleute auf einen Wagen und nahmen sie mit.

So gelangten sie vor das Dorf Legitten. Pfarrer Valentin war eben bei der Predigt, bekam Wind und machte ihr bald ein Ende, warnte auch die Edelleute, daß sie noch zur rechten Zeit ihre Pferde erreichen und nach Labiau reiten konnten. Er selbst mußte mit und fügte sich in das böse Spiel, nahm selbst eine Hellebarde in die Hand und zog dem Haufen voran. „Wie der Bischof," sagte er, „so hat er auch einen Stab."

Thomas Reimann und Gregor von der Trenck wurden auf ihren Höfen gesucht, aber nicht gefunden. Dafür mußten nun Kammern und Keller hergeben, was sie konnten. Bald waren die Bauern so betrunken, daß sie Andreas Rippe im Teich ersäufen wollten, was noch zur Noth abgewendet wurde. Den langen Jörgen in Briezen, der den Tag Kindelbier gab, überfielen sie und nahmen ihn gefangen.

Dann wählten sie Hauptleute, den Müller obenan, und zogen nach Labiau.

Dorthin war durch die geflüchteten Edelleute die Kunde von dem Aufruhr schon vorausgeeilt. Die Hausbesitzer, die Plünderung befürchteten, hatten sich eingeschlossen, das Gesinde aber und anderes gemeines Volk tummelte sich auf

den Straßen und zog den Ankommenden mit hellem Geschrei entgegen. Als sie nun vor das Schloß kamen, fanden sie die Brücke aufgezogen. Herr Hans Röber, der Amtmann, erschien in Rüstung über dem Thor und fragte, was ihr Begehr sei. Da schrieen sie, er sollte die Edelleute herausgeben, die sich auf's Schloß geflüchtet hätten, sonst würden sie alle Gebäude umher abbrennen. Der Amtmann ermahnte sie, daß sie sich an Sr. Durchlaucht Amt und Leuten nicht vergriffen. Das wollten sie auch nicht, antworteten sie, aber von den Edelleuten könnten sie nicht ablassen. Da nun mehrere von den Bauern Kienholz ansteckten, wurde ihre Drohung für ernst genommen, und die Herren Gregor von der Trenck und Georg Barck, um den Brand zu verhüten, gingen muthig hinaus, die Bauern zu beschwichtigen. Das gelang aber nicht, Trenck wurde gefangen, Barck mit einem Eide gebunden, daß er sich ihnen stellen wollte, wenn sie ihn begehrten. Röber, der den Haufen nur schnell los sein wollte, hatte Brod und Bier hinausgeschickt, damit sie das Amt nicht schädigten. So unternahmen sie denn auch gegen ihn nichts Gewaltsames.

Indessen hatte der Müller sich in das Haus des Schulmeisters begeben und Wachen davor aufgestellt, die auf Thüren und Fenster Acht haben sollten, daß Niemand entwische. Er fand Martinus in der Wohnstube bei Frau und Kindern, grüßte ganz freundlich und sagte: „Nun sehet Ihr doch, lieber Magister, daß Gott dem armen Bauersmann helfen will. Bei viertausend sind schon beisammen und auf allen Wegen mehrt sich die Schaar. Bald tritt uns ganz Samland bei, und die auf der andern Seite des Pregels in Natangen werden nicht zögern. Dann soll man auf unsere Klagen wohl hören, die Ihr längst als gerecht erkannt habt."

„Weichet von mir," schrie das Schulmeisterlein erschrocken. „Hab' ich Euch gerathen, Aufruhr zu erheben, Euch gegen Eure Obrigkeit zu setzen, friedliche Leute gefangen zu nehmen und ihre Häuser zu plündern? Wie die Rotte Korah kommt ihr und droht mit Gewalt und Brand. Fordert Ihr so Euer Recht, da könnt Ihr's leicht am Galgen haben. Das bedenket bei Zeiten und richtet Euch danach."

„Lieber Martinus," antwortete der Müller ruhig und mit fast schwermüthiger Stimme, „zu bedenken ist da nichts weiter, als wie wir die Sache, die einmal angefangen, zum guten Ende führen. Es bekümmert mich selbst schwer, daß gleich am ersten Tage so große Unordnung entstanden und vieles geschehen ist, was besser unterlassen wäre. Aber der gerechte Unwille der armen Leute ist zu groß, und ich kann ihren Zorn nicht bändigen. Wie sollen wir denn auch bei dem Herrn Herzog zu unserm Recht gelangen, wenn wir vorher den Adel nicht zwingen? Und wie kann das anders geschehen als mit Gewalt und Drohung. Aber ich fürchte nun selbst, es kommt zu arger Ausschreitung, Mord und Todschlag, wenn die Sache nicht in die richtigen Wege geleitet wird. Dazu wollet mir beistehen."

Martinus streckte die Hand vor und entgegnete: „Apage! Ich will mit Eurem sündhaften, gotteslästerlichen Treiben nichts zu thun haben. Laßt die Bauern eilends in ihre Dörfer zurückkehren, daß nicht noch mehr Unheil geschieht.

Was wollt Ihr denn? Sengen und brennen, plündern und rauben durch's ganze Land? Erschreckt Ihr nicht in Eurem Gewissen vor solcher Missethat?"

„Lieber Gevatter," sagte der Müller und drückte mit der Hand das Haar tiefer auf die Stirn, „ich hoffe, Ihr kennt mich gut genug als einen friedfertigen Menschen und guten Christen, dem solcher Greuel nicht nach dem Sinn ist. Aber ich habe gethan, wozu der Geist mich gedrängt hat, und kann nun nicht zurück. Will's auch nicht, denn ich baue auf Gottes Gerechtigkeit. Habe ich nun die armen Leute berufen, so muß ich auch ihr Führer sein, es komme wie es wolle."

„Und was gedenkt Ihr nun anzufangen, Müller," fragte der Schulmeister, „da Ihr in Eurem Unverstande diese Massen aufgeboten habt. Was nun weiter?"

Der Müller sah verlegen zur Erde. „Das ist's eben," sagte er, „ich bin mir dazu nicht gelehrt genug. Ich weiß nur, daß wir's schleunigst an den Herrn Herzog bringen müssen."

„Dazu habt Ihr die Zeit schlecht gewählt," fuhr Martinus zu schelten fort, „da er außer Landes ist. Seine Räthe werden ohne ihn nichts beschließen, und wenn Eure Sache vor den Landtag kommen soll, wer soll sie dort anbringen? Ohne Beistand der Städte Königsberg seid ihr Bauern ganz ohnmächtig."

„Da trefft Ihr das Rechte," rief der Müller, mit dem schweren Kopf nickend, „die Städte Königsberg müssen uns beistehen, so hab' ich's auch gedacht. Aber wir Bauern sind zu einfältig, solche Dinge zu verhandeln, und es müssen dazu auch Briefe geschrieben werden an die Herren Bürgermeister und an die Gemeinden, zugleich an des Herrn Herzogs Räthe und schließlich an den Herrn Herzog selbst. Es muß ihnen darin ganz ordentlich auseinandergesetzt werden, zu was Ende wir's angefangen haben, mit beweglicher Bitte auf unsere Seite zu treten und uns zum Recht zu helfen. Darum nicht zum Wenigsten wend' ich mich nun an Euch, Martinus; denn Ihr seid der Schrift kundig und gewandt in Geschäften."

Da wurde der Schulmeister sehr bleich im Gesicht, zog das Kinn lang und reckte an seinem Spitzbart. „Sucht Euch dazu einen Andern," bat er, „ich bin des Herrn Herzogs getreuer Unterthan und will Euren Aufruhr nicht vertheidigen. Es gibt noch viel andere Leute, die schreiben können."

„Aber keinen, zu dem wir so gutes Vertrauen haben," sagte Moldenhauer. „Denn Ihr kennt des gemeinen Mannes Noth und Beschwer und habt ein Herz für ihn, seid auch dem Evangelium aufrichtig ergeben. Und zugleich haltet Ihr die Obrigkeit in Ehren. Wenn Ihr nun unter die Bauern tretet, rathet zum Besten und schreibt mit klaren Worten, wie die Sache steht und daß wir nichts Unrechtes wollen, so kann sich noch alles gut wenden und viel Blutvergießen gehindert werden. Ueberlaßt Ihr aber die Bauern ihrem Unverstand, so sehet zu, was daraus entsteht. Ein wildes Pferd, das dem Zügel nicht gehorcht, tritt nieder, was seinem Lauf hinderlich ist."

Martinus wurde nachdenklich. „Nein," entschied er nach einer Weile, „ich will mich nicht darauf wagen, es zu bändigen."

Der Müller sah ihn traurig an. „Lieber Gevatter," sagte er ganz kleinlaut, „es kann Euch nichts helfen. Wir brauchen einen Schreiber. Und wenn Ihr

nicht willig nachgebet, so muß ich Euch mit Gewalt zwingen. Die da draußen warten nur auf meinen Wink."

Darüber erhob die Frau ein großes Geschrei und die Kinder weinten kläglich. „Das wolle Gott nicht," rief die Schulmeisterin, „daß Ihr mir meinen Mann zu der wilden Rotte entführt. Seht ihn an, er ist von schwächlicher Gestalt und ängstlich in seinem Wesen. Mit den Kindern weiß er wohl gut umzugehen, aber nicht mit betrunkenen Bauern. Sie werden ihn mißhandeln, wenn er nicht thut, was sie wollen, und ich weiß es, gegen seinen gnädigen Herzog unternimmt er nichts. Laßt Euch erbitten und steht ab davon!"

„Laßt Euch erbitten," flehten auch die Kinder und hingen sich an Martinus.

Der Müller aber zuckte die Achseln und blieb beharrlich bei seinem Willen, rief auch die Bauern an die Thür. „Wir können Eurer Hilfe nicht entbehren," sagte er, „und so haltet mich nicht für hart."

Den Schulmeister hatte anfangs ein Zittern befallen, daß er sich kaum auf den dünnen Beinen erhalten konnte. Nun er aber einsah, daß sein Weigern doch vergebens sein würde und immer mehr Bauern mit wüstem Geschrei vor das Haus rückten, richtete er sich muthig auf, verwies den Seinigen das Geplärre und sagte: „Nun wohl denn! Gott sieht, daß ich dem Zwang folge. Läßt er dies zu, so muß ich's für seine Schickung nehmen, daß er mir dieses Kreuz auflegt zu seines Namens Ehre. Kann ich den Frieden stiften helfen, so will ich Euch dazu dienen. Amen!"

Die Frau mußte ihm in der Eile ein Ränzel packen, auch sein Schreibzeug und Papier hineinstecken und etwas Mundvorrath hinzuthun. So ausgerüstet nahm er beweglichen Abschied.

Die Bauern zogen nun weiter, in der Richtung auf das Städtlein Tapiau, quer durch das Samland. Unterwegs machten sie ein Nachtlager auf freiem Felde und zündeten viele Feuer an. Martinus war ihnen anfangs mißmuthig und in schweren Sorgen gefolgt. Da man sich aber zu ihm drängte und seine Meinung hören wollte, redete er sich bald den Aerger vom Leibe, fing auch mit lauter Stimme ein geistlich Lied an zu singen, ob sie ihn hören wollten oder nicht. Dauerte auch nicht lange, so sammelten sich um ihn die Nüchternen und Besonnenen, fielen mit ein und sangen kräftig, ihrer immer mehrere und mehrere, sodaß man schließlich hätte denken mögen, einer Wallfahrt zu begegnen. Darüber freute sich Martinus in seinem innersten Gemüth und meinte nicht anders, als daß er doch berufen sei, die wilde Horde zu bändigen und vor der böseften Ausschreitung zu bewahren. Dafür wollte er Gott dankbar sein und aller Leiden vergessen. Ihm wurde nun recht muthig um's Herz und er hob den Kopf wieder hoch. Und wie er sich zu Gedanken führte, daß doch nicht Uebermuth und tolle Laune diese Tausende angetrieben habe, Haus und Hof zu verlassen und sich zusammenzurotten, sondern Verzweiflung, daß ihrer gerechten Beschwerde nicht abgeholfen werde, wenn sie nicht mit den Fäusten drohten, da wuchs in ihm selbst wieder der Trotz, und fehlte nicht viel, daß er den Bauern allerhand Geschichten aus dem grauen Alterthum erzählte, die ihm durch den Sinn gingen und in denen auch so dergleichen passirte. Der Messenier gedachte er und dann des Spartakus. Bei den Heiden konnte die Gerechtigkeit nicht siegen, überlegte

er; uns aber ist das Evangelium der Liebe verkündet und Freiheit verheißen. So sei es denn doch ein Gott wohlgefälliges Werk, den Armen und Unterdrückten beizustehen, auch wenn sie vom rechten Wege in der Noth abgekommen. Wär's einmal so weit, so müßt' es jetzt auch zum guten Ende gebracht werden! Ueber solchen tröstlichen Gedanken verlor er alle Furcht und gelobte sich, als ein standhafter Christ auszuharren.

Als die Bauern Nachmittags Halt machten, forderte ihn der Müller zu einem Rath der Hauptleute. Den Rottmeistern war angesagt, daß sie ihre Haufen in guter Ordnung zusammenhielten. Wollte einer feige entwischen, der sollte mit Brand bedroht werden. Im Rath war auch der Pfarrer Valentin und der Schulmeister von Kaymen, denen sie doch so viel nicht trauten. Sie kamen in einem Bauernhause zusammen, das leer stand. Da wußten nun die Hauptleute nicht aus noch ein und verlangten der gelehrten Männer Meinung zu hören. Herr Valentin, der Pfarrer, schmeichelte ihnen mit großen Worten, daß sie alle Macht in Händen hätten, wenn sie nur wollten, und kein Edelmann vor ihnen Stand halten könnte; Martinus aber schlug einen ganz anderen Ton an, schalt die Bauern wegen ihres wüsten Treibens und sagte: „wenn Ihr's so fortsetzt mit Plündern und Brandschatzen, werdet Ihr bald am Ende sein. Ein wildes Thier läuft herum, brüllt und zerreißt, was ihm unter die Zähne kommt. Eine kurze Weile verursacht es zwar Schrecken, dann aber waffnet sich Alles dagegen, und wer seines Leibes und Gutes sicher sein will, ruft: schlagt die Bestie todt! Wollt Ihr Eure Sache mit dem Adel ausmachen, das muß anders geschehen. Sollen die Städte Königsberg Euch Beistand leisten, so müssen sie überzeugt werden, daß Ihr in guter Ordnung geschlossen dastehet, nicht als eine Bande von Plünderern und Mordbrennern, sondern als eine Streitschar Gottes, zu dem Ihr ruft!" Da murrten einige laut und sagten: „Schlagt den Schulmeister auf das Lästermaul!" Der Müller aber nahm sich seiner an und rief: „Was wollt Ihr? Er hat doch recht." Er rieth nun, Martinus selbst solle sogleich einen Brief an die Magistrate und Gemeinden der drei Städte schreiben und in freundlicher Weise auseinandersetzen, um welcher gerechten Ursachen willen die Bauern aufgestanden wären und wie sie sich des Beistandes der Städte verhofften, um die Sache ohne Blutvergießen zum guten Ende zu bringen. Danach sollte er ihnen den Brief vorlesen. Das gefiel. Sie zogen sich deshalb zurück und ließen ihn allein.

Martinus schob also eine große buntgemalte Lade unter das Fenster, die ganz ausgeräumt und deshalb nicht zu schwer für seine Kraft war, kramte auf dem Deckel sein Schreibzeug aus und begann seine Arbeit. Nicht seufzend, sondern mit gutem Muth. Er gedachte der Exempel, die in den alten Scribenten zu finden und bediente sich ihrer Wendungen und Sentenzen. Als er dann den Brief vorlas, waren sie wohl damit zufrieden, denn die Worte hatten einen vollen Klang. War aber nun die Frage, wer das Schreiben nach Königsberg bringen sollte. Denn an der bloßen Abgabe dort war es noch nicht genug. Es mußte auch gesorgt werden, daß es in die rechten Hände käme, und daß die Herren, wenn sie fragten, mündlich geschickte Auskunft erhielten. „Da hilft nichts anderes, Martinus," sagte der Müller, als daß Ihr selbst gehet. Ihr werdet Euch an

die richtige Stelle finden und versteht auch zu sprechen." Davon wollte der Schulmeister anfänglich nichts wissen; sie drängten ihn aber sehr und befahlen es ihm an. So war sein Weigern vergeblich. Zur Seite gaben sie ihm den Bauer Krause aus Braschdorf, auf den sie sich meinten ganz verlassen zu können, den instruirten sie auch noch heimlich, er solle auf den Schulmeister aufpassen, daß der „keine Sprünge mache." Denn so ganz unbedenklich waren sie nicht, daß er auch Stand hielte.

Die Beiden brachen also noch denselben Abend auf. Einige Meilen wurden sie zu Wagen geschickt, dann aber mußten sie zu Fuß gehen. Am Montag früh langten sie vor Königsberg an, gingen über den Roßgarten und Anger und begehrten Einlaß an dem Thor zur alten Stadt. Dorthin war schon unbestimmte Kunde von dem Aufstand gelangt. Wem sie nun sagten, daß sie von den Bauern geschickt seien, der suchte sie sich schnell abzuwehren. Man wies sie von dem einen zum andern und Niemand wollte ihnen den gefährlichen Brief abnehmen. So kamen sie bis zum Rathhause am Markt. Dort fanden sie Peter Schart, Oberstendiener der Altstadt, dem meldeten sie, was geschehen mit Begehr, vor den Bürgermeister geführt zu werden. Herr Nicolaus Richau — derselbe, der auch die Städte in Krakau vertreten hatte, als dort der Friede gemacht wurde — las das Schreiben und wurde sehr beunruhigt, fragte sie auch aus, wie stark der Haufe sei und wo er sein Lager hätte. Bei ihm war gerade Herr Jacob Alexwangen, Bürgermeister von Elbing, zum Besuch; mit dem berieth er, was zu thun. Er wußte, daß auch in der Stadt unter den Handwerkern und gemeinen Leuten viel Unzufriedenheit herrschte wegen der Bierziese zur Berichtigung der herzoglichen Schulden, und daß die neue Lehre viel Köpfe erhitzt hatte, meinte daher nicht anders, als daß schon ein geheimes Einverständniß mit den Bauern sei, etwas gewaltsam gegen den Herzog durchzusetzen, und mochte sich deshalb nicht gern die Finger verbrennen. Schickte also die beiden Boten auf's Schloß mit dem offenen Zettel. Sollte zur Beilegung des bösen Streites etwas geschehen, das könnte nur dort verhandelt werden.

Darüber erschraken sie sehr, mußten aber doch gehorchen. Als sie zu Schloß kamen, fanden sie wenige von den herzoglichen Räthen einheimisch, nur Herrn Cleophas Breuer, den alten Rentmeister, und Herrn Caspar Freyberger, den neuen. Die fragten sie in großer Aufregung aus; wußten sich anfangs wenig zu helfen. Sie zogen Dr. Speratus, den Hofprediger zu, der im Schloß Wohnung hatte, setzten auch Christoph Gattenhofer, des Herzogs Secretär, in Kenntniß, damit er zum Schreiben bereit sei.

Als Speratus den Schulmeister sah, verwunderte er sich und sagte: „Wie kommt es, Martinus, daß Ihr, als ein ruhig denkender und wohlmeinender Mann bei den Aufrührern und Verächtern der Ordnung anzutreffen seid? das bekümmert mich sehr Euretwegen."

„Wisset," antwortete Martinus, „daß ich mich solches nicht freiwillig unterfangen habe, sondern von den Bauern gezwungen bin, ihnen zu dienen. Das muß Euch mein Kumpan hier bezeugen."

Krause, dem es gar nicht wohl war in den gewölbten Zimmern des Schlosses,

die ihm wie Kerker erschienen, richtete nur wenig den Kopf auf und murmelte etwas wie eine Bestätigung.

„Wisset aber auch," fuhr der Schulmeister fort, „daß ich zwar gezwungen mit den Bauern gegangen bin und gezwungen diese Botschaft ausrichte, daß ich aber, da der Herr es mir einmal so bestimmte, nicht mit halbem Herzen oder gar mit Widerwillen der armen Leute Recht vertrete." Da winkte ihm der Hofprediger zu schweigen; er aber ließ sich nicht hindern und beendete seine Rede. „Mit rechtem Vertrauen haben sie mir ihre Sache vorgetragen, und mit Gottes Hilfe will ich ihnen auch gerecht werden. Darum mahne ich Euch, Ihr hohen Herren, daß Ihr mit christlicher Liebe und barmherzigem Mitleid dieser armen Menschen Noth ansehet, die gern in Frieden leben und billig ihre Schuldigkeit thun wollen, aber von ihren Peinigern täglich und stündlich vergewaltigt werden. Wahrlich, das Vieh in ihren Ställen wird besser gehalten, als der Bauer, der doch auch Gottes Geschöpf ist. Zumal Ihr, Herr Hofprediger, lehrt nicht auf der Kanzel die Freiheit der Menschen, hier in der Rathsstube aber deren Knechtschaft, sondern verfechtet allerwegen mit Freimuth, was Ihr für das Rechte haltet. Das ist, wie mich in aller Bescheidenheit bedünket, Euer geistlich Amt. Beweist dem Adel aus Gottes Wort, daß er von seinem ungerechten Drängen ablassen müsse, und es wird bald wieder Eintracht im Lande sein."

Dr. Speratus war es nicht lieb, so aufgefordert zu werden, fürchtete in Verdacht der Mitwissenschaft und gehässiger Gesinnung gegen den Adel zu kommen, wagte aber doch nicht den allzu eifrigen Mann scharf anzulassen und wegen seiner Mahnung zu schelten. Da er nun die Stirn in Falten zog und schwieg, rief Herr Cleophas: „Tretet ab, wir wissen genug," und dem Stadtdiener, der sie geleitet hatte, sagte er: „Sie dürfen nicht entweichen, bis wir die Erlaubniß dazu geben." So wurden sie in Gewahrsam genommen, aber nicht schlecht gehalten, denn man wollte in der jetzigen Bedrängniß die Bauern nicht noch mehr erzürnen.

In derselben Stunde aber schrieb Gattenhofer an den Bischof von Samland und an des Herrn Herzogs Räthe, Heinrich von Kittlitz, Fabian von Lehndorf, Melchior von Kreutz und Georg von Kunheim, sendete auch Boten mit den Briefen ab. Als auf solche Art vorgesorgt war, wurden am andern Morgen Martinus und Krause hinausgeführt und entlassen. Die Bauern sollten sich kurze Zeit gedulden, hieß es, dann werde man ihnen Antwort zugehen lassen.

Sie fanden den Haufen bei Waldau gelagert, die meisten jetzt schon bewaffnet mit Spießen, Heugabeln, Sensen und Dreschflegeln. Mehrere Edelleute, die nicht schnell genug hatten entfliehen können, waren gefangen, ihre Keller ausgeräumt. Dorthin kam darauf auch Lazer, der Stadtdiener, mit einem Schreiben der Bürgermeister, um freies Geleit zu einer Zusammenkunft zu werben. Es war nämlich den Tag der Sache wegen in den Städten und auf dem Schloß in großer Unruhe viel hin und her verhandelt worden. Ein ernstlicher Angriff der Bauern schien nicht ohne Gefahr. Die Magistrate waren ihrer Gemeinden nicht sicher und auf dem Schloß lagen nicht mehr als zwanzig Lanzenknechte zur Vertheidigung. So riethen der Bürgermeister, einen friedlichen Ausgleich zu versuchen, und die beiden Rentmeister, die vor allem Zeit gewinnen

wollten, stimmten zu. Dann wollte es aber jeder Theil auf den andern schieben, zu den Bauern hinauszugehen, zuletzt mußten sich doch die Bürgermeister dazu verstehen. Nun wünschten sie, daß wenigstens Herr Cleophas sie begleite; aber er entschuldigte sich mit seinem hohen Alter und seiner Gebrechlichkeit.

Lazer traf die Bauern bei ihren Feuern an, wenig Wachen ausgestellt, viele betrunken. Er brachte sein Gesuch an und wurde vor den Pfarrer Valentin geführt. Der ließ auf der Hauptleute Befehl durch Martinus den Städten Königsberg in aller Form ein sicher und christlich Geleit ausfertigen, am Donnerstag Mittag mit zwanzig Pferden nach Schloß Neuhausen, eine Meile von der Stadt, zu kommen. Da würden die Bauern auch sein.

Es wurden nun in den Städten die Bürgermeister und ihre Kumpane, auch etliche von der Gemeine abgeordnet, die fuhren und ritten am Donnerstag aus, fanden aber die Bauern in Neuhausen nicht mehr und reisten deshalb weiter, dem Geschrei nach. Der Hause war abgezogen, um sich mit einem zweiten Hausen zu verbinden, der sich im Gebiet von Schaaken unter der Hauptmannschaft des Hans Gericke, eines verwegenen Menschen, gebildet hatte und mit Plündern und Verderben argen Unfug trieb. Die beiden Hausen suchten einander in Kreuz- und Querzügen auf und stießen endlich bei dem Ort Zinkenhof zusammen. Sie verständigten sich und schickten, da sie von denen aus Königsberg Kunde erhielten, ihren bewährten Schreiber Martinus zu ihnen, um ihnen den Ort anzusagen.

Der Schulmeister ermahnte die Hauptleute ernstlich, jetzt alles Aergerniß zu meiden, was sie auch versprachen, und entledigte sich seines Auftrages bei den Herren mit aller Würde. Indessen er sie nach Zinkenhof geleitete, war bei den Bauern ein Pauker und ein Pfeifer herumgeschickt, sie sämmtlich zu einer Versammlung zu berufen. Als nun die Abgesandten von Königsberg in die Nähe kamen, sahen sie Tausende von Bauern in einem großen Ring zusammenstehen, in der Mitte aber bei den Hauptleuten den Pfarrer Valentin, der ihnen eine Predigt hielt. Sie traten von einander und machten den Abgesandten Platz. Dann gingen sie in kriegerischer Ordnung im Felde umher und führten die gefangenen Edelleute hinter sich auf. Andreas Rippe und Hans Götze saßen auf einem Reitwagen, die Rücken zusammengekehrt. Darauf hielten sie eine Berathung, wählten Gericke zum obersten Hauptmann und beauftragten ihn mit der Verhandlung. Pfarrer Valentin und der Schulmeister Martinus wurden ihm beigegeben.

Hans Gericke hielt nun eine Rede im Felde. Herr Nicolaus Richau, Bürgermeister der Altstadt, antwortete ihm, machte bewegliche Vorstellungen und mahnte von dem Werk des Friedensbruchs abzustehen.

Nach Verständigung mit dem Ringe entgegnete Gericke, er danke den Herren und erkenne an, daß sie in guter Meinung gerathen hätten. Die Bauern hätten bei diesem Werk aber nichts vor, denn die Ehre Gottes und die Liebe des Nächsten zu suchen. Gott habe ihnen durch seinen heiligen Geist in's Herz gegeben, die Armen von ihrer Bedrückung und schwerem Scharwerk zu erlösen. „Darum," so fuhr er fort, „wollen wir die Nester zerstören, daß die Krähen keine Jungen mehr darinnen ziehen sollen. Und ist uns der Landesfürst für

einen Herren genug, bedürfen den Adel für keine Obrigkeit, denn er hält nicht, was er zusagt, verbietet die Vögel in der Luft und die Fische im Wasser, die doch Gott einem jeden frei geschaffen." Doch wollten sie die Vermittelung der Städte annehmen und sich mit dem Adel stellen bis auf Zurückkunft des Fürsten. „Habt Ihr mir solches auch zu reden befohlen?" fragte er hinter sich und der ganze Haufe schrie: „Ja, ja!"

Man kam nun überein, daß zwischen den Bauern und dem Adel am anderen Tage früh auf dem Berg zu Quednau, nahe bei Königsberg, ein Gespräch gehalten werden sollte. Die Herren reisten nach der Stadt zurück, gingen noch spät auf's Schloß und berichteten. Es wurde eilends nach Fischhausen geschickt, wo sich der flüchtige Adel gesammelt hatte: sie sollten nach Quednau kommen.

Dort trafen denn auch wirklich die Bauern mit dem Adel zusammen, auch von den fürstlichen Räthen waren einige erschienen, Hans von der Gabelentz und Michael von der Drahe nebst den beiden Rentmeistern. Die Bauern bildeten einen Ring, darin wurde verhandelt. Man wurde einig, daß der Fürst entscheiden solle. Der Adel mußte schwören, Brief und Siegel zu geben, daß er sich nicht rächen wolle, weder mit Worten noch mit Werken, bis auf des Landesfürsten Zurückkunft. Die Bauern gaben darauf die Gefangenen frei und erstatteten alle Kleinodien zurück.

Martinus stimmte an: „Nun bitten wir den Heiligen Geist." Alle sangen das Lied bis zu Ende.

Dann gingen die Bauern von einander, jeder in sein Dorf.

III.

Es war große Freude im Schulhause zu Labiau, als Martinus heimkehrte. An schlimmen Nachrichten hatte es dort keinen Tag gefehlt, und wenn alle die Edelleute gefangen und alle die Schlösser und Gutsitze ausgeraubt und verwüstet worden wären, von denen das Gerücht ging, so hätte ganz Samland dazu nicht ausgereicht. Nun schien es eine rechte Gnade von Gott, daß der Mann unversehrt geblieben war, der sich mitten im tollsten Gewühl befunden haben mußte. Frau und Kinder trugen ihn fast auf ihren Armen in die Stube hinein und schluchzten vor Freuden.

„Wie viele Sorge hab' ich Deinetwegen ausgestanden," sagte Frau Maria; „nun weiß ich erst, wie lieb Du mir bist, Du guter Mann."

Er drückte ihr die Hände und zog sie wiederholt an sich. „So war dies gewißlich ein Segen von Gott," antwortete er. „Gelobt sei der Herr in Ewigkeit!"

Vor der Hausthür sammelten sich viele Kinder aus dem Marktflecken und riefen: „Unser Herr Schulmeister ist wieder da!" Er nahm sie alle hinein in die Schulstube und auch sonst von älteren Leuten, so viele sich eingefunden hatten, ihn zu begrüßen, und sprach mit ihnen ein Gebet aus bewegtem Herzen. Dann überkam ihn nach diesen schweren Tagen und unruhigen Nächten die Müdigkeit so sehr, daß er sich völlig entkleiden und zu Bett bringen ließ. Zwölf Stunden schlief er, ohne sich nur einmal auf die andere Seite zu kehren.

Herr Hans Röber ließ ihn auf's Amt bitten und fragte ihn nach allem,

was geschehen, tüchtig aus. „Ihr seid ja, wie's heißt, überall voran gewesen," sagte er lachend, „da wird man doch von Euch am besten erfahren, wie die Dinge verlaufen sind."

Martinus bat ihn zu glauben, daß er nach Kräften bemüht gewesen sei, Unfug zu hindern, auch zuletzt noch bei der Verhandlung mit den Königsberger Herren ernstlich zur Annahme des Vergleichs gerathen habe.

„Ja, ja!" sagte der Amtmann, „aber von Euch sind alle Schriften ausgegangen. Hätten die Bauern Euch nicht gehabt, so wären sie bald ganz rathlos gewesen."

„Es steht in den Briefen nichts, was ich nicht verantworten kann," entgegnete der Schulmeister. „Gebe Gott, daß der Adel sich daraus seine Unbilligkeit zu Herzen nähme."

„Ihr wißt," rief der Amtmann, „ich bin der Schlimmsten einer nicht, und mit meinem Wissen und Willen hab' ich noch Niemand Unrecht gethan, ob ich schon manchmal gegen Säumige streng sein muß, wie es die Pflicht in des Herrn Herzogs Dienst gebietet. Gönne auch den Bauern das Leben und will nicht bestreiten, daß ihnen da und dort übel mitgespielt worden. Aber daß diese Sache auf dem Berge zu Quednau zu einem guten und schicklichen Ende gediehen, das soll man mir doch nicht sagen. Eine rechte Lumpenkomödie ist da aufgeführt worden."

„Ich will hoffen, daß der Adel seinen Pact halten wird," äußerte sich Martinus.

„Was, Pact!" schrie Röber ihn an. „Die ihn eingegangen sind, müssen sich in ihren Hals hinein schämen. Gesteht es nur ein, die Bauern waren schon mürbe, gehorchten den Führern nur noch unwillig. Zwei Tage noch, und sie wären von selbst auseinander gelaufen. Was ist das auch für ein Pact, den die da geschlossen haben? Wer hat sie ermächtigt? Wen bindet er? Sich selbst aber haben die Bauern eine Ruthe aufgebunden, denn der Tag bleibt ihnen unvergessen."

„Sie verlassen sich auf den Herrn Herzog," meinte Martinus.

Da schnippte Hans Röber in die Luft. „Wollen sehen! Haltet Euch nur still, daß man Euch nichts am Zeuge flickt, Schulmeister. Es sollte mir leid thun." Damit entließ er ihn.

Martinus meinte mit seinem guten Gewissen wohl auszukommen. Gegen Ende des Monats fing er wieder an, Schule zu halten und hatte nun vollauf zu thun, den Kindern in Erinnerung zu bringen, was ihnen von dem mühsam Erlernten den Sommer über in Vergessenheit gekommen war. Auf dem Lande ging's im Ganzen friedlich her, denn der Adel nutzte seine Erfahrungen und mied den Streit, da er sich noch schwach fühlte. Was er den Bauern zugedacht hatte, ließ er sich wenig merken, und so konnte einer, der außen stand, sich einreden, eine gute Ordnung der Dinge werde nicht ausbleiben.

Da lief im October die Kunde durch's Land, der Herr Herzog habe seine Geschäfte abgekürzt und wolle zurückkehren. Darüber war bei allen Theilen viel Freude, denn jeder hielt diese rasche Wendung seiner Sache für günstig. Es

hieß auch, daß er den Streitfall untersuchen und als ein gerechter Richter entscheiden wolle. Das hatten ja die Bauern nur gewünscht.

Die freilich eingeweiht waren, hatten Grund sich andere Hoffnung zu machen; der junge Herzog hatte von seinem Secretär Gattenhofer und von dem Statthalter Bischof Polentz Berichte empfangen, die ihn in große Bestürzung und Zorn gegen die aufrührerischen Bauern versetzten. Er dachte nicht anders, als daß auch hier in seinem neuerworbenen Lande ein Krieg im Anbruch sei, wie er kürzlich ganz Süddeutschland mit Schrecken erfüllt hatte. Seine Verlegenheiten mußten gemehrt werden, wenn man ihm vorwerfen durfte, er selbst habe solches Unheil angestiftet, weil er durch Auflösung des Ordens und Eidbruch den Unterthanen böses Beispiel gegeben und durch die Aenderung der Religion die Gemüther verwildert und die Gewissen verstört habe. Hatte doch Luther selbst gegen die aufständischen Bauern am heftigsten geeifert und die Obrigkeit in allen Landen aufgefordert, dem Drachen auf den Kopf zu treten. Darum kehrte der Herzog nun eilends um und reiste nach Preußen zurück, strenges Gericht zu halten.

Allerdings war es keineswegs seine Absicht, ungehört zu verdammen. Er wußte gar wohl, daß dem armen Bauersmann seit langen Zeiten viel Ueberlast geschehen war und mancher Gutsherr auf ein Privileg pochte, das er doch nicht vorzeigen konnte. Auch wollte er sich den Adel nicht über den Kopf wachsen lassen, bevor er sich als des Landes Fürst noch recht aufgerichtet. Darum sollte auch nach der anderen Seite untersucht werden, was etwa der Adel sich angemaßt, und in Zukunft eine gerechte und christliche Ordnung im Lande sein. Da er nun aber nach Preußisch Holland kam, wo er auf dem Pfarrhofe Quartier nahm, zogen die großen und kleinen Herren in Haufen zu, erhoben ein gewaltiges Geschrei gegen die Bauern und beschuldigten auch die Städte Königsberg des Einverständnisses mit ihnen. Seine Herrschaft müsse bald ein Ende haben, stellten sie ihm vor, wenn ein solcher Geist des Aufruhrs von ihm gelitten werde, und die seine Getreuesten wären, würden dann nicht helfen können.

Das that seine Wirkung. Die Städte beeilten sich, ihre Bürgermeister, Rathmänner und Schöppen zu ihm zu schicken, um ihn anders zu berichten. Er empfing sie wenig gnädig und sagte ihnen, daß er sich von Polen tausend Reiter erbeten habe; mit denen werde er kommen, die Ungerechten und Schuldigen zu strafen. Das war ihnen wegen der kostbaren Einquartierung sehr beschwerlich und baten deshalb, seine Fürstliche Gnade wolle sie mit dem fremden Volk verschonen, die Städte könnten selbst tausend Mann aufbringen. Der Herzog lehnte diese Hilfe aber ab und zog weiter, zunächst nach der alten Ordensburg Balga am frischen Haff.

Nun erfuhren die Bauern, die in Königsberg verkehrten, wie der Adel beflissen war, den Herrn Herzog für sich zu stimmen, und geriethen in große Unruhe und Besorgniß deshalb. Eines Tages kam der Müller von Kaymen auf seinem Wägelchen nach Labiau gefahren und hielt vor dem Schulhause. Er sah recht niedergeschlagen aus, als er eintrat, drehte seine Filzmütze in den Händen und sagte: „Wie wird es uns armen Bauern nun ergehen? Der Herr Herzog kommt in's Land um einen Richttag zu halten zwischen uns und dem Adel.

Aber die Partie steht ungleich. Der Adel hat des Herrn Herzogs Ohr und schreit ihm täglich und stündlich hinein, verhetzt uns und verdächtigt die Städte, auf die wir uns meinten stützen zu können. Wir aber müssen von Ferne stehen und haben Niemand, der für uns spricht und uns vertheidigt gegen solche Angriffe. Gnad' uns Gott!"

Darüber betrübte Martinus sich sehr, der wohl wußte, daß des Müllers Klagen nicht umsonst waren: denn Herr Hans Röber hatte öfters, auch in der letzten Zeit, mit ihm gesprochen und seine Freude verrathen, daß der Adel bei dem Herrn Herzog einen Stein im Brett habe. Er kränkte und erboßte sich über solche Reden viel mehr, als wenn seiner eigenen kleinen Person eine Unbill geschehen wäre; denn ihm schien's ein schreiendes Unrecht, daß der Adel seinen Vertrag nicht hielt und seinen Gegner verlästerte. Ob er nun auch in seiner Antwort gegen den Müller in Worten vorsichtig war, hörte dieser doch leicht seine Meinung heraus und fuhr fort: „Helfet uns nur noch einmal, lieber Martinus, auf die Weise, wie Ihr könnt, ohne Schaden zu nehmen. Wie soll der Herr Herzog entscheiden, wenn er nicht unsere Beschwerden und Bitten vernimmt? Schreibet also für uns einen Brief an Seine Fürstliche Gnaden, unterwürfig und demüthig, damit es klar werde, daß wir nicht trotzig das Gericht erwarten, sondern des Herrn Herzogs Gnade vertrauen, Kinder und Kindeskinder werden es Euch danken."

Der Schulmeister bedachte sich lange, meinte, er hätte auch ungezwungen schon genug gethan für Leute, die ihn eigentlich nichts angingen; war ihm aber doch kein rechter Ernst mit der Weigerung, da das gute Herz ihn trieb und die Galle ihm in's Blut gelaufen war. Der Müller redete ihm noch kräftiger zu. „Könnt' ich's für alle büßen," sagte er wehmüthig und aufrichtig, „was bei diesem Aufstand etwa Unrechtes geschehen ist und das ich doch, wie Ihr mir zeugen könnt, am wenigsten verschuldet habe, gern wollt ich mein Haupt vor dem Herrn Herzog auf den Block legen. Nun würde solches Erbieten doch nichts nützen. Schreibet also fleißig, damit das Unheil von den armen Leuten abgewendet werde, die an mein Wort geglaubt haben.

Da wurde Martinus bewegt, nahm ihn in sein Stübchen hinauf und schloß sich mit ihm ein. Es war empfindlich kalt dort und die Finger steiften sich bald; aber er schrieb mehrere Stunden lang mit sauberer Schrift, wie es der Müller verlangte, und sein Herz zitterte so wenig als seine Hand. Er ließ die Bauern bitten, der Herr Herzog möchte sie von der schweren Besorgniß der Ungnade befreien, auch zwei aus jedem Kammeramt, als Gehorsame zu Verhör und Verantwortung vor sich erscheinen lassen. Am Schluß hieß es: „Wir hoffen und vertrauen, Gott wird Euer Fürstlichen Gnaden hierin seinen Geist geben, daß Ew. Gnaden solch ernstliches Gemüth von uns Armen abgewendet werde zu gnädigem Frieden und Abtrag."

Der Brief wurde auch in Balga abgegeben, es folgte aber darauf keine Antwort.

Dafür sandte Albrecht, dem nun auch die Bischöfe von Samland und Pomesanien, George von Polentz und Erhard von Queis, zur Strenge riethen, damit die Religion nicht in Gefahr komme, seinen Landhofmeister Heinrich von

Miltiz nach Königsberg voraus, das Nöthige vorzusorgen. Dort befanden sich acht Deputirte aus der Bauernschaft, die ließ er sogleich aufheben und gefangen setzen. Kümmerte sich auch nicht um die Aufregung, die deshalb in der Stadt entstand. Der Herzog folgte bald nach mit einer Schar polnischer Reiter, die ihm der König zu Hilfe geschickt hatte, im Ganzen mit fünfhundert und dreiundvierzig Pferden.

Noch denselben Abend gingen vom Schloß Boten nach allen Aemtern ab. Die Amtleute sollten allen Bauern und die zu ihnen gehörten, ansagen, daß Mann bei Mann auf folgenden Montag mit ihrer Wehre und mit ihren Hauptleuten auf dem Felde zu Lauth, eine halbe Meile von Königsberg, erscheinen sollten: da wollte Se. Fürstl. Gnaden in eigener Person auch sein.

Herr Hans Röber ließ den Schulmeister Martinus auf's Schloß rufen, zeigte ihm das Mandat und sagte: „Das geht auch Euch an. Der Herr Herzog weiß, daß Ihr in dieser Sache viel geschrieben und auch sonst geholfen habt, nun will er Euch hören.“

Das fuhr dem Schulmeister schwer in's Gemüth. „Weiß der Herr Herzog das,“ antwortete er, „so weiß er's durch Euren Bericht.“

„Was wollt Ihr?“ fragte der Amtmann. „Ich hab' meine Schuldigkeit gethan. Was habt Ihr für Bedenken, Mann? Ihr verlangtet ja selbst alleweile, die Sache solle liegen bleiben bis zu des Herrn Herzogs Zurückkunft, und habt ihn zum Richter begehrt mit großem Geschrei. Nun ist er da und will richten. Vergeht Euch da der Muth, ihm unter die Augen zu treten?“

„Nein, nein und aber nein!“ rief Martinus, „ich vertraue seiner Gerechtigkeit bis zum Letzten. Was ich gethan, dessen brauch' ich mich nicht zu schämen vor Gott und den Menschen. Will seine Gnaden mich hören, so will ich sprechen ohne Furcht. Gott helfe mir — Amen.“

Da nun Frau Maria erfuhr, was auf dem Schloß verhandelt war, fing sie kläglich an zu weinen, umfaßte ihn und sagte: „Ich lasse Dich nicht fort. Der Herr Herzog ist gegen Euch erzürnt und hat gewiß nichts Gutes im Sinn.“

Er suchte ihr's auszureden, aber die besorgte Frau kam immer wieder auf ihr erstes Wort zurück. „Geh nicht,“ bat sie, „geh nicht? Was können sie Dir anhaben, wenn Du bleibst? Setze Dich auf ein Boot und verstecke Dich bei den Fischern in der Niederung, warte ab, bis der Zorn des Mächtigen verraucht ist. Geh nicht!“

Mit diesem Vorschlag, so gut er gemeint war, traf sie aber am Wenigsten das Rechte. „Hab' ich ein Unrecht begangen,“ fragte er, „daß ich mich durch die Flucht dessen selbst bezüchtigen soll? Nein, so schandbar will ich vor mir selbst nimmer werden. Hab' ich so lang mein Leben unsträflich geführt, so will ich mich für meine alten Tage nicht um den Frieden bringen. Mag man mich aber hier im Lande nicht leiden, so bin ich noch nicht zu alt, nochmals den Wanderstab in die Hand zu nehmen. Einen Schulmeister mag man auch anderswo brauchen.“

Ihr Bitten war ganz vergebens: noch nie hatte sie ihn so hartnäckig gesehen. Nun mußte er wenigstens versprechen, seinen Sohn, den Winrich, mit-

zunehmen — er hatte ihn auf den Namen des großen Hochmeisters taufen lassen, der die Schule gegründet — damit der sofort berichten könne, wenn ihm etwas begegne, auch die Reisetasche abwechselnd trage. „Zu Deiner Beruhigung, Du Du Gute," sagte er. „Und ich will mir diesmal ein trefflich Büchlein einstecken, daß ich eine tröstende Beschäftigung habe, wenn sich die Verhandlung wider Erwarten länger hinziehen sollte." Er reichte ihr vom Bücherbrett ein paar dünne Quartheftchen mit Schriften des Philosophen Seneca zu, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Leipzig im Druck erschienen waren. „Da ist eine Schrift über die Ruhe des Gemüths, man kann sie nicht genug lesen, eine andere de beata vita, heißt zu deutsch: wie man das Leben glücklich erhalte."

Frau Maria schob auch das Wittenberger Liederbuch in das Ränzel. „Ich vertraue Deinen alten Heiden nicht so viel," sagte sie, „der Herr Christus bleibt der beste Nothhelfer und Tröster."

„Amen," antwortete er.

Beim Abschied geleitete sie ihn vor die Hausthür, umarmte ihn nochmals und nochmals mit hellen Thränen in den Augen und sagte: „Mein Herz ist mir so schwer bedrückt. Ich hab' eine böse Ahnung: wir sehen Dich nicht wieder."

Er lächelte und grüßte noch einmal zurück. Ihm war das Herz warm, da ihm so viel Liebe von seinem Weibe zu Theil wurde, als er sich vor Jahren nicht verhofft.

Winrich wollte das Ränzel nicht von der Schulter lassen; er hielt sich tapfer im Gehen. Abends rasteten sie in Kaymen beim Müller, der über des Schulmeisters Kommen nicht wenig erfreut war. Vor Sonnenaufgang noch brachen sie zusammen auf. Moldenhauer hatte sein Wägelchen anspannen lassen und gab den Beiden den besten Platz. Die letzten Meilen gingen sie wieder mitsammt zu Fuß. In dichten Scharen zogen die Bauern auf der Landstraße dem Lauther Felde zu, alle mit den Waffen versehen, die sie in den Tagen des Aufruhrs getragen hatten, wie es ihnen befohlen war. Sie meinten nicht anders, als daß der Herr Herzog sie habe gegen den Adel aufbieten wollen, wenn der sich nicht gutwillig seinem Spruch fügen würde.

Aber es kam nicht so, wie sie sich's erwarteten. Dieses Tages hatten sie noch lange mit schwerem Kummer zu gedenken.

Bei dem Dorfe Lauth nicht weit vor dem Thor der Vorstadt Sackheim lag ein Teich, den man den Kupferteich nannte. Auf dem weiten Feld daneben sammelten sich die Bauern, wohl an viertausend Mann, in guter Ordnung. Die Rottenführer standen vor dem Haufen. Der Müller ging umher und ermahnte sie, sich in des Herrn Herzogs Gegenwart ruhig zu verhalten; er selbst und Hans Gericke wollten für sie sprechen. Daß sie dann nur mit lautem „Ja" ihre Rede zu bestätigen hätten.

Vom Sonntag auf den Montag war in Königsberg auf dem Schloß Herr Achatius von Czemen angelangt, Pommerelischer Unter-Kämmerer, und mit ihm Herr George von Baysen, Woywode von Marienburg. Mit denen berieth der Herzog, was zu thun. Der Adel drängte sich zu ihnen und mahnte sie, ihn zu einem scharfen Vorgehen gegen die Bauern zu bestimmen. Käme solche Rebellion hier im Herzogthum auf, so möge man sich auch im Königlichen Preußen vor-

sehen. Albrecht war geneigt die Bauern zu hören. Hätten sie gerechte Beschwerden, so dürfte man ihnen nicht den Mund schließen. Das verdroß die polnischen Herren und die herzoglichen Räthe, von denen sich einige ihrer früheren Nachgiebigkeit zu schämen hatten. Die Bauern dürften nicht zu dem Glauben kommen, daß sie ein berechteter Stand seien. Habe der einzelne Klagen und Beschwerden gegen einen vom Adel, die möge er später vorbringen; im Landtage würden sich die Angegriffenen verantworten. Dem hatten auch die beiden Bischöfe zugestimmt, die selbst dem Landesadel angehörten und das Werk der Reformation ihren Standesgenossen nicht verdächtigen wollten. Der junge Herzog, dem der Fürstenhut noch nicht festsaß, war nicht eifrig bei seiner milderen Meinung geblieben.

So zog er denn am Montag früh mit seinen Gästen und Räthen, vielen vom Adel und den Bürgermeistern der Städte hinaus. Von den Bürgern folgten viele zu Roß und zu Fuß. Die vierhundert polnischen Lanzenreiter, über die er gebot, wurden in vier Haufen geordnet; sie rückten in der Ordnung neben dem Feldgeschütz auf das Lauther Feld. Da sie nun der Bauern ansichtig wurden, machten sie ihnen gegenüber Halt und stellten sich in die Reihe. Sie meinten nun, daß es auf dem Plan zwischen beiden Haufen zur Verhandlung kommen solle. Der Fürst aber, wie es ihm gerathen war, schickte zu ihnen und ließ sie fragen, ob sie eine Schlacht liefern oder alle ihr Gewehr auf einen Haufen ablegen und auch alle die Ihrigen herausgeben wollten, die man von ihnen fordern würde. Darüber kam ein großer Schrecken unter sie; hatten sich dessen nicht versehen, daß man sie wie einen Feind in Waffen behandeln wollte. Es dünkte sie auch wie Hohn, daß man ihnen zumuthete, gegen die Lanzenreiter und Geschütze einen ungleichen Kampf zu wagen, und so bestürzt machte sie diese Herausforderung, daß sie ihrer gleich rathlosen Führer Weisung gar nicht abwarteten, sondern ihre schlechten Waffen von sich warfen und um Gnade baten.

Bald darauf schickte der Herzog seinen Troß mit einem Schreiber vor, der las von einem Blatt ab alle, die aufgeschrieben waren und aus der Menge gefordert wurden. Da schlug vielen das Herz, ob ihr Name genannt würde, weil sie sich einiger Gewaltthat schuldig wußten. Obenan stand Hans Gericke und Valentin, Moldenhauer nebst mehreren Rottenführern, Krause von Braschdorf und des Schulzen Sohn von daselbst. Martinus, der sich mit seinem Sohn hinter dem Haufen hielt, horchte gespannt auf. Da hörte er den Schreiber ganz deutlich lesen: „Martinus, der Schulmeister von Labiau". Das Blut stockte ihm im Herzen, aber er faßte allen Muth zusammen und rief mit lauter Stimme: „Hier bin ich!"

Die Schergen warteten nicht, bis die ganze Liste gelesen war, sondern fingen an, Einzelne vorzuziehen, zu binden und neben dem Haufen auf die Kniee niederzuwerfen. Als nun die andern sahen, daß es diese Meinung haben wollte, erschraken sie, nahmen die Flucht und wollten feldeinlaufen. Der Herzog gab aber den Lanzenreitern Befehl, die Schar zu umzingeln und die Flüchtigen zurückzutreiben. Keiner entkam. Ihrer siebenundachtzig wurden gebunden, die der Adel angegeben hatte.

Als sie an Martinus kamen, widersetzte er sich nicht. Küßte seinen Sohn zum Abschied und hieß ihn, alles unnützliche Klagen und Jammern einstellen.

„Grüße die Mutter," rief er ihm zu, da sie ihn fortstießen, „diesmal ist sie doch klüger gewesen, als ich. Gott, der Herr, sei mit Euch!"

Die Bauern, die nicht gebunden waren, mußten in einen Ring treten. Der Herzog ritt hinein mit seinem Gefolge, hielt ihnen vor, was sie verbrochen hätten, da sie sich so freventlich mit Gewalt gegen ihre Herren und Obrigkeit auflehnten, ließ sie auch einen Eid leisten, allen andern, die heut nicht erschienen, anzusagen, daß sie ihr Gewehr auf Allerheiligen Tag zur selben Stelle brächten. Ganz wehrlos sollte der Bauer fortan gemacht werden.

Darauf ritt der Herzog ab, einer von seinen Räthen aber kam zurück und kündigte seinen Willen, einige von den Rädelsführern sofort vor aller Augen strafen zu lassen. Auf seinen Wink traten drei Scharfrichter in rothen Mänteln heran, griffen aus dem Haufen der Gebundenen jeder einen, nicht einmal die schuldigsten, schleppten sie in den Ring und schlugen ihnen die Köpfe ab.

So hatten nun die Bauern eine blutige Warnung erhalten und wurden darauf in ihre Heimath entlassen, halb todt vor Angst und Grimm im Herzen. Es war ihnen wenig Trost, daß man ihnen zu hören gab: wenn ihnen etwas fehlen oder gebrechen würde, so sollten sie zu Sr. fürstl. Gnaden kommen und klagen; er wollte einem jeden, zu dem er Recht hätte, wohl Rechts verhelfen. Den Fürsten hat's später oft genug gereuen müssen, daß er dem Adel so nachgiebig gewesen und seine besten Freunde selbst niedergeworfen. Damals aber, als er mit seinem stattlichen Gefolge wieder in's Schloß einritt und alle die Herren nicht müde wurden, ihn wegen seiner Festigkeit zu loben, dünkte er sich ein Sieger und mächtiger Fürst.

Die Gefangenen wurden nach Königsberg geführt; alle Thürme und Keller waren mit ihnen gefüllt. Viele Wagen mit Spießen, Schwertern und anderen Waffen fuhr man vom Lauther Felde auf's Schloß. In der Stadt war große Bestürzung. Hatte man's mit den Bauern angefangen, konnte man's leicht mit den Bürgern fortsetzen. Nun mußten sie selbst bei den Gefangenen Wache halten, ihren unterthänigen guten Willen zu bezeigen.

In der Stadt Kneiphof nahe dem Wasser stand ein Thurm, der hieß wegen seiner Farbe der blaue Thurm. Er hielt die Ecke zwischen den Mauern und war zur besseren Vertheidigung derselben angelegt worden. Darin befanden sich viel enge gewölbte Räume mit kleinen Fensterlöchern nach dem Fluß hin. Dieser Thurm diente den Kneiphöfern als ein Gefängniß, und dahin wurden viele von den Bauern geworfen, auch Martinus der Schulmeister. Sie waren in manchen Klausen so enge bei einander, daß sie sich nicht alle zugleich am Boden niederlegen konnten. Es wurde ihnen auch wenig Stroh gereicht und nur die nothdürftigste Kost. Den Tag und die nächste Nacht verbrachten sie in dumpfer Verzweiflung. Dann hofften sie zum Verhör geführt zu werden, aber es geschah nichts der Art. Nun fingen sie an zu jammern und wehklagen, fragten ihre Wächter, was man mit ihnen im Sinn habe, und flehten sie um ein Fürwort bei dem Herrn Bürgermeister an, daß man sie aus dieser qualvollen Lage befreie. Wurde ihnen aber geantwortet, daß alle Befehle ihretwegen vom Schloß kämen und man ohne des Herrn Herzogs Genehmigung nichts handeln könne.

Martinus war am übelsten daran. Man hatte ihn in eine Zelle zu dem rohesten Volk gesteckt, und wegen Schwachheit seines Leibes mußte er sich stoßen und treten lassen, daß da bald kein Fleckchen von eines Guldens Größe war, das ihn nicht schmerzte. Aber er trug sein Schicksal geduldig und mit Gleichmuth. Seine Genossen drängten ihn gegen den Mauerschlitz, weil von dort eine eisige Zugluft sich zu dem Raum ergoß; er freute sich des mehreren Lichtes, zog seinen Seneca heraus und vertiefte sich in die Trostschriften des Stoikers, selbst ein des Trostes bedürftiger und im Unglück standhafter Mann, gedachte auch seiner Jugend, wie er da in seiner Armuth oft lange Tage gehungert und gedürstet und Frost gelitten, doch aber den Wissenschaften nicht untreu worden. Weil er nun gar nicht klagte, verwunderten sich die Bauern darüber und meinten, er müßte da ein Zauberbuch in Händen haben, alles Ungemach zu bannen. Darauf theilte er ihnen daraus mit, was sie allenfalls verstehen konnten, und als nun noch einen Tag weiter ihre Gemüther ganz bedrückt und ihre Herzen zerknirscht waren, sagte er: „Ich hab' noch ein anderes Büchlein bei mir, das hat meine fromme Hausfrau zugefügt, und mag wohl gar zauberkräftig wirken." So öffnete er das Wittenberger Liederbuch und fing an mit heller Stimme zu singen: „Ein feste Burg ist unser Gott" und die andern schönen Lieder, auch die von Paulus Speratus. Sie knieeten nieder und falteten die Hände und riefen: „Herr, hilf uns armen Sündern!"

Nächsten Morgen brachte der Thurmwächter die Nachricht, es seien in der Altstadt ihrer acht auf den Markt geführt und enthauptet, darunter auch der Krause von Braschdorf, der die Botschaft zuerst nach Königsberg brachte, und des Schulzen Sohn von daselbst, der den Amtmann Andreas Rippe angefaßt und niedergeworfen. Auch heiße es, der Müller solle nach seiner Heimath Kaymen gebracht und dort zu einem schrecklichen Exempel mit allen Qualen gerichtet werden.

„So gebe Gott ihm Muth und Standhaftigkeit in seiner letzten Stunde," sagte Martinus. „Ich aber weiß nun auch, woran ich bin. Denn, wenn Krause so hart bestraft worden, der bei jenem Botengang mein Geselle war, weshalb sollten sie mich schonen? Bin ich doch in ihren Augen der Schuldigsten einer. Daß ich wenigstens noch einmal Weib und Kinder sehen und an's Herz drücken könnte! Aber Gott fügt's vielleicht gut so, daß es nicht geschieht, der Abschied wäre allzuschwer."

Desselben Tages noch wurde er aus der Zelle herausgezogen und meinte schon, es sollte gleich zum Richtplatz gehen. Aber man warf ihn mit drei andern, die auch solcher Art ausgesondert waren, in ein anderes Gemach. Da merkte er, zu weß Ende das geschah und verhielt es auch seinen Gefährten nicht. Er kündete ihnen das Evangelium, so gut er's verstand, und sang mit ihnen die ganze Nacht. — Sein Sohn Winrich aber, als er den Vater gefangen sah, war in Aengsten davongelaufen und hatte seinen Rückweg nach Labiau fortgesetzt, bis er vor Müdigkeit am Wege liegen blieb. Mit wunden Füßen kam er nach Hause und konnte vor Schluchzen kaum sprechen. Es hatte ihn so furchtbar entsetzt, wie die drei im Ringe der Bauern von den Scharfrichtern abgeschlagen wurden, mischte auch dieses Schreckliche gleich in seinen Bericht ein, sodaß Frau Maria

meinen mußte, Martinus sei darunter gewesen, und um ihren Mann zu wehklagen begann. Als sich's dann aufgeklärt hatte, fiel sie auf die Kniee und flehte Gott an, daß er ihn retten wolle. Und als sie nun so durch Gebet gestärkt war, trocknete sie die Thränen, stand auf und sagte: „ich will zu ihm! Kann ich ihm nicht helfen, so kann ich doch in seiner Nähe sein und vielleicht das Schlimmste abwenden. O du mein Gott! hab ich denn Niemand, der für mich bei den großen Herren sprechen kann?"

Da schien ihr ein Gedanke zu kommen. Sie winkte Magdalene zu sich und sagte zu ihr: „begleite mich! Es kann sein, daß ich einen schweren Gang thue, dazu brauche ich Deinen Beistand. Die beiden Kinder werden sich einige Tage ohne uns behelfen." Aus ihrer Lade nahm sie einen Rock, den sie noch im Elternhause getragen hatte, und gab ihn dem Mädchen zum Anziehen, für sich selbst aber ein Mäntelchen von braunem Tuch, mit Pelz gefüttert, und eine Pelzmütze — auch von jener Zeit her bewahrt — sich gegen die kalte Witterung zu schützen. Dann machten Mutter und Tochter sich auf die Reise nach Königsberg. Dort klopfte Frau Maria an vielen Thüren vergeblich an. Bei den Herren Bürgermeistern wurde sie gar nicht vorgelassen. Man könne in der Sache nichts thun, hieß es überall, müsse sie auf's Schloß verweisen. Der Herr Herzog sei schwer erzürnt und man wolle der aufrührerischen Bauern wegen der Stadt keine Verlegenheit bereiten. Vor dem Schloßthor draußen lagen die Bauernweiber, die auch ihrer Männer wegen gekommen waren, jammerten und schrieen. Die Thorwächter trieben sie mit Schlägen fort. Die arme Frau konnte nicht einmal erfahren, wo Martinus eingesperrt war. Bei der Execution auf dem Altstädtischen Markt stand sie auf einer der hohen Treppen in furchtbaren Aengsten und reckte sich, zu sehen, wer von den Gefangenen aufgeführt werden würde. Gottlob! Martinus war darunter nicht. An den meisten der Thürme und Keller, in denen Bauern eingesperrt sein sollten, hatte sie schon umsonst angefragt. Endlich, als sie in der Stadt Kneiphof am Wasser unter dem blauen Thurm hinging und zu den Luken in der Mauer hinaufschaute, hörte sie von dort her einen geistlichen Gesang. Wie ihr das Herz zitterte! Das war ihres Mannes Stimme.

Der Wächter wollte sie nicht zu ihm lassen, es sei ihm strengste Wachsamkeit anbefohlen. „Und nun gar zu dem!" setzte er hinzu. „Es ist vom Schloß die Weisung gekommen, ihrer vier zu morgen bereit zu halten, darunter ist auch der Schulmeister von Labiau. Das Singen mag ich ihm nicht wehren, aber in andern Dingen darf ich da keine Nachsicht üben. Bereitet Euch auf das Schwerste vor, Frau." Sie war einer Ohnmacht nahe, faßte aber alle Kraft zusammen, nicht umzusinken, und bat den Wächter, ihrem Manne wenigstens einen Gruß zu überbringen, daß er sich nicht ganz verlassen wüßte. Das versprach er zu besorgen. „Nun muß das Letzte versucht werden," sagte sie zu Magdalene, auf die sie sich stützte. „Es gilt sein Leben."

Sie eilte auf's Schloß und fragte nach Dr. Speratus, dem Hofprediger.

Speratus hatte auf des Herzogs Geheiß im ehemaligen Krankenhause des Ordens Wohnung angewiesen erhalten. Wegen seines geistlichen Amtes mußte er jedem zugänglich sein. Die Schulmeisterin fand ihn in seiner Schreibstube

unter Büchern. Was ihm aus des Ordens Liberey nützlich sein konnte, hatte der gelehrte Mann zu seinem Gebrauch zusammengetragen, auch Rechnungsbücher vieler Jahre, daraus zu ersehen, welcher Kirchen Patron die Landesherrschaft sei und welche Verpflichtungen ihr oblägen. Als nun die Thür knarrte, blickte er um und fuhr wie von einem jähen Schreck zusammen. „Hilf, Jesus Christ!" rief er, ganz bleich im Gesicht.

„Kennet Ihr mich noch, Herr Paul von Spretten?" fragte die Frau mit sanfter Stimme, einen Schritt vortretend und das Mädchen an der Hand nach sich ziehend.

„Maria!" sagte er; „Ihr . . ."

„Ich bin's."

„Wie kommt Ihr hieher nach Preußen? Ich hörte . . . Ihr wäret in ein Kloster gegangen —"

Sie schüttelte den Kopf. „Und diese —" Sie zog das Mädchen vor — „kennt Ihr sie?"

„Magdalene! — Des Schulmeisters Martinus . . ."

„Meine Tochter", fiel sie zitternd ein. Ueber ihre fahlen Wangen zog ein rother Schein, um gleich wieder zu verfliegen. „Und ich — bin des Schulmeisters Martinus Weib."

Speratus erhob sich vom Sessel und starrte die Frauen wie abwesend an. „Ihr — sein Weib . . . und dieses Kind —"

„Ich sollte Magdalena heißen und sie Maria," sagte die Frau leise, während das Mädchen auf ihn zueilte, vor ihm niedersank und seine Hände küßte. Er bückte sich, küßte ihre Stirn und suchte sie aufzurichten. „Was willst Du von mir?" fragte er ganz verwirrt.

„Rettet uns den Vater!" flehte Magdalene.

„Den Vater . . ."

„Ja, den guten Vater, meinen Mann," rief die Schulmeisterin. „Wisset Ihr nicht, daß Martinus mit den Bauern gefangen ist? Er soll gerichtet werden wie ein Uebelthäter. Gott kennt sein unschuldiges Herz. Nicht hat er sich vergehen wollen gegen seine Obrigkeit, sondern aus barmherzigem Mitleid hat er sich der armen Leute angenommen. Wenn er Euch je ein Freund war, wenn ich . . . o! verlasset ihn nicht in der Noth."

Der Doctor schien sehr beängstigt durch diese Rede. „Er hat sich schwer vergangen," sagte er mit halber Stimme. „Ich — was kann ich für ihn thun?"

Die Frau sah ihn mit einem flehentlichen Blick aus ihren traurigen Augen an. „Ihr könnt helfen," antwortete sie, „wenn Ihr den rechten Willen habt. Seid Ihr doch als ein Hofprediger bestellt und, wie Jedermann weiß, in großem Ansehen. Man kann Euch den Zutritt zu dem Herrn Herzog nicht wehren: bittet Martinus los von Seiner Fürstlichen Gnaden."

„Wie kann ich —?"

„Euch wird er nichts abschlagen. Sprecht ihm mit dem Wort Gottes in's Gewissen! Könnt Ihr Euch nicht verbürgen für seine Ehrlichkeit und Treue? Ist's nicht ein Schimpf des Landes, daß diese Männer bluten, ohne Verhör und Gericht, weil der Adel sie haßt? Will das der Herr Herzog? Weiß er

das? Ihr seid sein Seelsorger. Sorget, daß seine Seele rein bleibt von dieses Unschuldigen Blut!"

Speratus bedeckte seine Augen; ihr Anblick schien ihn zu schmerzen. „Er ist nicht unschuldig," sagte er, „Martinus ist sehr strafbar vor dem Gesetz — wenn er auch in guter Meinung geholfen haben mag. Ich habe ihn vergeblich gewarnt. Ihr glaubt, ich hätte Einfluß auf des Herrn Herzogs Entschließungen. Nicht in weltlichen Dingen. Und wenn ich ihn in geistlichen behalten, wenn ich dem Evangelium in diesem Lande dienen will, muß ich vorsichtig sein, ihn nicht mit Mißtrauen zu erfüllen, als hielte ich mich für seinen geheimen Rath. Auf der Kanzel ist mein Platz. Kann ich da sein Herz erweichen und sein Gewissen zur Milde rühren, so mag's dem Lande dienlich sein. Aber für den Einzelnen bei ihm sprechen —"

„Aus Freundschaft!" fiel die Schulmeisterin ein.

„Er kann das nicht verstehen," wehrte Speratus ab. „Wenn ich mich den Freund dieses Mannes nenne, der für einen der gefährlichsten dieser Aufrührer gilt, muß ich mich nicht selbst dem Herrn Herzog schwer verdächtigen? Er kann auch nicht wie er will. Ich glaube, diese Strenge kommt ihm nicht aus dem Gemüth; aber er muß dem Adel hier nachgeben, um seines Beistandes in wichtigeren Dingen versichert zu sein. Es muß ihn kränken, wenn ich ihn nun mit christlicher Mahnung bestürme und von ihm fordere, was er nicht gewähren kann, ohne in eine schiefe Lage zu gerathen. Er wird mich's entgelten lassen."

„Und Ihr zaudert, solche Ungnade auf Euch zu nehmen, um ein theures Leben zu retten? O Herr, Herr! fasset Muth. Aus Dankbarkeit —"

„Ihr quält mich. Seht Ihr denn nicht, wie sein Schicksal mich bekümmert? Aber ich habe die Macht nicht, ihm zu helfen. Ich sagte Euch schon, Maria, er gilt für einen der Schuldigsten."

Die Augen der Frau leuchteten im Zornfeuer. „Und wenn er einer Todsünde schuldig wäre," rief sie, „Ihr müßtet den Versuch wagen, ihn loszubitten." Sie trat nahe an ihn heran und raunte ihm zu: „Muß ich Euch sagen, was er für Euch gethan hat? Als ich in Verzweiflung wegen Eures Verraths den Tod im Wasser suchte, hat er mir das Leben gerettet. Das Leben! Wie wenig wäre das gewesen. Aber die Ehre! Er zauderte nicht, mir die Hand zu reichen und zu sagen: es soll Alles vergessen sein, werde mein Weib! Ihr wurdet untreu, um frei zu bleiben in Euren gelehrten Studien; er grub all' seinen ehrgeizigen Hoffnungen ein Grab, um nur treu sein Wort halten zu können. Meinetwegen ward er ein Dorfschulmeister in Preußen. Von Eurem Gewissen hat er die Schuld genommen, Herr Hofprediger. Das hatt' ich Euch zu sagen. Und nun — handelt, wie Ihr könnt." Die Stimme erstickte ihr. Sie wandte sich zum Gehen und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Speratus war erschüttert. Er faltete die Hände, hob sie zur Decke auf und ließ sie niederfallen auf sein Gesicht. Keines Wortes mächtig, zog er Magdalena an sich, die wieder vor ihm niedergesunken war, und küßte ihr Haar und Stirn. „Wollt Ihr's versuchen um Gotteswillen?" fragte das Mädchen.

„Ich will's," rief er. „Aber geht nun, geht — ich werde allzu schwach. O, Menschenschicksal!"

Er sank in den Sessel zurück. Die beiden Frauen verließen das Gemach, Frau Maria, ohne noch einmal umzusehen. Ihr schlich der Tag peinvoll hin. Bis zum späten Abend wartete sie in der Nähe des Thurmes auf eine tröstliche Nachricht vom Schloß; sie kam nicht. Gereute Dr. Speratus nachträglich doch sein Versprechen? War der Herzog unerbittlich?

Welche entsetzliche Nacht! Auf dem Domplatz wurde von Brettern ein Gerüst aufgeschlagen. Es war ihr kein Zweifel, zu welchem Zweck. Sie fragte die Werkleute, wann es gebraucht werden solle. „Nicht vor morgen früh," war die Antwort. Es war ein junger Mensch darunter, der schien Mitleid mit der armen Frau zu haben. „Geht in Eure Herberge," sagte er, „ich will Euch rufen, wenn's Zeit ist." Sie ging, hielt's aber nur wenige Stunden in ihrer Kammer aus. An den Häusern hin schlich sie bis zum Fluß und näherte sich dem blauen Thurm. Der Schnee fiel in großen nassen Flocken und der scharfe Wind vom Wasser her trieb sie ihr in's Gesicht; sie achtete nicht darauf. Da stand sie nun und horchte gespannt. Schläft er? Nein. Eben setzte seine helle Stimme ein mit des Speratus' Lied:

„Hilf Gott,
Wie ist der Menschen Noth
So groß,
Wer kann es Alls erzählen!
Ganz todt
Liegt er ohn' allen Rath,
Weiserlos,
Er kennt auch nicht sein Elend."

Andere Stimmen begleiteten leise und unsicher. Bald sang Martinus nur noch allein. Seine Kraft schien zu wachsen und der Schlußvers erscholl, jedes Wort laut vernehmlich:

„Es ist sein Wort,
darauf steh' hart,
es mag uns nicht ausweichen,
sein' Kraft ist also reiche:
Wem er's beschert,
da wird's gemehrt;
nur glaub daran,
laß' Zweifel stahn,
hoff in den, der ist da oben;
O Herre Gott,
von uns sei dir ewig Lobe!"

„Wachet, wachet," murmelte die Frau, „daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Nein, nein! Speratus kann ihn nicht verlassen."

So kämpften Furcht und Hoffnung mit einander; aber die Hoffnung ward mit jedem Stundenschlage schwächer und wollte fast ganz zusammenbrechen, als die herzoglichen Trabanten vom Schloß anmarschirt kamen, die Delinquenten in Empfang zu nehmen und nach der nahen Richtstätte zu führen. Ihr Hauptmann hatte keinen Gnadenbrief erhalten.

Viel Volks drängte nach. In die engen Gassen unter den Wasserthoren wurde aber Niemand eingelassen. Als nun die schwere Thür des Thurms sich öffnete und die Vier unter Trommelschlag hinausgeführt wurden, sprang Frau

Maria mit einem gellenden Schrei aus ihrem Mauerversteck vor, drängte die Spieße, die sich vor ihr kreuzten, mit starken Armen zurück und warf sich an ihres Mannes Brust. Er war gebunden und konnte sie nicht umfassen, aber er sah sie mit einem innigen Blick an und sagte mit bewegter Stimme: „Ich danke Gott, daß er mir dies in der letzten Stunde schenkt. O mein Weib, mein Weib! Viel Bitteres und Süßes haben wir im Leben erfahren, dieses aber ist das Bitterste und Süßeste zugleich. Vergieb mir, was Du zu vergeben hast. Wenn ich lange zweifelte, ob Du mit ganzem Herzen bei mir seist, dessen bin ich durch Deine Liebe und Treue seit vielen Jahren gewiß worden. Sorge für die Kinder! Und nun — leb' wohl, leb' ewig wohl!"

Er wollte weiter schreiten mit dem Zuge, da die Wachen schon ungeduldig wurden und ihn mit den Schäften der Spieße anstießen. Aber sie hing sich fester an seinen Hals und rief: „Nein, ich lasse Dich nicht fort. Habt Erbarmen! Wartet noch kurze Zeit. Es ist nicht möglich, daß dies geschieht. Der Bote muß unterwegs sein, der die Begnadigung bringt."

„Erschwert ihm nicht den letzten Gang durch Euer unsinniges Geschrei, Frau," sagte der Hauptmann der Trabanten. „Ihr hört, es ist des Herrn Herzogs Befehl. Wir können darin Nichts ändern."

„So schleppt mich mit zur Richtstätte," rief sie, „laßt mich mit ihm sterben."

„Trennt sie," befahl der Hauptmann den Stadtdienern.

Sie legten Hand an sie und rissen sie fort. „Gehorche!" sagte Martinus. „Gott sei mit Euch!"

„Aufschub — Aufschub," flehte das arme Weib.

„Der Schulmeister kommt zuletzt an die Reihe," rief ihr der Hauptmann zu. Die Trommel wirbelte unter dem gewölbten Thor und dann auf dem Domplatz. Dort stand die Menschenmasse dicht gedrängt um das Gerüst. Der Büttel mit seinen Knechten legte Hand an seine Opfer und führte sie die Stufen hinauf. Die Schulmeisterin war niedergesunken, ihrer Sinne nicht mehr mächtig. So war ihr doch keine Hilfe geworden von dem Manne, auf den sie ihr Vertrauen gesetzt hatte. Sie war ganz verlassen.

Drei Mal blitzte das Richtschwert durch die Luft und folgte darauf ein dumpfer Fall. Da — als der Büttel Martinus schon gefaßt und auf die Kniee geworfen hatte, tönte von dem Gäßchen an der Brücke her ein lauter Schrei über die Köpfe der Leute hin: „Haltet ein — haltet ein! Um Gotteswillen, haltet ein! Ich bringe des Herrn Herzogs Pardon."

Maria fuhr auf aus ihrer Ohnmacht. „Er ist's," schrie sie, „er ist's — Speratus!"

„Der Hofprediger," murmelte die überraschte Menge. „Weicht aus — macht Platz." Athemlos stürzte er an das Gerüst, mit erhobenem Arm ein Schreiben haltend, auf dem das herzogliche Siegel sichtbar. „Martinus, der Schulmeister, ist begnadigt," rief er mit letzter Kraft. „Lebt er noch?"

„Er lebt," antwortete des Schulmeisters Stimme vom Gerüst. „Und Christus lebt!"

Seine Fesseln wurden gelöst. „Lauft," sagte der Büttel, „Ihr seid frei.

Aber kommt mir nicht zum zweiten Male!" Er gab ihm einen leichten Schlag auf die Schulter, als einen Denkzettel gleichsam, und schob ihn die Treppe hinab. Das Volk rundum fand diesen Spaß ganz nach seinem Geschmack und lachte.

Martinus wußte gar nicht, wie ihm geschehen. Er umarmte wieder und wieder sein vor Freude schluchzendes Weib und drückte Speratus die Hand. „Nur fort, fort von dieser Stätte," mahnte derselbe. Er führte das Paar nach der kleinen Seitenpforte im Dom, die offen stand, und ließ es eintreten.

Der Schulmeister sank auf die Kniee nieder und dankte Gott für seine wunderbare Rettung. Frau Maria aber hob des Herrn Hofpredigers langen Rock und küßte den Saum. „So hab' ich mich in diesem Freunde nicht getäuscht," sagte sie, „er ist ein Muthiger im Dienste des Herrn."

Dr. Speratus lächelte. „Dankt's nach Gott Eurem Weibe," wandte er sich zu Martinus. „Warum verschwiegt Ihr mir das? Aber ich frage nicht. Ihr wolltet in Eurer Bescheidenheit nicht rühmen, was Ihr Gutes gethan. Ist Euch nun das Leben lieb, so freue ich mich des Erfolges meiner Fürbitte. Bald wäre sie umsonst gewesen. Der Herr Herzog war gestern schon willig, schob aber die Entscheidung den Räthen zu, wie ich erwartet hatte. Sie versammelten sich heute früh bei ihm, und ich bat wieder um Einlaß in meinem Amtskleide. Der Herr Herzog sagte: Gebt nach! der Mann kann uns noch nützlich sein. Die Räthe aber brachten Bedenken vor und zögerten. Ich drängte mit beweglichen Worten; da fertigten sie endlich den Gnadenbrief aus — es geschah wohl nur, weil sie glaubten, er käme doch zu spät zur Richtstelle. Sie wollten auch einen Boten damit senden, aber ich gedachte Eurer Gefahr und des treuen Weibes Angst — da lief ich selbst, so wenig es sich für mein geistliches Kleid schickte. Gott sei gelobt, ich kam noch zur rechten Zeit."

„Mein Leben ist ein Gnadengeschenk," sagte Martinus. „So will ich's denn mit noch größerem Eifer dem Dienst des Höchsten widmen immerdar, daß ich ihm und seinem heiligen Evangelium die jungen Seelen gewinne, die mir anvertraut sind."

Der Hofprediger schüttelte seine Hand. „Und weil ich Euch so treu in Eurem Beruf erkannt habe," sprach er, „so wünsch' ich Eure Arbeit an anderer Stelle, als dort im Dorf. Der lateinischen Schule hier am Dom fehlt ein Conrector, und wir brauchen einen gar tüchtigen Mann, weil hier die Saat gestreut werden muß, die für eine tüchtige Universität aufgehen soll. Wollt Ihr das schwere Amt annehmen, so schlagt ein. In Jahr und Tag, hoff' ich, ist dies vergessen."

Martinus blickte dankbar zu dem Kreuz über dem Altar auf. „Herr," murmelten seine Lippen, „wie sind deine Wege so wunderbar!"

Das fundamentale Problem der Physiologie.

Von
Professor Dr. J. Reinke in Göttingen.

Die Physiologie ist die Wissenschaft vom Leben. Was Leben ist, weiß Jedermann, er glaubt wenigstens, eine sichere Vorstellung davon zu haben; nur die Physiologie weiß es nicht. Als Wissenschaft, die unser Wissen zu bereichern strebt, stellt sie die Erkenntniß dessen, was man Leben nennt, als letztes und höchstes Ziel an den ihrer Forschung sich öffnenden Horizont.

Kaum gibt es ein beredteres Beispiel für den Unterschied zwischen alltäglichem und wissenschaftlichem Wissen, als es in diesem paradoxen Satze hervortritt, welchen wir an die Spitze unserer Betrachtungen stellen. Uns Allen steht klar vor Augen, daß Leben eine Function ist, ein Ausdruck complicirter Bewegungen und Arbeitsleistungen, ausschließlich geknüpft an eine in sich geschlossene Gruppe von Körpern, die Organismen. Wenn Wasser im Kessel über der Berzeliuslampe zu brodeln beginnt und sich langsam verflüchtigt, wenn der Dampfwagen keuchend über den eisenbelegten Weg dahinbraust, wenn der Vulcan seine Pforten öffnet, glühende Schlacken und Dämpfe emporschleudert und feurig Fluthen über die zerrissenen Hänge seines Kegels ergießt: so sind das alles Functionen körperlicher Systeme, die in eigenthümlichen Bewegungsvorgängen zum Ausdruck gelangen, und doch wissen wir alle, daß hier kein Leben waltet. Im Wachsthum der Pflanze, im Fluge des Vogels, im freundlichen Anschmiegen eines Hundes tritt uns das Leben unzweideutig entgegen; am vertrautesten ward es uns in der täglichen persönlichen Erfahrung, in der Sorge für die eigene Existenz, in den tausenderlei Freuden und Leiden, welche dieselbe mit sich bringt, in der Hartnäckigkeit, mit der wir das Leben lieben, in dem Schrecken und dem Schmerz über den Tod eines uns nahestehenden Wesens.

Aber was ist nun das Leben? Wie unterscheidet es sich von den Functionen der unorganischen Natur? — Darauf fehlt zur Zeit noch die befriedigende Antwort. Sollte es nicht einer Anstrengung des menschlichen Geistes werth sein, diese Frage genau zu studiren, tiefer in die Einzelvorgänge des Lebensprocesses einzudringen, als es der alltäglichen Wahrnehmung möglich ist, um über jene elastischen Definitionen hinauszukommen, wie sie auch heute noch von Männern

der Wissenschaft in Bezug auf das Leben geliefert werden? Ist doch das Leben der uns persönlich nächstliegende materielle Proceß in der Welt; er ist verbreitet, wie kaum ein anderer, sein Dasein reicht in die fernste Vorzeit hinauf.

Und was wir bis jetzt vom Leben wissen, erhebt es sich auch im Rahmen wissenschaftlicher Betrachtung erheblich über allgemeine, zum Theil verschwimmende Vorstellungen, deren Summe lautet: ein großes Räthsel? —

I.

„Das Leben ist ebensowohl die wunderbarste als unbegreiflichste Erscheinung. Es zeigt sich nicht nur in der verschiedensten Weise, sondern wohnt auch zu gleicher Zeit in uns und außer uns. Das Leben erzeugt den Gedanken, und nichtsdestoweniger unternimmt dieser auf sich selbst zurückkehrende Gedanke die Erforschung des Lebens, dessen einzelne Triebfedern er wißbegierig untersucht. Das Leben wird auf diese Weise ebenso wie die ganze Außenwelt ein objectives Phänomen. Wie der Raum, die Zeit und die Schwerkraft, scheint das Leben in den Wirkungen, die man ihm zuschreiben kann, durchaus unbegrenzt. Doch besitzt es die Eigenthümlichkeit, daß es sich nicht selbst genügen kann, sondern nothwendig fremde Elemente in seinem Nutzen verwenden und aus ihnen die Bedingungen seiner eigenen Existenz ableiten muß. Ueberall hängt es von Zufälligkeiten ab und kann nur unter der Herrschaft bestimmter äußerer Ursachen bestehen. Man kann indessen nicht behaupten, daß es eine nothwendige Folge dieser äußeren Bedingungen sei. Es ist im Gegentheile gewiß, daß es nicht immer auf unserem Erdballe existirte, wie es andererseits sicher ist, daß es eines Tages aufhören kann. Man muß fernerhin bemerken, daß das Leben, weit entfernt, sich immer selbst gleich zu sein, im Gegentheil außerordentlich verwickelt, progressiv und bildsam ist. Es hat sich nach gewissen Richtungen und bestimmten Regeln entwickelt. Es schreitet einem Ziele entgegen, dessen Ende uns noch unbekannt ist, und entfernt sich mehr und mehr von seinem ursprünglichen Zustande. Das Leben ist bewußt oder unbewußt, empfindlich oder unempfindlich; es zeigt alle Uebergänge von dem ausgesprochensten Ich, welches der menschlichen Persönlichkeit entspricht, bis zur vollständigsten Unempfindlichkeit der Flechte, welche an dem Stein haftet. Auf allen Staffeln dieser ungeheuren Stufenleiter besitzt das Leben immer Elementartheile, die entweder allein oder durch Verbindung mit einander die doppelte Fähigkeit haben, sich zu ernähren und zu vervielfältigen. Das Leben tritt durch die Individuen in die Erscheinung; es existirt nur durch sie, wird geboren und stirbt mit ihnen; aber jedes lebende Individuum ist immer die unmittelbare Fortsetzung eines früheren Individuums und häufig auch der Ausgangspunkt neuer Individuen. So entsteht eine Kette, deren Ringe durch unzählige Verbindungen mit einander verknüpft sind, aber zugleich eine Menge von Zwischenräumen und Unregelmäßigkeiten zeigen. Das Leben ist zu gleicher Zeit ein Eines und ein Vielfältiges: vielfältig durch die Individuen, die es repräsentiren und die eine außerordentliche Menge von gleichzeitigen oder auf einander folgenden Formen zeigen. Einheitlich wegen der Bande, welche die individuellen Reihen mit einander verknüpfen und schließlich in einem Stamme oder einem gemeinsamen Typus vereinigen, von welchem sie

ursprünglich alle abgeleitet scheinen. Einheit und Vielfältigkeit sind die beiden großen Kennzeichen der Lebenserscheinungen."

In diesen Worten zeichnet der französische Naturforscher Gaston de Saporta einen Schattenriß von dem, was zur Zeit den Kern der biologischen Lehren ausmacht. Die Analyse der hier angedeuteten Erscheinungen bildet das Programm der Physiologie.

Das Leben ist eine Function aller Organismen. Je nach der Verschiedenheit im Bau der letzteren können auch die Lebensvorgänge sich verschieden äußern, eine gemeinsame, einheitliche und im Wesentlichen identische Grundlage ist bei allen vorhanden, bei der Pflanze wie bei dem Thier, bei dem complicirtesten Geschöpfe wie bei der einzelnen, freilebenden Zelle. Wollen wir daher den fundamentalen Erscheinungen nachspüren, welche das Leben zusammensetzen, so müssen wir diejenigen Vorgänge sammeln und aussondern, welche allen Organismen gemeinsam zukommen und diejenigen zunächst unberücksichtigt lassen, welche, nur einzelnen Typen eigenthümlich, specifische Functionen derselben ausmachen und an specifische Organe geknüpft zu sein pflegen. So sind z. B. für den Menschen das logische Denken, die Sprache, die Differenzirung der Extremitäten in Hände und Füße u. s. w. specifisch; für den Vogel, den Käfer, den Schmetterling die Flügel; für den Fisch die Flossen; für die Pflanze Wurzel, Blätter, Blüthen. Und wie alle diese Organe in eigenartiger Weise functioniren, so kann es eine Physiologie des Menschen, des Wiederkäuers, des Vogels, des Frosches, der Pflanze geben, — lauter specifische Disciplinen, in welche die Wissenschaft vom Leben sich spaltet. Zu einer allgemeinen Physiologie hingegen gelangt man durch Abstraction von allem Specifischen, wobei dann ein Rest bleibt von Erscheinungen, welche in gleicher Geltung dem Lebensproceß des Wurms wie des Menschen, des Eichbaums wie des Mooses, des einzelligen Aufgußthierchens wie des kleinsten, an der Grenze des selbst mikroskopisch Wahrnehmbaren stehenden Spaltpilzes zu Grunde liegen.

Schon in dieser Forderung tritt die Grundaufgabe der Physiologie deutlich hervor; sie bedarf jedoch einer noch schärfer präcisirten Fassung, um praktisch angreifbar zu sein.

Die Organismen sind einfachere und zusammengesetztere, durch alle Stufen der Complication von einander geschieden, was als bekannt vorausgesetzt werden darf. Denn es liegt klar am Tage, daß ein Regenwurm einfacher gebaut ist, als ein Vogel, ein Wasserfaden einfacher als eine Tanne; Thiere wie Pflanzen bestehen aber aus Zellen oder Zellenderivaten, die Zellen sind in ungeheurer Anzahl bei den höheren Formen vereinigt, bei den niederen oft nur in geringer Zahl vorhanden, ja es gibt einzellige Thiere und Pflanzen, das heißt isolirt lebende Zellen, welche wir bald dem Thierreich, bald dem Pflanzenreich zurechnen. In diesem letzteren Falle ist die Zelle unzweifelhaft ein Individuum, mithin auch ein selbständiger Organismus, und zwar ein höchst einfacher. Aber auch dort, wo zahlreiche Zellen ein organisches Individuum zusammensetzen, können wir die einzelne Zelle als einen Theilorganismus betrachten, weil durch Summirung der Zellenthätigkeit die Function des Gesammtorganismus bestimmt wird.

Diese Thatsachen weisen auf zwei verschiedene Wege hin, auf welchen wir dem uns vorschwebenden Ziele uns nähern können. Es muß einerseits möglich sein, wenigstens einen Theil der das Leben ausmachenden fundamentalen Vorgänge durch vergleichende Beobachtung der Lebensäußerungen höherer Organismen zu ermitteln, wobei wir möglichst zahlreiche und verschiedenartige Typen in den Kreis der Untersuchung hineinbeziehen, z. B. Säugethiere, Frösche, Schnecken, Bäume, Kräuter. Hier gilt es, die dem Leben dieser verschiedenen Geschöpfe gemeinsamen Züge ihren Aeußerungen abzulauschen. Allein diese Aeußerungen sind, aus dem hier angedeuteten Gesichtspunkte betrachtet, vergleichbar einer Erzählung, die bruchstückweise in einer verworrenen Sprache vorgetragen wird, so daß Vieles davon uns unverständlich bleibt. Um so willkommener muß uns daher die Möglichkeit erscheinen, auch noch einen anderen Weg zu besitzen, der unserem Ziele entgegenführt.

Für die Naturwissenschaft gilt die allgemeine Regel, daß es zweckmäßig ist, erst einfachere, ja möglichst einfache Systeme und Vorgänge zu analysiren, ehe man zur Untersuchung der complicirteren vorschreitet. Auch wenn man eine Terrainfläche von beliebigem complicirtem Umriß vermessen will, zerlegt man sie in möglichst einfache geometrische Figuren, d. h. in Dreiecke, berechnet diese und summirt die gefundenen Werthe. Diese Methode werden wir zweckmäßig auch in die Physiologie einführen. Wir werden, um die Gesetze einer allgemeinen Physiologie festzustellen, unsere Studien an einem möglichst einfachen Organismus beginnen, ja wir werden einen elementaren Organismus aufzusuchen haben, dessen Functionen die einfachsten sind, die überhaupt einem Organismus zukommen, und welcher, ohne jede Differenzirung in besondere Organe, mit gleichem Recht sowol dem Thierreich wie dem Pflanzenreich zugezählt werden könnte. Von einem solchen Organismus würden wir erwarten können, daß in ihm die elementaren Vorgänge des Lebens unbeeinträchtigt von allen specifischen Besonderheiten zum Ausdruck gelangen.

Um einen Organismus zu finden, welcher diesen Anforderungen genügt, werden wir unsere Gedanken zunächst auf die einfache Zelle lenken. Allein das Studium der allgemeinen Lebenserscheinungen ist z. B. an einer einzelnen Pflanzenzelle nur schwierig durchzuführen. Zunächst ist auch diese, obgleich unbestreitbar zu den einfachsten Organismen gehörend, dennoch ein relativ complicirtes Ding. Eine entwickelte Pflanzenzelle besteht aus dem plastisch weichen, mit einem oder zahlreichen Zellkernen ausgestatteten Protoplasmaleibe, der in eine feste Zellwand eingekapselt ist, und der in seinem Innern einen großen, von wässeriger Flüssigkeit, dem Zellsaft, erfüllten Hohlraum einschließt [1]). In diesen differenten Bestandtheilen tritt schon Manches hervor, was für die Pflanzen specifisch ist und den Thieren fehlt, z. B. die aus Cellulose bestehende Schale und der innere Saftraum, wo endlich gar grüne Farbstoffkörnchen in der Zelle auftreten, sind

---

[1]) Eine ausführliche Darstellung der Pflanzenzelle und ihrer mannigfachen Beziehungen findet sich in dem geistvollen Aufsatze Ferd. Cohn's im Aprilheft der „Deutschen Rundschau", 1881.

sie uns ein Anzeichen dafür, daß auch in ihnen specifische Functionen der Pflanze in Wirksamkeit stehen.

Schon diese Umstände lassen es unmöglich erscheinen, die Pflanzenzellen als den von uns postulirten Elementarorganismus zu verwerthen. Als weiterer Uebelstand kommt ihre Kleinheit hinzu, da die meisten Pflanzenzellen erst mit dem Mikroskop erkennbar sind und daher für viele physiologische Experimente sich nicht eignen. Immerhin werden wir an die Zelle anknüpfen müssen und uns fragen, welcher Bestandtheil den Zellen aller Organismen, der Pflanzen wie der Thiere, gemeinsam ist, den allgemeinen Lebensträger der Zelle darstellend. Es ist dies das Protoplasma, und in der That hat man in neuester Zeit angefangen, das Protoplasma nicht mehr eine „chemische“ Substanz zu nennen, die einen Theil des Zelleninhalts ausmacht — eine Auffassung, welche von großem Nachtheil für die Physiologie gewesen ist, — sondern als einen Organismus zu bezeichnen, eben als den Elementarorganismus in jenem Sinne, wie wir ihn oben angedeutet haben. In der That zeigt bereits die mikroskopische Betrachtung nicht bloß eine ungemeine Gleichförmigkeit im Aussehen des Protoplasma bei allen pflanzlichen und thierischen Zellen, sondern wir werden später sehen, daß dieser mikroskopisch erkennbaren Structur ein identisches Verhalten in den wichtigsten physikalischen und chemischen Beziehungen entspricht. Allerdings muß auch das Protoplasma jeder einzelnen Thier- und Pflanzenart gewisse specifische Abweichungen besitzen, weil ohne sie die Verschiedenheit der Arten nicht gedacht werden kann. Allein diese specifischen Unterschiede sind meistens derartig, daß sie sich den physikalischen und chemischen Untersuchungsmethoden, mit denen die Physiologie arbeitet, vollkommen entziehen, wir sind daher in der Lage, von ihnen abstrahiren und am Protoplasma die wirklich fundamentalen Lebenserscheinungen analysiren zu können.

Wir können somit dem im Gange der Darstellung bereits angedeuteten Problem der Physiologie nunmehr eine concretere Fassung verleihen, wenn wir es definiren als das Studium der Lebenserscheinungen des Protoplasma. Die Physiologie des Protoplasma muß das Fundament sein, auf welchem das Gebäude der Erkenntniß des Lebens stufenweise emporwächst; denn Alles, was lebt, ist aus Protoplasma gebildet. —

Es ist auch für denjenigen, der, ohne selbst Forscher zu sein, nur von den Früchten der Wissenschaft zu kosten wünscht, unerläßlich, einmal die Wege zu betrachten, welche die Wissenschaft zurücklegen mußte, um diese Früchte zu ernten, will er sich ihres Werthes bewußt werden; und ein Maß dieses Werthes läßt sich nur gewinnen aus der Erkenntniß der aufgewendeten Arbeit. Von Wichtigkeit ist hierbei, die Verwechselung von Ziel und Aufgaben der Wissenschaft zu vermeiden.

In weiter Ferne erblickt der Physiologe in mehr oder weniger deutlichen Umrissen sein Ziel, die vollkommene Enträthselung des Lebens; ob es überhaupt erreichbar ist oder nicht, vermag er noch nicht zu erkennen. Um aber sich diesem glänzenden Kleinod zu nähern, muß er in einem unwirthlichen Landstriche vordringen, der von Hindernissen aller Art angefüllt ist, und denselben urbar, sich dienstbar machen. Die Gewinnung jedes einzelnen Terrainabschnittes, mag sie

groß sein oder klein, bildet für ihn eine Aufgabe, ein Problem. In Wirklichkeit ist ein Fortschreiten nur aus dem Zusammenarbeiten zahlreicher Pioniere zu erhoffen, deren jeder für sich eine kleine Parcelle in Angriff nimmt; ein entscheidender Sieg über die Natur darf erst aus der Arbeit von Generationen erwartet werden. Wenn aber der Einzelne sich eine Aufgabe absteckt, an welche er die Arbeit seines Lebens zu setzen gedenkt, so wird er auch dieses weitere Problem wieder zergliedern müssen in zahlreiche kleinere; nur durch ungezählte Spatenstiche, deren jeder mit Bedacht gewählt sein will, wird ein Weg gebahnt, der es ermöglicht, eine Frucht nach der andern vom Baume der Erkenntniß zu pflücken. Eiserne Arbeit ist daher die Losung; und gewährte die Arbeit des Forschens selbst nicht eine eigenartige Befriedigung, so würde sie häufig nur mit Enttäuschungen lohnen, in solchem Mißverhältniß stehen nur allzu oft die wirklich errungenen Resultate mit den erhofften.

Sind die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung zunächst ausschließlicher Gewinn und Eigenthum der Jünger der Wissenschaft, so besitzt doch auch die denkende Menschheit im Allgemeinen ein Anrecht auf Theilnahme am wissenschaftlichen Fortschritt. Die Möglichkeit dieser Theilnahme an naturwissenschaftlichen Dingen ist für das größere Publicum freilich eine beschränkte; denn die Popularisirung der wirklich positiven naturwissenschaftlichen Fortschritte ist eine schwierige Aufgabe. Während z. B. in Geschichte, Literatur, Kunst u. s. w. die populäre Darstellung der wissenschaftlichen nahe verwandt sein kann, pflegt eine moderne naturwissenschaftliche Abhandlung für den Laien meist völlig unverständlich zu sein, weil sie stets die Beherrschung einer Menge von wissenschaftlichen Einzelheiten zur Voraussetzung hat. Und dieser Voraussetzung kann der Naturforscher selbst dann nicht ganz entbehren, wenn er einmal zu einem weiteren Kreise spricht und sich bemüht, ein objectives und treues Bild von dem Inhalt seiner Wissenschaft zu zeichnen. Daher kommt es, daß auch in populären naturwissenschaftlichen Aufsätzen dem einen dies, dem andern jenes unverständlich zu bleiben pflegt, während die Menge des unvermeidlichen Details den Gegenstand häufig dem Laien trockener erscheinen läßt, als er in Wirklichkeit ist. Nur wenn man sich und das Publicum über die in der Sache liegenden Schwierigkeiten hinwegzutäuschen sucht — wie es leider oft genug geschehen ist — und, anstatt in strenger Sonderung das wirklich Sichergestellte von dem Unerwiesenen zu trennen, die gewagtesten Speculationen als Ergebnisse der Wissenschaft hinstellt, gelingt es, eine naturwissenschaftliche Romanliteratur zu schaffen. Wahre Aufklärung ist aber nur dadurch zu fördern, daß wir uns dessen bewußt bleiben, was wir wirklich wissen, und wo die derzeitigen Grenzen unseres Wissens gezogen sind.

Ich muß daher bezüglich der beregten Punkte auf Nachsicht hoffen, wenn ich nunmehr einlade zum Betreten der Werkstatt eines Naturforschers, worunter ich nicht bloß sein Laboratorium verstehe mit Mikroskop, Reagentien und Geräthen aller Art, sondern auch die Quelle seiner Vorstellungen, seiner Hypothesen, seiner Wünsche und Hoffnungen, seiner Befürchtungen und Entsagungen.

II.

Wir haben im ersten Abschnitt das Grundproblem der Physiologie in seinen allgemeinsten Umrissen definirt als die Erforschung der Eigenschaften

des Protoplasma; wir müssen nunmehr versuchen, demselben eine greifbare Gestalt zu geben, indem wir es auflösen in eine Anzahl besonderer Aufgaben, deren jede sich für einen einzelnen Bearbeiter in absehbarer Zeit als lösbar erweist.

Die Mehrzahl der Thiere und Pflanzen waren uns als complicirte Organismen erschienen; wir können sie betrachten als Compositionen, welche aus Aggregaten organischer Einheiten aufgebaut sind; als die organische Einheit bestimmten wir das Protoplasma.

Um das Leben des Protoplasma zu studiren, müssen wir zuvörderst die wichtigsten Factoren untersuchen, von denen die Bewegungsprocesse abhängen, welche das Leben desselben ausmachen.

Diese Bewegungen sind erstens abhängig von äußeren Bedingungen; zweitens sind sie geknüpft an innere Factoren, das heißt an gewisse Eigenschaften der Körpersubstanz des Protoplasma.

Zu den äußeren Lebensbedingungen gehört z. B. eine in gewisse Grenzen eingeschlossene Temperatur; ferner die Beschaffenheit des Mediums, worin sich der Organismus befindet, insbesondere das Vorhandensein ausreichender Nährstoffe. Wir wollen an dieser Stelle jedoch von eingehender Betrachtung der äußeren Lebensbedingungen Abstand nehmen und uns auf die Untersuchung des inneren Zustandes des Protoplasma selbst beschränken.

Hier haben wir in erster Linie seine physikalischen und chemischen Qualitäten in das Auge zu fassen, da auf ihren unmittelbaren Wechselwirkungen sich das Leben aufbaut.

Wie die Physik unter den Naturwissenschaften die grundlegende ist und bleiben wird, so wird auch in der physiologischen Forschung die Physik des Organischen stets als Grundlage dienen müssen, ja, wir können als Maßstab des Fortschreitens unseres physiologischen Wissens geradezu den Fortschritt in der physikalischen Kenntniß des Organismus hinstellen.

Eine Physik des Protoplasma würde u. A. die Dichtigkeit seiner Masse, die Lichtbrechung derselben, seinen Widerstand gegen die Strömung von Flüssigkeiten, seine sichtbaren Bewegungen, seine specifische Wärme und Verbrennungswärme, seine elektromotorischen Eigenschaften u. s. w. in Untersuchung zu ziehen haben; wir wollen hier aber nur einen Punkt berühren, nämlich die Veränderungen, welche das Protoplasma erfährt, wenn es aus einem wasserarmen in einen wasserreichen Zustand übergeht, und umgekehrt. Es ist genugsam bekannt, daß, wenn eine Pflanze Samen entwickelt, wenn z. B. Erbsen in einer jungen Hülse allmälig heranreifen, die Substanz derselben anfangs weich und saftreich ist, zur Zeit der Reife dagegen trocken, hart und spröde. Diese Veränderung des Aggregatzustandes beruht auf einem, während der Periode des Reifens fortschreitenden Verluste an Wasser. Wenn man später die reifen Erbsen wieder in feuchte Erde aussäet, so quellen sie zunächst auf, d. h. sie saugen sich voll Wasser, ihre Substanz wird weich, und dann erst beginnt die eigentliche Keimung. Dies Beispiel lehrt uns einen zweifachen Zustand des Protoplasma kennen: den ausgetrockneten, in welchem alle Lebensthätigkeit aufgehört hat,

ohne daß die Lebensfähigkeit erloschen ist; und den gequollenen, wasserhaltigen, in welchem allein sich das Leben zu äußern vermag.

Da nun auch das Protoplasma in den Zellen der trockenen Erbse immer noch eine geringe Menge an Wasser enthält, so sehen wir, daß ein Mehr oder Weniger von Wasser einen entscheidenden Einfluß auf die Eigenschaften des Protoplasma ausübt. Diese Differenz im Wassergehalt können wir aber als eine chemische auffassen, weil das Wasser einen chemischen Artbegriff repräsentirt, einen sogenannten „Körper" im Sinne der Chemiker darstellt. Andererseits bedeutet aber der durch wechselnden Wassergehalt bedingte verschiedene Aggregatzustand eine physikalische Veränderung des Protoplasma, und wir lernen aus diesem Beispiel, wie physikalische und chemische Veränderungen (Bewegungen) mit einander Hand in Hand gehen, untrennbar verknüpft erscheinen; kann man doch auch ganz allgemein die Chemie als Statik und Mechanik der Atome, mithin als einen Theil der Physik definiren.

In der That muß die Kenntniß der chemischen Zusammensetzung des Protoplasma allen weiteren physiologischen Untersuchungen vorausgehen; bevor wir seine chemisch unterscheidbaren Bestandtheile nicht kennen, wird ein planmäßiges Vordringen in die Geheimnisse des Lebensprocesses kaum von Erfolg begleitet sein. Und andererseits können wir schon jetzt voraussehen, daß eine Entzifferung, eine Erklärung der wichtigsten Lebensvorgänge in nichts Anderem bestehen wird, als in einer Zurückführung auf physikalische und chemische Processe. Denn unter einer naturwissenschaftlichen Erklärung verstehen wir die Analyse eines Phänomens bis auf die zu Grunde liegenden Processe der Molecularmechanik hinab; wobei wir die Voraussetzung machen, daß die Vorstellung vom atomistischen Bau der Körper, wie die heutige Chemie sie annimmt, thatsächlich richtig sei. Mehr ist nicht zu erreichen und zu verlangen.

Als erste Aufgabe, als erste Staffel unseres Problems wollen wir daher die chemische Analyse des Protoplasma hinstellen, und die nachfolgenden Zeilen mögen über einen Versuch zu ihrer Lösung berichten.

Die Inangriffnahme dieser Aufgabe war allerdings eines der dringendsten Bedürfnisse für den Fortschritt der Physiologie. Zwar sind seit Jahrzehnten über die chemische Beschaffenheit des Protoplasma Angaben in der Literatur vorhanden, die mit der Bestimmtheit der dogmatischen Form von einem Buche in das andere, von einer wissenschaftlichen Abhandlung in die andere hinüberwandern: allein schon der Umstand, daß diese Angaben längere Zeit hindurch, in einer Periode, wo die Naturwissenschaften nach allen Richtungen bedeutende Fortschritte machten, sich ungeändert erhielten, wird uns ihre Genauigkeit nicht ganz unbedenklich erscheinen lassen. In den zoologischen wie den botanischen Lehrbüchern liest man ganz allgemein in Bezug auf die chemische Beschaffenheit des Protoplasma, daß dasselbe eine eiweißartige Substanz sei, d. h. ein Eiweißstoff oder ein Gemenge mehrerer Eiweißstoffe; das ist Alles. Diese Identificirung des Protoplasma mit den von der Chemie als eiweißartigen Substanzen unterschiedenen Körpern, welche soweit geht, daß man in neuerer Zeit Protoplasma geradezu als „lebendes Eiweiß" definirt hat, wird fast in allen wissenschaftlichen Untersuchungen als selbstverständliche Voraussetzung acceptirt;

in manchen Schriften werden von namhaften Naturforschern die niedrigsten in der Natur vorkommenden Organismen, welche nur aus nacktem Protoplasma bestehen, „structurlose Eiweißklümpchen" genannt, das Protoplasma wird also als eine einfache Substanz aufgefaßt, d. h. als ein chemischer Artbegriff, eine Verbindung; und wenn in der Literatur vereinzelte Angaben auftreten, welche dieser Deutung widersprechen würden, so finden dieselben keine Beachtung.

Wir müssen uns fragen: worauf gründet sich diese, bis auf die Jetztzeit herrschende Ansicht? Die bisher über die chemische Natur des Protoplasma angestellten Untersuchungen beschränken sich fast ganz auf gewisse Prüfungen des in mikroskopisch kleinen Zellen eingeschlossenen Protoplasma und stützen sich auf gewisse Farbenreactionen, welche dies Protoplasma unter dem Mikroskop erkennen läßt. Wenn man z. B. einen Eiweißstoff mit Salpetersäure behandelt, so färbt er sich gelb; versetzt man ihn mit Zuckersyrup und Schwefelsäure, so nimmt er eine rosenrothe Färbung an; behandelt man ihn mit Kupfersulfat und Kalilauge, so färbt er sich violett. Alle diese Farbenreactionen läßt auch das Protoplasma unter dem Mikroskop erkennen. Da endlich der in den Eiweißkörpern enthaltene Stickstoff sich im Protoplasma ebenfalls nachweisen läßt, so war der Schluß fertig: Protoplasma ist Eiweiß.

Allein die Chemie stellt doch andere Anforderungen an einen Beweis für die Identität einer Substanz. Durch die angeführten Reactionen war es wohl äußerst wahrscheinlich gemacht, daß Eiweißstoffe in reichlicher Menge am Aufbau des Protoplasma theilnehmen, und eine weitere Bestätigung wurde dadurch erhalten, daß es gelingt, aus pflanzlichen wie aus thierischen Geweben beträchtliche Quantitäten reiner Eiweißstoffe abzuscheiden. Nur konnte durch diese Thatsachen niemals bewiesen werden, daß das Protoplasma ausschließlich Eiweiß sei, es konnte ebenso gut nur zur Hälfte oder zu einem Dritttheil daraus bestehen. Denn Farbenreactionen treten auch an einem Gemenge von Substanzen auf, in welchem der färbende Körper der Masse nach nur einen geringen Bruchtheil ausmacht. Wenn wir z. B. ein Glas mit einem Gemenge verschiedener farbloser Substanzen anfüllen und schließlich ein wenig Stärkelösung hinzufügen, so wird auf Zusatz von ein paar Tropfen Jodtinctur das Ganze eine tiefblaue Farbe annehmen. Wollten wir daraus schließen, daß nur Stärkelösung im Glase vorhanden war, so würden wir einen argen Mißgriff begehen.

Eine wirkliche Erkenntniß der chemischen Zusammensetzung des Protoplasma ist daher nur von einer wirklichen Analyse zu erwarten. Für die chemische Analyse einer Substanz oder gar eines unbekannten Gemenges gebrauchen wir aber beträchtliche Vorräthe, die von allen fremdartigen Beimengungen natürlich vollkommen frei sein müssen. Hiernach liegt es uns zunächst ob und bildet die Voraussetzung für die Lösung unserer Aufgabe, uns möglichst große Massen von Protoplasma zu verschaffen, welches nicht durch Bestandtheile der Zellwand und des Zellsafts verunreinigt ist. Für diesen Zweck können wir aber die aus Zellengewebe bestehenden Theile höherer Pflanzen, z. B. Kartoffelknollen, Rüben, Blätter, nicht verwerthen, weil sich bei Zerkleinerung derselben das Protoplasma von den übrigen Bestandtheilen nicht trennen läßt; selbst dem geschicktesten

Mikroskopiker würde es schwer werden, auch nur einen einzigen Protoplasmakörper aus einer Zelle frei zu präpariren, und das wäre ein winziges Pünktchen, während wir reines Protoplasma zum mindesten pfundweise verarbeiten müssen, wenn wir auf Erfolge hoffen wollen.

Glücklicherweise gibt es aber eine Quelle in der Natur, wo frei lebendes, d. h. nicht in Zellen eingeschlossenes Protoplasma in einer für uns genügenden Menge gebildet wird. Diese Fundgrube bilden einige Organismen aus der Classe der Schleimpilze, einer Gruppe von Geschöpfen, die zu den niedrigsten Pflanzenformen gerechnet werden und die man fast mit gleichem Recht auch den unvollkommensten Thieren beizählen kann. Diese Schleimpilze stellen Gebilde von theilweise beträchtlicher Größe dar, die einen Theil ihres Lebens hindurch nur aus Protoplasma bestehen. Unter den zahlreichen Arten dieser Gruppe ist besonders eine als Protoplasma-Lieferantin für unsere chemischen Untersuchungen in's Auge zu fassen, das Aethalium septicum, welches auf alten Haufen gebrauchter Lohe wächst, wie sie in den Höfen der Gerbereien zu liegen pflegen, und dessen protoplasmatische Zustände den Gerbern unter dem Namen „Lohblüthe“ sehr wohl bekannt sind. Die Entwickelungsgeschichte dieses Organismus ist eine so interessante, daß eine Schilderung desselben hier am Platze sein dürfte.

Wenn wir im Winter an einem frostfreien Tage in einem der großen Lohehaufen einer Gerberei herumwühlen, so werden wir bald eine Anzahl dunkel goldgelb gefärbter Körperchen finden, die eine wachsartige Consistenz besitzen, und deren Größe bei unregelmäßig gelappter Form zwischen derjenigen eines Senfkorns und derjenigen einer Erbse schwankt. Diese Körperchen sind die Dauerzustände des Aethalium septicum, durch welche dieser Schleimpilz in ähnlicher Weise überwintert, wie die Kartoffelpflanze durch ihre Knollen. Von den Botanikern werden dergleichen Gebilde Sclerotien genannt; die mikroskopische Untersuchung zeigt, daß dieselben ganz wie andere Pflanzentheile aus zahlreichen kleinen, von körnigem Protoplasma erfüllten Zellen bestehen. Wir wollen eine Anzahl dieser Sclerotien sammeln und, so lange die kalte Jahreszeit dauert, an einem kühlen, nicht zu trockenen Orte aufbewahren.

Bringen wir dann im Beginn des Sommers eines dieser Sclerotien mit Wasser oder feuchtem Löschpapier in Verbindung, so beobachten wir nach wenig Stunden die auffallendsten Veränderungen. Zunächst schwillt dasselbe durch Einsaugung von Wasser auf, dann beginnt es seine Form zu verändern, es streckt nach einer oder mehreren Richtungen Fortsätze aus, es macht den Eindruck, als wolle es sich verflüssigen. Eine eigentliche Verflüssigung findet jedoch nicht statt, sondern das Gewebe des Sclerotiums verwandelt sich nur unter Auflösung der Zellwände in eine breiartig weiche oder rahmartige Masse, in welcher das Mikroskop keine Zellen mehr zu unterscheiden vermag: das Sclerotium hat sich unter Wasseraufnahme in homogenes, nacktes Protoplasma umgewandelt. Eine derartige freie Protoplasmamasse, die einen selbständigen Organismus repräsentirt, nennt man ein Plasmodium. Ein solches Plasmodium zeigt nunmehr die mannigfachsten Bewegungen. Wenn wir es auf eine feuchtgehaltene Glasplatte bringen, so streckt es, immer der Unterlage dicht an-

geschmiegt, aus seiner weichen Körpersubstanz Fortsätze aus, und indem es die auf der entgegengesetzten Seite befindlichen Arme wieder einzieht, schiebt es seinen ganzen Körper kriechend über die Glasplatte hinweg. Hierbei verzweigen sich die ausgestreckten feinen Protoplasma-Arme in der reichsten Weise, meist baumförmig, und zwischen den feineren Aesten bilden sich netzartige Verbindungen. Mehr als quadratzollgroße Flächen der Glasplatte können so von den zierlichsten Protoplasma-Netzen überzogen werden, die in unausgesetzter Formveränderung und Wanderung begriffen sind; im Verlaufe mehrerer Stunden vermag ein Plasmodium über einen Tisch hinwegzukriechen. Betrachten wir den feinen Ast eines Plasmodiums unter dem Mikroskop, so scheint uns die Wand desselben aus einer elastisch zähen Substanz zu bestehen, in welcher eine an Körnchen reiche Flüssigkeit sich mit lebhafter Geschwindigkeit strömend fortbewegt, unwillkürlich an die Circulation des Blutes erinnernd; in breiteren Aesten finden sich mehrere Strombetten neben einander, in denen die Strömungen oft eine entgegengesetzte Richtung einschlagen. Eine weitere Organisation läßt sich aber mit dem Mikroskop nicht nachweisen. Das Plasmodium besteht nur aus Protoplasma.

Wenn wir an einer geeigneten Stelle, etwa im Hofe unseres Laboratoriums, einen Haufen gebrauchter, aber noch frischer Lohe anfahren lassen, in welchem Aethalium septicum bislang nicht vegetirte; wenn wir dann einige unserer Sclerotien in die hinreichend befeuchtete Lohe hineinlegen, so verwandeln sich dieselben alsbald in Plasmodien, die in dem Lohehaufen umherkriechen. Dieselben umspinnen einzelne Lohestückchen mit ihren Aesten wie mit Polypenarmen, sie saugen dabei die die Lohe durchtränkende Flüssigkeit auf, welche in reichlicher Menge Substanzen enthält, die in vorzüglichster Weise als Nährstoffe dieses Schleimpilzes dienen. Auf diese Art ernährt, wachsen die Plasmodien rasch, ihre Masse kann um mehr als das Hundertfache zunehmen, sie können sich dabei auch in zahlreichere Individuen zertheilen. Untersucht man nach einigen Wochen einen solchen Lohehaufen von neuem, so findet man denselben oft ganz von den schleimigen, gelben Plasmodien durchzogen. Wenn dann nach Ablauf einer gewissen Zeit ein schwüler Sommerabend eintritt, so kriechen die Plasmodien aus dem Innern des Lohehaufens an die Oberfläche empor, hier sammeln sie sich an, die feinen Aeste werden eingezogen und sie verschmelzen zu großen, oft mehr als pfundschweren, soliden Protoplasmamassen von rahmartig weicher Beschaffenheit, die auch noch die lebhaftesten Bewegungen zeigen können; oft entleert ein ganzer Lohehaufen sich in dieser Weise fast seiner sämmtlichen Plasmodien auf einmal.

Diese großen Protoplasmamassen bilden nun ein geeignetes Arbeitsmaterial für die chemische Analyse. Sie können zu dem Ende frisch verarbeitet werden, oder nachdem sie eine Zeitlang in Alkohol conservirt wurden, je nachdem man die eine oder die andere Prüfung vorzunehmen gedenkt.

Wir wollen aber zunächst noch das weitere Schicksal dieser großen Protoplasma-Anhäufungen verfolgen. Wenn man dieselben ein paar Tage sich selbst überläßt, so findet man sie nicht mehr weich und breiartig, sondern erstarrt, trocken und brüchig: sie haben sich in die F r u c h t k ö r p e r des Schleimpilzes umgewandelt. Diese Fruchtkörper sind von einer gelblichen, sehr zerbrechlichen

Rinde bedeckt, ihr Inneres besteht aus einer bläulichschwarzen, pulverigen Masse, unter dem Mikroskop zeigt sich die letztere zusammengesetzt aus einem Flechtwerk feiner Fäden und äußerst zahlreichen, sehr kleinen Zellen, den Keimzellen oder Sporen des Pilzes, die feste Zellwände und im Innern trockenes Protoplasma besitzen.

Diese Sporen vermögen den Pilz zu reproduciren. Wenn man sie in Wasser oder auf eine feuchte Unterlage aussäet, so keimen sie in der Weise, daß zunächst unter Wasseraufnahme die Zellwand zerplatzt und der protoplasmatische Inhalt aus derselben als kleines Plasmodium hervorschlüpft. Befindet sich dieses in einem Wassertropfen, so vermag es mittelst eines wimperförmigen Ruderorgans lebhaft darin umherzuschwimmen, während es auf feuchter Unterlage sein Ruder einzieht und in der oben ausführlich beschriebenen Weise umherzukriechen beginnt. Auf geringem Raume können Tausende solcher kleinen Plasmodien durch einander kriechen; wenn mehrere auf einander treffen, so verschmelzen sie und bilden damit die Anfänge der größeren, für das bloße Auge sichtbaren Plasmodien, die unter Nahrungsaufnahme sich weiter entwickeln. Wenn dann die kältere Jahreszeit eintritt, so ziehen sich die noch in einem Lohehaufen befindlichen Plasmodien zu Linsen- bis Erbsen-großen Körperchen zusammen, ihre Substanz wird fest und nimmt eine zellige Structur an, sie sind zu jenen Sclerotien geworden, welche unserer Betrachtung als Ausgangspunkt dienten.

Die Klasse der Schleimpilze, zu denen Aethalium gehört, ist reich an den verschiedensten, von der hier beschriebenen zum Theil weit abweichenden Formen. Sie alle wachsen an feucht liegendem, moderndem Holze, an alten Baumstümpfen in den Wäldern, manche ihrer Gattungen und Arten sind durch lebhafte Farben und einen überaus zierlichen Bau der reifen Fruchtkörper ausgezeichnet; zu praktischen Zwecken wird sich aber immer Aethalium septicum am meisten als Protoplasma-Lieferant eignen, wir wollen uns daher auch mit der genaueren Beschreibung desselben an dieser Stelle genügen lassen, sie hat uns ein Bild gewährt von dem Entwickelungsgang eines der einfachsten, dem Grenzgebiete zwischen unvollkommensten Thieren und unvollkommensten Pflanzen angehörigen Organismen, dessen fundamentale Lebensvorgänge doch im Grunde identisch sein müssen mit denjenigen, welche sich in den Zellen eines Baumes und in den Geweben des menschlichen Körpers abspielen.

III.

Auch vom Protoplasma der Schleimpilz-Plasmodien wurde auf Grund der bereits erwähnten Farbenreactionen einfach angenommen, daß es aus Eiweißstoffen bestehe, obwohl gerade über Aethalium einige Angaben in der Literatur vorliegen, welche das Vorkommen anderer Verbindungen darin behaupten.

Wir wollen mit möglichst unbefangenem Auge an die chemische Prüfung und Zergliederung des Protoplasma von Aethalium hinantreten, d. h. wir wollen es als eine Materie von gänzlich unbekannter Zusammensetzung ansehen.

Die chemische Untersuchung der Bestandtheile eines Organismus gestaltet sich zu einer zwiefachen Aufgabe. Erstens müssen wir feststellen, welche Grundstoffe oder Elemente (wie Wasserstoff, Stickstoff, Metalle u. s. w.) darin ent-

halten sind, und womöglich in welchen relativen Quantitäten; diese Aufgabe wird von der sogenannten Elementar-Analyse gelöst. Zweitens, und das ist die Hauptsache, müssen wir ermitteln, zu welchen **Verbindungen** diese Grundstoffe im Organismus zusammentreten, denn erst die Verbindungen bilden die eigentlichen Bausteine der belebten Materie.

Wir würden uns zu sehr in das Labyrinth der Einzelheiten einer physiologisch-chemischen Analyse vertiefen, wollten wir uns hier von dem ganzen Gange der mühevollen Untersuchung des Protoplasma von Aethalium Rechenschaft geben, welche mehrere Jahre täglicher Arbeit in Anspruch genommen hat [1]); allein bei der fundamentalen Wichtigkeit der Sache, um die es sich handelt, dürfte es auch für den Laien nicht ohne Interesse sein, einen Ueberblick über das bei solcher Untersuchung einzuschlagende Verfahren zu erhalten. —

Das Protoplasma ist weich, von Wasser durchtränkt, wie alle lebensthätigen Organismen. Die Menge des darin enthaltenen Wassers wird dadurch annähernd genau bestimmt, daß man das frisch gesammelte Protoplasma wägt, daß man es einer Temperatur von ungefähr 100° C bis zur völligen Austrocknung aussetzt und die ausgetrocknete Masse dann von neuem wägt. Auf diese Weise ergab sich für das Protoplasma von Aethalium ein Wassergehalt von etwa 75 Procent auf 25 Procent Trockensubstanz. Ebensoviel Wasser enthalten auch die Muskeln des menschlichen Körpers, während der Wassergehalt der grauen Substanz des Gehirns etwa 84 Procent, derjenige der weißen Substanz des Gehirns etwa 70 Procent beträgt.

Unsere Aufmerksamkeit hat sich nunmehr auf die dem Gewichte nach hinter dem Wasser zurückstehende Trockensubstanz zu concentriren. Auch sie vermögen wir durch einfache Processe in weitere größere Gruppen von Substanzen zu zerlegen. Zunächst verbrennen wir eine Portion getrocknetes Protoplasma in einer glühenden Platinschale, wobei es sich schwärzt und verkohlt, endlich aber eine weiße Asche zurückläßt. Es erweist sich hierbei, daß etwa 70 Procent der Trockensubstanz verbrannt, 30 Procent als Asche zurückgeblieben sind. Die Untersuchung dieser Asche lehrt darin folgende Grundstoffe kennen: Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium, Eisen, Chlor, Schwefel, Phosphor, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff; ein reichlicher Gehalt an Stickstoff ergibt sich schon aus dem bei der Verbrennung auftretenden Geruche nach versengten Haaren, dieser Grundstoff verflüchtigt sich aber vollständig bei der Einäscherung. — Ganz die gleichen Grundstoffe sind es, welche auch die Gewebe des menschlichen Körpers zusammensetzen.

Der Stickstoff nimmt von vornherein unsere specielle Aufmerksamkeit in Anspruch. Denn, bestünde die ganze Trockensubstanz des Protoplasma aus Eiweiß, so müßten mindestens 16 Procent Stickstoff darin enthalten sein; nun sind aber höchstens 6 Procent Stickstoff darin nachzuweisen, woraus nach der üblichen Berechnung nur ein Gehalt von $37^1/_2$ Procent Eiweiß in der Trockensubstanz würde folgen können; und selbst dann aber machen wir bereits die Voraussetzung, daß

---

[1]) Näheres über diese Untersuchungen findet sich in meinem Buche: „Studien über das Protoplasma", Berlin, 1881.

aller durch die Elementaranalyse constatirte Stickstoff in der Form von Eiweißkörpern vorhanden sei. Es ergibt sich somit aus dieser Stickstoffbestimmung das wichtige Resultat, daß höchstens ein gutes Drittel der Trockensubstanz des Protoplasma aus Eiweiß bestehen kann, und wenn wir die Asche auch auf nahezu ein Drittel veranschlagen, so muß das letzte Drittel aus verbrennlichen, aber nicht eiweißartigen Substanzen gebildet sein.

Wir zerlegen jetzt die Trockensubstanz weiter dadurch in ihre einzelnen Verbindungen, daß wir sie mit verschiedenen Lösungsmitteln behandeln. Dabei ist zu beachten, daß die Eiweißstoffe durch den Proceß der Trocknung in einen unlöslichen Zustand übergeführt worden sind; sie sind in ähnlicher Weise erhärtet, wie der Inhalt eines Hühnereies nach längerem Kochen. Aus diesem Grunde werden wir die Eiweißstoffe nur am frischen, nicht getrockneten Protoplasma untersuchen können; der Zustand der Trockensubstanz bietet aber den großen Vorzug, daß aus ihr nur die nicht eiweißartigen Verbindungen in Lösung gehen.

Zunächst extrahiren wir die Trockensubstanz des Protoplasma mit Aether, es lösen sich darin 5 bis 6 Procent; großentheils ein Gemenge von festem und flüssigem Fett, dann aber findet sich darin auch eine in perlmutterartig glänzenden Blättchen krystallisirende Verbindung, das Cholesterin, welches auch im thierischen Körper sehr verbreitet ist und namentlich einen Hauptbestandtheil des Nervensystems ausmacht; in der weißen Substanz des menschlichen Gehirns sind über 50 Procent Cholesterin enthalten und wahrscheinlich besteht die Hauptmasse des Nervenmarks ebenfalls aus dieser Substanz. Endlich läßt sich im Aetherextract des Protoplasma von Aethalium eine phosphorhaltige Kohlenstoffverbindung nachweisen, welche gleichfalls einen Hauptbestandtheil des menschlichen Gehirns ausmacht und besonders in der grauen Substanz desselben prävalirt, das Lecithin.[1])

Die mit Aether erschöpfte Trockensubstanz wird nunmehr mit Wasser gekocht, die Flüssigkeit abfiltrirt und weiter untersucht. Dieser Wasserextract enthält eine Reihe stickstoffhaltiger Substanzen, welche nach dem oben Gesagten keine Eiweißstoffe sein können. Dieselben bestehen aus Pepton, einer den Eiweißkörpern nahestehenden Substanz, ferner aus Asparagin, einer leicht krystallisirenden, im Pflanzenreiche allgemein verbreiteten Verbindung, sodann aus Sarkin, Xanthin und Guanin, die wiederum Bestandtheile des thierischen Körpers, namentlich der Muskulatur desselben sind; endlich aus kohlensaurem Ammoniak. Unter seinen stickstofffreien Kohlenstoffverbindungen ist zunächst das Glycogen zu nennen, welches ebenfalls einen der wichtigsten Bestandtheile des thierischen Muskels bildet, in besonders reichlicher Menge jedoch in der Leber der höheren Thiere enthalten ist. Weiter ist eine eigenthümliche Zuckerart zu erwähnen, sodann Ameisensäure und Essigsäure, beide an Kalk gebunden und als Kalksalze allgemein im Pflanzenreiche verbreitet. Endlich geht in den Wasserextract noch etwas Kochsalz und phosphorsaures Kali über.

---

[1]) Neuerdings ist das Lecithin auch als Bestandtheil der Muskeln erkannt worden.

Die mit Wasser behandelte Masse wird dann wieder getrocknet und mit siedendem Alkohol ausgezogen, in welchem ein eigenthümliches Harz, sowie Kalkverbindungen der höheren Fettsäuren sich lösen.

Als letztes Lösungsmittel dient verdünnte Salzsäure, welche kohlensauren Kalk, oxalsauren Kalk, phosphorsauren Kalk, phosphorsaure Magnesia u. a. m. auszieht.

Die Untersuchung der Trockensubstanz mußte nun aber ihre nothwendige Ergänzung durch das Studium des frischen Protoplasma finden. Hier trat zunächst die Frage in den Vordergrund, ob das Protoplasma als eine zähe Flüssigkeit, oder als Gemenge einer festen Substanz mit einer wässerigen Lösung, welche die erstere wie einen Badeschwamm durchtränkt, angesehen werden dürfe. Die letztere Alternative hat sich als die richtige herausgestellt. Es wurde nämlich frisches Protoplasma in feinste Leinwand eingewickelt und dem Druck einer äußerst kräftigen Presse unterworfen; dabei blieb in der Leinwand ein ziemlich trockener Kuchen zurück, während eine wässerige Flüssigkeit ablief. Somit konnte das Protoplasma auf rein mechanischem Wege in eine feste, aber plastisch weiche Gerüstsubstanz und in wässerigen Saft zerlegt werden. Der Saft enthält außer den übrigen in Wasser löslichen Bestandtheilen zwei Eiweißstoffe gelöst, das Vitellin, welches z. B. im Dotter des Hühnereies vorkommt, und das Myosin, welches sich auch in den thierischen Muskeln findet; endlich einen eigenthümlichen Fermentstoff, das Pepsin, welches als Bestandtheil der Magenschleimhaut der höheren Thiere eine wichtige Rolle bei der Verdauung der Fleischnahrung versieht. Die Gerüstsubstanz dagegen besteht neben Cholesterin, Lecithin, festem Fett und Harz aus Nuclein (in geringerer Menge) und Plastin, welcher letztere eiweißartige aber unlösliche Körper die Hauptmasse des festen Gerüstes im Protoplasma bildet.

Die hier namhaft gemachten Verbindungen sind jedenfalls die wichtigsten und wesentlichsten Bestandtheile des Protoplasma von Aethalium, wenn auch die Analyse, deren Resultate hier mitgetheilt wurden, keineswegs als erschöpfend gelten kann. Ich glaube kaum fehlzugehen, wenn ich annehme, daß das Protoplasma aus nicht viel weniger zahlreichen Verbindungen zusammengesetzt ist, als der Körper eines höheren Thieres. —

Von besonderem Interesse und hoher Wichtigkeit ist aber der Umstand, daß die bemerkenswerthesten der im Schleimpilz-Protoplasma nachgewiesenen Verbindungen theils identisch sind mit denjenigen, welche den Körper der höheren Thiere wie auch der höheren Pflanze zusammensetzen, theils eine den letzteren analoge Constitution erkennen lassen, und zwar ist die Stellung des Protoplasma des untersuchten Pilzes auch in chemischer Hinsicht eine zwischen beiden großen Reichen vermittelnde. Die mit den im Körper der höheren Thiere enthaltenen übereinstimmenden Substanzen wurden bereits als solche hervorgehoben, und wenn einzelne Bestandtheile auftreten, die im Thierreiche nicht nachzuweisen sind, wie z. B. das Asparagin, so finden sich dafür im Thierkörper Stellvertreter, wie Harnstoff und Kreatin. Umgekehrt fehlt das im Thierreich verbreitete und im Protoplasma von Aethalium in Menge vorhandene Glycogen den höheren Pflanzen, dafür finden sich bei diesen die ähnlich gebauten Körper Dextrin und

Stärke. Im Allgemeinen aber zeigt das Protoplasma aller Pflanzen wesentlich die gleiche Zusammensetzung, wie dasjenige von Aethalium. Es besteht sicher aus einem Gemenge von Gerüstsubstanz und Saft, in der Gerüstsubstanz findet sich allgemein Plastin, Nuclein, Lecithin, Cholesterin; der Saft hält in Lösung Eiweißstoffe, Pepton, Asparagin, Zucker, Ameisensäure, Essigsäure, Salze, und Fett ist durch die ganze Masse vertheilt. —

Die drei hervorragendsten physiologischen Eigenschaften des thierischen Körpers sind nun abgesehen von der Fortpflanzung: erstens die Fähigkeit, Nährstoffe zu verdauen und zu assimiliren, die Function des Magens und Darmkanals; zweitens die Fähigkeit, Bewegungen auszuführen, die Function der Muskulatur; drittens die Fähigkeit, Reize zu empfinden, die Function des Nervensystems. Diese drei Functionen übt auch das Protoplasma sowohl der Schleimpilze wie der höheren Gewächse, es offenbart sich somit ein ganz allgemeiner Zusammenhang zwischen dem chemischen Bau der Körpersubstanz und den Lebensäußerungen, welcher sämmtliche Gebilde der belebten Natur zu umfassen scheint. Hiernach ist kaum daran zu zweifeln, daß das Leben die Wechselwirkung einer gewissen Anzahl chemischer Verbindungen zur Grundlage, zur Voraussetzung hat, und daß die Zahl derselben für die niedrigsten Organismen eine kaum geringere ist, als für die höchsten; keineswegs sind aber die Eiweißstoffe zur Unterhaltung der Lebensprocesse ausreichend. Der Unterschied in der Structur der thierischen Gewebe und des vegetabilischen Protoplasma besteht aber hauptsächlich darin, daß in den ersteren überaus feine, gegen einander scharf abgesetzte Mechanismen aus der lebendigen Materie gleichsam auskrystallisirt sind, die als Muskeln, Nerven, Gefäße, Drüsen u. s. w. unterschieden werden, während im Protoplasma diese Differenzirung unterbleibt, die Functionen von der ganzen Masse desselben vermöge ihrer chemischen Zusammensetzung ausgeübt werden. Sind doch auch die Gewebe des Thierkörpers alle einmal aus Protoplasma entstanden, und die Zusammensetzung von thierischen Eiern und Sperma scheint im Wesentlichen die gleiche zu sein, wie diejenige des Protoplasma von Aethalium. Daß auch die unvollkommensten und kleinsten Organismen, die es gibt, die Moneren und Spaltpilze, in entsprechender Weise zusammengesetzt sind, daran zweifle ich keinen Augenblick. Nur die grün gefärbten Pflanzenzellen erhalten durch den Besitz ihres Farbstoffes, des Chlorophylls, eine wichtige Auszeichnung.

Wir dürfen nun keineswegs alle, im Protoplasma von Aethalium aufgefundenen Verbindungen als Bausteine seiner Substanz einander gleichsetzen. Nur ein Theil derselben, und zwar wahrscheinlich vorzugsweise diejenigen, welche man in der Gerüstsubstanz findet — wie Plastin, Lecithin, Cholesterin — bilden gewissermaßen das Material der Organe des Protoplasma; die gelösten Substanzen dienen theils zur Ernährung, zum Ersatz der Organbildner, theils sind sie Zersetzungsproducte dieser letzteren, theils haben sie eine mechanische Bedeutung als Lösungs- und Transportmittel. Wenn in den Geweben des menschlichen Körpers fortwährend Substanzumbildungen vor sich gehen, Zersetzung der Organbildner und Wiederergänzung derselben mit einander abwechseln, so geschieht ein Gleiches auch im Protoplasma. Wir können daher eine bildende oder progressive und eine regressive Stoffmetamorphose unterscheiden, von denen die erstere auf die

Bildung von Eiweißstoffen, Lecithin u. s. w. abzielt, während durch die letzteren die organischen Substanzen schließlich in Kohlensäure und Ammoniak übergeführt werden. Beide Reihen von Stoffbewegungen sind aber zur Unterhaltung jenes verwickelten Spiels der Kräfte, das wir Leben nennen, in gleicher Weise nothwendig.

Aus dem Vorstehenden wird erhellen, daß ein erster Schritt zur Gewinnung der Grundlage einer Physiologie des Protoplasma geschehen ist. Ein herrschendes Dogma, die Lehre von der Allmacht des Eiweißes, ist erschüttert oder, wie ich glaube, gestürzt, und damit eine größere Klarheit in die Situation gebracht. Ist es uns gelungen, die Analogie im chemischen Aufbau des Protoplasma mit demjenigen der höheren Thiere und Pflanzen nachzuweisen; wissen wir ferner, daß die Grunderscheinungen des Lebens, Ernährung und Stoffwechsel, Bewegungsvermögen, Reizbarkeit, bereits dem Protoplasma der Schleimpilze innewohnen, so werden wir nach den Spuren der einzelnen Vorgänge des Stoffumsatzes, wie sie bei den höheren Organismen mit größerer Schärfe sich beobachten lassen, nunmehr auch beim Protoplasma suchen müssen. Darin eröffnet sich aber ein weites Gebiet specieller Aufgaben für die Detailforschung, auf welches hier nur in ganz allgemeiner Perspective hingedeutet werden soll.

Wenn wir aber die Kette dieser Aufgaben, deren erstes Glied — eine allgemeine Orientirung über die Zusammensetzung des Protoplasma von Aethalium — wir als gelöst gelten lassen wollen, uns im Einzelnen genauer zurecht legen, so ist das zunächst eine Sisyphus-Arbeit, indem wir genöthigt sind, selbst Schwierigkeiten über Schwierigkeiten vor uns aufzuthürmen. Allein es ist die erste Pflicht des Naturforschers, nicht vor einer Erschwerung seiner Arbeit zurückzuschrecken, wenn sich diese im Interesse der Wahrheit als nöthig erweist. Gerade der Forscher, der sich selbst eingehend mit der Analyse des Protoplasma beschäftigte, weiß am besten, wie unvollkommenes Stückwerk seine Arbeit geblieben ist; daß der chemische Bau dieses einfachsten Organismus ein weit complicirterer ist, als er ihn aufzudecken vermochte, und daß nur die Hoffnung, den Grund zu weiteren Forschungen gelegt zu haben, für jene Entsagung zu entschädigen vermag.

Bleiben wir dieser Unvollkommenheit der Früchte unserer Forschungen gewissenhaft eingedenk, ziehen wir es vor, unser Nichtwissen einzugestehen, anstatt uns über die unbequemen Schranken der derzeitigen Erkenntniß mit dogmatisch vorgetragenen Phantasiegemälden hinwegzuheben, so werden wir zu dem Ergebniß gelangen, daß nicht sowohl das Wissen selbst, als der *Fortschritt im Wissen* stets eine Quelle höchster Befriedigung für uns bilden wird; denn der im Forschen und Finden liegende Reiz führt uns unwiderstehlich zu immer neuen Versuchen, den Zusammenhang der Dinge zu ermitteln. Bis zu einem gewissen Grade werden die Gebiete der Natur wohl immer problematisch für uns bleiben; allein dasjenige, was wir feststellen können und worüber wir uns Vorstellungen zu bilden vermögen, welche durch Thatsachen gestützt werden, ist immer schon wissenswerth genug. Was ein Atom ist, was wir unter Materie begreifen wollen, was wir Licht nennen, was Schwerkraft, was Elektricität, darüber vermag die Wissenschaft uns bis jetzt keine *sichere* Auskunft zu geben; ob wir einmal *genau* wissen werden, was das Leben sei, ist in der Gegenwart noch ungewiß. Unsere Protoplasma-Studie bildet eine der nothwendigen Vorarbeiten für die

Gewinnung dieser Erkenntniß, ein Schritt in der Richtung auf das ferne Ziel. Aber hier gibt es zwei Möglichkeiten. Ich kann von meinem Garten aus durch einen Schritt mich einem am Horizonte sichtbaren Bergesgipfel nähern, und ich vermag denselben durch häufige Wiederholung meines Schrittes zu ersteigen; ich kann aber auch durch einen Schritt mich dem Monde nähern, ohne ihn jemals zu erreichen. Diese Alternative darf uns, den Problemen der Naturwissenschaft, speciell der Physiologie gegenüber, niemals aus dem Bewußtsein schwinden.

Keineswegs soll damit einem Pessimismus in Dingen der Natur-Erkenntniß das Wort geredet sein; nur scheint es mir von großer Wichtigkeit, manchen zu Tage tretenden, sanguinischen Strömungen gegenüber das langsame und mühevolle Fortschreiten des wirklich positiven Wissens immer wieder mit Nachdruck hervorzuheben. Es ist unzweifelhaft richtig gehandelt, an die Erforschung der Natur mit der Voraussetzung ihrer Begreiflichkeit heranzutreten; ob aber diese Voraussetzung selbst in ihrem vollen Umfange richtig sei, ist eine ganz andere Frage. Und so war es mein Bestreben, auf diesen Blättern außer thatsächlichen Mittheilungen auch einen Beitrag zur Geschichte und Kritik menschlichen Erkennens zu liefern. In folgenden beiden Thesen möchte ich zusammenfassend die Ueberzeugung formuliren, zu welcher mich fremde wie eigene Forschung geführt hat:

1. Alle Organismen, die niedrigsten wie die höchsten, die aus einem Klümpchen nackten Protoplasma bestehenden wie der menschliche Körper sind aus zahlreichen chemischen Verbindungen aufgebaut, von denen die wichtigeren für alle Thier- und Pflanzengruppen die gleichen sind oder sich physiologisch vertreten. Dementsprechend sind die Grunderscheinungen des Stoffwechsels bei allen Organismen identisch.

2. In keiner Beziehung können die unvollkommensten Organismen (Schleimpilze, Moneren) als Uebergangsglieder zwischen Thieren und Pflanzen einerseits und der unorganischen, unbelebten Materie andrerseits gelten; lebende Organismen, auch die einfachsten, sind fundamental verschieden von Aggregaten unbelebter Substanz, das niedrigste Lebewesen ist dem menschlichen Körper chemisch und physiologisch näher verwandt, als einem unbelebten, structurlosen Eiweißklümpchen.

Geheime Denkschrift, betreffend den Proceß der Wera Sassulitsch.

Das Zeitalter der politischen Morde und Mordversuche in Rußland ist bekanntlich durch das am 5. Februar 1878 unternommene Attentat gegen den damaligen St. Petersburger Stadthauptmann, General-Adjutanten Trephof (russisch gewöhnlich Trepow genannt), und durch die einige Wochen später (am 1./13. April) erfolgte Freisprechung der Urheberin dieser That, der vielgenannten Wera Sassulitsch, eingeleitet worden. Zum Verständniß dieses folgenreichen Vorganges und des auf denselben bezüglichen, nachstehend mitgetheilten Actenstückes wird nothwendig sein

1) die Geschichte dieses Processes und dreier demselben vorhergegangener politischer Processe in Kürze zu erzählen;

2) die auf die Behandlung politischer Verbrecher bezüglichen Vorschriften der russischen Proceß-Ordnung zu erörtern; endlich

3) die Zeitverhältnisse zu charakterisiren, unter welchen das die Freisprechung der Sassulitsch betreffende Geschwornen-Verdict vom 1./13. April 1878 abgegeben wurde.

Während der Jahre 1869 und 1870 hatte ein aus der Schweiz zurückgekehrter und daselbst mit Bakunin in Verbindung getretener ehemaliger Student Netschajew in St. Petersburg und Moskau revolutionär-anarchistische Verbindungen zu organisiren versucht, vornehmlich Studenten und jüngere Officiere um sich gesammelt, dieselben in den Wahn gewiegt, daß eine weitverzweigte Verschwörung gegen die Regierung bestehe und das Vertrauen seiner Anhänger wiederholt zu finanzieller Ausbeutung derselben und zu betrügerischen Schwindeleien benutzt. Einer dieser Anhänger, der Student der landwirthschaftlichen Akademie Iwanow, war gegen Netschajew mißtrauisch geworden und hatte in der Stille Beweise für dessen Unredlichkeit gesammelt. Um sich dieses Aufpassers zu entledigen, denuncirte Netschajew denselben als Verräther; Iwanow wurde in einen Hinterhalt gelockt und daselbst von dem „Chef der Propagandisten" und dessen Genossen meuchlings ermordet. Netschajew floh in die Schweiz, wurde indessen nach längeren Verhandlungen als gemeiner Verbrecher ausgeliefert, in Moskau vor Gericht gestellt und im J. 1871 sammt einigen Mitschuldigen

zur Zwangsarbeit in den Bergwerken Sibiriens verurtheilt. Mehrere der Genossen dieses in jeder Rücksicht unwürdigen und verkommenen Mordgesellen waren zufolge des außerordentlichen Geschickes, welches ihr (dafür mit mehrjähriger Internirung in Livland bestrafter) Vertheidiger, Fürst Urussow, entwickelt hatte, freigesprochen, — auf Anordnung der „dritten Abtheilung" indessen internirt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt, bezieh. nach Sibirien geschickt worden.

Zu diesen nicht verurtheilten, aber „auf administrativem Wege" gemaßregelten Personen hatte die damals 16jährige Wera Sassulitsch gehört, der gerichtlich nichts weiter als die Bekanntschaft mit Netschajew nachgewiesen worden war; zwei Jahre lang hatte man sie im Gefängniß gehalten, dann nach St. Petersburg zu ihrer Mutter entlassen, dann wieder verhaftet und in die Gouvernements Nowgorod und Twer versendet, von wo sie nach mehrjähriger Internirung entwichen war, um nach St. Petersburg und später nach Pensa zu gehen.

Während die Sassulitsch im Gouv. Pensa lebte, waren verschiedene nihilistische Verschwörungen entdeckt und zum Gegenstande der Untersuchung gemacht worden. Im Mai 1875 hatte die Geheimpolizei mehrere hundert, revolutionären Verbindungen angehörige Individuen verhaften und 193 derselben unter Anklage stellen lassen [1]); am 10. December 1876 (wenige Monate vor Ausbruch des türkischen Krieges) war von einer Anzahl der sog. Nihilistenpartei angehöriger junger Männer (unter denen sich ein gewisser Bogoljubow besonders hervorthat) eine revolutionäre Demonstration auf dem Platze vor der Kasanischen Kirche in St. Petersburg unternommen worden, der die von dem Volke unterstützte Polizei indessen sofort ein Ende gemacht hatte. Da die Angeklagten beider Kategorien während des aufregenden Kriegsjahres in dem St. Petersburger Untersuchungsgefängniß untergebracht worden waren, und da die Zahl der politischen Verhafteten während dieses Jahres fortwährend zunahm, war die Ueberwachung des genannten Gefängnisses mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen. Diese Schwierigkeiten wuchsen, als Ende October des J. 1877 das gerichtliche Verfahren seinen Anfang nahm; nicht nur, daß einzelne Angeklagte sich mit außerordentlicher Leidenschaftlichkeit vertheidigten und einen großen Theil des Publicums auf ihre Seite zogen, — die gegen die Mehrzahl der Angeklagten erhobenen Beschuldigungen ließen sich nicht beweisen und das Gericht sah sich genöthigt, von den erwähnten „193" (die Gesammtzahl der 1875 Verhafteten hatte 770 betragen) vierundneunzig freizusprechen und vierundsechzig der übrigen Angeklagten die erlittene Untersuchungshaft als Strafe anzurechnen. Dieser Ausgang eines vielbesprochenen, für Hunderte von Menschen verhängnißvoll gewesenen Processes machte innerhalb wie außerhalb des Gefängnisses einen gewaltigen Eindruck, welcher dadurch erhöht wurde, daß die Regierung zahlreiche freigesprochene Individuen nicht auf freien Fuß setzte, sondern „auf administrativem Wege" interniren oder nach Sibirien verweisen ließ. Die Theilnehmer an dem Putsch vom December 1876 waren bereits früher verurtheilt

---

[1]) Ueber diese Verschwörung ist der Aufsatz „Eine geheime Denkschrift über die nihilistischen Umtriebe" („Deutsche Rundschau" 1881, Band XXVII, S. 351 ff.) zu vergleichen.

und zur Strafe gezogen, einzelne Angeklagte dieser Kategorie indessen gleichfalls freigesprochen worden.

Inmitten der Aufregung über diese Vorgänge und der Vorbereitungen, welche zur Aburtheilung der zahlreichen, während des Jahres 1877 verhafteten Nihilisten getroffen wurden, am 5. Februar 1878, fand das Verbrechen der Sassulitsch statt. Inzwischen vierundzwanzig Jahre alt geworden, war diese „Verdächtige" im September (1877) heimlich von Pensa nach St. Petersburg gekommen, nachdem sie einige Wochen zuvor in einer Zeitung gelesen hatte, der ihr persönlich unbekannte, aber wegen seiner Theilnahme an dem Putsch vom December 1876 vielgenannte Bogoljubow sei wegen Unbotmäßigkeit gegen den Stadthauptmann Trepow am 13. Juni 1877 im Untersuchungsgefängniß körperlich gezüchtigt worden. Durch in St. Petersburg eingezogene Erkundigungen über das Einzelne dieses Vorganges unterrichtet, begab die Sassulitsch sich an einem der für den Empfang von Bittstellern bestimmten Tage in das Hôtel des Stadthauptmanns, „um demselben ein Gesuch zu übergeben"; während der Stadthauptmann dieses Papier entgegennahm und entfaltete, zog sie einen Revolver aus der Tasche, mit welchem sie den General schwer, aber nicht tödtlich verwundete und den sie sodann zu Boden warf. Sofort verhaftet, gab die Sassulitsch an, „dieser Schuß sei die Rache für die Züchtigung Bogoljubow's gewesen."

Nach längeren Verhandlungen, in welche der damalige Justizminister Graf v. d. Pahlen wiederholt eingriff, wurde beschlossen, daß die von der Sassulitsch verübte That nicht als politisches Verbrechen, sondern als Act privater Rache zu behandeln und daß die Angeklagte demgemäß vor das St. Petersburger Geschworenengericht zu stellen sei. Zum Verständniß der Tragweite dieses Beschlusses wird nothwendig sein, einen Blick auf die Bestimmungen der russischen Gerichtsordnung und auf die Gesetze, betreffend die Behandlung politischer Verbrechen, zu werfen.

In den „Grundzügen" zu der noch gegenwärtig geltenden Gerichtsordnung vom November 1864 war bestimmt worden, daß die Beurtheilung politischer Verbrechen von der Competenz der damals eingeführten Geschworenengerichte ausgeschlossen, und daß Fälle solcher Art an besondere, durch ständische Repräsentanten verstärkte Gerichtshöfe verwiesen werden sollten. Ein im Jahre 1871 erlassenes Gesetz hatte diese Vorschrift wie folgt, ergänzt, bez. abgeändert: „Politische Processe, bei welchen es sich um Verbrechen handelt, die mit Verlust oder Einschränkung von Standesrechten belegt sind, gehören vor einen besonderen, durch den Senat zu constituirenden Gerichtshof; handelt es sich um eine Verschwörung gegen die Allerhöchste Person, gegen die bestehende Staatsverfassung oder gegen die Thronfolgeordnung, so wird ein oberster, vom Kaiser selbst zu berufender Criminalgerichtshof mit der Aburtheilung der Angeklagten betraut. — Die Voruntersuchung ist in allen Fällen solcher Art durch ein alljährlich vom Justizminister zu designirendes Mitglied des St. Petersburger oder des Moskauer Gerichtshofs unter Mitwirkung des Gerichtsprocureurs (Oberstaatsanwalts) zu führen. Die Competenzfrage wird durch den Chef der dritten Abtheilung der kaiserlichen Canzlei und den Minister des Innern, eventuell den Minister des Auswärtigen entschieden. Der besondere

Senatsgerichtshof besteht aus dem Präsidenten des Senats, fünf alljährlich zu designirenden Mitgliedern des Senats, einem Adelsmarschall, dem Stadthaupt (Bürgermeister) einer Gouvernementsstadt und dem Aeltesten einer Landgemeinde des Gouvernements St. Petersburg. Die Ernennung dieser Personen, bez. ihrer Stellvertreter geschieht durch kaiserliche Berufung."

Gleichzeitig mit dieser Bestimmung war eine andere, dieselbe Materie betreffende Anordnung von noch größerer Tragweite erlassen und, in die Form eines „Allerhöchst bestätigten Reichsgutachtens" gekleidet, am 16. Mai 1872 publicirt worden. Diese Verordnung schrieb u. A. vor:

„3) In denjenigen Fällen, in welchen die Procuratur solches für erforderlich hält, sind die Procureure (Staatsanwälte) befugt, die Voruntersuchung von Verbrechen der Gensd'armerie (politischen Polizei) zu übertragen .... 21) Ermittelungen über politische Verbrecher sind im Allgemeinen von Officieren des Gensd'armeriecorps unter Mitwirkung der eventuell mit besonderen Ermittelungshandlungen zu betrauenden Untermilitärs, in besonderen wichtigen Fällen aber von Personen vorzunehmen, welche durch die Allerhöchste Gewalt dazu ernannt werden. 22) Die Ermittelungen über politische Verbrecher geschehen im Allgemeinen unter Aufsicht der Procuratur, in Fällen der letzteren Art dagegen unter der Oberaufsicht des Justizministers und des Chefs der Gensd'armerie. 24) Die Ermittelungshandlungen können von den Functionären der Gensd'armerie auf Antrag des Procureurs, aber auch aus eigener Initiative begonnen werden. 25) Die die Ermittelungen vornehmenden Personen (unter Umständen also auch die Untermilitärs des Gensd'armeriecorps) sind zur Vornahme aller in den §§ 253, 254, 256 und 257 der Strafproceßordnung vorgesehenen Handlungen und außerdem zu Besichtigungen, Bescheinigungsertheilungen, Haussuchungen und Confiscationen befugt. 27) Handelt es sich um Ermittelungen über politische Verbrechen, so sind alle Polizeibehörden und deren Beamte verpflichtet, gesetzlichen Forderungen der die Untersuchung führenden Personen zu entsprechen. Die Gouverneure und alle übrigen Behörden und Beamten haben denselben jeden von ihnen abhängigen Vorschub zu leisten... 29) Sind die Ermittelungen beendet, so hat der Procureur des Gerichtshofs das Ergebniß derselben zur Kenntniß des Justizministers zu bringen und dieser nach erfolgter Verständigung mit dem Chef der Gensd'armerie *entweder die Einleitung eines (gerichtlichen) Untersuchungsverfahrens anzuordnen oder eine Allerhöchste Entscheidung über die Einstellung des Verfahrens einzuholen. Im letzteren Falle bleibt die Sache entweder ohne weitere Folgen oder sie wird auf dem Verwaltungswege entschieden.*"

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß die Entscheidung darüber, ob eine Sache als politisches Verbrechen behandelt oder den regelmäßigen Gerichten übergeben werden soll, eigentlich alle übrigen Entscheidungen ein-, und bezieh. jede fernere Einwirkung der Justiz-Organe ausschließt. Thatsächlich hat es auch mit dem Einfluß des Justizministers ein Ende, sobald dieser auf eine „Verständigung" mit dem Chef der Gensd'armerie angewiesen ist, da diesem herkömmlich das entscheidende Wort zukommt. Sollte das Verbrechen der Sassulitsch überhaupt

gerichtlich entschieden werden, so hing Alles davon ab, daß dasselbe nicht als politisches behandelt wurde; war die Sache ein Mal der Gensd'armerie übergeben und hatte diese darüber zu erkennen, ob eine Ueberweisung an den außerordentlichen Gerichtshof oder eine Erledigung auf dem Verwaltungswege erfolgen sollte, so sprach alle Wahrscheinlichkeit für die letztere Eventualität. Demgemäß mußte es als Sieg des Justizministers angesehen werden, daß dieser die Ueberweisung an das Schwurgericht durchgesetzt hatte. Wie es hieß, war das dadurch ermöglicht worden, daß Graf Pahlen unter Hinweis auf das Aufsehen des Falles dem Kaiser gegenüber die Unräthsamkeit eines Ausnahmeverfahrens geltend gemacht und sich persönlich für einen zweckentsprechenden Ausgang der Verhandlung vor dem Schwurgericht verbürgt hatte.

Am 13. (1.) April 1878 fand das schwurgerichtliche Verfahren vor einem zahlreich versammelten, zum großen Theil den höchsten Ständen angehörigen Auditorium statt; außer andern Würdenträgern war auch der Reichskanzler Fürst Gortschakow anwesend. Die Jury bestand aus sieben Personen des Beamtenstandes (einem Collegienrath, vier Hofräthen, einem Titularrath und einem Collegienregistrator), je einem Edelmann, Künstler, Gelehrten, Privatbeamten und einem Kaufmanne. Als Vertreter der Staatsanwaltschaft fungirte der Procureurs-Gehilfe Keßler, als Vertheidiger der Angeklagten der Rechtsanwalt Alexandrow. Nach Vorführung der Angeklagten und nach Verlesung der Anklage wurde zur Vernehmung der Sassulitsch geschritten, die die Erklärung abgab, daß sie nach einem vorher gefaßten Plane auf den Stadthauptmann in der Absicht geschossen habe, die Züchtigung des politischen Verbrechers Bogoljubow zu rächen und daß „es ihr gleichgiltig gewesen sei“, ob die Wirkung ihrer That die Tödtung oder nur eine schwere Verwundung des Verletzten zur Folge haben werde; zu der verübten That bekenne sie sich, dagegen halte sie sich für „nicht schuldig“. Das Motiv ihrer Handlung sei die Empörung darüber gewesen, daß ein politischer Gefangener von der Administration willkürlich gezüchtigt worden und daß diese Züchtigung von der öffentlichen Meinung und der Presse unbeachtet gelassen worden sei. — Nachdem zur Abhörung der Zeugen geschritten und nach Beendigung derselben eine Pause gemacht worden war, ergriff der öffentliche Ankläger behufs Begründung der Anklage zu einer dreiviertelstündigen Rede das Wort. Unmittelbar darauf begann Alexandrow seine zwei Stunden umfassende, außerordentlich effectvoll gesprochene Vertheidigungsrede. Er begann mit einer Schilderung des Lebensganges der Angeklagten, die als halbes Kind Netschajew kennen gelernt und aus Gefälligkeit gestattet habe, daß für diesen bestimmte Briefe an sie adressirt und bei ihr abgegeben wurden. Dafür habe sie eine zweijährige, in der Einsamkeit verbrachte Untersuchungshaft zu erleiden gehabt, um sodann (eben zwanzig Jahr alt geworden) unschuldig befunden, auf freien Fuß gesetzt, auf Anordnung der Administration aber sofort wieder verhaftet und in das Städtchen Krestzy (Gouv. Nowgorod) abgeführt zu werden; völlig mittellos und während der im harten Winter unternommenen Reise nur durch den Pelz des sie begleitenden Gensd'armen vor dem Tode durch Erfrieren geschützt, habe die Angeklagte zu Krestzy in dem Zustande so vollständiger Vogelfreiheit gelebt, daß sie allein durch die Mildthätigkeit guter Menschen erhalten

worden. Von Krestzy sei die Angeklagte nach Twer, von Twer nach Saligetisch, von dort nach Charkow geschleppt, abwechselnd in's Gefängniß gesteckt und sich selbst überlassen worden, bis es ihr gelungen nach St. Petersburg und später nach Pensa zu entkommen, wo sie auf dem Lande gelebt und in einer Zeitung die Nachricht von der Züchtigung Bogoljubow's gelesen habe. — Auf eine außerordentlich drastische Schilderung dieses am 13. Juni 1877 stattgehabten Vorgangs folgte sodann eine Erörterung des Eindrucks, den die Kunde von der Mißhandlung eines lediglich wegen seiner politischen Anschauungen verhafteten, sonst ehrenhaften Menschen auf die zum Opfer ähnlicher administrativer Willkür-Acte gewordene Angeklagte gemacht habe. Lediglich in der humanen Absicht, die Wiederkehr derartiger Fälle unmöglich zu machen und darauf hinzuwirken, daß auch in Rußland Verletzungen der Menschenwürde nicht mehr vorkämen, habe die Angeklagte den Entschluß gefaßt, Bogoljubow's Rächerin zu werden. Sie sei im September v. J. nach Petersburg gekommen, habe daselbst die jedes menschliche Gefühl empörenden Einzelheiten des Vorgangs vom 13. Juni in Erfahrung gebracht und sich dann definitiv schlüssig gemacht. Trepow und Bogoljubow seien der Angeklagten gleich unbekannt gewesen. Dieselbe habe aus rein sachlichen, nicht aus persönlichen Motiven gehandelt, auch keineswegs die Tödtung des Stadthauptmanns, sondern nur eine wirksame Demonstration gegen denselben im Auge gehabt. Das Motiv der verübten Handlung, nicht diese Handlung selbst müsse für die Beurtheilung derselben den Ausschlag geben. Zu hoffen und zu wünschen sei, daß ähnliche Fälle, welche ähnliche Verbrechen zu erzeugen vermöchten, in Zukunft nicht mehr vorkämen. — Auf die wiederholt von stürmischen Beifallsbezeugungen des Publicums begleitete Rede des Vertheidigers folgte keine Replik des öffentlichen Anklägers. Der Vorsitzende des Gerichts gab ein kurzes Resumé der Verhandlung und legte den Geschworenen sodann die folgenden drei Fragen vor:

1) Ist Wjera Sassulitsch schuldig, dem General-Adjutanten Trepow eine Schußwunde beigebracht zu haben?
2) Wenn „Ja", — hat Wjera Sassulitsch die Absicht gehabt den General-Adjutanten Trepow zu tödten?
3) Wenn „Ja", — welches sind die Motive für die Handlung der Angeklagten gewesen?

Nach halbstündiger Berathung beantworteten die Geschworenen die erste Frage mit „Nichtschuldig", wodurch die übrigen Fragepunkte in Wegfall kamen. — Das anwesende Publicum nahm das freisprechende Verdict mit Händeklatschen und lautem Beifallsruf auf, gegen welche der Vorsitzende vergeblich einzuschreiten versuchte. Als die Angeklagte und der Vertheidiger auf die Straße traten, wurden sie von einer zahlreichen, vor dem Gerichtsgebäude versammelten Menschenmenge mit stürmischem Zuruf begrüßt, in die Höhe gehoben, im Triumph umhergetragen und bis an die nächste Ecke geleitet, wo beide in eine bereitstehende Kutsche stiegen. Da auch diese von einer tumultuirenden Menge umgeben wurde, glaubte die bis dahin passiv gebliebene Polizei einschreiten zu müssen. Es entstand ein ungeheures Gedränge, aus welchem drei Schüsse fielen; der erste Schuß hatte eine Studentin am Knie verletzt, der zweite einem Gensd'armen

den Helm vom Kopfe gerissen, mit dem dritten Schusse hatte der Schießende (ein Edelmann Sidorazki, in welchem ein Bruder des Schwagers der Sassulitsch erkannt wurde) dem eigenen Leben ein Ende gemacht, wahrscheinlich weil er den Gensd'armen getödtet zu haben glaubte. Die Sassulitsch war verschwunden und ist auch in der Folge von der Polizei nicht mehr aufgefunden worden.

Einige Bemerkungen über die politische Lage zur Zeit dieses Processes und über das Verhalten der russischen periodischen Presse zu demselben werden dem Leser für das Verständniß der Denkschrift, welche zu der vorliegenden Publication die Veranlassung gegeben hat, von Nutzen sein.

Die öffentlichen Verhandlungen gegen die „193" und gegen zwei andere Kategorien politischer Verbrecher fanden während des russisch-türkischen Krieges und in Mitten der allgemeinen Entrüstung über die Unfälle statt, welche während der Sommer- und Herbstmonate des J. 1877 die russische Armee getroffen hatten. Anfang September jenes Jahrs, zur Zeit des ersten Schreckens über die zweite Niederlage bei Plewna war die Sassulitsch nach Petersburg gekommen, wo man sich mit den abenteuerlichsten und übertriebensten Gerüchten trug, wo Hoch und Niedrig über die Unfähigkeit des Obercommandos, die Erbärmlichkeit des Proviant- und Verpflegungswesens und über die Nothwendigkeit eines radicalen Bruchs mit dem überkommenen „System" laut und heftig raisonnirte. Versuche zur Beseitigung dieses Systems waren von den verschiedensten Seiten unternommen worden; Iwan Aksakow hatte in einem an den Thronfolger gerichteten Memorial die Einberufung eines Central-Ausschusses sämmtlicher Provinzial-Landschaftsverbände verlangt, — eine der südrussischen Landschafts-Verwaltungen die Uebertragung des Verpflegungswesens an eine landschaftliche Junta proponirt, die Presse zu wiederholten Malen auf die Nothwendigkeit einer schärferen „gesellschaftlichen" Controlle über die Regierungs-Organe angespielt. Als dann der Proceß der 193 seinen Anfang nahm (30. Oct./12. Nov.) und als die beiden Hauptangeklagten Myschkin und Rabbinowitsch ihre wüthenden Anklagen gegen die „nach Außen ohnmächtige, im Innern despotische" Regierung erhoben, hatte das Publicum es an Zeichen der Parteinahme für die rebellische Jugend nicht fehlen lassen und die Freisprechung der oben erwähnten 94 mit unverhohlenem Jubel begrüßt. In den Tagen der von der Sassulitsch begangenen That standen die russischen Truppen vor den Thoren Constantinopels und war die Erregung darüber, daß die Einnahme der „heiligen Stadt" nicht ein Mal versucht worden, eine allgemeine, — zur Zeit der Proceß-Verhandlung aber hielt die Frage, ob Rußland auf dem in San-Stefano eingenommenen Standpunkte verharren und den Drohungen des „heidnischen Westens" Stand halten werde, ganz Rußland in Spannung und wurden die eben damals zu Tage tretenden ersten Anzeichen eines Einlenkens im Sinne der Schuwalow'schen Politik und der vom Fürsten Bismarck ertheilten Rathschläge von den „Patrioten" nationaler und liberaler Richtung mit einem förmlichen Wuthschrei aufgenommen. Wer irgend auf Popularität Anspruch erhob, war oppositionell gesinnt und trug diese Gesinnung so rücksichtslos wie immer möglich zur Schau. Die zweifelhaften Erfolge des Krieges, die zu Tage getretene Corruption der Armee-Verwaltung, die zunehmende Willkür der von dem Schreckensbilde eines allgemeinen Umsturzes geängstigten

Geheimpolizei und die Kurzsichtigkeit der im Siege übermüthigen, in der Stunde der Gefahr zaghaft befundenen Diplomatie hatten die Autorität der Regierung so tief herabgedrückt, daß jedes energische Auftreten gegen dieselbe eines Rückhalts an der öffentlichen Meinung sicher sein konnte.

Diesen Stimmungen gemäß wurde die Freisprechung der Sassulitsch von der gesammten unabhängigen Presse Petersburgs gut geheißen. Auch da wo man die formale Unzulässigkeit des Verdicts der Geschworenen einräumte und die vor der Thüre des Gerichtsgebäudes stattgehabte Pöbelausschreitung aufrichtig beklagte, machte man aus der Meinung kein Hehl, daß es eines so drastischen, wie des am 1./13. April gegebenen Beispiels bedürfe, damit die Willkür der Administration gebrochen, wirkliche Achtung vor dem Gesetz erzwungen und die Justizreform zur Wahrheit gemacht werde. Besondern Eindruck machte es, daß eines der geachtetesten, maßvollsten und gebildetesten Organe der Presse, die von Stassulewitsch herausgegebene Monatsschrift „Weßtnik Jewropy“ in diesem Sinne ihr Votum abgegeben und die „Ungesetzlichkeit“ gewisser administrativer Machthaber als die wahre, um jeden Preis zu beseitigende Quelle des Uebels bezeichnet hatte. Erst nachdem die Oberpreßverwaltung jede fernere Discussion des Falles Sassulitsch bei Strafe untersagt hatte, hörte die publicistische Beschäftigung mit diesem heikeln Thema auf und mußten die in allen Schichten der Gesellschaft gleich zahlreichen Verehrer der neuen „Charlotte Corday“ sich damit begnügen, ihre — von der öffentlichen Bühne spurlos verschwundene — Heldin in der Stille und in jenseit der russischen Grenze erschienenen Druckerzeugnissen zu verherrlichen.

Bei Hof und in den Kreisen des höheren Beamtenthums rief der unerwartete Ausgang des Processes Sassulitsch natürlich einen panischen Schrecken hervor. Gewisse mit der „dritten Abtheilung“ verfeindete Richter und Justizbeamtenkreise ausgenommen, erklärte Alles, was mit der Regierung zusammenhing, daß es in der bisherigen Weise nicht fortgehen dürfe, daß die Autorität des Gouvernements auf dem Spiel stehe und daß gegen den in das Publicum, in die Advocatur und in einen Theil der Magistratur eingedrungenen übeln Geist mit rücksichtsloser Strenge vorgegangen werden müsse. Die gesammte vornehme Gesellschaft, den Kaiser mit eingeschlossen, fuhr bei dem schwer beleidigten Stadthauptmann vor, der Justizminister, der die Ueberweisung der Sache an das Geschworenengericht durchgesetzt hatte, galt für einen todten Mann, — die allgemeine Erwartung, daß General Trepow seinem Amte erhalten bleiben werde, erfüllte sich indessen nicht. — Zwei oder drei Wochen nach dem verhängnißvollen 1./13. April ließ der General Trepow die nachstehende, in seinem Auftrage verfaßte und in 25 Exemplaren gedruckte *geheime Denkschrift* an den Kaiser, die Großfürsten, die Minister und an eine Anzahl hoher Würdenträger vertheilen.

„Gehören Verbrecher gegen das Leben an und für sich zu den schwersten und mit den härtesten Strafen belegten, so werden gegen das Leben hochgestellter und mit der Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung betrauter Beamten gerichtete Mordversuche für Culminationspunkte des Verbrechens angesehen werden

müssen. Liegen die Verhältnisse so, daß der Beamte wegen der Erfüllung besonderer ihm obliegender Pflichten und wegen der Ergreifung für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit unvermeidlicher Maßregeln angegriffen worden ist und daß der Angriff durch Glieder einer von bestimmten Tendenzen geleiteten politischen Verschwörung verübt wurde, so bedeutet ein solcher Mordversuch zugleich einen Angriff gegen den Staatsorganismus, einen ersten Schritt zum Umsturz der gesammten bestehenden Ordnung. Es handelt sich dann nicht mehr um die Sicherheit einer einzelnen Person, sondern um die Sicherheit der gesammten Gesellschaft, des gesammten Staats und der Staatsgewalt.

In dem von den Verbrechen gegen die Einrichtungen des Staates handelnden Abschnitt unseres Strafgesetzbuchs ist lediglich die Beleidigung im Staatsdienst stehender Personen vorgesehen, — diese indessen mit so strengen Strafen belegt worden, daß dem Staatsdiener die gehörige Sicherheit für ungefährdete Ausübung seiner amtlichen Functionen gewährleistet ist. Obgleich Verbrechen gegen das Leben ihre amtlichen Functionen versehender Staatsdiener in dem Gesetze nicht ausdrücklich vorgesehen sind, kann für selbstverständlich angesehen werden, daß dieselben das denkbar höchste Maß der den Verbrecher ohnehin treffenden Strafe nach sich ziehen. Unzweifelhaft können aber auch Fälle eintreten, welche dem Angriff gegen das Leben eines Staatsbeamten zugleich den Charakter eines Staatsverbrechens geben, obgleich das Strafgesetzbuch das nicht ausdrücklich besagt. Unter Umständen werden dergleichen Fälle so wichtig erscheinen, daß sie vor ein besonderes Gericht gehören, weil nur durch ein solches die Straflosigkeit von Angriffen auf das Leben der Vertreter des Staates ausgeschlossen werden kann.

Ein Fall, in welchem die Zuständigkeitsfrage zweifelhaft erscheinen konnte, und zwar ein Fall von außergewöhnlicher Bedeutung, ist das Attentat gegen den Stadthauptmann gewesen. Dieser Mordversuch und die durch die Freisprechung der Verbrecherin verübte Vergewaltigung des öffentlichen Gewissens haben demgemäß im öffentlichen Leben und in der juristischen Praxis ein Interesse erregt, dem kaum ein anderer Vorgang verwandter Art an die Seite gestellt werden kann. Den weitesten Kreisen theilte sich instinctiv die Empfindung mit, daß es sich um ein Ereigniß von eminenter politischer Tragweite handle und daß die in casu gefällte richterliche Entscheidung sowohl auf die fernere politische Entwickelung der Gesellschaft wie auf die künftige Thätigkeit der Staatsregierung den nachhaltigsten Einfluß üben werde.

Bereits vor Einleitung der Untersuchung und des gerichtlichen Verfahrens wurde die Wichtigkeit des in Rede stehenden Falles allseitig anerkannt. Dazu trugen die hohe amtliche Stellung des Angegriffenen, seine Verdienste um den Staat, sein europäischer Ruf, die Popularität, deren er genossen und die Weltkundigkeit seiner Principien und seines Eifers für die staatliche Ordnung ebenso bei, wie die Notorietät der Persönlichkeit der Angeklagten, welche in den Netschajew'schen Proceß verwickelt gewesen war. Dieser letztere Umstand gab einen so deutlichen Fingerzeig, daß Niemand darüber im Zweifel sein konnte, daß es sich weder um einen plötzlich zum Durchbruch gekommenen verbrecherischen Einfall, noch um eine von einer einzelnen Person ersonnene, auf individuellen Rache-

durft zurückzuführende That, sondern um einen Act der Feindseligkeit gegen die Staatsidee, um eine öffentliche Auflehnung der im Finstern ihr Wesen treibenden revolutionären Agitation gegen die gesetzlich bestehende Ordnung handle. Der Mordanschlag gegen den Stadthauptmann erschien als erster Schritt zur Verwirklichung des Programms, welches die russische Gesellschaft zuerst aus den Processen der Karakosow und Netschajew kennen gelernt hatte. Es rührte derselbe aus der Initiative der weitverzweigten Partei der Umstürzler her, das Verbrechen hing mit der Ueberhandnahme socialdemokratischer und sonstiger subversiver Ideen und mit der Absicht jener Partei der extremen Progressisten zusammen, die den Kampf gegen die Regierung in der Stille längst aufgenommen hatte.

So wurde die Sache nicht nur von sämmtlichen höheren Staatsbeamten (den Herrn Justizminister nicht ausgenommen), sondern auch von S. M. dem Kaiser angesehen. Demgemäß bestand anfänglich die Absicht, die Sache auf Grund eines zu diesem Behuf zu erlassenden Allerhöchsten Befehls und in Gemäßheit der Vorschriften des Gesetzes vom 16. Mai 1871 zu behandeln. Wäre das geschehen und die Untersuchung mit der gehörigen Energie geführt worden, so hätte man zu Entdeckungen von höchster Bedeutung gelangen und unzweifelhaft Beweise dafür in die Hand bekommen können, daß die Sassulitsch derselben geheimen Gesellschaft angehörte, die sich aus den Freigesprochenen der letzten politischen Processe gebildet und ihre Thätigkeit alsbald nach dem Verbrechen gegen den Stadthauptmann durch die Erregung von Arbeitseinstellungen in Fabriken und von Unordnungen aller Art documentirt hat. —

Dadurch, daß das verabsäumt und daß die Sache in Gemäßheit des Gesetzes vom 20. November 1864 dem Schwurgerichte überwiesen wurde, hat die Regierung gegen sich selbst einen tödtlichen Schlag geführt. Dabei verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß die Untersuchung (gegen die Sassulitsch) nicht dem Untersuchungsrichter für die wichtigeren Angelegenheiten überwiesen wurde, obgleich dieser Beamte (den man sonst häufig genug und oft für Dinge, bei welchen es sich lediglich um Geld handelt, in Anspruch zu nehmen pflegt) eben damals im Besitz der Acten war, welche sich auf die Untersuchung der Unordnungen im Gefängniß für vorläufig Inhaftirte bezogen: wegen Theilnahme an diesen Unordnungen aber war Bogoljubow körperlich gezüchtigt worden und eben diese Züchtigung war zum Vorwande für das Attentat gegen den Stadthauptmann Trepow genommen worden! Damit war im Voraus gesagt, worauf man hinzielte und auf welchen Ausgang gerechnet wurde.

Daß die Untersuchung einseitig geführt wurde, liegt unverhüllt zu Tage; ebenso einseitig nahm das Gericht an, daß die Bestrafung Bogoljubow's das alleinige Motiv für die zu beurtheilende That gewesen sei; seine Tendenz war darauf gerichtet, die Verwaltung zu discreditiren, und diese Tendenz führte zu einer förmlichen Rechtfertigung des begangenen Verbrechens und der Consequenzen desselben.

Eine andere Beurtheilung der Sachlage ist nur für Kurzsichtige möglich; für den Denkenden stand im Voraus fest, was geschehen werde, sobald die Sache den gewöhnlichen Gerichten übergeben worden. Nur eine vollendete Naivetät

konnte eine Bestrafung der Angeklagten noch erwarten, nachdem man der Angabe derselben, sie habe nur, um Bogoljubow's Züchtigung zu rächen, die That begangen, Glauben geschenkt hatte. Und für diese Auffassung war förmlich Propaganda gemacht, ja selbst der Allerhöchsten Berücksichtigung die Erwägung des Umstandes empfohlen worden, daß eigentlich nur ein Act überreizter Sensibilität eines Frauenzimmers vorliege! — Zur Entschuldigung der Unregelmäßigkeiten, welche man durch ein solches Verfahren beging, konnte schlechterdings nur der eine Grund geltend gemacht werden, daß die öffentliche Meinung der Ueberweisung des vorliegenden Falles vor ein Ausnahmegericht abgeneigt sei und daß eine solche Ueberweisung als Parteilichkeit für den Geschädigten angesehen worden wäre. Und diese fadenscheinigen, um nicht zu sagen absichtlich gefälschten Argumente verbreitete man eifrig unter dem großen Publicum!

Was vorauszusehen gewesen war, traf denn auch wirklich ein. Erst als die Verbrecherin und der Vertheidiger derselben von stürmischem Beifallsruf überschüttet wurden, erst als offen zu Tage lag, daß man in der Person des straflos Geschädigten zugleich die Sache der Regierung beschimpft und vergewaltigt habe, — erst als die Wehrlosigkeit der Regierung, der Triumph des Verbrechens und der Sieg der demokratischen Doctrin in aller Welt Munde waren — da erst begannen die Organe der Regierung und der Herr Justizminister einzusehen, daß man einen verhängnißvollen Fehler begangen habe und daß die Anwendung der Gerichtsordnung vom 20. November 1864 auf den vorliegenden Fall das Werk einer von Machthabern zweiten Ranges gesponnenen Intrigue gewesen sei. Vor aller Welt Augen öffnete sich jetzt ein Abgrund, welcher die gesammte bestehende gesellschaftliche Ordnung zu verschlingen drohte: eine ganze Kette unvorhergesehener und irreparabler Fehler schloß sich an den einen Mißgriff, welcher begangen worden war. Vor dem Gebäude des Gerichtshofs hatte sich eine Bande von Mitgliedern der revolutionären Gesellschaft versammelt, welche (wie sich in der Folge herausstellte) mit geladenen Schußwaffen versehen war und die Freisprechung der Verbrecherin im Voraus erwartete. Als die Angeklagte auf die Straße trat, um in den Schooß der Gesellschaft, welcher sie angehört hatte, zurückzukehren, wurde sie mit frenetischem Jubel begrüßt und weil man glaubte, die Polizei werde diese wahnsinnige Kundgebung hindern, gab man Schüsse auf dieselbe ab und beging nun dadurch neue blutige Verbrechen. — Seitens der Presse wurde diese Bewegung unterstützt, in einer endlosen Reihe von Triumphartikeln in aller Form über die Regierung der Stab gebrochen. — Gegen die erfolgte Freisprechung direct aufzutreten und der eingerissenen Bewegung einen Damm zu ziehen, schien inmitten dieses Chaos unmöglich und lediglich den von dem Herrn Minister des Inneren erlassenen energischen Censurvorschriften war es zu danken, daß man vor dem Ansturm der Presse nicht zurückwich, sondern diese, soweit das möglich war, bändigte. Dann erschien ein Erlaß desselben Ministers, welcher das Recht der Polizei zur Aufrechterhaltung der Ordnung betonte und weiteren Ausschreitungen vorbeugte. Diejenigen Personen aber, welche in der Lage gewesen waren, die Gerichte von einem Einlenken in die verhängnißvollen Bahnen der Gerichtsordnung vom 20. November 1864 zurückzuhalten und den vorgekommenen Skandal zu ver-

meiden, — diese Personen hatten den Kopf verloren und blieben nach wie vor unthätig. — Als schließliches Resultat stand fest, daß eine gerichtliche Entscheidung die Selbsthilfe des Einzelnen bedingungslos sanctionirt hatte, und daß Staatsdiener hinfort nicht nur beleidigt, sondern auch an ihrem Leben geschädigt werden durften.

Das in Rede stehende, mit einer Verurtheilung der Regierung gleichbedeutende Verdict des Gerichtes hatte zunächst die Wirkung, diese Regierung in die allgemeinste Verachtung zu bringen. Es zeigte sich das bei Gelegenheit der Beerdigung aus der Wladimir-Kirche, den Auftritten in der Isaaks-Kathedrale und im Alexander-Park, wo die Polizei nicht nur beschimpft, sondern außerdem geprügelt wurde. . . . . . Die Handlungsweise des Gerichts kennzeichnet sich darum als Theilnahme an den Bestrebungen der staatsfeindlichen Elemente, als Verrath an Pflicht und Gesetz. — Nur wenn man der Sache direct in's Gesicht sieht und die volle Tragweite derselben in Erwägung zieht, wird man die Wiederkehr ähnlicher Vorgänge verhindern und den Staat vor den ihm drohenden Gefahren behüten können.

Natürlich wird das oben Gesagte durch Thatsachen bewiesen werden müssen. Eine solche Beweisführung an der Hand von Thatsachen, welche den behaupteten Zusammenhang zwischen den namhaft gemachten einzelnen Erscheinungen darlegen, dürfte schon gegenwärtig möglich sein, wo die Leidenschaften sich zu beruhigen beginnen und wo der Presse die nöthigen Zügel angelegt worden sind . . . . . .

Der äußere Hergang der Sache ist ebenso bekannt, wie einfach. Ein Frauenzimmer, das sich bei dem Stadthauptmann als Bittstellerin eingeführt hatte, feuerte, dicht vor ihm stehend, einen Schuß auf ihn ab und erklärte sodann, „das sei die Rache für die dem Strafgefangenen Bogoljubow dictirte körperliche Züchtigung!“ Neben einem schweren Verbrechen lag somit ein abscheulicher Vertrauensmißbrauch vor. Das Verbrechen war unter Umständen, welche jede Abwehr ausschlossen und just in dem Augenblick verübt worden, wo die Verbrecherin und der in der Ausübung seiner Amtspflicht begriffene Staatsdiener einander gegenüber standen und wo Nichts die Ausführung des verbrecherischen Gedankens zu hindern vermochte. Und aus diesen thatsächlichen Umständen und aus der erwähnten Erklärung der Verbrecherin hat man den Schluß gezogen, daß die Sache vor das Schwurgericht gehöre und die Verweisung vor das Schwurgericht ist wiederum der Grund für den schließlichen schmählichen Ausgang gewesen.

Zunächst wird die Frage vorliegen, von welcher Beschaffenheit eine „Rache“ ist, welche ein Frauenzimmer zu Gunsten einer ihr fremden Person ausübt und wie die Empfindungen beschaffen gewesen, welche zu einem solchen Act der Rache geführt haben. Ist die Handlung der Verbrecherin etwa ein Ausfluß des zu jedem Opfer bereiten Humanitätsprincips gewesen, oder ging sie aus Empfindungen politischer Natur, etwa aus der Absicht hervor, gegen die Züchtigung eines Gesinnungsgenossen Protest einzulegen? Je nach der Beantwortung dieser Frage wird die innere Seite des verübten Verbrechens zu beurtheilen und festzustellen sein, vor welches Gericht dasselbe gehörte. —

Verschiedene Arten von Fanatismus werden durchaus verschieden zu beurtheilen sein. Es wird ein Unterschied gemacht werden müssen zwischen dem Fanatiker für eine abstracte Idee, einem Menschen, der sich z. B. Namens des Humanitätsprincips zum Rächer jedes Bedrückten aufwirft und als solcher jede Verunglimpfung unschuldig Unterdrückter ohne Ansehen der Person an dem Unterdrücker strafen will, und Demjenigen, der als Rächer der Vertreter bestimmter Ideen auftritt. Man wird im letzteren Falle zu untersuchen haben, welche Principien es sind, in deren Namen die Rache geübt wird, ob und welchen politischen Tendenzen der Rächende huldigt, welche gesellschaftliche Stellung er einnimmt und welcher Partei, bezw. welchem Kreise er angehört: je nach dem Ausfall dieser Untersuchung wird auch die Strafe zu bemessen sein, mit welcher der „Rächer" belegt werden muß.

Selbst wenn man in dem vorliegenden Fall annehmen wollte, daß es sich um keine andere Absicht als diejenige der Rache für die Unterdrückung eines Rechtlosen gehandelt habe, wird man einräumen müssen, daß die Empfindung, aus welcher die Angeklagte ihre That begangen, eine maßlos outrirte gewesen und daß die „Sensibilität" derselben falsch und einseitig beurtheilt worden ist. Zwischen der Züchtigung Bogoljubow's und der „Rache für dieselbe" lagen volle sechs Monate, — ein Zeitraum, der lang genug war, damit innerhalb desselben die leidenschaftlichste Phantasie erkalten, die begeistertste Energie erlahmen, die übertriebenste Sensibilität zur Ruhe kommen konnte.

Erkennt man das an, so wird man zu der ferneren Schlußfolgerung gelangen, daß das in Rede stehende Verbrechen aus anderen Motiven als denjenigen einer erklärbaren Sensibilität hervorgegangen ist und daß die „Rache für Bogoljubow" der Angeklagten lediglich zum Vorwande gedient hat. In den verschiedensten Sphären unserer Gesellschaft, in den verschiedensten Theilen des Reichs hatte die Angeklagte Dinge erlebt und gesehen, die sich ihr — ihrem Standpunkte gemäß — gerade so als Ungerechtigkeiten und als „Bedrückungen Unschuldiger" darstellen mußten, wie der Fall Bogoljubow. An keinem dieser Vorkommnisse aber hatte die Angeklagte Veranlassung genommen, als Rächerin des Humanitätsprincips aufzutreten. Daß ihre That einen durchaus tendenziösen Charakter getragen, geht vielmehr schon daraus hervor, daß der Vertheidiger trotz des Nachdrucks, den er auf die Sensibilität der Angeklagten und auf ihren Eifer für das „allgemeine Menschenrecht" legte, eine Rede hielt, die sich in allen Stücken als Vertheidigung einer politischen Verbrecherin darstellte.

Daß die Sache so und nicht anders lag, stand schon vor dem Zusammentritt des Gerichts fest. Die Unhaltbarkeit der Behauptung, daß es sich um einen Act der Rache und nicht um ein politisches Verbrechen handle, erhellte bereits aus dem objectiven Thatbestande. Die Angeklagte hatte einen falschen Namen geführt, sie war mit einem falschen Passe nach St. Petersburg gekommen, sie hatte ihre Wohnung verheimlicht; sie weigerte sich die Personen zu nennen, welche durch die Erzählung von der Züchtigung Bogoljubow's ihre Phantasie entzündet haben sollten, und durch deren Vermittelung sie in den Besitz des Revolvers gelangt war — lauter Umstände, die deutlich anzeigten, daß die Angeklagte Mitschuldige gehabt hat, an deren Verheimlichung ihr gelegen war

und daß sie einer verbrecherischen, staatsgefährlichen Verbindung angehörte. Sie wußte genau, daß die Aufdeckung dieser Verbindung nicht nur für die Frage, vor welches Gericht ihr Verbrechen gehöre, entscheidend sein werde, sondern daß dieselbe zu weiterer wichtiger Entdeckung führen könne. — Diese Thatsachen stehen so unerschütterlich fest, daß sie weder durch die im Gerichtssaale gehaltenen Reden, noch auch durch die Geflissentlichkeit haben umgestoßen werden können, mit welcher das Gericht Allem aus dem Wege ging, was zu einer richtigen, dem politischen Charakter des begangenen Verbrechens entsprechenden Beurtheilung der Sache hätte führen können.

Weiter kommt in Betracht, daß die Antecedentien der Angeklagten und deren politische Richtung bereits vor dem Netschajew'schen Proceß deutlich zu Tage getreten und der Regierung bekannt gewesen waren. Der Vertheidiger stellte die Sache so dar, als ob die Angeklagte zur Märtyrerin der Ungerechtigkeiten der Regierung geworden sei und der Herr Procureur ließ das gelten, obgleich er hätte beweisen können, daß die zur Zeit des Netschajew'schen Processes gegen die Sassulitsch erhobenen Beschuldigungen durchaus begründete gewesen waren. Die Umstände der That, die Antecedentien und die Familienverhältnisse der Angeklagten — Alles sprach gegen die Auffassung des Vertheidigers. Von mütterlicher Seite stammt die Angeklagte aus der nunmehr erloschenen Adelsfamilie Alexandrow, deren letzter Repräsentant, der Großvater der Angeklagten, ohne Hinterlassung von Familiengütern als ehemaliger Kreisadelsmarschall im Gouvernement Smolensk verstorben war. Die Angeklagte ist die jüngste von drei Schwestern, die jede Beziehung zu ihrem in den Militärdienst getretenen und anderen Anschauungen huldigenden einzigen Bruder abgebrochen hatten. Die älteste Schwester Katharina heirathete im Jahre 1865 den Studenten Nikiferow, sie wurde Nihilistin, lenkte durch ihre propagandistische Thätigkeit die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich und wurde auf administrativem Wege nach Archangelsk verschickt; behufs Wiederherstellung ihrer Gesundheit ist ihr die Erlaubniß zu zeitweiser Rückkehr in ihre Heimath ertheilt worden. Zur Zeit der Verhandlungen gegen diese älteste Schwester war die Angeklagte erst 16 Jahre alt; sie zeigte indessen eine Verstocktheit und einen Hang zur Heuchelei, wegen welcher sie durchaus verdächtig erscheinen mußte. Zwei Jahre später trat sie bereits als vollendete Nihilistin auf; als solche kennzeichnete sie sich selbst, indem sie kurzes Haar, den Ledergurt u. s. w. trug, während sie als Schriftführerin eines Friedensrichters in der Stadt Serpuchow (Gouvernement Moskau) lebte. — Die zweite Schwester heirathete jenen Bibliothekar Uspenski in Moskau, der im Bunde mit Netschajew den Studenten Iwanow ermordete und dafür zur Zwangsarbeit verurtheilt wurde; sie unterstützte ihren Ehemann bei der Verbreitung der von Netschajew verfaßten Proclamationen, schrieb die Adressen auf die Couverts und mußte aus diesem Grunde gleichfalls nach Sibirien. — An diesem Vorgange war auch die Angeklagte betheiligt gewesen, die zur Zeit des Hausarrestes ihrer Schwester bei dieser wohnte, und zu Netschajew und dessen Umgebung sehr intime Beziehungen unterhielt. Als die Angeklagte dann zu ihrer in St. Petersburg wohnenden Mutter übersiedelte, übergab sie einer gewissen Tomilow ein Billet Netschajew's, in welcher dieser die lügenhafte Nachricht mit-

theilte, er sei aus dem Gefängnisse entsprungen; die Tomilow aber stand damals in Untersuchung, weil sie für Netschajew Geld in's Ausland gebracht hatte. — Durch diese Thatsachen erscheint die Annahme, als habe die Angeklagte von den verbrecherischen Umtrieben der Netschajew und Genossen Nichts gewußt, so gut wie ausgeschlossen; stand doch außerdem fest, daß die letzteren sich wiederholt in der Wohnung der Mutter versammelt hatten — natürlich nicht der Mutter, sondern der Tochter wegen.

Aus den vorstehend entwickelten Gründen war die Angeklagte verhaftet worden. Daß man sie nicht vor Gericht stellte, sondern nach längerer Haft mit der Ausweisung aus der Residenz davon kommen ließ, hatte die Angeklagte denselben unter den Richtern herrschenden Tendenzen zu danken, welche in der Folge zu ihrer Freisprechung geführt haben.

Unterzieht man die Art und Weise, in welcher bereits der Netschajew'sche Proceß verhandelt worden, näherer Betrachtung, so hat man reichlichen Stoff zur Verwunderung: nicht nur wegen der in Veranlassung dieses Processes gehaltenen Reden, sondern wegen der unverkennbaren Sympathien, welche der Gerichts-Präsident den Mördern Iwanow's (deren Freisprechung allerdings nicht möglich gewesen war!) entgegen trug. Schon aus diesem Grunde kann von einer Härte oder Ungerechtigkeit gegen diejenigen Personen, welche in die Sache verwickelt waren, und die nicht verurtheilt, sondern lediglich inhaftirt wurden, nicht die Rede sein. Eine Vertheidigungsrede, wie der Vertheidiger sie zu Gunsten der Angeklagten hielt, wurde aber nur dadurch möglich, daß der Herr Procureur sich in ein hartnäckiges Schweigen hüllte. Liegt denn irgend welcher Grund dafür vor, die Ausweisung der Angeklagten aus der Residenz und die Verhängung der polizeilichen Aufsicht über dieselbe, als Ungerechtigkeit oder Ungesetzlichkeit zu bezeichnen? Ueberdies sind die in Rede stehenden Maßregeln gar nicht von dem Stadthauptmann, sondern von der dritten Abtheilung der Kanzlei Sr. Majestät angeordnet worden; die Ausweisung der Angeklagten war ausdrücklich mit dem Herrn Justizminister vereinbart worden. — Endlich geht aus dem weiteren Verlauf der Angelegenheit deutlich hervor, daß die Angeklagte nicht nur nicht von ihren früheren Tendenzen gelassen, sondern dieselben in sich weiter entwickelt hatte, bis dieselben schließlich zu dem in Rede stehenden, unerwarteten Resultate führten.

Wären diese Umstände einigermaßen klar gestellt worden, so hätte Niemand etwas dagegen haben können, wenn der Proceß einem außerordentlichen Gerichte überwiesen worden wäre. Alle Besorgnisse von den angeblichen „Folgen" einer solchen Maßregel waren aus der Luft gegriffen und die Frage, ob das Publicum sich überhaupt dafür interessirte, vor welches Gericht die Angeklagte gestellt wurde, — beziehentlich ob dieses Publicum gegen die Niedersetzung eines außerordentlichen Gerichtshofs Protest eingelegt hätte, — kann ohne Weiteres mit einem entschiedenen „Nein" beantwortet werden. Ueber die Bedeutung des Verbrechens und über den voraussichtlichen Ausgang des Processes wurde natürlich vielfach und von den verschiedensten Standpunkten aus discutirt, — hier machten sich Sympathien für, — dort Antipathien gegen den Betroffenen geltend: das war aber auch Alles und weiter ging die Theilnahme des Publicums,

welches sich auch um die Züchtigung Bogoljubow's wenig gekümmert hatte, schlechterdings nicht. Von bestimmten Wünschen, betr. die fernere Behandlung der Sache, konnte ebenso wenig die Rede sein, wie von einer sonstigen Initiative des Publicums in dieser Angelegenheit. Auch gegen die Annahme, als dürfe der in der Folge dem Vertheidiger und der Freisprechung der Angeklagten gespendete Applaus als Ausdruck der Meinung der gesammten gebildeten Gesellschaft angesehen werden, sprechen die gewichtigsten Umstände.

Zunächst kommt in Betracht, daß das Hauptcontingent des bei der Freisprechung anwesenden Publicums aus Beamten des Justizministeriums bestand, deren Meinung niemals zweifelhaft gewesen war. Die übrigen Anwesenden bildeten einen verschwindend geringen Bruchtheil dessen, was man die gebildete Gesellschaft nennt und können für eine Repräsentation derselben schlechterdings nicht gelten; viele der Anwesenden waren zudem Freunde der Herren Justizbeamten, Leute, die mit diesen sympathisiren mußten. — Daß die periodische Presse der Freisprechung der Angeklagten zujauchzte, will vollends Nichts sagen. Erhellte die Leichtfertigkeit, mit welcher diese Presse zu Werke gegangen war, doch bereits aus der exaltirten und dabei völlig unzutreffenden Beschreibung, welche die Journale von der Persönlichkeit und von der Kleidung der Angeklagten — beinahe bis auf deren Schuhe hinab, — entworfen hatte. Dieselbe Presse hatte die ersten Mittheilungen über das begangene Verbrechen mit lebhafter Entrüstung aufgenommen und gegen die spätere Meldung, daß die Aburtheilung des Verbrechens einem außerordentlichen Gerichte übertragen werden sollte, nicht den leisesten Einspruch erhoben. — Endlich ist ja sattsam bekannt, daß die von der periodischen Presse gefällten Urtheile lediglich deren eigne Meinungen und nicht diejenigen des Publicums widerspiegeln und daß dieses Publicum nur die Liebenswürdigkeit hat, sich der Presse ex post zu accomodiren. — Was die Zeitungen sagten, war im vorliegenden Falle lediglich ein Widerhall der von dem Vertheidiger gehaltenen Rede: die Anklage war so nackt und farblos gewesen, daß sie gar keinen Eindruck gemacht hatte und daß sie auch für die Presse nicht in Betracht kam.

Endlich ist in Betracht zu ziehen, daß die periodische Presse Petersburg's nicht die einzige gewesen ist, welche sich zur Sache geäußert hat. Die Zeitungen Moskau's haben den Ausgang des Processes gleichfalls besprochen und die Freisprechung entschieden mißbilligt; das Nämliche ist seitens der Presse des Auslandes geschehen, — mit besonderm Nachdruck seitens der „Liberté“, welche die Zuständigkeit der Geschworenen entschieden bestritt. Die „Liberté“ ist ein liberales Blatt, das in einem freien Lande, in Frankreich, erscheint und dessen Aeußerungen einen sehr viel gegründeteren Anspruch darauf haben, für den Ausdruck der öffentlichen Meinung zu gelten, als die Ausführungen auch der wichtigsten unserer Preßorgane, — von den kleinen Kläffern und von jenen Nachbetern zweiten Ranges gar nicht zu reden, welche immer nur die Tagesparole wiederholen. — Danach ist als feststehend anzusehen, daß die öffentliche Meinung ohne allen Einfluß auf die Entscheidung darüber gewesen ist, vor welches Gericht die Angeklagte gestellt wurde und daß der der Freisprechung derselben gespendete Jubel nicht die Meinung der gebildeten Classen unserer Residenz, sondern

lediglich die Meinung einer mit dem Justizministerium identischen Coterie widerspiegelte.

Daß der in Rede stehende Proceß nicht an das — bereits einberufene — außerordentliche Gericht verwiesen wurde, ist weder darauf zurückzuführen, daß die That der Angeklagten für einen durch die Züchtigung Bogoljubow's veranlaßten Rache-Act angesehen wurde, noch auch darauf, daß die öffentliche Meinung eine andere Art der Behandlung verlangte: andere, tiefer liegende Ursachen sind dafür maßgebend gewesen. Die Hauptursache bildete der vieljährige Antagonismus der Procuratur gegen die Verwaltung im Allgemeinen und gegen den Stadthauptmann im Besonderen. Dieser Antagonismus ruht auf dem Grunde einander entgegenstehender Principien und ist im Laufe der Zeit durch eine ganze Anzahl von Zwischenfällen und von Vorgängen privater Natur verschärft worden. Eine besondere Rolle haben dabei die ziemlich zahlreichen Fälle gespielt, in welchen von den Gerichten frei gesprochene Personen auf administrativem Wege wieder festgenommen und internirt oder verwiesen worden waren, weil die Verwaltung nicht Freisprechungen, sondern im Gegentheil strenge Verurtheilungen erwartet hatte und weil sie dem gefährlichen Einfluß solcher Freisprechungen zuvorkommen wollte.

In anderen Fällen hatte die Verwaltung Personen arretiren lassen, welche von den städtischen Autoritäten als verkommene Individuen bezeichnet worden waren und über welche ihre Gemeinden die Versendung nach Sibirien ausgesprochen hatten[1]. Ebenso war es nicht selten vorgekommen, daß der Stadthauptmann Civilklagen gegen Wucherer, Schwindler, betrügerische Makler u. s. w. entgegen genommen hatte, denen gerichtlich nicht beizukommen gewesen war, obgleich ihre Schuld feststand. Die in diesen Fällen ausgesprochenen Verhaftungen und Ausweisungen waren von den Beamten der Procuratur für Ungesetzlichkeiten angesehen, zuweilen häufig wieder aufgehoben worden. Hatten dergleichen Einmischungen des Stadthauptmanns sich auf Civilstreitigkeiten bezogen, die noch nicht Gegenstand der gerichtlichen Klage geworden waren, so hatten die Procuraturbeamten offen ausgesprochen, daß Handlungen vorlägen, welche die Competenz und die Autorität der Gerichte zu untergraben drohten. — Diese unbegründeten Prätensionen wurden abgewiesen, wegen solcher Abweisung aber fand eine beständig zunehmende Entfremdung zwischen Procuratur und Verwaltung statt, welche schließlich zu einem offenen Conflict führen mußte.

Den Hauptberührungspunkt zwischen den genannten beiden Factoren bildete die Verwaltung des Untersuchungsgefängnisses. Die Erbauung dieses Gefängnisses war auf Antrag des Justizministeriums erfolgt, welches die bezüglichen Entwürfe und Etats aufgestellt und auf dieselben bestimmenden Einfluß geübt hatte; in diesem Gebäude saßen vornehmlich zur Aburtheilung durch die Gerichte bestimmte Individuen, die Trennung zwischen Justiz und Verwaltung aber war einer der leitenden Grundsätze des Justiz-Organisationsgesetzes gewesen. Diesem

[1]) Von der Instanz absolvirte und notorisch übelberüchtigte Individuen des Bürger- und Bauernstandes können in Rußland durch Gemeindebeschluß (Umfrage bei den ansässigen Gemeindegliedern) zur Ansiedelung in Sibirien verurtheilt werden.

Grundsatze entsprechend war dem Stadthauptmann ein Platz in dem das Gefängniß verwaltenden Comité anfänglich versagt und erst in der Folge auf Grund eines Allerhöchsten Ukases über die Veränderung der Zusammensetzung des Comités eingeräumt worden; dieser Ukas war dringend nothwendig gewesen, weil es sich als durchaus widersinnig ausgewiesen hatte, daß der erste Beamte der Stadt von jedem Einfluß auf eine Anstalt ausgeschlossen sein sollte, für welche er die Verantwortung zu tragen hatte. Einmal zum Mitgliede des Gefängniß-Comité geworden, mußte der Stadthauptmann innerhalb desselben die erste Rolle spielen und das führte abermals zu Conflicten mit den Beamten der Procuratur, weil diese sich nicht unterordnen wollten. Ihre Eigenwilligkeit und ihren Separatismus bekundeten diese Beamten dadurch, daß sie sich fortwährend in die Anordnungen der Administration mischten und über ihre Zuständigkeit hinausgehende specielle Verfügungen trafen, welche nicht selten zu Unordnungen führten. Alsbald wurden auch die Gefangenen — in's Besondere die höher gebildeten politischen Gefangenen — gewahr, daß die Procuratur der Verwaltung entgegen arbeite, den Absichten der letztern zuwiderlaufende Tendenzen verfolge und dem Princip einer alles Maß überschreitenden, bis zur Ungesetzlichkeit gehenden Humanität huldige. Die Folge davon war, daß die Gefangenen Beschwerden gegen die Verwaltung einreichten, welche die Procuratur dann zum Gegenstande der Untersuchung machte, ohne sich an die gesetzliche Vorschrift zu halten, nach welcher in Fällen von Klagen gegen eine Behörde, allem zuvor dieser über solche Klagen Kenntniß gegeben werden soll. Es kam zu kleineren, dann zu größeren Unordnungen und schließlich nahmen dieselben so erhebliche Dimensionen an, daß sie durch Vermittelung der „dritten Abtheilung" Sr. Maj. dem Kaiser unterbreitet wurden. Der Stadthauptmann mußte das Untersuchungsgefängniß in Person visitiren und wegen der oben angedeuteten Vorgänge den Gefangenen Bogoljubow körperlich züchtigen lassen, da das Betragen desselben zur Aufreizung der übrigen Gefangenen geführt hatte. Bogoljubow, der sich während der Vorgänge auf dem Kasanischen Platze als einer der Hauptvertreter der demagogischen Richtung hervorgethan und dadurch die Verurtheilung zur Zwangsarbeit zugezogen hatte, war consequent frech und widerspenstig gewesen. Die an ihm vollzogene Züchtigung war gesetzlich durchaus zulässig, weil das über ihn verhängte Urtheil bereits Rechtskraft erlangt hatte und weil B. (laut Bericht des Oberprocureurs-Gehilfen vom Cassationsdepartement des Senats) nicht mehr den Gerichten unterstand, sondern als zur Zwangsarbeit bestimmter Verbrecher der Gouvernements-Regierung übergeben worden war. Bogoljubow's Züchtigung war demgemäß kein Act administrativer Willkür gewesen, — er war auch nicht (wie zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden muß) geborener Edelmann, sondern der Sohn eines Küsters. Endlich hatte sich der Justizminister, dem von dem Erlaß des Stadthauptmanns über die vorgenommene Züchtigung Kenntniß gegeben worden war, mit derselben völlig einverstanden erklärt. *Nichts desto weniger aber verurtheilte der Procurator Fuchs die Züchtigung Bogoljubow's in den schärfsten Ausdrücken.*

Das Beispiel des Procureurs wurde von den Untergebenen dieses Beamten natürlich auf das Eifrigste nachgeahmt. Die von dem Stadthauptmann ange-

ordnete Maßregel wurde laut und öffentlich getadelt, die Bestrafung dieser angeblichen Gesetzwidrigkeit als wünschenswerth bezeichnet und von einem zufällig über die Sache unterrichteten Procureur hinter dem Rücken des Stadthauptmanns eine kleine Untersuchung eingeleitet. Während zwischen der Züchtigung Bogoljubow's und dem Attentat gegen den Stadthauptmann thatsächlich gar kein Zusammenhang bestand, wurde ein solcher in der Absicht fingirt, das Attentat zur bloßen Folge eines Willkür-Acts zu machen und wegen des stattgehabten Competenzconflicts Satisfaction zu nehmen.

Die über diesen Conflict in der Stadt coursirenden Gerüchte drangen schließlich auch in das Gefängniß, wo sie zu neuen Widerspenstigkeiten der politischen Gefangenen Veranlassung gaben. Die Gefangenen waren fortan der Meinung, die Procuratur stehe auf ihrer Seite und mit der Züchtigung Bogoljubow's zusammenhängende Verbrechen brauchten nur vor das Geschworenen-Gericht gebracht zu werden, um straflos zu bleiben oder mit ganz geringfügigen Strafen belegt zu werden.

So ist das Verbrechen (der Sassulitsch) entstanden und so ist es zugegangen, daß dasselbe an das Geschworenengericht verwiesen wurde. Der sog. „Racheact" war Nichts weiter als ein Vorwand, dessen die neue Verschwörung sich bediente, zu welcher die zahlreichen, im Proceß Netschajew freigesprochenen Glieder der revolutionären Gesellschaft sich verbunden hatten. Das Attentat gegen den Stadthauptmann war lediglich eine Consequenz der vorstehend auseinander gesetzten Verhältnisse und zu dem sog. Racheact konnte sich lediglich ein Frauenzimmer entschließen, das die Schule der Agitationen und Verschwörungen absolvirt und dabei mit der Milde der Gerichte die gehörige Bekanntschaft gemacht hatte. Die Angeklagte handelte nicht aus Rachedurst, sondern in der klaren Erkenntniß, daß es einer That wie der ihrigen bedürfe, um der revolutionären Agitation zu einem neuen Siege über die bestehende Ordnung zu verhelfen und daß es sich um ein Wagestück handele, das bei den notorisch unter den Organen der Justiz herrschenden demokratischen Tendenzen, alle Aussicht darauf habe, straflos zu bleiben.

So lagen die Dinge als das Gericht zusammentrat, um über ein unerhörtes, beispielloses Verbrechen zu urtheilen, — sich in Wahrheit aber so zu gebärden, als seien die Verwaltung und der Geschädigte die eigentlichen Angeklagten. Obgleich die Thatsache der Züchtigung Bogoljubow's niemals in Abrede gestellt worden war, obgleich es eines Beweises für und der Vernehmung von Zeugen über dieselbe gar nicht bedurfte, — obgleich die Voruntersuchung gar nicht auf diesen Punkt gerichtet gewesen war und obgleich die Angeklagte niemals die Personen namhaft gemacht hatte, durch welche sie von der Sache Mittheilung erhalten, — gestattete der Gerichtshof, daß abseiten der Vertheidigung Zeugen aufgerufen wurden, welche durch improvisirte Schilderungen dieser Züchtigung die gerichtliche Untersuchung vervollständigen sollten. Diese Zeugen hatte der Vertheidiger aus der Zahl der Gefangenen ausgesucht, welche sich zur Zeit des in Rede stehenden Vorgangs im städtischen Untersuchungsgefängnisse befunden hatten, und zwar als Angeklagte in dem letzten politischen Proceß. Obgleich sich alsbald herausstellte, daß die „Zeugen" bloß das Erscheinen

des Stadthauptmanns im Gefängniß und die Vorbereitungen zu der Züchtigung, nicht aber diese selbst angesehen hatten, ließ der Herr Procureur die Vernehmung derselben zu, so daß eine Zeugenvernehmung über ein Gerücht stattfand. — Vollständig unparteiische Juristen sind der Meinung, daß die Vernehmung von Zeugen über die Züchtigung Bogoljubow's an und für sich unzulässig war und daß der bezügliche Antrag des Vertheidigers hätte abgelehnt werden müssen, weil die Thatsache jener Züchtigung nicht zur Sache gehörte und weil sie niemals bestritten worden war.

Vollends widersinnig war es, daß das Gericht — dem Antrage des Vertheidigers gemäß — Leute als Zeugen vernahm, die Niemand kannte, auf die die Angeklagte selbst sich niemals berufen hatte und die über eine Züchtigung deponirten, von der sie lediglich durch Hörensagen unterrichtet waren. Die Zulassung dieser Leute war denn auch lediglich in der Absicht erfolgt, durch dieselben eine Schilderung der Züchtigung Bogoljubow's entwerfen zu lassen, wie sie zu der Rede des Vertheidigers paßte. — Dem entsprechend gerirten die sog. Zeugen sich denn auch als getreue Mitarbeiter des Vertheidigers, welche namentlich die Vorbereitungen zu der Züchtigung Bogoljubow's bis in's Einzelne und mit einem gewissen künstlerischen Geschick schilderten, um einen in's Besondere auf die Beeinflussung der Geschworenen berechneten Effect hervor zu bringen. — Es war ein ebenso unwürdiges wie verbrecherisches Spiel inscenirt, aus einer Mücke ein Elephant gemacht und in tendenziösester Weise darauf hingearbeitet worden, den öffentlichen Unwillen nicht sowohl gegen die erfolgte Züchtigung, als gegen die Person aufzubringen, welche diese Züchtigung dictirt hatte. — Dadurch endlich, daß der Präses des Gerichts aus seiner Absicht, die gegen die Administration gerichteten Angriffe zu begünstigen, kaum ein Hehl machte, wurde die Freisprechung der Angeklagten aufs Beste vorbereitet.

Daß der Vorsitzende mit seinen Sympathien auf der Seite der Angeklagten stand, hat er bei verschiedenen Gelegenheiten sowohl der Angeklagten, als dem Vertheidiger und dem einen Zeugen gegenüber gezeigt, den er nur der Form wegen unterbrach, nachdem derselbe seine von der Züchtigung Bogoljubow's empfangenen Eindrücke in der denkbar drastischsten Weise zum Ausdruck gebracht hatte. — Ein solches Verhalten entwürdigt den Richterstand und schädigt die Würde des Gerichtshofs und das Wort, mit welchem der Vorsitzende das dem Vertheidiger zujauchzende Publicum zur Ordnung rief („Ein Gerichtshof ist kein Theater"), braucht aus diesem Grunde nicht weiter erörtert zu werden.

Was das Verhalten des Procureurs anlangt, so ist zu constatiren, daß derselbe nicht nur mit bewunderungswürdiger Keckheit schwieg, wo er hätte reden sollen, sondern daß er gegen keines der vorstehend erörterten Vorkommnisse Verwahrung einlegte und daß er die Rede des Vertheidigers völlig unbeantwortet ließ. Freilich entsprach dieses Verhalten nur der Art und Weise, in welcher die Sache von Hause aus behandelt worden war. — Die Anklage des Procureurs stützte sich wesentlich auf zwei Punkte. 1) Darauf, daß die Angeklagte den Stadthauptmann nicht nur verwunden, sondern eventuell auch tödten gewollt und 2) darauf, daß jede, und in's Besondere die im vorliegenden Falle geübte Selbsthilfe verbrecherisch sei und zwar in so hohem Grade, daß die Motive derselben,

auch wenn sie an und für sich sittliche gewesen wären, ihren moralischen Werth einbüßten. — Die Ueberflüssigkeit dieser Ausführungen liegt auf der Hand: stellen dieselben sich doch als weltbekannte Gemeinplätze dar, die lediglich dazu bestimmt waren, die vorliegenden Falls für Niemand zweifelhafte wahre Meinung des Herrn Procureurs einiger Maßen zu verhüllen. Zwischen den Zeilen der Anklage war deutlich zu lesen, daß der Procureur weder das Motiv, aus welchem die Angeklagte gehandelt hatte, noch auch die Grundsätze derselben verurtheilte, und daß er sie auch dann nicht verurtheilt hätte, wenn die Folgen des Verbrechens dem Angegriffenen das Leben gekostet hätten oder wenn seitens der Angeklagten ein anderes Mittel zur Ausführung ihrer Racheabsichten gewählt worden; wäre der Procureur zur Erhebung der Klage nicht amtlich verpflichtet gewesen, so würde er dieselbe ganz unterlassen haben. Dem entsprechend blieben die falschen Angaben und die tendenziösen Auslassungen, welche dem Gerichte bezüglich des Vorlebens der Angeklagten, bezüglich ihrer politischen Verbrechen und bezüglich der Person Bogoljubow's gemacht wurden und deren Unrichtigkeit mühelos zu erweisen gewesen wäre, seitens des Procurators ohne jede Erwiderung oder Zurechtstellung. Zu verwundern war das freilich nicht, da die ganze Sache durch den Antagonismus dieser Procuratur gegen die Verwaltung in Scene gesetzt worden war und da die Herren Procureure ihre Information selbst aus indirecten Quellen zu beziehen beliebt hatten. Die oben erörterte Anklage war nichts weiter als die logische Consequenz des Systems, nach welchem die Procuratur der Verwaltung gegenüber gehandelt hatte: hatte der Procureur, dem die Anklage der Verbrecherin und Aufrechterhaltung der Autorität oblag, doch sogar für überflüssig gehalten, den Stadthauptmann aufzusuchen und von ihm eine Mittheilung über die an Bogoljubow vollzogene Züchtigung einzuziehen.

Bei solcher Sachlage und gegenüber dem Umstande, daß alle Betheiligten in seinem Sinne handelten, mußte es für den Vertheidiger außerordentlich leicht halten, die wahren Umstände des verübten Verbrechens in einen künstlichen Nebel zu hüllen, ein seinen Absichten gemäß entworfenes trügerisches Bild der Sache aufzurollen und auf dasselbe diejenigen Schlaglichter zu werfen, deren es zur Beeinflussung der Geschworenen bedurfte. Der Vertheidiger hat das ihm vom Gerichte zur Verfügung gestellte Material eben so geschickt zu benutzen gewußt, wie diejenigen Materialien, die er sich auf andere Weise und unter Umgehung des Gerichts zu verschaffen gewußt hatte. Dadurch wurde möglich, daß er eine an und für sich völlig unzulässige und höchst aufreizende Rede unbeanstandet halten konnte. In dieser Rede ist u. A. behauptet worden, „daß die verübte That als absolut verbrecherisch nicht angesehen werden könne", — „daß die Absicht der Angeklagten nicht auf die Ausführung eines Mordes gerichtet gewesen sei" und „daß die Angeklagte den Zweck verfolgt habe, eine allgemeine, humanitäre Frage, diejenige nach dem moralischen Rechte politischer Verbrechen angeklagter Personen öffentlich aufzuwerfen." Indem der Vertheidiger die Vorgeschichte der Angeklagten erzählte, machte er dieselbe zum unschuldigen Opfer ungegründeter Beschuldigungen und Jahre lang fortgesetzter ungerechter Ver-

gewaltigungen der Regierung. Dann ging er zu seiner Auffassung der Natur politischer Verbrechen und zu dem unvermeidlichen Zusammenhang derselben mit wechselnden Zeitverhältnissen und endlich zu der Unzeitgemäßheit der Körperstrafe über; es wurden die Aufhebung dieser Strafe und die Ausnahmefälle, in welchen dieselbe noch zuläßig ist, weitläufig erörtert. Der Vertheidiger sprach die Hoffnung aus, daß die an Bogoljubow vollzogene Züchtigung nicht nur in Rußland, sondern in ganz Europa zu einer Reaction gegen die Körperstrafe führen und eine Empörung der Gemüther hervorrufen werde, welche diese Strafe für immer beseitige. Von der moralischen Mißhandlung des seiner politischen Ueberzeugungen wegen verurtheilten Bogoljubow wurde ein tragisches Bild entworfen, die Vorbereitung zur Züchtigung mit höchstem Aufwande sittlicher Entrüstung geschildert und mit einer Reihe von Sophismen geschlossen, welche ausschließlich darauf abzielten, die Seelen und — die Nerven der Geschworenen gewaltsam zu erschüttern. Die Quelle aber, aus welcher der Vertheidiger seine Trugbilder und falschen Darstellungen schöpfte, war die in parteiischster Weise geführte, gerichtliche Voruntersuchung. Die ganze Rede stellt sich als ein zur einen Hälfte aus „Märtyrern ihres Gewissens", modernen „Ideen", „heiligen Ueberzeugungen", zur anderen Hälfte aus schreckenerregenden Gefängnißwärtern, Gensd'armen, Polizisten und sonstigen Functionären der Verwaltung zusammengesetztes Kaleidoskop dar, das dazu bestimmt war, die Geschworenen zu blenden und zu verwirren. Die Phantasie dieser Leute wurde durch einen förmlichen Sirenengesang erregt, ihr Gewissen verwirrt und von dem Gebiete der zu beurtheilenden Thatsachen auf den Boden gelockt, auf welchem der Vertheidiger sich mit seiner Rede bewegte, die bei einer gerichtlichen Verhandlung gar nicht zugelassen werden durfte.

Je tiefer der Vertheidiger sich in das Gebiet des „Schrecklichen" verirrte, desto weiter entfernte er sich natürlich von der Wahrheit. Da alle Einzelheiten der Sache falsch dargestellt worden waren, mußte auch der Total-Eindruck derselben ein durchaus irrthümlicher sein. Wahrheitsgemäß dargestellt hätte der Lebenslauf der Angeklagten dem Gerede von gegen dieselbe verübten Ungerechtigkeiten der Regierung oder gar des Stadthauptmannes ein für alle Mal ein Ende machen und die Gefahren bloßgelegt werden müssen, welche durch übertriebene Humanität und schlaffe Handhabung der Gesetze erzeugt werden können. — Was die Persönlichkeit Bogoljubow's anlangt, so waren die in der Vertheidigungsrede enthaltenen Angaben über denselben durchweg falsch. Verschiedene Meinungen über diesen Staatsverbrecher waren ja schon durch den Umstand ausgeschlossen, daß er und seine Genossen auf dem Platz vor der Kasanischen Kirche nicht etwa von der Polizei unter Beihilfe des Volkes, sondern von dem Volke unter Beihilfe der Polizei ergriffen worden waren und daß ohne das Einschreiten der letzteren Bogoljubow schwerlich mit dem Leben davon gekommen wäre. Der gesammte von ihm handelnde Passus der Rede des Vertheidigers hatte nicht die Darlegung der Thatsachen, sondern die Zeichnung eines trügerischen Gaukelbildes zum Gegenstande, eines Bildes, gegen welches die öffentliche Meinung Europa's durch den Mund der „Liberté" entschiedenen Protest eingelegt hat. Wäre eine Darlegung der Gründe für die Züchtigung Bogoljubow's und der Beweise dafür,

daß er die politischen Gefangenen zu Unordnungen anstiften gewollt, überhaupt nöthig gewesen, so hätte bei dieser Gelegenheit an Bogoljubow's demagogische Thätigkeit auf dem Platz vor der Kasanischen Kirche erinnert werden müssen. Der gesammte Erfolg der Vertheidigungsrede beruhte ja aber darauf, daß die Chancen von vornherein ungleich vertheilt waren und daß jede officielle Darstellung der die Züchtigung Bogoljubow's begleitenden Umstände in der Absicht unterlassen worden war, eine gerechte Beurtheilung des Falles und damit die Wiederherstellung der Autorität von Verwaltung und Staatsregierung unmöglich zu machen. Die falschen Ausführungen des Vertheidigers und der von demselben entwickelte, auf die Beeinflussung der Geschworenen gerichtete Wortschwall hatten die Gerichtsverhandlung zu einem Sensationsstück, zu einer farcenhaften Komödie herabgewürdigt. Freilich ist schon früher erlebt worden, daß Vertheidiger das Unmögliche möglich machten (wörtlich: daß sie aus ihrer eigenen Haut krochen), um Fälle von Diebstahl, Raub, Brandstiftung, Betrug, gemeine Morde u. s. w. zu rechtfertigen, Fälle, in welchen „sittliche Motive" für begangene Verbrechen nicht hatten fingirt werden können; diese Herren werden ja dafür bezahlt und zwar mit dem Gelde bezahlt, das ihre Clienten vermittelst der erwähnten Verbrechen an sich gebracht haben! — Das Schlußresumé des Präsidenten hielt den Schein der Ruhe, Mäßigung und Unparteilichkeit nur mühsam aufrecht und zielte seinem Gesammtinhalt nach schlechterdings nicht auf eine Verurtheilung ab. Gerade dieses Resumé legte den Geschworenen das „Nichtschuldig" in den Mund!

Als Summe des Vorstehenden ergibt sich, daß das Attentat auf das Leben des Stadthauptmanns von St. Petersburg das Werk einer durch staatsfeindliche Tendenzen geleiteten, unzweifelhaft einer revolutionären Gesellschaft angehörigen Person gewesen ist und daß das vorgeschützte Motiv, die Rache für Bogoljubow, ein bloßer Vorwand war, der auf einem an und für sich gleichgültigen, erst in der Folge aufgegriffenem Umstande beruhte. Eine Bedeutung erlangte derselbe nur dadurch, daß kurz zuvor die der revolutionären Propaganda angeklagten Individuen freigesprochen worden waren. Die Hauptsache war, daß die Verbrecherin ihre That in der sicheren Ueberzeugung der Straflosigkeit derselben unternommen hatte und daß diese Ueberzeugung von der gesammten verbrecherischen Gesellschaft getheilt wurde. Es war an und für sich ein schwerer Fehler, daß dieses Verbrechen nach den Vorschriften der allgemeinen Gerichtsordnung behandelt wurde. Vollends bedenklich erscheint dieser Fehler, weil ähnliche Fälle sich unzweifelhaft wiederholen und auch in der Folge Freisprechungen nach sich ziehen werden. Darum drängt sich die Frage auf, welche Maßregeln zur Vorbeugung ähnlicher Vorkommnisse ergriffen werden sollen. Dergleichen Verbrechen durch Gesetze vorzubeugen, ist nicht möglich, — künstlich in's Werk gerichteten Freisprechungen vermag die Regierung dagegen durch den Erlaß genauer und strenger Vorschriften über die Competenz der Gerichte und über ein unparteiisches Verhalten bei dem Verfahren zuvorzukommen. — Dieser Zweck kann dadurch erreicht werden,

daß 1) Verbrechen, die eine gewisse Tendenz verrathen, ein für alle Mal der Aburtheilung durch Geschworene entzogen werden,

daß 2) man die Gerichte für die Freisprechung solcher Verbrecher, deren Zurechnungsfähigkeit nicht zweifelhaft ist, gerade so wie für Justizverweigerungen verantwortlich macht. — Das kann geschehen, ohne daß man die bestehenden Gesetze und Einrichtungen aufhebt und ohne daß man den Gewissen der Richter Zwang anthut."

Wenige Tage nach Uebergabe der vorstehenden Denkschrift an den Kaiser wurde Graf Pahlen der Leitung des Justizministeriums enthoben und durch den ehemaligen Staatssecretär für Polen, Senateur Nabokow ersetzt. An Bemühungen um die Purification des Richterstandes und der Procuratur, um Niederhaltung der Revolutionspartei und um Wiederherstellung der Autorität der Regierung ließ man es während des Frühjahrs und Sommers 1878 nicht fehlen, — all' diese Anstrengungen aber wurden durch den übeln Eindruck paralysirt, den der Abschluß des Berliner Vertrages vom 1./13. Juli hervorrief und der die Unzufriedenheit mit dem herrschenden System in die weitesten Kreise trug. Sechs Wochen, nachdem die Kunde von dem Abschluß dieses Vertrages die Runde um die Welt gemacht hatte, am 16. August 1878 wurde der Chef der dritten Abtheilung, General Mesenzow, auf offener Straße ermordet, am 8. Februar 1879 der Gouverneur von Charkow Fürst Krapotkin erschossen, im März desselben Jahres der Nachfolger Mesenzow's, General Drentelen, vier Wochen später (2./14. April) der Kaiser in Person, von Meuchelmördern angegriffen; während der folgenden zwölf Monate fanden die beiden mißglückten Eisenbahn-Attentate von Alexandrowo und von Moskau statt, — am 17. Februar 1880 zertrümmerte eine Dynamit-Explosion das vom Kaiser bewohnte Stockwerk des Winterpalais, einige Tage darauf wurde auf den Grafen Loris-Melikow geschossen und nach einer sodann eingetretenen zwölfmonatlichen Pause das siebente, von nur allzuvollständigem Erfolge gekrönte Attentat gegen den Kaiser Alexander II. ausgeführt: Trepow's Vorhersagung, daß Verbrechen von der Art desjenigen der Sassulitsch in sicherer Aussicht stünden, hatte sich erfüllt.

Was den sonstigen Inhalt der von dem ehemaligen St. Petersburger Stadthauptmann überreichten Denkschrift anlangt, so sind verschiedene Ansichten über dieselbe kaum möglich. Auch wenn man die sämmtlichen Behauptungen und Beschwerden Trepow's für bewiesen ansehen wollte, bliebe übrig, daß dieser Staatsmann sich zu Willkürlichkeiten bekannt hat, die den Antagonismus zwischen Verwaltung und Justiz Rußlands nur allzu begreiflich erscheinen lassen, daß er Anklagen gegen die bestehende Ordnung erhoben, Enthüllungen über die Zersetzung des russischen Staats- und Regierungs-Organismus gemacht hat, deren Pessimismus kaum übertroffen werden kann. Mit nackten Worten wird herausgesagt, daß die Verwaltung die Entscheidungen der Justiz nur gelten lasse, soweit dieselben ihren Wünschen und Erwartungen entsprächen, daß die so pomphaft angekündigte Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Justiz von ihm, dem obersten Sicherheits- und Verwaltungsbeamten der Residenz, als bloße Farce behandelt worden sei und daß er seine Nichtachtung der Grundsätze von 1864 offen und rücksichtslos genug bekannt habe, um die Organe der Justiz zu seinen Todfeinden und zu Hauptanklägern des herrschenden Systems zu machen. Un-

mittelbar nachdem er sich zu Eingriffen in die Rechtssphäre der Procuratur und der Magistratur bekannt hat, die von den Beamten dieser Ressorts als directe Herausforderungen angesehen werden mußten, erhebt General Trepow Anklagen gegen die russischen Richter und Staatsanwälte, wie sie kaum jemals von Vertretern der leidenschaftlichsten Opposition geltend gemacht worden sind. Hat er auch nur zur Hälfte mit dem Recht, was von den demokratischen Tendenzen dieser Beamten, von ihrer Parteinahme für die Revolutionspartei, von ihrer Feindschaft gegen die Administration, von ihrer Gleichgültigkeit gegen die elementarsten Vorschriften aller Gerechtigkeit und aller jemals geltend gewesenen Proceß-Einrichtungen gesagt wird, — haben die Dinge in der That so gelegen, daß die Freisprechung der Sassulitsch das Werk einer von den betheiligten Justizbeamten gesponnenen Intrigue war, daß der dieser Freisprechung gespendete frenetische Beifall „von Freunden der Herren Justizbeamten" ausging, die mit dem Wahrspruch der Geschworenen „sympathisiren mußten" — dann ist die revolutionäre Zersetzung des russischen Staatsorganismus sehr viel weiter vorgeschritten, als auch die verstocktesten Pessimisten anzunehmen wagen, dann ist auf ein der Erhaltung des bestehenden Systems gewidmetes Zusammenwirken auch nur der Regierungsorgane selbst weder für die Gegenwart noch für die Zukunft zu rechnen! Daß General Trepow mit einem großen Theil dessen Recht hat, was den Procureuren Fuchs und Keßler, dem Gerichtspräsidenten vom 1./13. April 1878, dem Vertheidiger und den übrigen Betheiligten zum Vorwurf gemacht wird, kann natürlich nicht bestritten werden. Eben so deutlich und unwidersprechlich liegt aber auch zu Tage, daß eine Verwaltung, welche die Vertreter der Justiz zu ihren Todfeinden macht und handgreifliche Verletzungen der bestehenden Rechtsordnung zu ihren regelmäßigen Amtspflichten zählt, daß eine solche Verwaltung die Hauptschuld an der eingerissenen Auflösung und moralischen Verwilderung trägt und daß unter allen überhaupt möglichen Systemen das in Rußland befolgte System der Verkoppelung von Gesetzlichkeit und Willkür, von formaler Unabhängigkeit der Justiz und thatsächlicher Omnipotenz der Verwaltung das denkbar widersinnigste, unsittlichste und gemeinschädlichste ist. Weil Vorgänge und Verwickelungen von der Art der in der Trepow'schen Denkschrift geschilderten sich nicht von selbst erzeugen, fällt die Verantwortlichkeit für dieselben auch nicht ausschließlich, ja nicht einmal wesentlich auf die zunächst Betheiligten zurück. Die Hauptverantwortlichkeit wird vielmehr diejenigen treffen, welche durch Aufrichtung eines Systems unlösbarer Widersprüche das Rechts- und Sittlichkeitsgefühl des Beamtenthums und der Bevölkerung untergraben und durch Willküracte der einen Art, Willküracte der anderen heraufbeschworen haben. Aus dem vorstehend mitgetheilten Actenstück geht das so deutlich hervor, daß dasselbe trotz seiner Phrasenhaftigkeit und trotz seiner Wiederholungen künftigen Historikern für einen außerordentlich lehrreichen Beitrag zur Erklärung der Zustände gelten wird, welche Rußland der Revolution entgegengeführt haben.

Die Fortschritte des Staatsbahngedankens.

Auf wenigen Gebieten unseres wirthschaftlichen Lebens hat in den letzten Jahren eine so lebhafte Bewegung stattgefunden, wie im Eisenbahnwesen. In fast allen Culturländern, welche mit einem genügenden Eisenbahnnetze ausgestattet sind, wird darnach gestrebt, das im Drange der Noth und oft mit fieberhaftem Eifer Geschaffene so zu organisiren, daß die allgemeinen Verkehrsmittel auch das allgemeine Wohl fördern. Mit dem fortschreitenden Ausbau, der zunehmenden Verdichtung des Schienennetzes hat sich überall gezeigt, daß die regellosen Zustände, wie sie sich allmälig in vielen Ländern gleichsam urwüchsig herausgebildet haben, auf die Dauer unerträglich sind. Mancherlei Mängel und Mißstände, über welche man im Beginne des Eisenbahnzeitalters hinwegsah, weil man glaubte, sie würden nach und nach von selbst auch wieder verschwinden, sind im Gegentheil immer schärfer hervorgetreten, haben immer weiteren Kreisen der Bevölkerungen sich fühlbar gemacht, und fordern jetzt gebieterisch Abhilfe. Vor zwei Jahren habe ich an dieser Stelle[1], in Anknüpfung an eine Anzeige des bedeutenden Handbuchs von Emil Sax über die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswirthschaft, den Lesern der „Rundschau" die hauptsächlichsten schwebenden Eisenbahnstreitfragen vor Augen geführt, und den Nachweis versucht, daß mit wenigen Ausnahmen überall von einem wirksameren Eingreifen der Staatsgewalt die Lösung derselben erwartet wird. Heute ist zwar der Gährungsproceß, welchen ich damals schilderte, noch nicht zu Ende, eine vollständige Klärung noch nirgends eingetreten. Dem Ziele der Bewegung sind wir aber ein gutes Stück näher, und nicht nur die Freunde, sondern auch eine namhafte Anzahl von Gegnern der bisherigen Entwickelung, hat aus den Vorgängen der letzten zwei Jahre die beherzigenswerthe Lehre gezogen, daß der von der Wissenschaft beinahe einstimmig, von den Männern des praktischen Lebens in großer Mehrzahl gewiesene Weg zum Staatsbahnsystem in der That der richtige ist.

Für uns Deutsche ist es ein erhebendes Bewußtsein, daß wir mehr als jemals sozusagen an der Spitze dieser Bewegung stehen. Die deutschen Mittelstaaten Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Oldenburg haben seit Jahren geschlossene und bis auf Bayern, dessen linksrheinisches Gebiet von Privatbahnen

---

[1] Die Zukunft der Eisenbahnen. „Deutsche Rundschau", October 1879. S. 137 ff.

durchzogen wird, ausschließlich Staatsbahnsysteme. In Preußen war nur in dem ersten Jahrzehnt des Eisenbahnbaus aus Gründen mehr politischer, als wirthschaftlicher Natur, dem Privatbahnwesen freier Spielraum gelassen; der Staat hatte sich indessen, in weiser Voraussicht dessen, was kommen konnte, weitgehende Aufsichtsrechte und den Eintritt in die Stelle der Privaten vorbehalten. Es folgte nach etwa zehn Jahren das gemischte System. Seit 1873 brach sich aber die Erkenntniß Bahn, daß das gemischte dem reinen Staatsbahnsystem weichen müsse. Zunächst also wurden Staatsbahnen auch in den Gebietstheilen gebaut, welche bisher nur Actienbahnen gekannt hatten. Im Frühjahr 1876 legte die Staatsregierung dem Landtage in der Begründung des Gesetzentwurfs betr. die Uebertragung der preußischen Eisenbahnen auf das Reich ein umfassendes Programm vor, nach welchem außerdem der Ankauf von Privatbahnen, sei es für das Reich, sei es für Preußen, in's Auge zu fassen war. Die bisherige Entwickelung habe darauf hingewiesen, daß der Staat im Besitz aller Hauptverkehrsadern sein müsse. Das Ziel einer einheitlichen Staatsbahnpolitik werde aber am besten und sichersten erreicht, wenn nicht ein einzelner Particularstaat, sondern das Reich die Haupteisenbahnlinien sein eigen nenne. Die preußische Regierung wolle daher den übrigen deutschen Regierungen mit gutem Beispiele vorangehen; sie sei bereit, ihren gesammten Eisenbahnbesitz auf das deutsche Reich zu übertragen. „Würden die vorbezeichneten Bestrebungen der Regierung Preußens wegen Uebertragung des preußischen Bahnbesitzes auf das Reich", so heißt es freilich schon am Schluß der allgemeinen Motive zu der Märzvorlage des Jahres 1876, „an dem Widerspruch maßgebender Organe des Reichs scheitern, so könnte es nicht zweifelhaft sein, daß alsdann Preußen selbst an die Lösung der gedachten Aufgaben mit voller Energie heranzutreten und vor Allem die Erweiterung und Consolidation seines eigenen Staatsbahnbesitzes als das nächste Ziel seiner Eisenbahnpolitik zu betrachten haben würde."

Das, was die Motive hier besorgen, ist in der That eingetreten. Das Anerbieten Preußens fand keine freundliche Aufnahme. Ob formelle Verhandlungen zur Ausführung des demnächstigen Gesetzes vom 4. Juni 1876 eingeleitet und wie weit dieselben gediehen sind, ist nicht bekannt geworden. Zu einem Ergebniß haben sie bis heute nicht geführt, und auch ein zweiter Versuch, die verbündeten Regierungen an der Handhabung eines der wichtigsten mit der Verwaltung der Eisenbahnen verbundenen Rechte, dem Rechte der Tariferstellung durch Erlaß eines deutschen Gütertarifgesetzes zu betheiligen, ist bis dahin ohne praktische Resultate geblieben.

Preußen mußte allein in der weiteren Durchführung der Staatsbahnpolitik auf seinem Gebiete vorwärts gehen, und es wurden alsbald mit einer Anzahl größerer Actienbahnen Verhandlungen über den Erwerb ihrer Unternehmungen für den Staat angeknüpft. Zuerst schien es, als wollten diese Verhandlungen keinen befriedigenden Fortgang nehmen. Der Versuch, die Berlin-Stettiner Bahn zu erwerben, scheiterte zunächst; den Actionären war das Gebot der Regierung zu niedrig. Mit dem im Frühjahr 1878 eingetretenen Personenwechsel im preußischen Handelsministerium, mit der Trennung desselben in ein Ministerium der öffentlichen Arbeiten, dem die Eisenbahnsachen verblieben, und ein Handels-

ministerium, kam die Angelegenheit in ein günstigeres Fahrwasser. Schon im Herbste 1878 konnte der Minister Maybach dem Landtage mittheilen, daß der Erwerb von etwa 2000 Kilometer Privatbahnen vorbereitet werde, und dem Landtage des Jahres 1879/80 wurden Verträge mit der Berlin-Stettiner, Magdeburg-Halberstädter, Hannover-Altenbekener, Cöln-Mindener, Rheinischen, und Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn, einem Complex von rund 5000 Kilometern Eisenbahnen zur Genehmigung vorgelegt, in welchen diese Gesellschaften sich bereit erklärt hatten, dem Staate ihre Unternehmungen gegen eine feste Jahresrente vorläufig in ewige Verwaltung zu geben, demnächst aber auch zum Eigenthum abzutreten. Außerdem wurde noch der Erwerb der kleinen Homburger Bahn und des hessischen Antheils der Main-Weser-Bahn durch weitere Gesetzentwürfe in Vorschlag gebracht. Nach eingehendster Prüfung, vornehmlich in Commissionsberathungen, ertheilte der Landtag allen diesen Gesetzesvorlagen seine Zustimmung, dieselben wurden als Gesetze vom 20. December 1879 und 14. Februar 1880 veröffentlicht. — Nach diesen Ankäufen verwaltet der preußische Staat nunmehr ein Eisenbahnnetz von über 15,000 Kilometern Länge; dasselbe wird sich nach Vollendung der vom Landtage genehmigten und zum großen Theil bereits im Bau begriffenen neuen Strecken auf rund 16,400 Kilometer erweitern. Der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten ist gleichzeitig der Chef des Reichamts für die Verwaltung der Reichsbahnen in Elsaß-Lothringen, welche an das preußische Staatsbahnnetz im Südwesten anstoßen. Der Betrieb dieser Bahnen, welche zur Zeit eine Längenausdehnung von nicht ganz 1200 Kilometer haben, erfolgt daher in naher Fühlung mit dem der preußischen Bahnen und somit wird heute mehr als die Hälfte der deutschen Eisenbahnen von Einer Stelle aus verwaltet.

Ein bekannter, jüngst verstorbener Eisenbahnfeuilletonist hat einmal die Behauptung ausgesprochen, und viele Leute haben sie ihm nachgesprochen, daß von Einer Stelle aus ein Eisenbahnnetz von 2000, höchstens etwa 4000 Kilometern — also der ungefähren Größe des bayrischen Staatsbahnnetzes — betrieben werden könne. Die Thatsachen widersprachen dieser Behauptung schon, als sie aufgestellt wurde. Die französischen Privatbahnen, die Orléans- und die Paris-Lyon-Mittelmeer-Bahn, haben schon seit Jahren einen größeren Umfang, ohne daß die Directionen sich außer Stande erklärt hätten, die Verwaltung fortzuführen. Eine ganze Anzahl nordamerikanischer Privatbahnen hat heute eine größere Ausdehnung als 4000 Kilometer und ihre Vorstände sind andauernd beflissen, ihren Besitz zu vermehren; sie haben bisher niemals erklärt, daß sie auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit angelangt seien. Die Grenze von 4000 Kilometer ist vielmehr eine rein willkürliche. Wenn freilich eine Eisenbahnverwaltung ihre Aufgabe dahin auffaßte, daß die höchste Stelle berufen sei, sich um jede Kleinigkeit zu kümmern, daß sie jede Beschwerde selbst untersuchen, jeden Bauplan selbst genehmigen, jede Anstellung selbst prüfen müsse, dann würde auch die Direction einer erheblich kleineren Bahn bald von der Last ihrer Geschäfte erdrückt werden. Ist dies aber unbedingt nothwendig? Sollte es nicht vielmehr angängig sein, daß an höchster Stelle die leitenden, großen Gesichtspunkte der Eisenbahnverwaltung aufgestellt und überwacht, daß die Entscheidung einzelner besonders

wichtiger Fragen ihr vorbehalten würde, während im Uebrigen den unteren Behörden eine volle Selbständigkeit im Betriebe, unter voller Verantwortlichkeit für ihre Handlungen verbliebe? Bei einer derartigen Auffassung einer höchsten Betriebsbehörde ist bei 4000 Kilometer die Höhe der Leistungsfähigkeit längst nicht erreicht. Das sehen wir bei der preußischen Staatsbahnverwaltung, besonders seit der Zeit, in welcher das ihr unterstellte Netz so bedeutend gewachsen ist. Die Eisenbahndirectionen, die nächsten dem Minister untergeordneten Stellen, erfreuten sich schon früher einer angemessenen Selbständigkeit; die Eisenbahncommissionen, welchen hauptsächlich die Pflege des Lokalverkehrs oblag, waren vollkommen in der Lage, ihre Aufgabe zu bewältigen, ohne befürchten zu müssen, durch Einmischung einer vorgesetzten Stelle gestört zu werden. Als ein Mißstand wurde es freilich empfunden, daß die Competenzen der einzelnen Behörden hie und da in einander übergriffen; daß sie nicht so scharf gegen einander abgegrenzt waren, wie dies beispielsweise die Competenzen der einzelnen richterlichen Instanzen sind. Erschwert war eine solche Abgrenzung durch die verschiedenartige Ausdehnung, die eigenthümliche, wechselnde Gestaltung der einzelnen Directionsbezirke.

Gleichzeitig mit dem Erwerb der neuen Bahnen wurden durch einen königlichen Erlaß vom 24. November 1879, vom 1. April 1880 ab derartige Mängel der Organisation in der Richtung beseitigt, daß einmal den einzelnen Stellen die Competenzen klar und scharf zugewiesen, sodann die Selbständigkeit der Behörden innerhalb ihrer Zuständigkeit erhöht wurden. Die Eisenbahncommissionen insbesondere, welche früher den Directionen theils neben-, theils untergeordnet waren, wurden in Betriebsämter umgewandelt, welche eine Instanz unter den Directionen bilden. An Stelle der collegialen Verfassung der Directionen, welche unter Umständen lähmend auf die Verwaltung eingewirkt hatte, trat für alle wesentlichen Maßregeln eine sog. bureaukratische, mit Verantwortlichkeit des leitenden Präsidenten. Des Weiteren wurden nunmehr die drei kleinen Directionen in Münster, Wiesbaden und Saarbrücken beseitigt, nach Erwerb des hessischen Antheils der Main-Weser-Bahn konnte auch diese Verwaltung mit der der Hannoverschen Staatsbahn vereinigt werden, die kleine Homburger Bahn wurde der Frankfurter Direction überwiesen. Die neu erworbenen Bahnen behielten vorläufig ihre alten Bezirke, es traten nur an die Stelle der Privatdirectionen königliche Directionen, und zwar für die Magdeburg-Halberstädter und Berlin-Potsdam-Magdeburger Bahn eine gemeinschaftliche Direction in Magdeburg. Dieses Provisorium dauerte indeß nur ein Jahr. Mit dem 1. April 1881 schon war es möglich, auch die Stettiner Direction aufzulösen und die Bezirke der übrigen Directionen anderweit und besser zu gestalten. Die preußischen Staatsbahnen werden heute von sieben Directionen verwaltet, außerdem bestehen zwei Directionen für die vom Staate für Rechnung der Actionäre verwalteten Bahnen (Elberfeld und Breslau). Die Staatsbahndirectionen haben ihren Sitz in Berlin, Bromberg, Magdeburg, Hannover, Frankfurt a. M., und zwei derselben in Cöln (rechtsrheinische und linksrheinische Direction). Ihre Bezirke sind, soweit das möglich war, abgerundet, ihr Umfang wechselt zwischen rund 2500 Km. (Bromberg), und rund 1100 Km. (Frankfurt). Auch

die Ausdehnung der Betriebsämter ist eine, mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Verkehrsverhältnisse der einzelnen Strecken, mehr gleichartige; und es ist ein großer Vorzug der jetzigen Eintheilung, daß es nach außen hin kaum empfunden wird, wenn einmal ein Betriebsamt einer anderen Direction zugetheilt wird. Die Organisation ist fest, ohne darum starr und unbeweglich zu sein.

Diese durchgreifende Umgestaltung war erst möglich nach Erweiterung des Staatsbahnnetzes. Sie ist eingeführt, ohne daß das Publicum irgend welche Unzuträglichkeiten eines Uebergangszustandes empfunden hätte; sie hat sich bis jetzt vollkommen bewährt, sie erregt die Bewunderung allerdings einstweilen mehr des Auslandes. Wir Deutschen können uns ja nur schwer dazu entschließen, einer von oben ausgegangenen Anordnung auch eine gewisse Anerkennung zu zollen. Im vorigen Herbst brachte eine der hervorragendsten, nordamerikanischen Eisenbahnfachzeitungen eine Uebersetzung der preußischen Organisationsbestimmungen und war des Lobes voll über die Klarheit, Bestimmtheit und Sachgemäßheit derselben.

Ueber einige sonstige Erfolge der neuen preußischen Staatsbahnpolitik wurde dem preußischen Landtage im letzten Winter seitens des Ministers der öffentlichen Arbeiten eine Denkschrift vorgelegt, welche das Abgeordnetenhaus und seine Ausschüsse viel beschäftigt hat und deren Mittheilungen eine aufrichtige Freude und Genugthuung bei den Abgeordneten fast aller Parteien hervorriefen. Aus derselben gewinnt man in der That die Ueberzeugung, daß — wie es am Schluß der Denkschrift heißt — im Allgemeinen, und soweit es in der kurzen Frist eines wenig mehr als halbjährigen Zeitraumes zu erreichen war, die Erwartungen, welche sich an den Erwerb der großen Privatbahnen knüpften, sich verwirklicht haben, daß die Thatsachen nicht hinter denselben zurückgeblieben sind. Nur einige der Hauptpunkte möchte ich aus der Denkschrift hervorheben. So hat zunächst eine Prüfung der verschiedenen, für den Ausbau und die Erweiterung sowohl der älteren, als der neu erworbenen Staatsbahnen, aufgestellten Projecte ergeben, daß an den Neu- und Umbauten eine Summe von 83,974,800 Mark gespart werden konnte. Es ist ja eine der dunkleren Schattenseiten der Zersplitterung eines Eisenbahnnetzes, daß mit dem Bau von Concurrenzstrecken, von besonderen Bahnhöfen und anderen Einrichtungen eine unglaubliche Verschwendung getrieben wird, ja, ich möchte sagen, getrieben werden muß. Glücklicher Weise ließen sich jetzt noch diese 84 Millionen ersparen. Ihre unnöthige Ausgabe würde späterhin ganz gewiß einen wenig erfreulichen Einfluß auf die Bemessung der Transportgebühren und die Rentabilität der Bahnen ausgeübt haben. — Durch die neue Gestaltung der Directionsbezirke ist der Geschäftsverkehr wesentlich vereinfacht, so daß auch nach und nach eine beträchtliche Zahl der höheren sowohl, als der Subaltern- und Unterbeamten ausscheiden kann. Das Rechnungswesen ist ein viel einfacheres geworden, die Erledigung von Beschwerden und Reclamationen ist erleichtert und verkürzt, die Wagenabrechnungen und sonstigen verwickelten, zeitraubenden und kostspieligen Manipulationen aller Art haben schon jetzt ganz bedeutend vereinfacht werden können. Sowohl auf den Personen- als auf den Güterverkehr war die Erweiterung des Staatsbahnnetzes von dem besten Einflusse. Das Fahrplanwesen konnte mehr

einheitlich geleitet, zahlreiche Verbesserungen der großen durchgehenden Züge herbeigeführt, dem Lokalverkehr eine besondere Fürsorge gewidmet werden. Die Einrichtung der Retourbillets wurde verallgemeinert, die Dauer derselben auf größeren Strecken verlängert, den Inhabern neuerdings auch ganz allgemein die Beförderung von Freigepäck zugestanden. Eine große Annehmlichkeit ist es fernerhin, daß, wo verschiedene Staatsbahnrouten zwischen denselben Punkten den Verkehr vermitteln, die Retourbillets für beide Routen Gültigkeit erhielten. Ebenso wurde allgemein gestattet, daß bei verfehltem Zuganschluß die Reisenden die unterbrochene Fahrt auf einer andern Route fortsetzten, als diejenige, für welche ihr Billet lautete. Die früher unmögliche Uebereinstimmung der Vorschriften für Beförderung von Kindern wurde auf dem preußischen Staatsbahnnetze mit Leichtigkeit herbeigeführt, und ein erheblicher Theil der übrigen Deutschen Bahnen folgte nun diesem Vorgehn. Zur unentgeltlichen Auskunftsertheilung in allen Verkehrsfragen ist ein gemeinschaftliches Auskunftsbureau der Staatseisenbahnverwaltung seit dem 1. November 1880 in's Leben gerufen. — Desgleichen konnten schon bald zahlreiche Verbesserungen im Güterverkehr zur Durchführung gelangen. Die auf den Anschlußpunkten der alten und neuen Bahnen vielfach erhobenen sog. Ueberführgebühren wurden sofort abgeschafft. Der Verkehr auf gemeinschaftlichen und Concurrenzstationen wurde vereinfacht, die directen Expeditionen weiter ausgedehnt. Es war nunmehr eine erheblich einheitlichere und rationellere Verkehrsleitung möglich, zahlreiche Umwegstransporte konnten aufgehoben, das ganze sog. Instradirungswesen bedeutend verbessert werden. Auch an das so verwickelte Gütertarifwesen wurde nunmehr die bessernde Hand angelegt. Seit Mitte des Jahres 1881 sind an Stelle der vielen, ohne Grund verschiedenen einheitliche, in einem Hefte von mäßigem Umfange vereinigte, Tarifvorschriften für die preußischen und demnächst für alle deutschen Bahnen zur Einführung gelangt. Die Gütertarife selbst sind vereinfacht, übersichtlicher zusammengestellt und haben eine größere Stetigkeit erhalten. Hand in Hand damit gingen vielfache Tarifermäßigungen. So ist beispielsweise auf den preußischen Staatsbahnlinien die Forderung des Art. 45 der Reichsverfassung, daß auf größeren Entfernungen für die Massengüter des Specialtarifs III (Kohlen, Erze 2c.) der Einpfennigtarif eingeführt werde, beinahe verwirklicht. Die bei den neu erworbenen Bahnen noch bestehenden, mit dem Privatbahnwesen so leicht sich einschleichenden Frachtvergünstigungen einzelner Versender wurden beseitigt und für gehörige Veröffentlichung und gleichmäßige Anwendung der Tarife ohne Unterschied der Person auf das Strengste und Nachdrücklichste gesorgt. Im Jahre 1881 konnte für das gesammte Staatsbahnnetz eine wesentliche Beschränkung der Lieferfristen durchgeführt und auch hiermit wiederum einem langjährigen dringenden Wunsche des Handelsstandes Erfüllung gewährt werden. Von wichtigeren Maßregeln, welche im Jahre 1881 zur Ausführung gelangten, sind noch die verbesserten Vorschriften für die einheitliche Benutzung des Wagenparks und die Errichtung eines Centralwagenamtes in Magdeburg, sowie von Wagenämtern für die einzelnen Bahngruppen, darunter eines Wagenamtes für das Kohlenrevier in Mühlheim a. d. Ruhr, später in Essen, zu erwähnen. Diese Stellen bezwecken die bessere Ausnutzung des gesammten Wagen-

parks, Ausgleich von Mangel an der einen mit Ueberfluß an einer andern Stelle, thunlichste Einschränkung unwirthschaftlicher Leerfahrten. In diesen Einrichtungen sehen wir einen großartigen Versuch, der mit der Zeit unzweifelhaft den wohlthätigsten Einfluß auf den Verkehr und die Erträge der Bahnen ausüben wird. Im Winter 1880/81 war vor Allem dem Wagenamt in Mühlheim die außerordentlich befriedigende Bewältigung des großartigen Verkehrs in Massenproducten zu danken. Eine derartige Concentration der Leistungsfähigkeit ist aber nur möglich bei einer Bewirthschaftung eines großen Complexes von Bahnen nach einheitlichen Grundsätzen und unter Oberaufsicht einer einzigen höchsten Stelle.

Das Abgeordnetenhaus hatte zu den Gesetzentwürfen des Jahres 1879 seine Zustimmung nicht unbedingt gegeben. Ein großer Theil der gemäßigt liberalen Parteien besorgte, daß der Ankauf eines so großen Complexes von Bahnen den Credit des Staates gefährden, und daß demnächst die Schwankungen in den Erträgen der Eisenbahnen die Aufstellung der Staatshaushaltsvoranschläge erschweren könnten. Man befürchtete außerdem, daß die Staatsverwaltung mit den Bedürfnissen des praktischen Lebens nicht genügende Fühlung halten möchte. Man forderte also von der Staatsregierung „finanzielle und wirthschaftliche Garantien". Die Staatsregierung entsprach diesem Verlangen und legte im Winter 1880 Gesetzentwürfe vor, welche den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses sich genau anpaßten. Beide Entwürfe brachten es nur zu Commissionsberathungen. Die vom Abgeordnetenhause gewünschten „wirthschaftlichen Garantien" bestehen darum doch, wie sie auch schon vorher bestanden hatten. Das Abgeordnetenhaus hat mit diesem Verlangen nur eine aus der eigensten Initiative des jetzigen Ministers der öffentlichen Arbeiten hervorgegangene, heute schon über ganz Deutschland verbreitete Einrichtung in den Rahmen des Gesetzes einspannen wollen, die sog. periodischen Conferenzen der Eisenbahnverwaltungen mit den wirthschaftlichen Corporationen ihrer Verkehrsgebiete. Diese Conferenzen sind in der That auch eine Errungenschaft der Staatsbahnpolitik; die Mehrzahl der Directionen der Actiengesellschaften haben sich zu denselben bis in die jüngste Zeit ablehnend verhalten. — Der Credit des preußischen Staats hat aber bis jetzt unter dem Erwerbe der neuen Bahnen sicherlich noch nicht *gelitten*. Wenigstens sind die preußischen Consols unmittelbar nach den Ankäufen, unter dem directen Einfluß der Vermehrung der Staatsschuld, auf einen Cursstand *gestiegen*, welchen sie früher kaum jemals erreicht haben.

In überraschend kurzer Zeit haben sich hiernach die Voraussagungen der leitenden Persönlichkeiten über die wahrscheinlichen Folgen des Uebergangs zum Staatsbahnsystem in Preußen bewahrheitet, bis heute ist dagegen keine einzige der düsteren Prophezeiungen der Gegner dieser Politik eingetroffen. Die preußische Regierung glaubt schon jetzt die großen Schwierigkeiten der Ueberleitung in die neuen Verhältnisse so weit überwunden zu haben, daß sie mit neuen Ankäufen von Privatbahnen vorgehen will. Sie hat im Laufe des jüngst vergangenen Sommers und Herbstes Verhandlungen über den Erwerb der Bergisch-Märkischen, der Berlin-Anhaltischen, der Thüringischen, der Berlin-Görlitzer, Märkisch-Posener und Kottbus-Großenhainer Bahn, einem Netze von rund 2800 Kilometern

Eisenbahnen, eingeleitet. Nur die Verhandlungen mit der Berlin-Anhaltischen Bahn haben wiederum, wie im Jahre 1879, vorerst kein Ergebniß gehabt; die übrigen Gesellschaften haben das Angebot der Regierung angenommen. Der nächste Landtag wird sich also sicherlich wiederum mit der Eisenbahnfrage zu beschäftigen haben, und hoffentlich auch jetzt der Regierung folgen. Von einer Rückkehr zur früheren „gemischten" Politik kann keine Rede sein, die Ankäufe des Jahres 1879/80 haben den Gang der preußischen Eisenbahnpolitik entschieden. Wenn aber die Staatsregierung den Muth hat, nunmehr, nach zwei Jahren, einen zweiten Schritt zu thun, wenn sie vor der unsäglichen Arbeit und Mühe nicht zurückschreckt, ein weiteres umfangreiches Netz in Betrieb zu nehmen, so hat wahrlich die Landesvertretung allen Grund, der Regierung dankbar zu sein. Wir leben nothgedrungen noch einige Jahre in einem Uebergangszustand; je eher derselbe ein Ende nimmt, desto besser für die Wohlfahrt und das Gedeihen des Vaterlandes!

Diese preußische Eisenbahnpolitik hat einen weittragenden Einfluß auf die Eisenbahnverhältnisse fast aller anderen Culturvölker bis hin nach Amerika ausgeübt. Ich sehe ab von einer Aufzählung der vielen Aeußerungen der Anerkennung, ja der Bewunderung in den parlamentarischen Debatten und Actenstücken der französischen, österreichischen, dänischen, amerikanischen Volksvertretungen. „Wir dürfen wohl sagen, daß Preußen speciell der Musterstaat des Staatsbahnwesens ist," sagte der Abgeordnete Groß im österreichischen Abgeordnetenhause am 5. April 1881, — und das ist der Kernpunkt auch anderer Aeußerungen. Mit der Anerkennung mischt sich hie und da eine gewisse Empfindung des Neides darüber, daß in Preußen die großen Schwierigkeiten eines Uebergangs zum Staatsbahnsystem nahezu überwunden sind, welche in andern Ländern erst der Bewältigung harren. Bei solchen Worten ist es aber nicht verblieben, das Vorgehen unserer Regierung hat unmittelbar zur Nachfolge gereizt; es ist für die Lenker der Eisenbahnpolitik in andern Ländern ein Sporn gewesen, auf heimischem Boden die Wege derselben Politik einzuschlagen.

Die dänische Regierung hat vermittelst Gesetzes vom 2. Juli 1880 die größte damals noch vorhandene, die 385 km lange Seeländische Eisenbahn für den Staat gekauft. Von den 1600 km dänischen Bahnen befinden sich heute nur noch 100 km, die auf den Inseln Laaland und Falster ganz getrennt von den übrigen Bahnen belegen sind, in Privatbetrieb. Der Erwerb der gut rentirenden Seeländischen Bahnen wurde nothwendig, weil dieselben sich in einer so behaglichen Lage befanden, daß sie die Bedürfnisse von Handel und Verkehr mit Füßen traten. Was die Bahnen lange Jahre unterlassen, ist jetzt von der Regierung sofort in die Wege geleitet. Das Netz ist zu einem wichtigen Verbindungsgliede des internationalen Verkehrs umgestaltet; insbesondere der Bau zweier Dampffähren, darunter die eine über den großen Belt, wird die Leistungsfähigkeit bedeutend steigern. Gehen wir weiter nach Osten, so finden wir in Norwegen von Anfang an nur Staatsbahnen, in Schweden zahlreiche Staatsbahnen. In beiden Ländern ist der Bahnbau theuer, der Verkehr schwach, eine bedeutende Rentabilität der Eisenbahnen also nicht zu erwarten; dagegen sind sie ein besonders wichtiges Mittel zur Hebung und Förderung der

Landescultur. Der Bau solcher Bahnen hat bekanntlich für Actiengesellschaften wenig Verlockendes. Wo man keine reichen Erträge wenigstens erwartet, da baut eine Actiengesellschaft nicht so leicht Bahnen. Ueber den Staatsbetrieb in diesen beiden Königreichen hört man aber nur Gutes. In Rußland ist neuerdings der Gedanke aufgetaucht und findet in der Presse warme Vertretung, einem staatlichen Erwerbe der Bahnen den Vorzug zu geben vor den ewigen Zahlungen garantirter Zinszuschüsse. In Ungarn ist in den Jahren 1879 und 1880 ein beträchtliches Stück des Privatbahnnetzes, die Waagthal- und die Theißbahn in Staatsbesitz übergegangen. Ungarn bedurfte einer selbständigen nationalen Tarifpolitik für die Beförderung seiner landwirthschaftlichen Massenproduction. Eine solche war mit den Privatbahnen nicht durchzuführen; man erwarb sie also für den Staat, ohne großen Schwierigkeiten zu begegnen. Schwieriger gestaltet sich die Sache in Oesterreich. Ein unter außerordentlichen Anstrengungen zu Stande gekommenes Gesetz vom 14. December 1877 ermächtigt die österreichische Regierung, den Betrieb garantirter Bahnen, welche für die letzten fünf Jahre mehr als die Hälfte des garantirten Reinertrags jährlich in Anspruch genommen haben, selbst zu führen. Zwei Jahre lang verstanden es die mächtigen Privatbahnen, die Ausführung dieses Gesetzes zu hintertreiben. Am 1. Januar 1880 machte die Regierung von dem ihr verliehenen Rechte den ersten Gebrauch, sie übernahm den Betrieb der 799 km langen Kronprinz-Rudolf-Bahn. Dieser Betriebsübernahme folgten alsbald Verhandlungen mit der Kaiserin-Elisabeth-Bahn über den Ankauf ihres ganzen, 941 km langen Netzes. Man hoffte nach dem Erwerbe dieser Bahn in ihr im Verein mit der Kronprinz-Rudolf-Bahn, und den kleinen schon jetzt dem Staate gehörigen Bahnen Tarvis-Pontafel, Braunau-Strachwalchen, Niederösterreichische und Vorarlberger Bahn, sowie endlich der im Bau begriffenen Arlbergbahn ein großes leistungsfähiges Staatsbahnnetz zu erhalten. Die Verhandlungen der Regierung mit den Gesellschaftsvorständen nahmen einen zwar langsamen, aber günstigen Verlauf; ein Vertrag über den Erwerb der Bahn wurde am 24. December 1880 abgeschlossen und am 31. Januar 1881 von der Generalversammlung genehmigt. Dieser Vertrag — das verdient besondere Hervorhebung — ist genau nach den zwischen der preußischen Regierung und den großen Privatbahnen abgeschlossenen Verträgen gearbeitet. Man hat sich also selbst in der Form nach uns gerichtet. — Das Abgeordnetenhaus hat denselben im April v. J. genehmigt, das Herrenhaus wird erst in der nächsten Zeit in die Berathung treten, welche bis zum Schluß dieses Jahres zu Ende geführt sein muß. — Inzwischen sollen auch mit der Kaiser-Franz-Josephbahn und der Mährisch-Schlesischen Centralbahn Verhandlungen über ihren Ankauf eingeleitet sein. Mit der Inangriffnahme des Baues der Arlbergbahn auf Staatskosten hat aber die österreichische Regierung bewiesen, daß der Staat besser als Privatgesellschaften versteht, die Wege einer kühnen, selbst- und zielbewußten Eisenbahnpolitik einzuschlagen! In der Schweiz, in Italien, Belgien, Holland sind wichtigere Ereignisse auf eisenbahnpolitischem Gebiete aus den letzten zwei Jahren nicht zu verzeichnen. In Belgien ist zur Zeit ein energischer Vertreter der Staatseisenbahnpolitik Inhaber des Portefeuilles der öffentlichen Arbeiten. Herr Sainctelette läßt keine Gelegenheit unbenutzt,

die Vorzüge des Staatsbahn- vor dem Privatbahnsystem in das gehörige Licht zu stellen; er bemüht sich, durch eine musterhafte Verwaltung der umfangreichen belgischen Staatsbahnen auch praktisch für seine Anschauungen Propaganda zu machen. Das italienische Netz hat unter der langjährigen staatlichen Zerrissenheit außerordentlich gelitten. Durch ein Gesetz vom 29. Juli 1879 ist der rationelle Ausbau der italienischen Bahnen sichergestellt. Ueber das beste Betriebssystem hat man durch eine sehr ausgedehnte parlamentarische Enquête Material zu schaffen gesucht. Der Bericht der Enquêtecommission, sieben starke Quartbände, ist erst vor Kurzem veröffentlicht; er wird demnächst das Parlament beschäftigen.

Eine eigenthümlich überraschende Wendung hat in den letzten beiden Jahren die Eisenbahnfrage in Frankreich genommen. Das Land wurde seit über 20 Jahren beherrscht, der Verkehr seufzt geradezu unter dem Druck von sechs mächtigen Privatbahnen. Unter dem Kaiserreich hatte sich die Stellung dieser Bahnen außerordentlich gehoben. Die Regierung hatte das lebhafteste Interesse daran gehabt, sich diese mächtigen, reichen Gesellschaften mit ihrer stattlichen Clientel in allen Bevölkerungskreisen geneigt zu erhalten, und ihnen Vergünstigungen über Vergünstigungen ohne allen Entgelt gewährt, die ihr zustehenden Aufsichtsrechte aber in laxester Weise gehandhabt. Das Eisenbahnnetz Frankreichs ist überdies so angelegt, daß jede der Bahnen ein besonderes Gebiet ausschließlich beherrscht, eine Concurrenz derselben unter einander so gut wie unmöglich ist. Der Verkehr des Landes war also der Willkür der Bahnen vollständig preisgegeben, und eine so vortheilhafte Stellung wurde natürlich weidlich ausgenutzt. Die junge Republik hatte in den ersten Jahren ihres Bestehens wenig Neigung, sich auch noch die Bahnen durch ein energisches Auftreten zu verfeinden. Als jedoch die Orléansbahn und die Nordbahn ziemlich gleichzeitig mit einem von langer Hand vorbereiteten und schlau angelegten Plan hervortraten, ihre Machtstellung durch Einverleibung einer Anzahl kleiner, unbequem gewordener Concurrenzbahnen einzelner Strecken noch zu erhöhen, erhob sich im Jahre 1877 ein Sturm der Entrüstung in dem Lande und in der Kammer über die Privatbahn-Mißwirthschaft. Alles rief nach Staatsbahnen, nach gründlicher Reform der Eisenbahnzustände, und das damalige Ministerium, welches noch mit den Bahnen zusammen gegangen war, wagte es nicht, die zu Gunsten der Orléansbahn eingebrachten Gesetzentwürfe aufrecht zu erhalten, sie wurden zurückgezogen. Der bald nach diesen stürmischen Vorgängen in das Eisenbahnministerium eintretende Minister Freycinet ging aus der Defensive zur Offensive über. Er entwickelte ein großartiges Eisenbahnbau-Programm, in welchem er den Staat von den Privatbahnen emancipirte, und statt die Macht der Orléansbahn zu verstärken, schuf er derselben in dem „Staatsbahnnetz" einen zwar nicht ebenbürtigen, aber doch äußerst unbequemen Concurrenten. Damit war den Anmaßungen der Privatbahnen einstweilen ein Riegel vorgeschoben, es war ihnen gezeigt, daß sie noch nicht allmächtig waren. Indessen war man doch in einem äußerst unbehaglichen Provisorium stecken geblieben. Das Staatsbahnnetz liegt derartig eingekeilt zwischen den Privatbahnen, ist so zerstückelt und so wenig in sich abgeschlossen, daß mit demselben eine große Action nicht möglich ist. Der

Bau der neuen Bahnen schreitet von Jahr zu Jahr fort, und bei jeder auf Kosten des Staats gebauten Strecke tritt neu die Schwierigkeit hervor, wer dieselbe betreiben soll? Dazu kommt, daß Freycinet sein Portefeuille schon im Jahre 1879 an Varroy, dieser wiederum nach Jahresfrist das seinige an Sadi Carnot abgeben mußte. Wenngleich auch die beiden letzteren Minister noch nicht aus der von ihrem Vorgänger geschaffenen Stellung gewichen sind, so ermangelt ihre Eisenbahnpolitik doch der so nothwendigen Initiative. Sie haben wenig oder nichts gethan, um die erkämpfte Position des Staats zu verstärken. Selbst das wiederholte Drängen der den Privatbahnen nach wie vor feindlichen Mehrheit des Abgeordnetenhauses, der beinahe einstimmige Beschluß der Eisenbahncommission, die Eisenbahnfrage durch Ankauf der ganzen Orléansbahn für den Staat in ein gesichertes Fahrwasser zu bringen, haben wenig ausgerichtet. Man hat sich dabei beruhigt, an die Gesetze über die Eisenbahnaufsicht die bessernde Hand anzulegen, auf eine ordentliche Ausführung der bestehenden Gesetze hinzuwirken, und durch Einführung von allerhand Verbesserungen beim Betrieb des Staatsbahnnetzes dem Staatsbahnbetrieb Freunde zu gewinnen und die Privatbahnen moralisch zu veranlassen, diesem guten Beispiele zu folgen. Sadi Carnot hat wiederholt um Zeit zum Studium der Eisenbahnen, zur Entwickelung eines Programms gebeten, die Kammer hat ihm dieselbe bis Mitte 1882 bewilligt.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß eine solche Zauderpolitik den Muth, ja den Uebermuth der Privatbahnen neu belebte. Sie fingen ihrerseits an, die Regierung in der Presse, in Broschüren, durch Vermittelung einzelner Handelskammern und einzelner Generalräthe anzugreifen; sie glaubten die Zeit nicht fern, zu welcher ihr alter Einfluß wieder in vollem Umfang hergestellt sein werde. Dem Treiben gegenüber hat sich einmal schon im Herbste 1880 Gambetta selbst in's Zeug gelegt. Er gilt als der eigentliche Träger des Staatsbahngedankens in Frankreich. Er fühlt vielleicht am tiefsten die politische Macht solcher Corporationen im und gegen den Staat, und — ob mit Recht oder Unrecht — ihm vor Allen wird die Absicht zugeschrieben, alsbald mit dem Erwerb des ganzen französischen Eisenbahnnetzes für den Staat vorzugehen. Auf solche Pläne deuteten eine Anzahl markiger Artikel, welche im October 1880 in der „République française“ auf's Neue das gemeinschädliche Treiben der Privatbahnen an's Tageslicht zogen und die Vorzüge des Staatsbahnbetriebs hervorhoben. Diesen Trompetenstößen folgte bis jetzt kein Kampf. Der Gedanke liegt nahe, daß Gambetta, so lange er nicht an der Regierung betheiligt war, keine Lust hatte, durch zu starke Betonung der Eisenbahnfrage auch die Bahnen mit neuer Erbitterung gegen seine Person zu erfüllen. In dem Programm, welches Gambetta nach seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten kundgegeben hat, wird der Eisenbahnfrage noch nicht mit offenen Worten gedacht. Die Ernennung Raynal's zum Eisenbahnminister, und vor Allem des begeisterten Anhängers des Staatsbahnprincips, Allain-Targé zum Finanzminister (an Stelle des mit den Privatbahnen befreundeten Léon Say) werden aber allgemein dahin aufgefaßt, daß nunmehr auch die Verstaatlichung der französischen Privatbahnen auf der Tagesordnung erscheinen wird. Schon hat der Abg. Papon am 15. November einen Gesetzentwurf eingebracht, welcher den Ankauf sämmtlicher Bahnen

(23,000 km) für einen Preis von rund 10 Milliarden Francs verlangt. Wir dürfen also im Jahre 1882 neuen Eisenbahndebatten in Paris entgegensehen.

In Großbritannien haben Handel und Verkehr wieder einmal stark unter der Tarifmißwirthschaft der Privatbahnen gelitten und ihren Schmerzen durch das Organ einer der beliebten Enquête-Commissionen, die im vergangenen Sommer tagte, Luft gemacht. Die Beschwerden waren so zahlreich und mannigfaltig, daß die Parlamentscommission bis zum Schlusse des Parlaments mit ihrer Arbeit nicht fertig werden konnte, und unter ihren Bericht einstweilen ein „Fortsetzung folgt" geschrieben hat. Im Königreich Großbritannien selbst ist die Herrschaft der Privatbahnen eine unbeschränkte. Nicht so in den Colonien. In dem Kaiserreich Indien finden wir zahlreiche, gut bewirthschaftete Staatsbahnen, besonders aber die australischen Colonien New-South-Wales und Victoria haben vortreffliche Erfolge einer ausgezeichneten Staatsbahnverwaltung aufzuweisen. In den beiden letzten Ländern mußte sich die vielgerühmte Privatinitiative außer Stand erklären, den Eisenbahnbau zu fördern. Nach Jahre langem Hangen und Bangen rief sie den Staat zu Hilfe, und dieser hat alsbald ein beträchtliches Netz von Bahnen gebaut, damit der Erschließung des Landes für die Cultur unschätzbare Dienste geleistet, nebenbei aber ein vortreffliches Geschäft gemacht. Trotz mäßiger Personen- und Gütertarife wirthschaftet derselbe aus den Eisenbahnen höhere Erträge heraus, als die zur Verzinsung des Anlagecapitals erforderlichen Summen.

Ein besonders lehrreiches Bild bieten die Zustände der Vereinigten Staaten Amerika's. Dort vollzieht sich mit reißender Schnelligkeit der Proceß der Consolidation des gewaltigen, heute gegen 160,000 Kilometer langen Eisenbahnnetzes, die Consolidation aber nicht in der Hand des Staates, auch nicht in der Hand einzelner Actiengesellschaften, sondern in der Hand einiger weniger reichbegüterter Männer. In keinem civilisirten Lande hat man eher eingesehen als in Amerika, daß die Concurrenz nicht berufen ist, im Eisenbahnverkehr auf die Dauer eine Rolle zu spielen. Angewandt hat man auch dieses Mittel; und zwar in einem Maße angewandt, wie sonst nirgends. Die Concurrenzen arteten zu förmlichen Kriegen bis auf's Messer aus; nicht eher hatte eine Eisenbahn Ruhe, als bis die Gegnerin todt am Boden lag. Aber weder das Publicum hatte — trotz der zeitweise unglaublich niedrigen Beförderungssätze — rechte Freude an diesem Treiben, noch konnten die Eisenbahnen ein derartiges selbstmörderisches Vorgehen lange aushalten. Sie verständigten sich also, kleine Bahnen vereinigten sich zu großen, die großen Bahnen bildeten Verbände, sog. pools, innerhalb welcher über die Vertheilung der Fracht Vereinbarungen getroffen wurden. Solche Vereinbarungen wurden dadurch erleichtert, daß die Gesellschaften vollständig und unumschränkt beherrscht sind von dem einzelnen Vorsitzenden der Verwaltungsorgane, welcher über die Mehrheit der Stimmen in den Generalversammlungen verfügt. Was ist natürlicher, als daß eine derartige unumschränkte und unverantwortliche Alleinherrschaft dem gesammten Verkehrsleben oft im höchsten Grade schädlich wurde? An Grundsätze bei der Verwaltung band man sich nicht, die Tarifaufstellung war eine gänzlich willkürliche, nirgends steht das System der Begünstigung einzelner

Personen, das gesammte Refactienwesen in so üppiger Blüthe, als in den Vereinigten Staaten. Die Eisenbahnkönige haben von jeher wenig Neigung gezeigt, mit einem Wirthschaftssystem zu brechen, daß ihnen selbst und ihren zahlreichen Anhängern so außerordentlich vortheilhaft war. Der leidende Theil hat daher auch hier Staatshilfe, wenn auch zunächst nur durch Erlaß wirksamer Gesetze gegen die Mißbräuche in der Verwaltung und dem Tarifwesen der Bahnen, angerufen. Vereinzelte Stimmen, welche selbst in Amerika den Erwerb der Bahnen für den Staat, sei es die Einzelstaaten, sei es den Bundesstaat, forderten, fanden keine Beachtung, die politischen Hindernisse, welche einem solchen Schritte entgegenstehen, scheinen nahezu unüberwindlich zu sein. Aber auch das Verlangen wirksamer Eisenbahngesetze fand selbst bei den Gegnern des Eisenbahnkönigthums häufig keinen Widerhall. Die bedeutendsten Mitglieder der Eisenbahnreformpartei glaubten, daß es gelingen müsse, die unleugbaren Mißstände durch eine freiwillige, großartige, unter dem steten wachsamen Auge der öffentlichen Meinung sich bildende Organisation, eine Art Schiedsgericht in Eisenbahnsachen, zu beseitigen; alle sich erhebenden Streitigkeiten sollten vor dieses Schiedsgericht gebracht, von demselben endgiltig entschieden und die Entscheidung von allen Betheiligten auch gehörig respectirt werden. Mit einem solchen „Eisenbahnverwaltungsgericht" hoffte man besser zum Ziele zu kommen, als mit einem Eisenbahngesetze, zumal sich eine derartige Einrichtung auf einem kleineren Gebiet im Südosten der Vereinigten Staaten recht gut zu bewähren schien. Es wurde also ein Schiedsgericht, ein „Joint Executive Committee" für die großen sog. Trunk-Lines und eine ganze Anzahl kleinerer Bahnen, welche den Verkehr zwischen dem Westen und dem Osten der Staaten beherrschen, eingesetzt und die tüchtigsten Männer an seine Spitze gestellt. Der Versuch ist heute als nahezu gescheitert zu betrachten. Zwei Jahre lang ging Alles gut. Seit einigen Monaten haben sich aber die Zustände schlimmer gestaltet, als je zuvor. Aeußerlich gibt man sich den Anschein, als beachte man das Schiedsgericht, als folge man seinen Anordnungen, handle man in Gemäßheit der geschlossenen Verträge. In der That aber befehden sich die einzelnen Bahnen wiederum heftiger und erbitterter als in früheren Perioden. Gleichzeitig im Personen- und im Güterverkehr sind die Frachten auf ein Niveau herabgesunken, bei welchem schon längst jeder Verdienst der Eisenbahn aufhört; dabei herrscht eine unglaubliche Verwirrung und im Publicum hat eine sich immer steigernde Mißstimmung Platz gegriffen. Förmliche Vereine zur Bekämpfung der Eisenbahnmißwirthschaft haben sich gebildet und breiten sich über das ganze Land aus, und, was das Bezeichnendste ist, die eigentlichen Gründer und Leiter der Joint Executive Committee haben den Glauben an ihre eigene Schöpfung verloren und die größte Lust, die Flinte in's Korn zu werfen. Einstweilen bemühen sie sich, durch offene Darlegung der Mißstände, durch den Vorschlag von allerhand Linderungsmittelchen wenigstens einige Besserung herbeizuführen, dagegen sind sie heute in der That mehr geneigt, ihrerseits zur Gesetzgebung ihre Zuflucht zu nehmen. Ob eine Eisenbahngesetzgebung in Amerika den gewünschten Erfolg haben wird, den sie in Frankreich überhaupt nicht, in England nur in sehr bescheidenem Maße gehabt hat, will ich nicht weiter untersuchen. Jedenfalls werden die Vorzüge der Consolidation

des Eisenbahnnetzes vor der Concurrenz, welche in Preußen-Deutschland einer der bestimmenden Gründe der Staatsbahnpolitik gewesen sind, auch in Amerika in vollstem Umfange gewürdigt. Die Vereinigung eines so colossalen Besitzes, wie einige Tausend Kilometer Bahnen, in der Hand von Privaten birgt aber Gefahren für das Gemeinwesen in sich, welche über kurz oder lang zu einer Katastrophe führen müssen. Denkt man sich gar die Stellung eines Besitzers von 160,000 Kilometer ein ganzes Land durchziehender Eisenbahnen, eines Mannes von so unsäglichem Reichthum, von so unermeßlichem Einfluß — und der Name dieses Mannes wird schon genannt! — gegenüber der Stellung eines auf vier Jahre gewählten, alle vier Jahre neu zu wählenden Präsidenten, so kann nicht zweifelhaft sein, wer von beiden dem andern überlegen ist. Während bei uns der Staat die Eisenbahnen kauft, werden vielleicht in den Vereinigten Staaten einmal die Eisenbahnen den Staat kaufen, und auf diesem Umwege wird dann das Staatsbahnsystem zur Geltung gelangen!

Diesen Fortschritten des Staatsbahngedankens in allen Culturländern steht kein einziger Rückschritt gegenüber. Eine Umkehr vom Staatsbahn- zum Privatbahnsystem ist, soviel mir bekannt, überhaupt nur ein einziges Mal, Ende der fünfziger Jahre, in Oesterreich und zwar im Drange der Finanznoth vorgekommen. Heute wandelt man, wie wir gesehen haben, auch dort wieder auf anderen Wegen. Sollten diese Wege da in der That, wie immer noch hier und da behauptet wird, Irrwege sein? Die großen natürlichen Verkehrsstraßen Meere und Flüsse, die Canäle, die Landstraßen sind, auch soweit sie es bisher nicht waren, jetzt fast überall Gegenstände des allgemeinen Gebrauchs. Die Post ist vom Privatbesitz im Laufe der Geschichte in Staatsbesitz übergegangen, und Niemand denkt daran, sie dem Staat streitig zu machen. Denselben Entwickelungsgang finden wir bei der Telegraphie. Noch vor zehn Jahren erwarb der englische Staat zum großen Segen des Verkehrs die Privattelegraphie für sich; in Nordamerika haben wiederum erst in diesem Jahre Privatgesellschaften den gesammten Telegraphenbetrieb in ihren Händen so gut wie monopolisirt. Den Schienenstraßen, dem jüngsten, gleichzeitig aber revolutionärsten aller Verkehrsmittel, ist dieselbe Zukunft beschieden. Je eher das Ziel einer „Verstaatlichung" aller Eisenbahnen eines Landes erreicht ist, desto besser für seine Bewohner.

Im December 1881. * * *

Aus dem esthnischen Volksleben.

Unter den Handlungen, welche die Regierung der Kaiser Alexander I. wie Alexander II. für alle Zeiten zu einer denkwürdigen machen, ist die Aufhebung der Leibeigenschaft ohne Zweifel die größte und folgenreichste. Jahrhunderte hindurch hatte der weitaus größte Theil des Volkes unter dem Drucke der Knechtschaft geschmachtet, seine Kraft war zerdrückt, sein Rechtsbewußtsein mit Füßen getreten und alle zarteren und edleren Gefühle und Empfindungen niedergehalten worden. Auf keinem Volksstamme des weiten russischen Reiches aber hatte dieser Zustand schwerer gelastet und von keinem war er bitterer empfunden worden, als von dem esthnischen.

Nicht als ob die Leibeigenschaft an sich dort eine härtere gewesen wäre, als anderswo, sondern vielmehr deshalb, weil es Fremde waren, die über das Volk herrschten, Herren von anderem Stamme und Herkommen und von anderer Sprache, mit denen ihm nichts gemeinsam war, als der mit der Gewalt des Schwertes ihm aufgedrungene christliche Glaube. Während in anderen Ländern Eroberer und Eroberte im Laufe des Jahrhunderts sich zu Einem Volke verbanden und unlöslich ineinander verschmolzen, hat hier die Zeit nichts in dem starren Gegensatze gemildert, von der einen Seite herrscht tiefste Verachtung, von der anderen bitterster Haß und Mißtrauen.

Was jedoch dem Einflusse des Christenthums bisher nicht gelungen ist, das wird ohne Zweifel dem Einflusse der Freiheit allmälig gelingen, nämlich für das esthnische Volk eine Umgestaltung der socialen Zustände herbeizuführen.

Freilich wird noch lange Zeit darüber hingehen, ehe das Volk bis in seine untersten Schichten hinein auch nur fähig sein wird, an den Segnungen der Freiheit (die alte esthnische Sprache hat nicht einmal eine Bezeichnung für diese Himmelsgabe) theilzunehmen und sich auf eine höhere Stufe der geistigen und materiellen Existenz zu erheben.

I.

Die Esthen gehören zu der großen finnischen Völkerfamilie, jenen reichbegabten, muthigen und tapferen Stämmen, welche im frühesten Alterthum mit unwiderstehlicher Macht aus ihren Stammsitzen im Innern Asiens nach Westen vordrangen und sich nach manchen harten Kämpfen an den Ufern der Ostsee

niederließen. Ihr heutiger Wohnsitz ist auf die Provinz Esthland und die nördliche Hälfte von Livland beschränkt.

Der Name Esthen, Aestii, d. h. die im Osten Wohnenden, war schon in den ersten Zeiten des römischen Kaiserreiches bekannt. Nachdem im 13. Jahrhundert der deutsche Orden das Land erobert und sich dessen Bewohner unterworfen hatte, wurde letzterem gleichzeitig mit dem Christenthum auch die Knechtschaft gebracht; aus den heidnischen Helden wurden christliche Sclaven. Nichts ließ man dem Volke als die Arbeit, des Leibes Nothdurft und seine Sprache.

Wenn in der Gegenwart es nicht nur Einzelnen, sondern auch ganzen Familien gelungen ist, sich zu Wohlstand und Bildung empor zu arbeiten (es gibt Bauern, denen ihr Grundbesitz Sitz und Stimme auf dem Landtage gewährt), so ist doch im Ganzen das äußere Leben des esthnischen Volkes heut zu Tage kein wesentlich anderes geworden, als es auch zu Zeiten der Leibeigenschaft war; vielfach hat die Aufhebung der letzteren zunächst noch eine Verschlechterung herbeigeführt, indem es jetzt jedem Bauern frei steht, seine Aecker verkommen und sein Hauswesen verfallen zu lassen, ja all sein Hab' und Gut zu vertrinken und zu verspielen, Thatsachen, die leider nur zu häufig eintreten. Immerhin aber ist die materielle Existenz des Volkes noch eine unvergleichlich bessere zu nennen, wie die des Landvolkes in Oberitalien oder in Irland.

Die Wohnung des Esthen ist eine niedrige Hütte aus runden Fichtenstämmen, deren Ritzen mit Lehm und Moos dicht verstopft sind. Das Dach ist mit Stroh gedeckt und in einzelnen Gegenden mit geschnitzten hervorragenden Balken verziert. Den Hauptraum der Hütte bildet die „Rauchstube“, ein dunkler Raum ohne jegliches Fenster. In der Mitte steht der große steinerne Ofen, dessen Rauch in Ermangelung von Kaminen, die man für feuergefährlich hält und die erst seit etwa zehn Jahren hier und da bei aufgeklärten Bauern in Anwendung kommen, durch die stets halbgeöffnete Hausthüre hinauszieht. Immerhin bleibt jedoch in dem halb glühend heißen, halb kalten Raume genug Rauch, um denselben im Verein mit dem Schmutz, der von einer esthnischen Haushaltung unzertrennlich ist, für den Deutschen zu einem geradezu unerträglichen Aufenthaltsort zu machen. Der Esthe aber denkt „überall ist es gut, doch zu Hause am besten“, und fühlt sich wohl in dem dunkeln, dumpfen, rauchigen Gemach. Neben der Rauchstube liegt in den größern Häusern noch eine kleine „Wohnstube“, die ein oder zwei sehr kleine Fensterchen hat; hier sitzen während des Winters die Frauen und spinnen, haben aber die Tage ihre kürzeste Dauer erreicht, so wird dort der Webstuhl aufgeschlagen, ein Fest für Alt und Jung, da das Weben eine Lieblingsbeschäftigung des Landvolkes ist. Ein eigentliches Bett besitzen nur Hausherr und Hausfrau, das im Winkel der Wohnstube steht, während das Gesinde und die Kinder auf Streu und Lumpen rings um den Ofen der Rauchstube sein Lager aufschlägt. Ueberhaupt ist die letztere mehr als die sogenannte Wohnstube der Sammelplatz für die gesammte Haushaltung während des Winters; die Kinder, nur mit einem Hemd bekleidet, hocken dort mit Hühnern und Schweinen in dem warmen Theile der Rauchstube, nicht selten laufen sie aber auch in dieser leichten Bekleidung vor die Hütte, um sich in dem fußhohen Schnee zu balgen. Ein Arzt versicherte, daß diese Einrichtung der esthnischen

Wohnungen die Hauptursache der großen Sterblichkeit unter den Bauernkindern sei, von denen über zehn Procent das achte Jahr nicht überlebt. Wer dasselbe überschreitet, pflegt dagegen eine so starke Constitution zu haben, daß ihm der jähe Wechsel zwischen Hitze und Kälte, sowie das Einathmen der rauchigen Atmosphäre nichts mehr anzuhaben vermag. Sobald es Sommer wird, verläßt die ganze Familie die Hütte und die Haushaltung wird im Freien geführt; man schläft sogar während der kurzen, warmen Nächte meistens vor der Thüre.

Außer Wohn- und Rauchstube besitzt jedes Haus noch eine „Riege", d. h. Scheune, und einen oder mehrere Viehställe. Etwa 20 bis 30 solcher Gehöfte bilden ein Dorf, welches gemeinsam einen „Krug" (Wirthshaus), eine Badestube und eine Schaukel zur Belustigung der Dorfjugend besitzt.

Vor mehreren Jahren machte eine philantropische Gutsherrin den Versuch, bessere Wohnungen für die Bauern einzuführen, indem sie auf ihrem Gut ein kleines Dorf erbaute, wie man sie in der Schweiz findet. Die Häuser mit ihren blanken Fenstern, ihren geschnitzten Balken und ihren ringsumlaufenden Gallerien, kurz, Alles sah äußerst nett, sauber und einladend aus. Die Bauern wurden hineinverpflanzt und die Gutsherrin trug sich mit dem angenehmen Bewußtsein, denselben eine unbeschreibliche Wohlthat erwiesen zu haben. Allein bald wurde sie unsanft aus ihren Illusionen geweckt; es kamen Klagen über Klagen. Die Bauern fühlten sich in der ungewohnten Umgebung, die sie noch dazu mit Sorgfalt und Reinlichkeit (zwei unerhörte Anforderungen) im Stande halten sollten, höchst unglücklich; sie sehnten sich nach ihrer guten alten Rauchstube mit dem behaglichen Schmutz und der dicken Luft zurück, und es dauerte nicht lange, so stand das unglückliche „Schweizerdorf" aufgegeben und verlassen, und die Erbauerin, welche den Schaden des verunglückten Experimentes trug, brauchte für den Spott nicht zu sorgen.

Die Nahrung der Esthen besteht durchweg in Kartoffeln, gesalzenen Fischen (Strömlingen) und Roggenbrod, außerdem kennen sie nur noch Gerstengrütze, Kohl, Erbsen und Linsen. Fleisch nur an Festtagen und dann nur gesalzenes Schweinefleisch. Auch das Gesinde in den Herrenhäusern erhält keine andere Kost.

Als Getränk lieben sie neben dem aus Malz und Hafer bereiteten Bier, „Kaillja", hauptsächlich den Branntwein, der leider in ihrem Leben eine sehr große Rolle spielt. Schon den kleinsten Kindern geben sie davon zu trinken. Kein Familienfest ist denkbar, ohne reichlichen Branntweingenuß. Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse, ja sogar die Abendmahlstage endigen stets mit allgemeiner Berauschung. Ganz besonders wird der Branntwein bei Krankheiten als Arzneimittel geschätzt, wenn „Gottes Wort darüber gegangen", d. h. wenn man ihn mit zur Kirche genommen und der Krug die Predigt mitangehört hat.

Die Kleidung des esthnischen Landvolkes ist eine überaus verschiedenartige, je nach der Gegend und einzelnen Districten tragen die Männer einen groben, langen wollenen Rock, der bis an die Knie reicht und in der Mitte von einem ledernen Gürtel umschlossen ist. Anderswo, z. B. in dem Pernau-Fellin'schen Kreise, wie in der Provinz Esthland, tragen sie dagegen eng anschließende, kurze blaue Jacken mit drei Finger breiten Schößen, vorn mit zwei Reihen Messingknöpfen besetzt. Die Beinkleider sind durchgehend schwarz oder blau und stecken

von den Knieen an in schwarzen Strümpfen. Als Fußbekleidung dienen an Werktagen eine Art Sandalen aus ungegerbter Thierhaut, „pastlad“, oder aus Bast, „wiisood“, die mit einer Schnur um das Schienbein befestigt sind. Zur vollständigen Bekleidung des Mannes gehört ferner ein mantelartiger Schafspelz und eine Pelzmütze mit großen Klappen, die, herabgelassen, die Ohren bedecken, für gewöhnlich aber aufgebunden sind. Die Frauen tragen weite, bis auf die Waden reichende Röcke aus grellfarbigen, gestreiften Wollstoffen, die sie selbst verfertigen. Ihre Strümpfe sind meist weiß mit blauem und rothem Zwickel an beiden Seiten, in der Art wie die Strümpfe der hessischen Bauernweiber, mit deren Tracht die der Esthinnen im Fellin'schen Kreise überhaupt manche Aehnlichkeit hat. Das in dem weiten Ausschnitt der Jacke sichtbare Hemd ist auf der Brust mit einer breiten silbernen Schnalle geschlossen. Sehr mannigfaltig ist die Kopfbedeckung; in der einen Gegend ist es ein Tuch von greller Farbe, unter dem die Haare, in zwei Zöpfe geflochten, lang auf den Rücken hinabhängen, in der andern eine steife, schmucklose Mütze mit Seide oder auch mit Leinwand überzogen, unter der das Haar versteckt wird; im Tarwast'schen (einem Kirchspiel bei Fellin) tragen die Weiber einen mit rothem Stoff überzogenen, zwei Finger breiten Pappring unter dem Kopftuch, der über der Stirn sichtbar ist. Schuhwerk und Mantel ist wie bei den Männern, nur trägt letzterer bei den Frauen eine Verzierung aus blauen und rothen Schnüren und Quasten. Bei der Arbeit im Sommer tragen Männer und Weiber gewöhnlich nur ein Hemd, bei letzteren ist dasselbe um die Hüften durch einen 2—3 Meter langen gewirkten Gurt geschlossen.

Ein Berichterstatter aus dem vorigen Jahrhundert erzählt, daß die Frauen im Sommer sogar in der Kirche ungenirt ihren Rock auszögen und in obiger Arbeitskleidung dasäßen; freilich war dies auch dieselbe Zeit, da sie sich noch Angesichts der versammelten Gemeinde bisweilen mit Ohrfeigen um die Kirchenplätze stritten, während der Prediger mit einer Peitsche oder einem Knüttel bewaffnet die Kanzel bestieg.

Leider kommt die alte und höchst malerische Nationaltracht der Esthen immer mehr ab und schon beginnen gedruckte Baumwollenstoffe, welche die Händler um einen billigen Preis in's Land bringen, die solide Wollenkleidung, die das Landvolk sich selbst spinnt und webt, zu verdrängen. Nur auf den Inseln, namentlich auf Dagö, hat sich die Nationaltracht bis zum heutigen Tage unverkürzt erhalten; das Charakteristischste daran sind die vielen Messingketten um Hals und Gürtel, an denen Scheere, Messer, Löffel &c. befestigt ist, sowie die reich gestickten, oder aus bunter Wolle und Zwirn gewebten Borten und Gurten, welche den Saum der Kleidungsstücke einfassen und die Hüften umschließen. Seitdem man dem verstorbenen Kaiser einmal einen Teppich aus solchen Bauerngurten geschenkt, der das Allerhöchste Wohlgefallen fand, sind dieselben sehr in Mode gekommen und es werden allerlei Arbeiten als Zierrath für reiche russische und deutsche Häuser daraus angefertigt.

Selten findet man unter dem esthnischen Landvolke eine schöne, stattliche Erscheinung; die meisten Bauern erreichen kaum eine Mittelgröße, sind aber von stämmigem, breitschultrigem Bau. Nach dem dreißigsten Lebensjahr altern ihre

Gesichtszüge in wahrhaft erschreckender Weise, indem tiefe Furchen sich in Stirn und Wangen eingraben, die mit den Jahren stets zunehmen. Bei keiner anderen Nationalität sieht man so faltige Gesichter, wie unter dem esthnischen Landvolke. Die Haarfarbe variirt zwischen weißblond und lichtbraun; wo sich brünette Esthen finden, läßt sich diese Haarfarbe auf Zigeunerblut zurückführen.

Feststehende Familiennamen sind in Esthland erst seit Ende des vorigen Jahrhunderts allgemein gebräuchlich. Meistens nannte der Bauer sich nach dem Dorfe, auf dem er wohnte und nach seines Vaters Vornamen, ebenso führten die Knechte den Namen des Bauern, bei dem sie dienten, und wechselten daher mit dem jedesmaligen Herrn auch ihren Namen. Die Taufnamen sind sämmtlich solche, die von den Deutschen in's Land gebracht wurden, aber in esthnischer Form. Z. B. Agnes Neto, Elisabeth Ello, Barbara Warbo, Dorothea Tio, Christine Kersti, Gertrud Kert, Maria Mai oder Marri, Sibylle Pil, Anton Tönnis, Daniel Tanni, Johann Jaan, Heinrich Hinno, Bartholomäus Pärtel, Peter Peet, Georg Jürri.

Was den Charakter der Esthen betrifft, so behauptet einer der gründlichsten Kenner des Landes, Hupel, in seinen „Topographischen Nachrichten 1770", er getraue sich kaum, denselben zu beschreiben, indem man beinahe sagen könne, das Volk habe überhaupt keinen Charakter mehr. So viel steht fest, daß die guten Eigenschaften desselben unter dem Druck einer sechshundertjährigen Knechtschaft verkümmert und fast erstickt sind, während die schlechten reichlich gewuchert und üppige Blüthen getrieben haben.

Ein allgemeiner Grundzug in dem esthnischen Charakter ist der Haß gegen die Deutschen und derselbe war wenigstens in früheren Zeiten leider nur zu gegründet. Waren es doch Deutsche, die ihm sein Land, seine Freiheit, seine Namen und seinen Glauben, kurz Alles entrissen hatten, was dem Menschen theuer ist; Deutsche, welche ausschließlich alle Edelsitze des Landes einnahmen und welche auch heute noch mit unverhohlener Verachtung auf das esthnische Volk hinabblicken. Wenn auch jene Zeiten, in denen ein Hochmeister des Deutschen Ordens (Sigismund von Feuchtwangen) den charakteristischen Ausspruch that: „Kein Mahl schmecke ihm, wenn er nicht vorher einige Esthen habe hängen lassen", längst vorüber sind und dagegen die Mißhandlung der Bauern für eine That gilt, die mit der wahren Ehre eines Edelmannes unvereinbar sei, so darf man sich doch das Verhältniß zwischen Adel und Bauern nicht im Entferntesten so denken wie in Deutschland; es herrscht weder die patriarchalische Ordnung und Ehrerbietung wie z. B. in Pommern, Brandenburg und Westphalen, noch das stolze Gefühl der Gleichberechtigung und des freien Gehorsams wie unter dem rheinischen Landvolke. Der esthnische Bauer sieht in seinem Gutsherrn, auch in dem mildesten und gerechtesten, stets den Fremden, dem er zwar gehorcht aus Noth, Armuth und langgewohnter Furcht, allein den er haßt und verwünscht, dem er alles Böse gönnen würde. „Sie möchten uns am liebsten den Hals umdrehen, wenn sie nur könnten", äußerte eine Gutsherrin seufzend, nachdem sie ernstliche aber gänzlich erfolglose Anstrengungen gemacht, um das Verhältniß zwischen sich und ihren Bauern durch unermüdliche Wohlthaten und durch Bildungsversuche zu einem besseren zu gestalten. Wohlthaten

der Gutsherrschaft werden im besten Falle ohne Dank (die esthnische Sprache besitzt auch für Dankbarkeit kein Wort), meistens mit unverhohlenem Mißtrauen aufgenommen. Nähschulen z. B., welche einzelne Herrschaften in den Dörfern errichten ließen, um damit einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen, wurden als eine neue Erfindung der Tyrannei mit Murren aufgenommen. „Der Herr kann nicht von uns fordern, daß wir nähen lernen", sagt die Bäuerin in tiefster Entrüstung.

Der Esthe vergißt nie, daß der Deutsche nur ein Fremder, er selbst aber Maa mees d. i. „der Mann des Landes", seine Heimath Meie maa „Unser Land" ist, welche Bezeichnung er statt des ihm fremden Namens Esthland stets gebraucht.

Das Volk hat nur wenige politische Lieder, allein in diesen wenigen bricht das Gefühl der Unterdrückung und des Hasses wie ein mächtiger Schmerzensschrei hervor:

„Woeras wottis omas orjas,
Sulgus sundya sullases,
Käni oma käskiyallas.
Wellekese, mis ma laulan?
Laulo om ikkene halleda!
Orja polweke wägga rasseda!

Fing der Fremd' uns ein zu Sclaven,
Rettet uns zu Zwingherrnknechten,
Bog uns ihm zu Botenläufern.
Brüderchen, was soll ich singen?
Traurig ist das Lied der Thränen!
Sclavenschicksal ist zu schwer!"

In einem anderen Volksliede heißt es:

„Saksalane salla ussi,
Sissaliko silleda,
Ikkestas merd orja ikke,
Raud-roma rakkeessa.

Und der schlangengleiche Sachse,
Wie die Eidechse geglättet,
Jochte uns in's Sclavenjoch,
Band uns fest in eh'rne Bande."

Ein altes Lied, an die Gutsherrin gerichtet, bricht in den Klageruf aus: „Frau, stehe auf vom Stuhl, blicke auf dein armes Gebiet, wie es geplagt wird: die Kleinen werden gepeinigt, die Erwachsenen getödtet. Der Teufel wurde zum Aufseher gesetzt, ein Dieb zum Befehlshaber, Steine und Klötze zu Unteraufsehern. Hätte ich nur Macht zu befehlen, die Rothröcke würde ich Holz spalten, die Blauröcke Mist ausbreiten lassen" u. s. w.

Sebastian Müller, der im Jahre 1550 eine Schilderung der damaligen Zustände in den Ostseeprovinzen entwarf, berichtet, daß man den Todten die Worte in's Grab nachrufe: „Ziehet hinüber; wo ihr hingeht, werdet ihr über die Deutschen herrschen, wie sie hier über uns geherrscht haben!" Dieser Gebrauch ist der Jetztzeit entschwunden, dagegen singt der Esthe noch heute in einem seiner Lieder:

„Holder lebt sich's in der Hölle,
Als sich's lebet auf dem Herrnhof."

„Der Deutsche unter die Erde, wir auf die Erde", ist eine Formel, die er bei einem seiner abergläubischen Gebräuche in der Badestube murmelt.

Eigenthümlich ist, daß bei allem Hasse gegen die Deutschen, doch der Ehste keinen größeren Ehrgeiz kennt, als den: seinen Sohn zum „Saks", d. h. Deutschen zu machen, indem er ihn auf deutsche Schulen schickt und studiren läßt. Es ist nicht zu leugnen, daß bereits mancher hervorragende Gelehrte, tüchtige Beamte und Prediger aus esthnischen Bauernfamilien hervorgegangen ist; allein noch häufiger kommt es vor, daß der zur Schule geschickte Bauernsohn sein eigentliches Ziel gar nicht erreicht, sondern nur ein Halbwissen, verbunden mit hochmüthiger Verachtung gegen die eigene Familie, die den „Saks" als Wunderthier anstaunt, und einen wüthenden Haß gegen die deutschen Grundbesitzer als Frucht seiner Studienzeit davonträgt.

Die Gährung, welche in unsern Tagen durch das ganze esthnische Volk geht, und von der noch Niemand voraussagen kann, ob dieselbe eine Bewegung zum Segen oder zum Fluche des Volkes sein wird, geht hauptsächlich von solchen „Halbdeutschen" aus, die man neuerdings auch wohl „Jungesthen" nennt. Nicht nur gegen die Erbherren, sondern fast noch mehr gegen die deutschen Prediger ist deren Agitation gerichtet; sie haben die Leitung einiger esthnischen Zeitungen vollständig in Händen, durch welche sie ihre Hetzereien und Verdächtigungen in dem ganzen Lande verbreiten. Wiederholte Versuche, eine Unterdrückung solcher Blätter durch die petersburger Regierung herbeizuführen, blieben bis jetzt erfolglos; es heißt einfach: „Derartige Blätter gibt es bei uns in Rußland zu Tausenden, kein Mensch achtet darauf."

Das einzige praktische Ziel, auf welches die „Jungesthen" zunächst lossteuern, ist die Gründung eines esthnischen Gymnasiums, für das schon seit Jahren collectirt wird; da das Landvolk aber wenig geneigt ist, seinen Beutel aufzuthun, wo es nicht einen handgreiflichen Nutzen vor Augen hat, so gedeiht die Sache nur höchst langsam. Ein großer Nachtheil ist es für das Volk jedenfalls, daß das Vertrauen zu den lutherischen Predigern immer mehr und mehr untergraben wird. In den Kirchspielen, wo ein alter Pfarrer ist, herrscht zwar leidliche Ruhe; allein überall, wo ein neuer eingesetzt wird, bricht der Tumult los. Entweder wird gegen das Patronatsrecht des deutschen Erbherrn überhaupt protestirt, oder aber man verlangt stürmisch nach Einsetzung eines Predigers von esthnischer Herkunft. Wird mit Gewalt einer eingesetzt, den die Bauern nicht wollen, so gibt es während des ersten Jahres Drohbrief über Drohbrief, zuweilen auch heimliche Brandstiftung; hilft dies Alles nicht, so beruhigt man sich allmälig, denn bis zur offenen Gewaltthat kommt es in Esthland nur in äußerst seltenen Fällen. Feigheit und Indolenz sind wirksame Gegenmittel, welche die Sehnsucht nach Rache bis jetzt im Volke stets niedergehalten haben. Kann der esthnische Bauer dagegen im Geheimen einem verhaßten Herrn Schaden zufügen, so thut er es sicherlich. Seines Gleichen zu bestehlen, gilt für schimpflich und ehrlos; allein die Gutsherrschaft zu bestehlen, hält er kaum für ein Unrecht. Bisweilen nehmen solche Diebstähle einen wahrhaft großartigen Charakter an, was bei der weiten Ausdehnung der Güter und bei dem Einverständniß, in welchem die Bauern hier und da mit den Verwaltern stehn,

leicht möglich ist. Auf einem Gute z. B. hatten die Bauern einen vollständig organisirten Holzhandel en gros eingerichtet. In einem entlegenen Walde wurde ein Stamm nach dem andern geschlagen, heimlich nach Riga geschafft und verkauft, ohne daß der ahnungslose Gutsherr von diesem industriellen Unternehmen auf seinem Grund und Boden auch nur etwas merkte. Endlich kam die Sache an's Licht. Die in voller Arbeit ertappten Diebe setzten eine unschuldige Miene auf und erklärten: „Nein, Herr, gestohlen haben wir nicht, wir haben nur genommen," eine Auffassung, der sich indessen der Gerichtshof nicht anzuschließen für gut fand.

Es gibt ein esthnisches Sprüchwort, das auf das Stehlen als auf eine einträgliche Erwerbsquelle ganz unbefangen hinweist.

„Nattuke walletama,
Nattuke warrastama,
Se on ni hea kui pool adra mai.

Ein wenig stehlen,
Ein wenig hehlen,
Das ist so viel werth wie ein halber Morgen Land."

Eine andere Schattenseite des esthnischen Volkscharakters ist der absolute Mangel an Wahrhaftigkeit. Auch dieser Fehler mag in Folge der Unterdrückung bis zu seiner jetzigen Höhe gediehen sein. Das biblische Wort „die Wahrheit wird Euch frei machen" könnte man auch in umgekehrter Wortfolge behaupten: „die Freiheit wird Euch wahr machen", denn wie die Noth stehlen lehrt, so lehrt die Knechtschaft lügen.

Die handgreiflichsten Lügen sucht der Esthe durch Fluchen und Schwören glaubwürdig zu machen. „Gott lasse mich erblinden!" „Ich will versinken!" „Feuer verzehre mein Hof und Vieh!" sagt er mit der größten Geläufigkeit bei den geringsten Anlässen im täglichen Leben. Zu diesem Fehler tritt noch die den östlichen Volksstämmen eigene Neigung zur Uebertreibung hinzu, sowie die Abneigung gegen präcise Antworten. Ein einfaches „Ja" oder „Nein", oder eine kurze und bündige Erklärung dessen, was er will, ist dem Esthen fast eine Unmöglichkeit. Z. B.: Jaan ist mit Peert in Streit gerathen, es kommt zur Prügelei und Jaan zieht den Kürzeren. Flugs geht er nach dem Herrnhof, um über die erlittene Unbill Klage zu führen, gleichviel ob er der Angreifer gewesen oder nicht. Er tritt ein, und redet kein Wort.

„Was sagst du?" fragt der Herr. „Gott weiß es," seufzt Jaan und kratzt sich den Kopf. „Nun, was willst du denn?" „Herr, was sollte der Arme wollen? Der König ist weit und Gott ist hoch!" „Was hast du denn vorzubringen?" „Ja vorzubringen hätte ich wohl etwas, aber wird der Herr sich die Mühe nehmen, mich anzuhören?" „Nun, was gibt's denn?" „In unsrem Dorf ist kein Leben mehr." „Wie so?" „Der Peert, dieser gesalzene Teufel, raset wie ein toller Hund. Er prügelt, schlägt todt und zertritt Alles, was ihm in den Weg kommt!" „Was hat er denn gethan?" „Leider Gottes, was hat er gethan! kommt über mich wie ein Räuber, da ich mich dessen am wenigsten versehe, schlägt mir die Haut vom Rücken und hätte mich auf der Stelle ermordet, wenn ich nicht davongelaufen wäre." „Nun, du lebst doch noch Jaan."

„Ich, leben! Herr; Gott strafe mich an Feld und Vieh, wenn ich noch lebe, weder Hand noch Fuß kann ich mehr rühren, in vielen Tagen vermag ich nichts zu schaffen; ich will auf der Stelle versinken, wenn ich die Unwahrheit rede."

Ein mindestens ebenso schwieriges Verhör hat die Gutsfrau vorzunehmen, wenn die Bäuerinnen zu ihr kommen, um Arzenei für einen Kranken im Dorfe zu erbitten. Erst nach unendlichem Hin- und Herfragen gelingt es ihr zu erforschen, was dem Kranken eigentlich fehlt. Mit der Aussage „Das Herz sei krank" fängt der Bericht durchweg an, mag die Krankheit bestehen, in was sie will, selbst in einem geschnittenen Finger oder in einem verstauchten Fuß. Nicht selten kommt es vor, daß die Bäuerin wegen falscher Angaben mit einem ganz entgegengesetzten Heilmittel entlassen wird, als die wirkliche Krankheit erheischt. Sehr gern bittet der Esthe um Rath; in kritischen Fällen pflegt er zu zehn oder noch mehr Personen zu gehen, um denselben die Sache im Vertrauen vorzutragen. Jedem indessen anders und Keinem so, wie sie sich wirklich verhält.

Der Esthe liebt es ungemein, sich in Bildern und Sprüchwörtern auszudrücken, an denen seine Sprache überaus reich ist. Selten nennt er die Eigenschaft einer Person, ohne einen bildlichen Vergleich hinzuzufügen. Z. B.: „er ist so stolz, als hätte er eine vergoldete Nase," „der Mann ist frisch wie ein Ochse, seine Frau hübsch wie eine Erdbeere," „so verlassen wie unter den Wogen des Meeres," „so zornig wie ein Schweineschlächter," „so dumm wie eines Küsters Kalb," „so freundlich wie geschmolzenes Gänsefett, so angenehm wie Honig dem Hochzeitsgaste" und viele andere derartige Ausdrücke sind stereotyp. Für den Begriff „prügeln, schlagen" hat der Esthe an hundert umschreibende Worte, und etwa ebenso viele, um den Zustand der Betrunkenheit bildlich, meistens euphemistisch, zu bezeichnen. Den Wolf, den Bären und andere schädliche Thiere nennt er selten bei ihrem Namen, sondern er gebraucht lieber bildliche Ausdrücke, wie: der Mann im grauen Rocke, der Alte hinterm Busch, der Waldoheim, der Flachsschwanz, das St. Jürgenhündchen u. s. w.

In seinen zahlreichen Sprüchwörtern hat der Esthe die Erfahrungen seines mühevollen Lebens niedergelegt, die in dieser Form von einer Generation zur andern vererbt werden. In den Worten: „Das Recht ist beim König groß wie ein Heuschober, kommt's bis zu uns, so ist's so klein, daß man kaum eine Pfeife damit stopfen kann" mag er wohl eine bittere Wahrheit aussprechen. Andere charakteristische Sprüchwörter sind: „Wer neun Aemter hat, hat als zehntes den Hunger." „Gib dem Narren einen Dudelsack, er zersprengt ihn." „Eine Wittwe ist wie ein Haus ohne Dach." „Ein Haus ohne Frau ist wie eine Wirthschaft ohne Katze, ein Haus ohne Mann wie ein Hof ohne Hund." „Ein Kind, das ohne Furcht aufwächst, stirbt ohne Ehre." „Je ärger der Schelm, desto goldener das Glück." „Sieben ledige Männer haben Raum in Einem Hause, aber für zwei Frauen ist es zu eng." „In Gottes Büchse ist immer Arznei." „Mit Schönheit kocht man keine Suppe."

Daß der Volksmund aller Länder und aller Zeiten übel mit den Stiefmüttern umgeht, ist eine bekannte Sache. Rühmte der Dichter Ovid es doch schon als einen besonderen Vorzug des goldenen Zeitalters, daß es damals noch keine „bleichmachenden Giftsäfte mischenden Stiefmütter" gegeben, während das

deutsche Volksmärchen kaum genug von den Uebelthaten derselben zu berichten weiß. Kein Volk aber drückt sich in dieser Hinsicht wohl energischer und drastischer aus wie das esthnische. Aus der Unzahl der hierauf bezüglichen Sprüchwörter wollen wir nur folgende beiden erwähnen: „Die Ruthe der Mutter schmeckt besser als das Zuckerbrod der Stiefmutter“ und „Eigene Mutter: Mütterchen, Stiefmutter: Aas!“

Obschon Hang zu Trägheit und Nichtsthun ein hervorstechender Zug des esthnischen Volkes ist, so scheint auch dieser Fehler fast mehr ein Ergebniß der Verhältnisse zu sein, als in dem ursprünglichen Charakter zu liegen. Wo der Esthe nicht unter dem Drucke der Dienstbarkeit steht, entwickelt er eine überaus leichte Fassungskraft, große geistige Begabung und eine zähe Ausdauer, die allen Hindernissen gewachsen ist. Es ist geradezu erstaunlich, wie rasch die Kinder in der Schule das Lesen und Schreiben erlernen; Alle schreiben sehr schön, doch genau nach der Vorschrift und daher Alle gleichmäßig. Da die Schulzeit für die unteren Volksclassen eine nur dreijährige ist und noch dazu bis vor kurzem ein großer Theil der Stunden für den Gesang benutzt wurde (selbst nach dem neuesten Schulreglement darf eine tägliche Gesangstunde nicht fehlen), so dringt die schnell erlernte Gelehrsamkeit nicht besonders tief in die Kinder ein und der Erwachsene hat gewöhnlich das Schreiben möglichst schnell wieder vergessen. Die wenigsten Bauern vermögen auch nur ihren Namen zu unterschreiben und die Unterschrift besteht daher meistens in drei Kreuzen.

Die leichte Auffassungsgabe des Volkes zeigt sich ferner in der Leichtigkeit, mit der es in fremde Sprachen eindringt; vom bloßen Zuhören lernt das Gesinde der Herrenhöfe in kurzer Zeit die deutsche Sprache. Die grobe Unwissenheit, in der jedoch trotz seiner reichen Begabung das esthnische Volk als solches noch lebt, wurde nicht nur früher, sondern wird auch heute noch von mancher Gutsherrschaft absichtlich erhalten, damit es sich nicht „überhebe“. Während Ende des vorigen Jahrhunderts nur die wenigsten Herren ihren Bauern gestatteten, Schreiben zu lernen, so redet jetzt noch manche Gutsfamilie nur esthnisch oder französisch in Gegenwart des Gesindes, damit dasselbe nicht das Deutsche erlerne und dann die Kluft vergessen möge, welche zwischen dem Herrn und dem Bauern besteht.

Der Esthe ist ein geborener Landwirth. Durch genaue Naturbeobachtung, mündliche Ueberlieferungen (in hunderte sogenannter Bauernregeln kurz zusammengefaßt) und vor Allem durch einen fast nie fehlgreifenden Instinct erkennt der Bauer stets den passenden Moment für die einzelnen landwirthschaftlichen Verrichtungen. Meistens treibt er „Dreifelderwirthschaft“, die darin besteht, daß er ein Drittel des Ackers brach liegen läßt und den Sommer über bedüngt, ein Drittel mit Winterkorn (Roggen, sehr selten Weizen), und ein Drittel mit Sommerkorn (d. h. Gerste, Hafer, Kartoffeln, Flachs, Erbsen, Linsen und Buchweizen) bestellt. Thiere pflegt der Esthe sehr gern und er freut sich derselben und liebt sie als seine Hausgenossen. In alten Zeiten war es dem Volke verboten, Handwerke zu treiben!, allein es lauschte sie durch bloßes Zusehen den Deutschen mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit ab. Heute, wo jener Zwang weggefallen ist, findet man vielfach esthnische Schmiede, Zimmer-

leute und Tischler. Die bereits oben erwähnte Webekunst, welche früher jede Bäuerin verstand, ist leider sichtlich im Verfall. Eine Beschäftigung, zu der der Esthe weder Neigung noch Geschick hat, ist der Handel; er überläßt denselben vollständig den Deutschen, Russen und Polen.

Eine der wenigen Lichtseiten im esthnischen Volkscharakter ist die Mildthätigkeit und Gastfreiheit gegen Arme; selbst zu Zeiten der größten Theuerung theilt er sein letztes Stück Brod und seinen letzten gesalzenen Fisch mit dem Bettler, der seinen Hof betritt oder ihn an der Kirchenthüre anfleht.

Die Esthen sind in ihrer Art ein religiöses Volk. Sie beginnen und schließen den Tag nicht ohne ein gemeinsames Gebet und bei allen Verrichtungen des täglichen Lebens gehen sie fast überreichlich mit Gottes Wort um. Sie sind eifrig im Kirchenbesuch und das schlechteste Wetter hält sie nicht zurück, Stunden weit am Sonntage zum Gottesdienst zu eilen; an Abendmahlstagen legen sie ihren weiten und oft beschwerlichen Weg nüchtern zurück; obschon die lutherische Kirche eine solche Enthaltung von Speise und Trank vor der Abendmahlsfeier nicht vorschreibt, so ist dieser Gebrauch, aus der katholischen Zeit her, doch freiwillig ein allgemeiner geblieben. Das Landvolk ist fast ausschließlich lutherischer Confession, nur seit man in den Zeiten des Kaisers Nikolaus für die russische Kirche mit List und Gewalt Propaganda gemacht, gibt es auch griechisch-katholische Gemeinden im Lande. Noch heute herrscht hier und da die Meinung, der Uebertritt zu denselben habe Steuerfreiheit zur Folge und er findet daher aus diesem Grunde bisweilen statt, wonach dann freilich Enttäuschung eintritt, die Möglichkeit eines Rücktrittes aber abgeschnitten ist.

Leider ist die Religiosität des Volkes zum größten Theil nur Außenwerk, und neben oder trotz derselben steht crasser Aberglaube und tiefe, sittliche Verkommenheit in üppigster Blüthe. Letztere ist wohl der schlimmste Krebsschaden in dem dortigen Volksleben.

II.

Was den Aberglauben betrifft, so gibt es kaum ein Volk, dessen ganzes Leben und Weben so von abergläubischen, zum Theil ganz unsinnigen Ideen und Gebräuchen überwuchert wäre wie gerade das esthnische. Jede Epoche hat zu dem fast undurchdringlichen Gestrüppe, das den Schmarotzerpflanzen gleicht, die aus den Bäumen die beste Lebenskraft saugen, das ihrige beigetragen; in buntem Durcheinander erblicken wir dort Reminiscenzen aus den grauen Tagen der heidnischen Vorzeit, Anklänge an die katholische Periode des Mittelalters mit Ueberresten aus der Schwedenzeit.

Schon um das Jahr 1650 fand ein lutherischer Pfarrer, der Magister Johannes Forselius in Reval, sich veranlaßt, diese abergläubischen Meinungen und Gebräuche zu sammeln, damit „Christlöbliche Herrschaften sowohl als fromme und treue Prediger Anlaß und Gelegenheit überkommen möge, denselben zu wehren und zu steuern, daß solche und andere in denen Hertzen der armen Leute noch tieffgewurtzelte heydnische Gräuel und abergläubische Händel einmahl ausgereutet und dahingegen das reine Erkenntniß GOttes in selbige gepflantzet werde.“

Vieles ist seitdem vor dem bis in die entlegensten Winkel der Erde dringenden Lichte der Aufklärung gewichen, Manches ist mit Gewalt durch

wiederholte scharfe Gesetze der weltlichen Obrigkeit ausgerottet, Einzelnes endlich ist gleichsam von selbst der Macht der Alles zerbröckelnden Zeit verfallen; allein immerhin ist noch übergenug vorhanden, um das Leben des Volkes zu einem höchst eigenartigen und für den Beobachter interessanten zu gestalten.

Daß der eigentliche Götzendienst, wie er in Esthland noch vierhundert Jahre lang neben dem christlichen Glauben bestand, erloschen, ist keineswegs einer zunehmenden Erkenntniß des Volkes zuzuschreiben, sondern vielmehr dem Glaubenseifer der Schweden, die im 17. Jahrhundert dem Götzendienste mit Feuer und Schwert ein Ende mit Schrecken bereiteten. Die noch vorhandenen Ueberreste aus der heidnischen Zeit sind vor Allem der dunkle Glaube an die über- und auch unterirdischen Wesen, deren Gewalt der christliche Esthe sich heute noch in Haus und Hof, in Wald und Feld unterworfen wähnt, sowie die Opfer, die er bringt, um sich dieselben geneigt zu machen, oder etwaigen bösen Zauber zu brechen.

Da gibt es Wassergeister, denen Opfer in Brunnen und Quellen gelegt werden; doch müssen dieselben wohl sehr genügsam sein, denn das Opfer übersteigt selten den Werth einer Viertelkopeke. Wenn der Esthe sich an einer für besonders heilkräftig geglaubten Quelle die Augen wäscht, so verfehlt er nie ein solches Opfer, oft nur in einigen Fäden Wolle, einem Leinwandstückchen oder einer Feder bestehend, als Dank hineinzuwerfen. Die Fischer der Insel Dagö gießen bei ihrer ersten Ausfahrt im Frühjahr stets den ersten Becher ihres Bieres in den Boden des Kahnes aus mit den Worten: „Zuerst soll der Bursche etwas haben." Wo Strudel im Wasser sind, vermuthet das Volk einen „Näkk", d. h. einen dort lebenden bösen Geist, der bei dem Kampfe des Erzengels Michael mit dem Drachen aus dem Himmel herab und in's Wasser gefallen ist. Der Näkk männlichen Geschlechtes ist dem Menschen feind und sucht ihm zu schaden; auf Dagö soll er einst ein ganzes Dorf hinab in die Tiefe gezogen haben, während der weibliche Näkk, die näki-neitsit, es gut mit demselben meint. Gern sucht sie junge Männer in die Tiefe zu locken, mit denen sie, wie die Sage erzählt, in einem gläsernen Schlosse im See herrlich und in Freuden lebt, bis die verbotene Neugierde dieselben antreibt, die Geheimnisse der näkid auszuforschen; dann ist der Zauber mit Einem Schlage vorbei; der Ungehorsame befindet sich plötzlich wieder am heimathlichen Ufer. Doch sein Haus ist verschwunden, seine Angehörigen weggestorben und er selbst ist ein steinalter Greis geworden, den Keiner unter den Lebenden mehr kennt.

Ferner gibt es Windgeister, die den Menschen mehr schaden als nutzen, die jedoch durch kräftige Sprüche unschädlich zu machen sind.

Eine bedeutende Rolle spielen die „Unterirdischen" Ma-alused; manche Krankheit, z. B. Ausschlag, kommt daher, daß man auf einer Stelle gesessen hat, wo solche hausen; um dem Uebel abzuhelfen, geht daher der Esthe zu der verdächtigen Stelle, um durch Abschaben von seiner metallenen Schnalle oder durch ein anderes kleines Opfer, das er in die Erde gräbt, die Ma-alused zu versöhnen.

Ein gewaltiger Herr ist der Donnergott „pikne", vor dem die bösen Geister scharenweise von dannen fliehen. Vor dem Unwetter zu laufen, wagt man

nicht, weil der Donnerer Einen sonst für einen flüchtigen bösen Geist halten und mit seiner Keule treffen möchte.

Der Esthe legt während des Gewitters Beil, Hacke und andere scharfe Instrumente mit der Spitze nach oben in den Hof, in manchen Gegenden hängt er auch die Sense über die halb geöffnete Hausthüre, damit die aus der Luft herabstürzenden bösen Geister sich daran verwunden und zu Grunde gehen mögen. Im Pleskau'schen wird der pikne heute noch unter einer heiligen Fichte angerufen mit den Worten: „Püha pikne, Heiliger Donner, bewahre uns vor Gottes Zorn und Ruthe und vor den Thaten und Handlungen jedes bösen Menschen."

Eine Art von Hausgeist ist der „Tonn", dem man von Allem die Erstlinge: beim Schlachten die erste Schale Blut, beim Brauen den ersten Becher Bieres, beim Backen die erste Schnitte Brodes, auch kleine Münzen bei der Geburt eines Kindes oder auch eines Kalbes opfert. Diese Gaben werden in einen eigens dafür bestimmten Korb geworfen, den Tonni-wakk, den man nur einmal im Jahre an einem bestimmten Tage ausleert. In manchen Dörfern ist in dem dunkelsten Winkel der Rauchstube das Bild des Tonn aufgestellt, eine plumpe Figur aus Reisig und Lumpen.

Das Fieber, hall, denkt der esthnische Bauer sich als ein Gespenst, das auf einem grauen Rosse im Lande umherreitet, während kask, die Pest, ohne Füße existirt und daher mit Hilfe Anderer für ihr Weiterkommen sorgen muß; sie ist jedoch ungemein behend, indem sie auf die Wagen der Vorüberfahrenden springt, in die Taschen der Wanderer schlüpft oder sich an den Pelz der Schafe und Hunde anklammert.

Eine sehr geringe Rolle spielt in dem Aberglauben des Volkes der Teufel; es hält ihn für „dumm wie ein Dorfkalb", so daß nicht nur alle vorgenannten Geister, sondern auch das einfältigste Bauernkind ihn leicht zu überlisten vermag. Man nennt ihn „Judas", traut ihm aber so wenig Macht zu, daß man seiner weder bei Verwünschungen, noch bei Zaubersprüchen sonderlich bedarf.

Ein wunderliches Ueberbleibsel des alten Opfercultus, verbunden mit katholischer Heiligenverehrung, findet noch in der Gegenwart im Pleskau'schen am Johannistage statt. Es liegt dort der „Johannisstein", aller Wahrscheinlichkeit nach ein Altar aus der heidnischen Vorzeit. Schon um Mitternacht sammeln sich um denselben die Bettler der ganzen Umgegend, niederkauernd flüstern sie ihre Gebete; mit dem ersten Morgengrauen ziehen in Scharen die Bewohner der umliegenden Ortschaften herbei, Männer, Frauen und Kinder. Auf dem Stein werden brennende Wachskerzen aufgestellt und unter dem Gesange der Bettler tragen die Leute ihre Gaben auf denselben, in Kleidungsstücken und Victualien bestehend. Die Milch, aus welcher die zum Johannisopfer bestimmten Butter und Käse bereitet werden, ist knieend an vier Donnerstagen unter folgenden Worten gemolken: „Reiner heiliger Johannes, behüte meine Heerde und mein Vieh nach Hause gehend und auf die Weide gehend! Lehre du, hinter dem Gesträuch, die Heerde das grüne Gras fressen, behüte es im Walde vor Schaden, im Walde vor dem bösen Thiere! reiner heiliger Johannes, versprich den Kühen Milch!" Sind die Gaben auf dem Stein aufgehäuft, so knieet Alles zum Gebete nieder.

Hierauf wird der Opferstein in Procession unter Verneigungen und Bekreuzigungen dreimal umschritten und die Gaben alsdann an die Bettler vertheilt.

Eine Mahlzeit, verbunden mit Jubel, Gesang und Tanz endigt die seltsame Feier.

Die aus den ältesten Zeiten stammenden Johannisfeuer, welche an diesem Tage früher bei allen Ortschaften loderten, zu denen jeder Hof große Bürden an Wachholder zu liefern hatte und um die man Alt und Jung unter Schreien und Jauchzen tanzen sah, kommen in der Gegenwart immer mehr in Abnahme und werden bald ganz erloschen sein.

Eine große Scheu hat der Esthe vor den sogenannten heil. Bäumen, deren es noch heute mehrere in Esthland gibt; man gräbt dort Brod, Eier und Butter in die Erde, steckt auch wohl kleine Münzen in hohle Aeste oder hängt rothe Wollfäden an die Zweige auf. Vor etwa fünfzig Jahren gab es auf der Insel Dagö noch einen heiligen Hain. Derselbe wurde nur im äußersten Nothfalle und dann mit Schauern betreten und Niemand würde gewagt haben, einen Zweig von den Bäumen zu reißen oder eine Erdbeere in deren Schatten zu pflücken. Trotz des drückenden Holzmangels ließ man das abgefallene trockene Reisig dort lieber vermodern, als daß man sich unterstanden hätte, es aufzuraffen. Manche Gutsbesitzer befahlen, um dem Aberglauben zu steuern, das Fällen solcher heil. Bäume; allein weder durch Versprechungen noch durch Drohungen war ein Bauer zu bewegen, Hand anzulegen und schaudernd, in Erwartung des kommenden Strafgerichtes sah das Volk zu, wenn Deutsche es unternahmen, den Befehl auszuführen.

Allgemein verbreitet ist unter dem Volke der Glaube an die „Heimathsucher“ oder „Heimgänger“. Man versteht unter ihnen die Geister der Abgeschiedenen, die um irgend einer Ursache willen keine Ruhe im Grabe finden und daher in die Oberwelt zurückkehren, um die Lebenden zu necken und zu quälen. Es sind Seelen von Selbstmördern, die so lange wandern müssen, als ihr Leben seinem natürlichen Verlaufe nach gedauert haben würde; strenge Hausherren, die noch nach dem Tode die Saumseligkeit der Knechte zu strafen kommen, Ehegatten, die den überlebenden Theil an der Wiederverheirathung hindern wollen; ferner Diejenigen, welche in der Nacht vor dem ersten Hahnenschrei gestorben sind, endlich Solche, denen man beim Begräbniß nicht die gehörige Wegzehrung mit in den Sarg gegeben hat. Von diesem Gebrauche, wie von den Mitteln, die man anwendet, um den Verstorbenen unberufenes Wiederkommen zu verleiden, wird weiter unten die Rede sein.

Längere Zeit hindurch wurde ein ganzes Dorf durch das nächtliche Wiedererscheinen einer alten Bettelfrau beunruhigt, die klagend umherging, weil man ihren Sarg aus schlechten, morschen Brettern gezimmert habe. Erst nachdem alle weisen Frauen ihre Hilfsmittel angewandt, um die Verstorbene in ihrem Grabe zu bannen, blieb das Gespenst aus.

Früher allgemein, jetzt nur noch in einzelnen Landstrecken werden in der Nacht vom 1. auf den 2. November, dem Allerseelentag der katholischen Kirche, anderswo, wie auf der Insel Oesel, in der Neujahrsnacht, die Geister der Verstorbenen bewirthet. Wenn Alle im Hause sich zur Ruhe begeben haben, so legt

der Hausvater ein großes Brod auf den Tisch, gießt Bier und Branntwein auf den Boden und ruft nun die verstorbenen Großeltern, Eltern, Kinder, Brüder und Schwestern mit Namen auf, an dem Mahl theilzunehmen. Nach geraumer Zeit kündigt er ihnen an, daß sie nun genug gegessen und getrunken und in Frieden heimziehen möchten. Er leuchtet ihnen aus der Thüre, winkt ihnen mit einem Tuche nach, indem er sie inständig bittet, nicht sein Roggengras zu zertreten, überhaupt seinen Feldern nicht zu schaden und im nächsten Jahr wiederzukommen.

Ein wunderliches Gemisch von heidnischem Aberglauben und christlichen Ideen bilden die Heilsprüche, mit denen der Esthe sich gegen Krankheit, gegen Verhexung, kurz gegen Unheil aller Art zu schützen sucht.

Bei Krankheiten unterscheidet er sorgfältig solche, die „von Gott" und solche, die „vom bösen Winde" herkommen, und letztere sind es namentlich, denen man mit den Sprüchen beizukommen sucht.

Meistens wird das Hersagen derselben von einem Streichen oder Drücken des kranken Körpertheiles begleitet, oder von angewandten Arzneimitteln; doch sucht man die eigentliche Heilkraft fast ausschließlich in dem gesprochenen Worte.

Bei Krämpfen eines Kindes spricht die Mutter desselben:

„Weg schneide ich die Augen des Wiesels, benetze des Neidischen Augen, ziele nach den Haaren des Igels, fahnde nach den Peitschen der Ente. Die Klage verschwinde, der Sang ersticke sie! Ich schelte die Besprechung, ich klage die Klage, ich mache das Kind gesund, schaffe es den anderen gleich. Hechtes Zunge, Hechtes Sinn! Gottes Kreuz vorn, Gottes Kreuz hinten. Gottes Kreuz von der Erde bis zum Himmel! Amen."

In der esthnischen Sprache klingen derartige lächerliche Formeln weniger sinnlos durch die Aliteration und einen gewissen Rhythmus, der darin vorherrscht.

Gegen Seitenstechen pflegt man das Vaterunser dreimal rückwärts zu sprechen.

Um Verrenkungen zu curiren, streichen sie die betreffende Stelle fest mit den Daumen und entwickeln oft staunenswürdige Geschicklichkeit in der Behandlung des verrenkten Gliedes. Weit entfernt jedoch, darin die Ursache des glücklichen Erfolges zu suchen, schreiben sie dieselbe lediglich den dabei gemurmelten Worten zu:

„Jesus und Petrus wandelten selbander auf dem Kirchwege, ihr Esel verstauchte seinen Fuß. Jesus sagte: warte, warte! ich will die Verrenkung heilen. Knochen an Stelle des Knochens, Sehne an Stelle der Sehne, Fleisch an Stelle des Fleisches, Wunde an Stelle der Wunde. Amen, Amen, Amen."

Wenn die Esthin fürchtet, ihr Kind sei verhext, so sagt sie: „ich heile, ich beruhige, Gott zu Hilfe! Hand des Arztes, Wasser der Taufe, heiliges Kreuzchen! hilf diesem Kinde."

Nicht nur gegen Krankheit und Behexung, sondern auch gegen den Schaden, den böse Thiere seiner Heerde oder seinen Feldern zufügen könnten, gibt es zahllose Zaubersprüche. Einer der gebräuchlichsten ist folgender:

„Kiri karja keskel etc. Die bunte Heerde in der Mitte, Jesus schreitet der Heerde voran, Maria treibt die Heerde nach, ich selbst mache einen Zaun um die Heerde. Wie hoch? Wie die Erde vom Himmel. Wie dicht? So wie ein Haarsieb. Wie breit? Wie die Fläche eines

Beils Der Wölfe Herz im Wald so weich wie ein Fausthandschuh, der Wölfe Auge so roth wie der Frosch im Walde!"

Ein anderer Spruch gegen den Wolf erinnert in seiner Menschenfreundlichkeit an die bekannte Bitte zum hl. Florian. Er lautet:

„Wolf, da hast Du einen Augenlappen! Wenn Du zu unserer Heerde kommst, lege ihn vor die Augen, wenn Du in die Dorfheerde kommst, nimm ihn in den Quersack, wenn Du in die Gutsheerde kommst, so nimm ihn auf den Zwischenraum der Augen; Wolf, da hast Du einen Augenlappen!"

Dabei wirft man ein paar alte Schuhe in den Wald.

Zahllos wie der Sand am Meer sind auch die Sprüche und Mittel, durch welche man ein Ereigniß herbeiführen will, z. B. Liebeszauber, oder durch welche man die Zukunft erforscht, oder verborgene Thatsachen an's Tageslicht zu bringen sucht. Eine durchgehende Eigenthümlichkeit des Landvolkes ist dabei, daß es stets die nördlicher Wohnenden für reicher an solchen kräftigen Worten und für tiefer eingeweiht in die Zauberkraft hält als sich selbst. So denken nicht nur die verschiedenen Gebiete Esthlands untereinander, sondern auch die Esthen insgemein von den Finnen. Kommt in dem esthnischen Volksliede ein Zauberer vor, so ist es allemal ein finnländischer. Die Finnen hinwiederum haben eine gewaltige Furcht vor der Zauberkraft der nördlich von ihnen wohnenden Lappen. Die mächtigsten Sprüche und Geheimmittel jedoch glaubt das Volk sich noch vorenthalten und zwar in einem sechsten und siebenten Buche Mosis, das die Bibliothek zu Dorpat als ihren größten Schatz hüte und nicht herausgeben wolle. Dessen ungeachtet fühlen sich die Esthen in unmittelbarer Beziehung zu Moses, indem sie manche Steine, namentlich den Kalkstein, für Trümmer von den Gesetzestafeln halten, die er im Zorn über das abgöttische Volk am Fuße des Sinai zerschmetterte. Der Wind wehte damals den Staub derselben in die weite Welt, aus jedem erwuchs ein Stein und auf demselben steht das Gesetz Gottes und die Geschicke der Menschen in Geistersprache geschrieben.

Ueberhaupt glaubt der Esthe überall Zeichen und Vorbedeutungen zu sehen, im Fluge und in den Stimmen der Vögel, in der Stellung der Gestirne, in zufälligen Begegnungen mit Menschen und Thieren. Es gibt kaum Eine Erscheinung im täglichen Leben, die ihm nicht bedeutungsvoll wäre; es ist fast, als habe er sein armes, eingeengtes Dasein hierdurch schmücken und bereichern wollen, während es in Wahrheit eine Fessel für ihn ist, in der er mühsam und unter steten Hemmnissen einherschreitet.

Das ganze Jahr ist umsponnen von wunderlichen Gebräuchen, ganz besonders aber sind es die Tage hervorragender Heiligen, an denen der Esthe trotz seines lutherischen Christenthums mit Zähigkeit festgehalten hat, wenn auch von deren ursprünglicher Gestalt kaum ein schwacher Schatten mehr übrig geblieben ist. Einer der wichtigsten Tage ist ohne Zweifel das Fest des heil. Georg, 23. April. An diesem Tage wird das Vieh zuerst auf die Weide getrieben, mag die Vegetation auch noch so dürftig sein. Der Hirte reicht Morgens vor dem Ausziehen dem Hausherrn und der Hausfrau einen Trunk und erhält dagegen für jedes Stück Vieh ein „Schwanzgeld". Doch darf der Hausvater ihm dies bei Leibe nicht mit der Hand darreichen; er beschreibt vielmehr mit dem Geldstück einen Kreis über seinem Haupt und wirft es auf den Düngerhaufen, wo

der Hirt es sich holen muß. Dann steckt der Letztere seinen Stock in die Erde, legt seinen Hut darauf und betet drei Vaterunser. Ist er dann noch dreimal um die ganze Heerde herumgeschritten, so beginnt der Auszug; der fortziehenden Heerde wirft der Hausvater eine Hand voll Salz nach. Die Hüteknaben müssen an diesem Tage fasten, um den Wölfen ein Exempel von Enthaltsamkeit zu statuiren. Kommt der Hirte des Abends heim, so empfängt die Hausfrau ihn mit einem Kübel Wasser, den sie ihm über den Kopf schüttet, er wird dann den ganzen Sommer über wachsam bleiben. Den Stecken, mit dem er das Vieh zum ersten Male ausgetrieben, darf er nicht weiter gebrauchen; er befestigt denselben meistens auf dem Dach des Hauses.

Am Sanct Jürgentage, anderswo auch am Neujahrstage, legt man vor die Stallthüre ein Ei und ein Beil; das Stück Vieh, das auf das Ei getreten hat, wird vom Wolfe zerrissen werden; das welches auf das Beil getreten, wird anderweitig sterben. Um diesem kommenden Unheil vorzubeugen und das Fleisch zu retten, wird solches Vieh sofort gemästet und so bald wie möglich geschlachtet.

Das St. Georgfest, Jüri=päew, ist dem Esthen überhaupt ein wichtiger Tag, da der Heilige als Patron der Wölfe gilt, mit dem man sich daher in gutes Einverständniß setzen muß.

So lange der Winter dauert, füttert St. Georg einmal monatlich seine Wölfe mit einer Speise vom Himmel herunter. Ein altes Lied, der Hundisönnad, bittet:

„Heil'ger Jürgen Jürgewitsch!
Laß die Heerd' in Frieden gehn!
Wehre deinen schönen Welpen
An den rothen Stier zu rühren,
An die fleck'ge Kuh zu fassen,
An dem schwarzen Rind zu reißen,
Mir das kranke Kalb zu nehmen,
Und das früh verwaiste Lämmchen,
Wie das Fohlen von dem Gaul."

Zaubersprüche gegen die Wölfe haben wir bereits oben mitgetheilt.

Der Tag, an dem man gewöhnlich die Schweine schlachtet, ist das Fest des h. Antonius, 17. Januar. Man betet dazu: „heiliger Antonius, behüte meinen Eber, schütze meine Heerde, reiner heiliger Antonius! sei mein Speiser und Tränker! sei mein Behüter und Beschützer, gib uns Gnade und sende uns Güte mit der Gnade deiner Gnade, wie du uns gegeben und Gnade gespendet hast." In einzelnen Dörfern wird an diesem Tage Jeder, der den Hof betritt, mit Bier und Speisen bewirthet; er darf aber nicht danken, sondern muß beim Weggehen die Worte sprechen: „kurat wotku Tonni ja tema anni, der Teufel hole den Antonius und seine Gaben!"

Am Martinsabend herrscht in Esthland eine ähnliche Sitte wie in einzelnen Gegenden Deutschlands, daß Knaben oder junge Burschen singend von Haus zu Haus ziehen um Gaben zu sammeln. Der Gebrauch selbst scheint noch aus dem Heidenthum zu stammen, indem derselbe schon in Griechenland an gewissen Tagen unter dem Absingen ganz ähnlicher Worte üblich war und in einzelnen Gegenden z. B. auf der Insel Lesbos noch heute ausgeübt wird.

In Esthland führen die jungen Burschen, die an diesem Abend vermummt mit einer Violine herumziehen, den Namen Sandi-Mardid, Bettelmartine. Die Lieder, welche sie bei dieser Gelegenheit singen, sind sehr mannigfaltig. Eins der hübschesten lautet:

„Gruß dir, Gruß dir Häuschen!
Sei gegrüßet, Frau des Hauses.
Nimm die Martinsbettler gütig auf.
Die Martine kommen nicht von der Erde,
Sie kommen her vom Himmel!
An Silbersäulen zogen sie vorüber,
An goldenen Gittern.

Herr des Hauses, Herrchen!
Frau des Hauses, Frauchen!
Nimm den Schlüssel vom Nagel,
Steige klippernd in den Keller,
Klappernd in die Kammer,
Durch den Hof in's Haus hinein.
Such ein Stückchen Wurst uns auf,
Von der Blutwurst einen Bissen,
Gebt den Martins einen Blutkloß."

Willfährt die Hausfrau ihrer Bitte, so tanzen sie in der Stube, werfen Korn gegen die Decke zum Segen für die Felder und singen im Hinausgehen:

„Habet Dank, Ihr Hausesobern,
Für der Gaben güt'ge Gabe!
Mögen die Rothküh' Euch sich mehren,
Kühe mit dem dunklen Antlitz.
Mögen gedeihen schlanke Schweine,
Und die feinen Faselferkel!"

Gibt man den Martinen nichts, so drohen sie mit Prügeln; hilft auch dies nichts, so prügeln sie wirklich mit ihren Ruthen tüchtig drauf los. In ähnlicher Weise ziehen am Katharinentage die Mädchen herum. Am Laurenziustage darf, in dunkler Erinnerung an den Feuertod dieses Märtyrers, den ganzen Tag über kein Herdfeuer im Hause sein, weil sonst dasselbe im Laufe des Jahres durch Brand verzehrt würde. Diese Sitte wird sehr streng beobachtet und das Volk erzählt gern Schauergeschichten, wie es denen ergangen, die diesen frommen Brauch mißachtet hatten.

Es gibt kein Fest des Kirchenjahres, an dem nicht so viele und für das Gedeihen der Landwirthschaft so wichtige und ominöse Gebräuche zu beobachten wären, daß die eigentliche Bedeutung des Festes fast davor verschwindet. An vielen dieser Tage werden Opfer an Eiern, Brod und Branntwein in die Erde gegraben, wobei man aber wohl weniger an den christlichen Heiligen, als an die entschwundenen alten Gottheiten denkt, von denen oben einige erwähnt sind.

Das Gedeihen seiner Felder und seines Viehstandes hängt dem Esthen von der genauen Beobachtung dieser Hunderte, man möchte fast sagen Tausende von seltsamen Gebräuchen ab, von denen hier nur noch einige wenige erwähnt werden mögen.

Wenn der Bauer sich einen jungen Hund anschafft, so verfehlt er nicht, denselben in eine alte Hose zu wickeln und ihn auf die Handmühle zu legen.

Dreimal dreht er den Mahlstein um, indem er jedesmal spricht: „ma jawatan sind kurjas“, „Ich mahle dich zu einem Bösen“, er ist dann sicher, daß aus dem Hunde ein guter Viehhund heranwachsen wird.

Findet der Landmann eine Kröte, so ist es ihm heilbringend, dieselbe zu tödten, denn sie ist ein verfluchtes Thier, das einst Spottworte gerufen, als ein Nagel von dem Kreuze des Erlösers herabfiel; doch ist die Kröte, die er für die „Tochter des Judas“ hält, nur dadurch umzubringen, daß er dieselbe lebendig auf einem spitzigen Pfahle aufspießt, ein grausamer Gebrauch, der auch in manchen Gegenden Westphalens üblich ist. Liebevoller geht er mit dem Frosch um; begegnet er einem, der in's Trockne gerathen ist, so trägt er ihn eiligst in's Wasser, denn dann werden seine Kühe viele Milch geben.

Um eine gute Ernte zu erzielen, mischt man in einem Gefäße etwas Korn, Salz, Erde und Wasser, und betet drei Vaterunser in einem Athem, und zwar mit dem Munde möglichst dicht am Gefäße, damit der Hauch des Gebetes darüber gehe; diese geweihte Mischung wird alsdann unter das Saatkorn gemengt.

Während man Flachs sät, darf im Hause keine Wäsche gehalten werden, sonst würde es unfehlbar eine Mißernte geben.

Während der Heuernte darf man nie den Rechen mit den Zinken nach oben liegen lassen; denn in dieser Stellung bittet derselbe den Himmel um Regen.

Mit besonderer Sorgfalt wird der Kohl behandelt. Derselbe wird allgemein am Tage Mariä Verkündigung ausgesät. An diesem Tage werden sehr große Pfannkuchen gebacken, damit der Kohl große Blätter bekomme; die Frauen tragen frisch gewaschene weiße Hauben, damit derselbe schön weiß werde. Wenn die jungen Kohlpflanzen versetzt werden, so darf man kein Wort dabei reden, sonst würden Hühner die Beete verscharren; an das Ende des Beetes stellt man einen kleinen runden Kiesel in einen leinenen Lappen gewickelt, wodurch die Kohlköpfe fest werden. Gegen die Kohlraupen gibt es kein probateres Mittel, als neun derselben zu fangen und in den Rauchfang zu hängen.

Baut der Esthe ein Haus, so gräbt er den Lehm dazu nur bei abnehmendem Monde; geschähe dies bei Neumond, so würden viele Heimchen in's Haus kommen. Junge Pferde beschlägt er bei zunehmendem, alte bei abnehmendem Lichte. Eine große Scheu trägt er, Feldarbeit nach Sonnenuntergang zu verrichten, es würde dies „Geisterarbeit“ sein.

(Schluß im nächsten Heft.)

Irland.

Von

Sir Roland Blennerhassett.

Bart. M. P.

Am Nachmittag des 27. Februar 1798 hielten drei Männer vor dem Thor eines Gasthauses in Margate und bestellten ihr Nachtlager. Sie nannten sich Oberst Morris, Capitän Jones und Mr. Williams, gaben an, daß sie von Whitestable kämen und führten einen vollen Gepäckwagen mit sich. Der Führer desselben ließ sich mit dem Dienstpersonal des Gasthauses in's Gespräch ein und erzählte, zu Whitestable hätten die drei Reisenden mit dortigen Bootsleuten um ein kleines Fahrzeug gefeilscht, das sie über den Canal, nach Vliessingen, bringen sollte. Der Höhe des dafür verlangten Preises wegen sei man aber nicht handelseins geworden, und nun hätten die Fremden bereits wieder von Fischern in Margate ein Boot zu erwerben gesucht, ohne daß die Sache bis jetzt zum Abschluß gekommen sei. Der Inhalt dieses Gesprächs erregte mannigfache Vermuthungen: während die Einen den Wunsch nach einer geheimen Ueberfahrt dahin deuteten, daß die Unbekannten aller Wahrscheinlichkeit nach Schmuggler seien, verwiesen die Andern auf verschiedene Umstände und vor Allem auf die vornehme Erscheinung der drei Männer, um noch geheimnißvollere Dinge vorauszusetzen. Der lange Winterabend wurde mit Besprechung dieses Vorfalls ausgefüllt und bevor er zu Ende ging, war auch schon die Polizei vom räthselhaften Besuch im Seestädtchen in Kenntniß gesetzt. Am nächsten Morgen, während die Fremden ihr Frühstück einnahmen, erschienen zwei Polizeibeamte auf ihrem Zimmer und stellten verschiedene Fragen an sie, deren Beantwortung nicht als genügend befunden wurde. In Folge dessen wurde eine Durchsuchung ihrer Effecten angeordnet; der Mantel des Capitän Jones war der erste Gegenstand, der die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, und in einer Tasche desselben fand sich ein an das französische Directorium gerichteter Brief. Er ward eröffnet und enthielt eine Aufforderung an die französische Regierung, die britischen Inseln mit Krieg zu überziehen, und das Versprechen, die Landung französischer Truppen zum Signal eines Aufstandes zu machen; denn, hieß es weiter in der

schwülstigen Sprache jener Tage, die heilige Flamme der Freiheit werde sich auch auf englischem Boden entzünden und ihre Freunde in England, Schottland und Irland seien von Sehnsucht erfüllt, den jungen Helden der Armee von Italien und seine Veteranen an ihren eigenen Küsten zu empfangen.

Die Entdeckung dieses Schriftstückes hatte die Verhaftung der drei Reisenden zur unmittelbaren Folge; sammt ihrem Gepäck wurden sie nach London gebracht und dort vom Staatssecretär, dem Herzog von Portland, verhört. Im Laufe dieses Verhörs entpuppte sich Williams als ein bekannter englischer Umsturzmann mit Namen Binns, Jones als ein römisch-katholischer Priester O'Coigly, und Morris als Arthur O'Connor, Mitglied des irischen Parlamentes für den Marktflecken Philippstown in Kings County. Er war im Sommer 1790 bei derselben allgemeinen Wahl gewählt worden, durch welche Robert Stewart, der spätere Lord Castlereagh, für die Grafschaft Down, und Arthur Wellesley, künftiger Herzog von Wellington, für die kleine Stadt Trim in der Grafschaft Meath in's Parlament geschickt wurden. O'Connor, der Neffe und Erbe von Lord Longueville, hatte bald als das radicalste Mitglied des Hauses das Augenmerk auf sich gelenkt. Bereits im März 1791 trennte er sich von Grattan und verweigerte allen reformatorischen Maßregeln seine Zustimmung, weil Reform überhaupt nur zur Neubelebung einer Aristokratie führen könne, die seit den Tagen der Eroberung an der Mißregierung von Irland Schuld trage.

Im Jahre 1796 trat er, durch feierlichen Eid sich verpflichtend, der Gesellschaft der Vereinigten Irländer zugleich mit Lord Edward Fitzgerald bei, und wurde das thätigste Mitglied dieser Verbindung, die sich die vollständige Trennung Irlands von England und die Bildung einer irischen Republik auf der Basis der Menschenrechte und der Doctrinen des Socialcontractes zum Zweck gesetzt hatte. Ueber alle diese Vorgänge war die Regierung in Dublin nicht minder als in London auf's Genaueste unterrichtet. Bereits im October 1797 besaß sie die bestimmtesten Informationen über die Beziehungen zwischen der französischen Regierung und dem revolutionären Comité von Irland; sie wußte, daß Lord Edward Fitzgerald und Arthur O'Connor 1796 eine geheime Begegnung mit Hoche in der Schweiz gehabt hatten; sie kannte die Urheber einer Expedition, die den Hafen von Brest am Morgen des 16. December 1796 mit der Absicht verließ, eine bewaffnete Macht an der irischen Küste zu landen, die zu einer ernsten Gefahr für die englische Herrschaft geworden wäre, wenn nicht am Weihnachtstag ein fürchterlicher Sturm die Landung noch im letzten Augenblick verhindert und die zerstreuten französischen Schiffe zur Umkehr bewogen hätte. Auch waren der Regierung die Namen und Absichten Derjenigen wohl bekannt, welche die Holländer zu einer Expedition nach Irland drängten, und welchen es auch gelang, sie zur Annahme einer Politik zu bewegen, die am 11. October 1797, am verhängnißvollen Tag von Camperdown, mit der endgültigen Zerstörung der holländischen Seemacht durch Admiral Duncan ihren Abschluß fand.

Gerade am Vorabend der Verhaftung von Arthur O'Connor und seiner Begleiter waren die allarmirendsten Nachrichten im Schloß von Dublin eingelaufen. Die Regierung wurde auf's Bestimmteste davon in Kenntniß gesetzt,

daß unerachtet aller aufgebotenen Mittel die Landbevölkerung zu entwaffnen, nicht weniger als 279,896 Mann [1]) sich dem irischen Revolutionscomité, als jeden Augenblick zu bewaffnetem Einschreiten bereit, zur Verfügung gestellt hatten. Die Grafschaften Carlow, Meath, Wicklow, Kerry, Down und Antrim waren vollständig für die Insurrection organisirt und bis in das Schloß von Dublin liefen die Fäden der Verschwörung. Eine größere Verantwortung als diejenige, welche auf den damals mit der Sicherheit von Irland betrauten Staatsmännern lastete, läßt sich kaum in der Geschichte nachweisen. Sie verfügten über eine Macht von nicht mehr als 40,000 Mann, die nur zum Theil aus regulären Truppen, in ihrer Mehrheit aber aus unzuverlässiger, mit den revolutionären Elementen sympathisirender Miliz und Landwehr bestand, um eine größtentheils feindlich gesinnte, zum Theil revolutionär organisirte Bevölkerung in Zaum zu halten, welcher überdies die mögliche Unterstützung einer fremden Armee in Aussicht gestellt war, und die nur auf ein Zeichen wartete, um zur offenen Empörung zu greifen.

Die Rettung aber war in dem Umstand gegeben, daß mit an der Spitze der Regierung ein Mann von unbeugsamem Muth, rastloser Energie und der überlegenen Einsicht des Genius stand: ich halte den Tag für nicht so fern, wo Irland sich des John Fitzgibbon, Earl of Clare, als eines der größten seiner Söhne erinnern wird. Er war allen Schritten der Verschwörer mit der größten Wachsamkeit gefolgt und als die Nachricht von der Verhaftung O'Connor's eintraf, erachtete er den Augenblick raschen Eingreifens auch in Dublin für gekommen. Dem revolutionären Comité sollte nicht Zeit gelassen werden, unter dem Eindruck der momentanen Panik seine Schriftsachen in Sicherheit zu bringen und sich selbst zu entfernen. Die schleunige Verhaftung seiner einflußreichsten Mitglieder verhinderte alle derartigen Schritte; sie übte auf die ganze Bewegung eine lähmende Wirkung, und als nach siebenjähriger Vorbereitung der Aufstand wirklich zum Ausbruch kam, fand er sich seiner Häupter beraubt und ohne centrale Leitung. Sein Werk faßt sich in der Schilderung von Greueln und Zerstörungen zusammen, auf die zurückzukommen es sich glücklicher Weise nicht mehr der Mühe lohnt. Nur das verdient in der Erinnerung späterer Geschlechter fortzuleben, daß, als für den loyalen Theil der Bevölkerung die Stunde der rächenden Vergeltung kam, der Lord Lieutenant, Cornwallis, der Staatssecretär, Lord Castlereagh, und der Lord Kanzler Earl of Clare, ihre ganze Kraft daran setzten, um Repressalien zu verhindern und die Unterlegenen vor den Mißhandlungen zu schützen, die sie selbst ausgeübt hatten [2]).

Noch heute dient die Geschichte der Rebellion von 1798 zur Warnung und nützlichen Lehre. Burke hat den Ausspruch gethan, daß im Volk die Erkenntniß sich stets wach erhalte, wie Unruhen ihm nie zum Vortheil gereichten; lasse es sich also dennoch zu solchen verleiten, so sei dies mehr als Irrung, denn als

---

[1]) Nach den, von Lord Camden dem Herzog von Portland übermittelten Schriftstücken vom Februar 1798. State Paper Office. Bei Froude: „The English in Ireland" III, 303.

[2]) Ueber Lord Clare s. Moore: „Life of Lord Edward Fitzgerald", II, 58; Stanhope: „Life of Pitt", III. 148; Sir Jonah Barrington: „Memoirs", II, 266—267; „Correspondence of Charles Marquis Cornwallis" II, 357, 362, 371, 384.

Verbrechen zu beurtheilen. Längst vor ihm hat der große Minister König Heinrich's IV. gesagt, daß, wenn Revolutionen sich großer Staaten bemächtigen, diese nie das Ergebniß des Zufalls oder momentaner Erregung sind, und daß, wenn die Massen sich empören, es nicht des Angriffs wegen, sondern vielmehr deshalb geschieht, weil die Schwere der ihnen auferlegten Last unerträglich für sie geworden ist. Wenn die beiden großen Staatsmänner Recht behalten, so ist uns damit ein Fingerzeig gegeben, in einem beinahe ausschließlichen Agriculturstaat, wie Irland es ist, den Grund der dort allgemein herrschend gewordenen Unzufriedenheit in seinen agrarischen Zuständen zu suchen. Soll es jedoch gelingen, uns genaue Rechenschaft über diese Verhältnisse zu geben, so wird es unerläßlich sein, sowohl auf das agrarische System, das in Irland vor Einführung des englischen Gesetzes herrschend gewesen, als auf die wechselvollen Schicksale des irischen Grundbesitzes seit Begründung der englischen Herrschaft etwas näher einzugehen. Erst wenn das geschehen ist, werden wir zu völliger Klarheit darüber gelangen, warum der letzte Grund aller in Irland auftauchenden politischen Schwierigkeiten immer wieder in der Landfrage zu finden ist.

I.

Allbekannt ist, wie die Nachkommen einer primitiven Race, in viele Abzweigungen sich vertheilend und Dialekte einer ursprünglichen Sprache redend, über das Land vom Indus bis zum atlantischen Ocean und von dort aus über den ganzen amerikanischen Continent sich ausbreiteten. Gelehrte wie Maurer, Sohm, Sir Henry Maine und Doctor Sullivan, die sich mit der Entstehung des Besitzes und der gesellschaftlichen Zustände befassen, haben überzeugend nachgewiesen, wie auch zur Zeit, wo diese arische Race in viele Stämme sich vertheilte, doch in jedem derselben das Bewußtsein der gemeinsamen Abkunft von einem Stammvater sich erhielt, und folglich der Begriff der Blutsverwandtschaft als das erste feste Band erscheint, das die menschliche Gesellschaft zusammenhielt. Mit diesem Bande der Consanguinität als dem Verbindungselement der ersten socialen Gemeinschaften ist auch bereits der Begriff der Abhängigkeit derselben von einer, auf alle ihre einzelnen Glieder sich erstreckenden Autorität gegeben. Das geläufigste Beispiel der Verschmelzung dieser beiden Begriffe bietet selbstverständlich die engste und ursprünglichste Form aller menschlichen Gemeinschaften, die Familie, in ihren Beziehungen zu ihrem patriarchalischen Oberhaupt. Sir Henry Maine hebt besonders hervor, wie schwer es ist, bei Beurtheilung dieses Verhältnisses in seinen primitivsten Stadien mit annähernder Sicherheit zu unterscheiden, ob alle die mit zur Familiengemeinschaft gehörigen Personen als Verwandte oder als Untergebene Desjenigen zu betrachten seien, von dem ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu einander sich ableiten. Auf diese Vermischung der Begriffe ist auch wohl die künstliche Erweiterung der verwandtschaftlichen Beziehungen zurückzuführen. die bald zur Folge hatte, daß eine Anzahl von Personen theoretisch als mit zum Stamm gehörig betrachtet wurden, obwohl sie thatsächlich nur durch die Abhängigkeit von dem gemeinsamen Oberhaupte, keineswegs aber durch nachweisbare Bande des Blutes mit den übrigen Stammesgenossen verbunden waren. Damit ergab sich als weitere Folge die Nothwendig-

keit einer Entwickelung der Autorität, die schon den ersten, patriarchalischen Trägern obrigkeitlicher Gewalt die Wahrheit des Homerischen Ausspruches nahe gelegt haben mag:

Nicht gut ist Vielherrschaft; nur Einer sei Herrscher,
Einer König.

Den nächsten, entscheidenden Punkt in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit bezeichnet die Ansiedelung des Stammes auf einem begrenzten Stück Landes. Es wird allgemein angenommen, daß mit Eintritt dieses Momentes eine große Veränderung im Wesen dieses Stammes sich vollzieht, und fortan nicht mehr die Blutsverwandtschaft, sondern der Grund und Boden zur Basis der Gesellschaft wird. Die Constitution der Familie zwar beruht nach wie vor auf Consanguinität; für alle ausgedehnteren Gemeinschaften aber tritt das Land, auf welchem sie leben, mehr und mehr an die Stelle der verwandtschaftlichen Beziehungen. Maine verfolgt das Emporwachsen dieses Begriffs in dem Streben der Menschen nach Begründung politischer Gemeinwesen und Staatenbildungen, deren erste Anfänge in den kleineren Vereinigungen der Dorfgemeinde und des Frei- oder Herrenhofs gegeben sind, von welchen die ganze Einrichtung des Besitzes in Grund und Boden, wie sie sich in den feudalen Zuständen des Mittelalters ausgebildet hat, ausgegangen ist. Ein Irrthum wäre es jedoch, anzunehmen, daß diese tiefgreifenden Veränderungen in der Entwickelungsgeschichte unserer Race sich in bestimmt von einander geschiedene Zeitabschnitte eintheilen lassen; sie haben sich vielmehr erst allmälig und auf eine oft beinahe unmerkliche Art und Weise vollzogen; nur das läßt sich mit Sicherheit erkennen, daß die Geschichtsepochen bald von dem einen und bald von dem andern dieser Begriffe geleitet erscheinen, ohne daß jedoch einer derselben zur ausschließlichen Herrschaft gelangt wäre. Gerade wie die feudale Auffassung der Gesellschaft, noch lange nachdem man dazu gekommen war, das Land als einen merkantilen Werth zu betrachten, einen mächtigen Einfluß auf die Gedanken und Empfindungen der Menschen behielt, so liegt auch die Auffassung der auf Blutsverwandtschaft beruhenden Gesellschaft noch den Ideen und Lebensgewohnheiten einer längst durch den Besitz von Grund und Boden verbundenen Gemeinschaft zu Grunde. In keinem Land ist die Theorie, daß Grund und Boden eine nur durch ungenügenden Vorrath beschränkte Form des Besitzes wie jede andere ist, rückhaltloser angenommen worden, als in England. Und dennoch ist gerade das englische Gesetz von feudalen Principien durchdrungen, und wird englische Anschauungsweise und Sitte noch wesentlich von ihnen beeinflußt; ja mehr als das: gerade während der letzten Jahre hat es sich erwiesen, daß Spuren einer archaischen Form der Dorfgemeinde sich noch heute in englischen Gesetzen, Gewohnheiten und Methoden des Landbaus nachweisen lassen [1]).

Unter keinem andern abendländischen Volke hat der Begriff der Blutsverwandtschaft als Basis des Gemeinwesens sich länger erhalten als bei den schottischen Hochländern und den Bewohnern von Irland. Der Schriftsteller, den ich wiederholt anzuführen Gelegenheit hatte, zögert selbst nicht mit der

[1]) Maine: „Early History of Institutions", p. 88.

Behauptung, daß derselbe im Brehon Code deutlicher als in den Bodengesetzen Indiens ausgesprochen ist[1]). Die Brehonischen Rechtsgelehrten anerkennen zwar die Form des Privatbesitzes an Grund und Boden, die sich aus der Aneignung von Theilen des Stammeseigenthums durch einzelne Familien entwickelte, aber die Rechte solcher Besitzer sind enger beschränkt, und die Controle der Stammes-Genossen über sie ist viel größer als jene, die den indischen Dorfgemeinden über den Privatbesitz zustand. Ueberdies enthielt der Brehon Code Spuren jener Form des Grundbesitzes, die sich aus der Autorität des Grundherrn ableiten läßt; allein obwohl das Haupt des Clans oder Stammes sich mehr und mehr der Stellung eines solchen näherte, hat er sie doch niemals ganz erreicht. Die Untersuchungen meines gelehrten Freundes Sullivan gerade über diesen Gegenstand gehören mit zum Besten und Interessantesten, was auf diesem Gebiete geleistet worden ist und gestatten, den ganzen Verlauf dieser historischen Entwickelung genau zu verfolgen. Demnach erscheint der Clan des alten Irland als eine Vereinigung von Männern, die sich von einem Stammvater herkommend betrachteten und seinen Namen trugen. Insofern sie sich auf den Clan als politisches Gemeinwesen bezog, beruhte diese Voraussetzung ohne Zweifel zum größten Theil auf einer Fiction. Sie ließ sich im besten Fall in Bezug auf das Stammeshaupt und seine Familie festhalten; das hinderte aber nicht, daß nicht nur jedes einzelne Mitglied des Clans, wie schon gesagt, den Namen dieses mehr oder weniger mythischen Vorfahren führte, sondern daß auch der vom Clan bewohnte Grund und Boden nach ihm genannt wurde; ein Umstand, der bis in unsere Tage die Anschauungen der Irländer in Bezug auf die agrarische Frage in einer nicht immer leicht zu verfolgenden, aber doch sehr wesentlichen Art und Weise beeinflußt hat. Wieder durch Sullivan und Maine sind wir mit der agrarischen Organisation des irischen Clans vertraut geworden. Er war auf einem begrenzten Stück Landes angesiedelt, dessen Umfang jedoch zur Begründung eines politischen Gemeinwesens genügte, und an seiner Spitze stand eines jener zahlreichen Geschlechtshäupter, Rig genannt, die der Volksmund später zu irischen Königen umgeschaffen hat. Das Gebiet des Clans hieß Tuath, das gothische Thiuda, das nordische Thjoth und altgermanische Diut, in allen diesen Wandlungen der Ausdruck für „Volk“, der hier eine Anzahl von Familien bezeichnet, die nach und nach als Clan eine politische Vereinigung bildeten[2]). In den gegenwärtig noch bestehenden Baronien von Irland haben sich, unerachtet vieler Veränderungen, noch im Großen und Ganzen die alten Abgrenzungen der Tuaths erhalten. In denselben ging man von der Voraussetzung aus, daß das ganze Territorium, das sie umfaßten, Gesammtbesitz des Stammes sei; thatsächlich aber gehörten große Theile derselben kleineren Vereinigungen von Stammgenossen zu eigen. Ein Stück Land behielt das jeweilige Haupt des Clans, während wieder andere Ländereien untergeordneten Häuptern zufielen, die Flath genannt wurden, was Sullivan wohl etwas zu frei mit Lord oder Grundherr über-

[1]) Maine: „Early History of Institutions“, p. 89.

[2]) Sullivan: Introduction to O'Curry: „Manners and Customs of the ancient Irish.“ p. LXXX.

setzt. Dem Stamm verblieb alles nicht besonders beanspruchte Land, und über dasselbe stand dem Haupt zwar die Herrschaft, aber durchaus kein Besitzrecht zu. Das ihm zugesprochene Eigenthum, sowie alle, zur Belohnung für öffentliche Dienste bestimmten Ländereien gingen nach dem Gesetz der Erbfolge von einem Würdenträger auf den andern. Ueber den von Sonderansprüchen freien Stammbesitz konnte der Theorie nach nicht anders als auf eine bloß temporäre Weise verfügt werden. Solche zeitweilige Besitzergreifungen desselben kamen aber nicht selten vor, und gingen, unter Anderm, von besonderen Vereinigungen von Männern aus, die sich zwar als Stammgenossen bezeichneten, in Wahrheit aber durch besonderen Vertrag constituirte Genossenschaften zum Zweck der Nutzbarmachung des Bodens als Weideland bildeten. Das eigentliche Brachland dagegen verfiel mehr und mehr dem Gutdünken des Stammeshaupts, und trug nicht wenig zur Ausdehnung seiner Macht bei, indem er zu Gunsten der „Fuidhirs", oder fremden Ansiedler, darüber verfügen konnte, die, theils weil ihre eigenen Clans sie ausgeschlossen hatten, theils weil der eine oder andere dieser Clans zu Grunde gegangen war, seinen Schutz anriefen. Mit dem neuen Stamm verband sie nichts, als die Abhängigkeit von seinem Oberhaupte, dessen ergebene Anhänger sie wurden, und aus diesen und andern Gründen ist ihnen eine wichtige Rolle in der Geschichte der agrarischen Entwickelung von Irland zugefallen. Der gesellschaftliche Zustand, den sie mitbegründen halfen, blieb selbstverständlich nicht stationär; die zeitweilige Occupation des Landes strebte darnach, sich in eine permanente Besitzergreifung zu verwandeln; einzelnen Familien gelang es, sich der periodisch wiederkehrenden Neuvertheilung des Stammlandes zu entziehen; andere erhielten Grundstücke als Lohn für geleistete Dienste, und dazu kam die fortwährende Cedirung von Grund und Boden an die Kirche, und die daraus hervorgehende Vermischung der Rechte des Clans mit den kirchlichen Rechten. Constitution und Wesen der altirischen Kirche haben Theologen und Historiker vielfach beschäftigt, und auch in diese Verhältnisse ist durch die neuesten Forschungen Licht gebracht und gezeigt worden, wie diese ganz fremde Institution der christlichen Kirche in einer auf dem Princip der Consanguinität beruhenden Gesellschaft eingeführt wurde, und wie es dazu kam, daß sie diesem Princip, das ihr seinem innersten Wesen nach widerstreben mußte, sich dennoch assimilirte.

Bis zur Thronbesteigung Jakob's I. blieben diese Zustände in dem bei weitem größeren Theil von Irland herrschend, der nicht nach englischem Gesetz und Recht regiert wurde. Nach altirischem Gesetz und Herkommen vererbte sich der Besitz kraft eines Systems, nach welchem, beim Tode eines landbesitzenden Mitglieds des Sept, einer Unterordnung des Clans, der gesammte Grundbesitz dieses Sept einer neuen Theilung unterzogen wurde. In Folge dessen ging also der Grund und Boden des Verstorbenen nicht auf seine Kinder über, sondern diente dazu, die liegenden Güter aller mit zum Sept gehörigen Familien zu vergrößern, ein Gesetz, das unter dem Namen Gavelkind bekannt ist [1]. Um

[1] Maine: „Early History of Institutions", p. 186 und ff., und Sullivan, CLXVIII—CLXXXII. loc. cit. S. auch Sir J. Davis' Reports „Le Cas de Gavelkind" Hil. 3 Jac. I, before all the Judges.

jedoch die Theilung des Besitzes des Stammeshaupts, sowie der übrigen Würdenträger eines Tuaths zu verhindern, wurde über sein Vermögen nicht nach dem Gavelkind, sondern nach dem sogenannten Tanistry-System verfügt. Der Tanist wurde schon bei Lebzeiten des Hauptes des Clans zu seinem Nachfolger erwählt und mußte zu seiner Familie gehören, nicht aber sein Sohn sein. Diese und alle andern damit zusammenhängenden Institutionen wurden 1605 plötzlich aufgehoben und das englische Recht der Erstgeburt an ihrer Stelle eingeführt. Die rasche und gewaltthätige Art, wie das geschah, schädigte die Interessen des Landes auf's tiefste und legte den Grund zu allen künftigen agrarischen Schwierigkeiten Irlands. Der von Manchen festgehaltenen Ansicht, als ob die allerdings zu rücksichtslose Aufhebung des Tanistry-Systems, und die Verwerfung desselben als einer illegalen Institution zu den schlimmsten Mißgriffen der englischen Regierung gezählt werden müsse, vermag ich mich jedoch nicht anzuschließen; es hätte längst vor Anbruch des siebzehnten Jahrhunderts zu bestehen aufgehört, wenn nicht die anarchischen Zustände des Landes allen diesen kleinen Häuptern und Stämmen eine Art von künstlicher Lebenskraft mitgetheilt hätten, die Sir John Davis, den Attorney-General Jakob's I. nicht verhinderte, in ihnen die Quelle des Unheils für das Land und die Ursache zu erkennen, warum es dem Besitz überhaupt dort an jeder festen Grundlage fehle. Weniger läßt sich die Art und Weise der Aufhebung des Gavelkind rechtfertigen. Selbst wenn diese Institution wirklich so schädlich war, als die englischen Gesetzgeber es behaupteten, so lag doch eine augenscheinliche Ungerechtigkeit darin, die Ansprüche und Hoffnungen der weitläufigen Verwandtschaft des letzten Besitzers zu täuschen. Wie Maine richtig bemerkt, scheiterte die Staatskunst der Engländer, trotz ihrer wohlgemeinten Absichten, schon damals am Mangel von wahrem Verständniß für Institutionen, die ihrem Wesen nach archaisch, den politischen und juristischen Anschauungen einer späteren, vorgerückteren Civilisation schwer zugänglich waren. Als unter der Regierung Heinrich's VIII. ähnlichen Zustände in Kent und Wales, wo gleichfalls das Gavelkind galt, einer Umgestaltung unterzogen wurden, berichtet Sullivan, wie das leichtfertige und rücksichtslose Vorgehen, das für Irland genügend befunden worden war, durch ein besonneneres Verfahren ersetzt worden sei und so die Rechte der Einzelnen gewahrt blieben [1]). Die Verkennung dieser Rechte in Bezug auf die ackerbauende Bevölkerung von Irland sollte noch bittere Früchte tragen; ihren eigentlichen Grund aber hatte sie in der Annahme, daß diese Bevölkerung überhaupt keinen Besitzanspruch auf den Grund und Boden habe, sondern denselben lediglich dem Gutdünken ihrer Stammeshäupter verdanke, die jeden Augenblick befugt seien, ihn wieder zurückzuziehen. Mehr als irgend ein anderer ist Edmund Spenser, der berühmte Verfasser der „Fairy Queen", und Mitglied der Regierung Irlands unter Elisabeth, für diese Auffassung der altirischen Zustände verantwortlich. Sein Buch über diesen Gegenstand machte großes Aufsehen in England [1]) und hat unzweifelhaft auf die Staatsmänner Jakob's I. großen Einfluß geübt. Der verderblichste Irrthum von Spenser war der, daß er die grundbesitzenden Angehörigen des Clans mit den

[1]) Sullivan, loc. cit. CLXXXIV.

[2]) Spenser: „A View of the State of Ireland 1596." pp. 53, 133—137.

hier besprochenen Fuidhir oder besitzlosen fremden Ansiedlern verwechselte, die allerdings ganz von der Gunst des Stammeshauptes abhingen. Nun hatte aber, in Folge der fast ununterbrochenen Streitigkeiten und kleinen Kriege der Stämme untereinander, gerade dieser Theil der ackerbauenden Bevölkerung fortwährend zugenommen, und besonders war das in Munster der Fall, wo Spenser residirt hatte. Dort gerade waren viele der alten Clanhäupter verjagt oder abgesetzt worden, und im Interesse ihrer Nachfolger lag es selbstverständlich, die alte irische Stammes-Eintheilung zu ignoriren und alle Inhaber des Bodens als Fuidhir zu behandeln. Meiner Ansicht nach ist der Mißerfolg der Politik Jakob's I. in Irland vornehmlich auf diesen Irrthum zurückzuführen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß seine klugen und rechtlich denkenden Rathgeber, Sir Arthur Chichester und Sir John Davis, aufrichtig bestrebt waren, Irland nicht nur zu pacificiren, sondern auch zu regeneriren. Jakob I. selbst, obwohl seine Schwächen und Lächerlichkeiten ihn zu einer mehr komischen historischen Figur gestempelt haben, besaß einige der Eigenschaften geistiger Bildung, und seine Begriffe waren weder eng noch reformirenden Ideen abhold. Dennoch scheiterten seine Pläne an dem Umstand, daß seine Staatsmänner nicht vorsichtig genug bei der Behandlung von Institutionen verfuhren, die ihrem eigenen, hergebrachten Ideenkreis fremd gegenüber standen.

II.

Die Regierung Jakob's I. brachte Irland nicht allein die Abstellung der alten Rechtszustände und Sitten: sie eröffnete für dasselbe auch die Aera der ausgedehnten Confiscationen. Die Thronbesteigung dieses Königs war von allen echten Iren als ein glückverheißendes Ereigniß begrüßt worden. Er beanspruchte die Abkunft von Fergus, dem ersten König der Scoten, der selbst wieder ein Abkömmling alter irischer Stammeshäupter war, und man jubelte auf der grünen Insel darüber, daß nun endlich das Scepter des Reichs wieder in die Hand eines nationalen Königs gelangt war, von dem man einen Uebertritt zur katholischen Kirche erwartete. Die Freude erwies sich jedoch von kurzer Dauer. Bereits unter Elisabeth hatte eine Parlaments-Acte die Ausübung des katholischen Cultus abgeschafft, aber es war einem Häuflein Protestanten nicht möglich gewesen, ein ganzes Volk seiner Religionsübung zu berauben. Der größte Theil der Einwohner blieb seinem alten Glauben treu, und an den König gelangte eine Petition, er möge seinen irischen Unterthanen die freie Ausübung des katholischen Cultus gestatten. Das wurde nicht allein verweigert, sondern auch vier der Deputirten, die das Gesuch überreicht hatten, in den Tower gesteckt. Der König war seinerseits gereizt worden: die Corporationen von Limerick, Cork und Waterford hatten dem häretischen Souverän den Treueid verweigert, und dies mit Berufung auf dahin gehende Entscheidungen der Universitäten von Salamanka und Valladolid. Als man in Irland vernahm, was geschehen war, beschloß man, zu den Waffen zu greifen. Zwei irische Große, Tyrone und Tyrconnell, wurden zu Anführern bestimmt und Verhandlungen mit auswärtigen Mächten angeknüpft. Allein die Verschwörung ward entdeckt: als die Empörung ausbrach, waren die beiden Earls geflohen und die Führung einem ungestümen Jüng-

ling von einundzwanzig Jahren zugefallen, der bald das Opfer derselben wurde. Die englische Regierung aber schritt zu einer Politik der Confiscation. Die Grafschaften Donegal, Derry, Tyrone, Fermanagh, Cavan und Armagh, mit andern Worten zwei Drittel des Nordens, wurden als der Krone anheimgefallen erklärt; sie umfaßten ein Gebiet von zwei Millionen Acres. Man scheint sich daran erinnert zu haben, wie das römische Colonisationssystem als Mittel zur Unterwerfung und Civilisirung eroberter Länder verwerthet worden war, und beschloß, das so gewonnene Land mit schottischen und englischen Ansiedlern zu besetzen. Schon während der Regierung der Königin Elisabeth waren vorbereitende Schritte in dieser Richtung geschehen und Colonien solcher Einwanderer in Down und Antrim errichtet worden, die sich jedoch nicht erfolgreich erwiesen. Ein zweiter, glücklicherer Versuch wurde in Cork und Kerry gemacht; aber nichts von allem Dem ließ sich mit den Unternehmungen vergleichen, die jetzt in Ulster begonnen wurden. In mancher Beziehung erwies sich die dort eingeführte Politik unleugbar als ein Erfolg. Bequeme Pachtwohnungen entstanden in der trostlosen Oede von Tyrone. Die Corporation von London unternahm die Colonisation von Derry und gab ihr den Namen Londonderry, der in der Geschichte zur Berühmtheit bestimmt war. Ueber die ganze Provinz wurden Felder umzäunt, entwässert und in Stand gesetzt, Städte und Dörfer gebaut, Handel und Manufacturen gefördert, und so der Grund zur Wohlfahrt gelegt, die Ulster seit dieser Confiscation von 1610 vor dem ganzen übrigen Irland so günstig unterschieden hat [1]). Allein dieses Vorgehen, das so schnell auf die Zerstörung der alten Ordnung der Dinge im Lande gefolgt war, hatte noch das weitere Ergebniß, daß es bei den irischen Eingebornen das Vertrauen in den englischen Gerechtigkeitssinn auf immer zerstörte. Sie gingen von der Ueberzeugung aus, daß kein Verrath von Seiten der Stammeshäupter die uralten Rechte der Inhaber des Landes auf den Besitz desselben erschüttern konnte, und als sie sich aus ihren heimathlichen Stätten nach Morästen oder unwirthlichen Höhenzügen versetzt sahen, erwachte in ihren Seelen ein nicht mehr zu bannendes Gefühl der Empörung und Feindschaft, deren bittere Früchte für die Zukunft reiften.

Der große materielle Erfolg des in Ulster eingeschlagenen Verfahrens und der schnell dort zunehmende Werth von Grund und Boden legten indessen den Gedanken nahe, dasselbe Experiment auch in andern Theilen des Landes zu wiederholen; und da wo offene Gewalt zur Beraubung und Vertreibung der alten Besitzer nicht angewendet werden konnte, griff man zu den verwerflichsten und perfidesten Mitteln. Bereits durch Acte vom zwölften Regierungsjahr Elisabeths war dem Lord-Deputy die Befugniß ertheilt worden, die Ländereien irischer Clanhäupter erst einzuziehen und dieselben ihnen dann wieder zu bewilligen. Viele der irischen Großen hatten dieses gesetzliche Verfahren für sich in Anspruch genommen, und in Folge dessen ihren Besitz den Bestimmungen des englischen Rechtes längst vor dem Jahr 1605 unterworfen, wo dasselbe allgemeine Geltung

[1]) Einer meiner Vorfahren war selbst in dieser Angelegenheit mit Rath und That betheiligt, und gibt sehr interessante Aufschlüsse über die trostlosen Zustände in Ulster vor der Colonisation. S. Blennerhassett: „Direction for the Plantation in Ulster", London 1610.

über ganz Irland erhielt. Nun, unter Jakob I., wurde es zur Gewohnheit, die Rechtstitel solcher Besitzer anzufechten, und eine besondere Classe von Menschen, die sich „Discoverers“ nannten, machte es sich zur Aufgabe, technische Lücken und Fehler in den Besitz-Urkunden zu entdecken und es darauf hin zu bewerkstelligen, daß die Güter solcher Eigenthümer als der Krone anheimgefallen erklärt und hierauf in vielen Fällen entweder ihnen oder ihren Auftraggebern zugesprochen wurden. Es ergab sich von selbst, daß nach langen Bürgerkriegen und Unruhen aller Art eine Menge von Anhaltspunkten für ein solches Verfahren geboten waren; bald nahm man für jeden Fußbreit Landes das Eigenthumsrecht der Krone in Anspruch, und suchte das neue Ansiedlungssystem über die ganze Insel auszudehnen. Der unter Jakob I. in dieser Richtung gegebene Impuls ging nicht mit seiner Regierung zu Ende: nach dem Earl von Clare wurden im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts nicht weniger als 11,697,629 Acres Land confiscirt. Er fügt hinzu, daß nur etwa fünf oder sechs Geschlechter englischer Abstammung überhaupt verschont geblieben, eine Anzahl von Ländereien aber zweimal, und selbst dreimal im Laufe dieses einen Jahrhunderts confiscirt worden seien [1]). Das allein hätte genügt, um alle Begriffe der Nation in Verwirrung zu bringen; was diese Verwirrung aber noch steigerte, war der feste Glaube der Masse des Landvolks, daß Grund und Boden ihm wirklich zu eigen gehöre, ein Glaube, dessen Ursprung aus der agrarischen Vorgeschichte des Landes leicht nachzuweisen ist.

Und nun trat zu allen vorhandenen Elementen der Unordnung die commercielle Politik von England, die das irische agrarische Problem zu einem vollständig unauflöslichen zu machen drohte. Die Geschichte dieser Politik hat am besten Lord Dufferin, jetzt Botschafter Englands bei der Pforte und selbst ein Irländer, erzählt [2]). Schon im 16. Jahrhundert pflegte irisches Vieh auf englischen Märkten um geringeren Preis verkauft zu werden, als der für englisches Vieh verlangte. Als im zwanzigsten Jahr von Elisabeths Regierung die Einfuhr von inländischem Vieh nach England verboten wurde, griffen die Irländer zum Auskunftmittel, es im Land zu schlachten und das eingesalzene Fleisch auf den englischen Markt zu bringen. Nun wurde dieses Fleisch mit hohen Einfuhrzöllen belegt und der ganze Handel so behindert, daß sein Ruin nicht mehr aufzuhalten war. Die Irländer versuchten es jetzt mit der Schafzucht, für welche das Klima ihres Heimathlandes sich ganz besonders eignete; die irische Wolle war von schönster Qualität und so ergibig, daß sie weit über den eigenen Bedarf reichend, als Handelsartikel sich verwerthen ließ. Die irischen Frauen lernten das Weberhandwerk, und es schien, als ob diese Industrie für Irland die Bedeutung erhalten sollte, die der Wollhandel während des Mittelalters für England gehabt hatte. Aber es sollte anders kommen: eine Parlamentsacte unter Karl II. erklärte die irische Wolle für Contrebande, und als es sich zeigte, daß dieser Schritt ihrem Absatz in den südeuropäischen Staaten keinen Eintrag that, setzten die Tuch-, Woll- und Flanellfabrikanten Englands

---

[1]) S. Speech of Lord Clare on the Union, p. 21.

[2]) S. Lord Dufferin: „Irish Emigration and the Tenure of Land in Ireland“, p. 129 ff.

ihre Agitation so lange fort, bis sie endlich unter Wilhelm III. eine Parlamentsacte zu Stande brachten, die der irländischen Wollindustrie einfach den Todesstoß gab, und in Folge von welcher 20,000 Fabrikanten das Land verließen. Man versuchte es hierauf mit der Seidenindustrie, und auch dieser boten sich günstige Aussichten; aber schließlich erging es ihr nicht anders als der Wollfabrikation. Die Baumwollhändler, die Zuckerraffinerien, die Seifenfabrikanten, die Lichtzieher, mit einem Worte alle Gewerbsleute, die sich durch die irische Industrie in ihren Interessen geschädigt sahen, beeilten sich, immer wieder vom Parlament die Vernichtung derselben zu verlangen, und kamen schließlich immer an's Ziel. Ein Beispiel dafür, wie sehr man entschlossen war, das Wohl von Irland dem vermeintlichen Besten der Schwesterinsel auf's Rücksichtsloseste zu opfern, bieten zwei Petitionen der Fischer von Folkstone und Aldborough, die 1698 an das Unterhaus gelangten. In diesen Petitionen führten die englischen Fischer darüber Klage, daß die Irländer an ihren eigenen Küsten, zu Waterford und Wexford, den Heringsfang betrieben. Der Handel mit England war vernichtet, aber Irland konnte sich möglicherweise noch durch den Absatz seiner Industrie im Ausland bereichern. Damit wäre aber eine Rivalität mit dem englischen Seehandel entstanden, und das war gerade, was man in England um keinen Preis zu dulden entschlossen war. Schon unter der Regierung Karl's II. wurde den irischen Handelsschiffen aller Verkehr mit europäischen Häfen untersagt; die Meere jenseits des Caps durften sie nicht befahren. In Bezug auf den Handel mit den Colonien wurde alle Ausfuhr Irlands nach denselben streng untersagt und die wichtigsten Colonialwaaren, wie Zucker, Baumwolle und Tabak, vom directen Import nach Irland ausgeschlossen; erst aus den englischen Häfen gelangten sie dahin. Diese Politik wurde mit unerbittlicher Consequenz während 250 Jahren festgehalten. Das Ergebniß derselben war, daß den Irländern jene Eigenschaften verloren gingen, die den commerciellen Erfolg sichern; als endlich ihre Fesseln fielen, konnten sie nicht auf einmal wiedergewinnen, was Zeit und Ungunst der Verhältnisse ihnen geraubt hatte, und auf dem Feld der Industrie den Kampf um's Dasein nicht ebenbürtig aufnehmen. Schlimmer noch als das blieb es, daß einer von der Natur nicht mit den Instincten und Fähigkeiten ackerbauender Bevölkerungen begabten Nation nichts übrig gelassen war als eben der Grund und Boden. Es ist nichts weniger als richtig, sich den Irländer von blinder Leidenschaft für den Anbau eines Stückchen Landes erfüllt vorzustellen. Wäre das wirklich so, wie man es beständig wiederholt, er wäre im Lauf der Jahre ein besserer Landwirth geworden, als er es ist, und die irischen Einwanderer in Amerika würden nicht, wie sie es fast ausschließlich thun, durch industrielle Unternehmungen, statt durch Landwirthschaft sich Reichthum und Vermögen erwerben. Die Wahrheit liegt vielmehr darin, daß mindestens in drei von den vier Provinzen, aus welchen Irland besteht, einfach kein anderes Mittel zum Leben als der Landbau blieb. Nur darin ist die Ursache des Landhungers zu suchen, den Mr. Gladstone so eindringlich geschildert hat; und deswegen werden in Irland ganz unverhältnißmäßige Preise für das Recht geboten, ein kleines, noch dazu mit einem zuweilen ganz empfindlichen Pachtschilling belastetes Stück Grund und Boden bebauen zu dürfen.

Mit Ausnahme von Connaught erwiesen sich die Erzeugnisse des Bodens im Land während einiger Zeit genügend, um die ganze Bevölkerung von ungefähr drei Millionen Menschen in verhältnißmäßigem Wohlstand zu erhalten. Nach und nach aber fühlte sich dieselbe immer mehr beengt und schließlich, da frühe Heirathen zu den Lebensgewohnheiten der Irländer gehören, vor die Alternative gestellt, entweder ihr häusliches Glück oder alle Bequemlichkeiten des Lebens zu opfern.

Das lebhafte Temperament des Volkes, sein gemüthliches Wesen, der Einfluß des Clerus, die Milde des Klima's, der Ueberfluß an Heizungsmaterial, die Leichtigkeit, mit welcher die Cultur der Kartoffel gedieh, entschied seine Wahl, und nach wie vor wurde in Irland früh geheirathet. Das Geschenk, das der thätige, erfinderische Sir Walter Raleigh den Irländern schon unter Elisabeth mit Einführung der Kartoffelpflanze gemacht hatte, sollte jetzt zur Rettung in der Noth, in Wahrheit aber zum tödtlichen Gift für sie werden. Bereits unter Jakob II. hatte sich diese Pflanze über den größten Theil von Irland verbreitet; sie schien mehr denn je bestimmt, mit verhältnißmäßig geringer Mühe einer ausnahmsweise dichten Bevölkerung als genügendes Nahrungsmittel zu dienen, bis plötzlich dieses Nahrungsmittel ihr entzogen und sie allen Qualen des Hungers überantwortet wurde. Eine Generation nach der andern war in dem unglücklichen Lande dahin gebracht worden, sich stets neue Entbehrungen aufzuerlegen und ihre Kinder an ein Leben zu gewöhnen, das härter war als jenes, das im gleichen Alter die Väter gekannt hatten. Zugleich aber verstärkten äußere Zufälle, unter andern die Steigerung der Preise während der Napoleonischen Kriege, die Tendenz der Race nach schneller Vermehrung und so kam es, daß Irland bald das erschreckende Schauspiel einer, alle fünfzig Jahre sich verdoppelnden, und dabei lediglich auf Agricultur angewiesenen Bevölkerung bot, deren Grund und Boden, in Folge von schlechter Pflege und mangelndem Verständniß für eine rationelle Bewirthschaftung desselben, von Jahr zu Jahr weniger producirte und endlich stellenweise ihren getäuschten Hoffnungen nichts mehr als Dornen und Unkraut entgegenbrachte.

Nach der Zerstörung aller nationalen Eigenthümlichkeiten, nach den Confiscationen, nach einer merkantilen Politik, die dem Volk nichts gelassen hatte, als den Boden, kam noch die religiöse Politik hinzu, um das Chaos chaotischer zu machen. Es genügt, aus der umfangreichen, gegen die Katholiken gerichteten Gesetzgebung die eine Bestimmung hervorzuheben, nach welcher alle mit Katholiken geschlossenen Pachtverträge für nicht bindend und jeden Augenblick widerruflich erklärt wurden. Durch diese Bestimmung wurde die große Majorität der ackerbauenden Bevölkerung jeder Selbständigkeit und gesicherten Existenz beraubt. Da es überdies den meist von ihren Gütern abwesenden Gutsherren sehr schwer war, ihre ausgedehnten Besitzungen zu verwalten, so pflegten sie große Bruchtheile derselben an eine Classe von Personen zu verpachten, die „Middlemen“ genannt wurden, immer Protestanten waren, und das ihnen verpachtete Land in kleinen Parcellen und zu ganz enormen Preisen wieder an die um sie her wuchernde Bevölkerung zu verpachten pflegten. Nicht besser als den Katholiken erging es den schottischen Presbyterianern, die Ulster colonisirt hatten. Sie

waren ebenso eng als leidenschaftlich in ihren Anschauungen, haßten die Anglikaner nicht minder als die römischen Katholiken, und empfanden den gleichen Abscheu gegen das Chorhemd der Staatskirche und die Tiara des Papstes. Auch theilten sie die republikanischen Sympathien ihrer Glaubensgenossen in England und Schottland, und erschienen in Folge dessen in Vieler Augen gefährlicher für Kirche und Staat als selbst die Katholischen. Während letztere mit einem gefesselten, seiner Klauen und Zähne beraubten Löwen verglichen wurden, nannte man den Presbyterianismus eine aufgebrachte Wildkatze, von der man jeden Moment gewärtigen müsse, sie harmlosen Wanderern an den Hals springen zu sehen. Statt dem mildernden Einfluß der Zeit zur Umwandlung solcher Gesinnungen zu vertrauen, beschloß die Regierung, sie zum Uebertritt in die Staatskirche zu zwingen. Demzufolge wurde zu Dublin ein besonderer Gerichtshof eingesetzt, eine Reihe von Kirchengesetzen erlassen und die Liturgie der englischen Staatskirche in ganz Irland einzuführen gesucht. Die Presbyterianer leisteten anfangs entschlossenen Widerstand; als aber das Drängen und Verfolgen der englisch-irischen Bischöfe und ihrer Bevollmächtigten immer zunahm, begannen sie, über den Ocean zu flüchten, und endlich brachte es die englische Regierung dahin, daß sie die guten Resultate der Colonisation von Ulster durch ihre eigene Schuld wieder schädigte und viele von den dahin versetzten Ansiedlern nach Neuengland vertrieb, wo sie später nicht wenig zum Zusammensturz der Macht beitrugen, deren loyalste und ergebenste Vertheidiger sie ohne den gegen sie angewandten Zwang geblieben wären[1]).

Mit dem 18. Jahrhundert beginnt ein anderes, trauriges Kapitel irischer Geschichte. Auf dem Continent ausgebrochene Viehseuchen führten enorme Preise für gesalzenes Fleisch und conservirte Butter herbei. Die englischen Producte genügten dem ungeheuern Bedarf nicht und die landwirthschaftlichen Verhältnisse von Munster erfuhren eine totale Umgestaltung. Wir haben gesagt, wie es kam, daß die Mehrzahl der Pächter vor dem Gesetz rechtlos und der Willkür ihrer Gutsherrn überliefert worden waren; aber im praktischen Leben und unter dem Einfluß der wirthschaftlichen Bedürfnisse konnten sie doch mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen, im Besitz ihres Pachtgutes solange ungestört zu bleiben, als sie ihren Pachtzins zahlten. Jetzt aber änderte sich auch dieses, und sie wurden schonungslos, vornehmlich durch die Middlemen vertrieben, die ihren Vortheil dabei fanden, die kleinen Farms in Weideland für große Heerden zu verwandeln. Das geschah besonders in Tipperary und Limerick, und in den fruchtbarsten Gegenden von Clare, Waterford und Meath. Der Gemeindegrund, auf welchem das Vieh der Bauern zu grasen pflegte, wurde gleichfalls weggenommen und eingezäunt. Der Uebergang vom Ackerbau zur Viehzucht beraubte die Leute ihres Arbeitslohns und ließ ihnen nichts als ihren Kartoffelacker, dessen Pacht beträchtlich erhöht wurde. Die Inhaber des Weidelands waren Protestanten und durch gesetzliche Verträge anerkannte Pächter, und als ob man

1) Einer dieser geflüchteten Presbyterianer, Macamie von Donegal, gründete die gegenwärtig so verbreitete presbyterianische Kirche von Amerika. S. Reid: „Presbyterian Church in Ireland“, II, 425.

es darauf abgesehen hätte, die bäuerliche Bevölkerung vollständig zur Verzweiflung zu bringen, waren ihre Weiden vom Kirchenzehent befreit; obwohl manche dieser Großpächter eine jährliche Rente von 3000 bis zu 10,000 £ zahlten, trugen sie keinen rothen Heller zum Unterhalt ihrer eigenen Kirche bei, der folglich wieder ausschließlich von den armen Katholiken bestritten werden mußte. Das war denn doch mehr, als Menschen zu tragen vermögen, und es wurden Geister heraufbeschworen, die seither nicht wieder vom irischen Boden verschwunden sind.

Im Frühjahr 1760 verbreiteten sich dunkle Gerüchte von wohlausgerüsteten Männern, die des Nachts im Mondschein auf den Hügeln von Tipperary gesehen worden seien, wo sie in den Waffen sich übten. Man erzählte von französischen Officieren, die über den Canal kamen und wieder gingen, aber in Munster ward keiner gesehen, und es wollte auch nicht gelingen, die Hand auf Waffen zu legen. Aber das Erscheinen weißer Gestalten bei nächtlicher Weile dauerte ununterbrochen fort, und wo sie aufgetaucht waren, fand man des Morgens eingerissene Zäune, klagendes, verstümmeltes Vieh und zuweilen auch die versengten Mauern eines abgebrannten Pächterhauses und die verkohlten Leichen seiner Bewohner. Bald war die große Ebene inmitten von Irland in einem Zustand völliger Anarchie. Ihre Bewohner hatten sich durch die feierlichsten Eide verpflichtet, keinen Mitverschworenen zu verrathen, kein irgendwie ihn bloßstellendes Zeugniß vor Gericht abzugeben. Verhaftungen führten zu nichts; die Zeugenaussagen waren so beschaffen, daß den Richtern nichts übrig blieb, als die Geschwornen zur Freisprechung der Angeklagten aufzufordern. Während der katholische „Whiteboy“ den Süden terrorisirte, ereignete sich Aehnliches im Norden. Den unmittelbaren Anlaß dazu gab die ungerechte Vertheilung der von den einzelnen Grafschaften zu entrichtenden Steuern durch die Grand Juries, die beinahe ausschließlich aus Großgrundbesitzern zusammengesetzt waren. Das zum Unterhalt der Brücken und Straßen bestimmte Geld verwendeten einige dieser Herren auf eigennützige Weise und in den besonders schwer belasteten Grafschaften von Derry, Armagh, Tyrone, Down und Antrim war es dahin gekommen, daß die meisten Wege unfahrbar geworden waren. Die Kleinpächter schlossen 1764 nun auch dort einen Bund unter dem Namen „Hearts of Oak“, dessen Ausschreitungen jedoch das Maß des im Süden geübten Terrorismus nicht erreichten. Erst einige Jahre später trat das Ereigniß ein, das auch den Norden revolutionirte.

Ein höchst unwürdiger Nachkomme von Sir Arthur Chichester, dem Lord-Deputy Jakobs I., hatte große Güter in Antrim geerbt. Dieser Edelmann, fünfter Earl und erster Marquis von Donegal, war durch die wachsende Bedeutung des Handels von Belfast außerordentlich reich geworden, und es traf sich, daß alle seine Pachtverträge gleichzeitig erneuert werden mußten. Für ihren Wiederabschluß, auf Grund der bisherigen Bedingungen, verlangte er eine Anzahlung von 100,000 £. So viel Geld stand seinen Pächtern, lauter Protestanten, nicht zur Verfügung; allein sie boten sich an, dieses Kapital bei Erlangung ihres Pachtschillings mit zu verzinsen. Der billige und mögliche Vorschlag wurde zurückgewiesen. Einige Speculanten aus Belfast brachten die

verlangte Summe zusammen, übernahmen als Middlemen den Pacht der Ländereien und vergaben dieselben dann wieder an Kleinpächter, die größtentheils Katholiken waren. Ein anderer Großgrundbesitzer folgte dem Beispiel von Lord Donegal und 6000 bis 7000 Familien wurden obdachlos. Diejenigen derselben, die noch die Mittel dazu aufbringen konnten, gingen über den Ocean, begegneten sich mit den Nachkommen jener Presbyterianer, die der religiösen Intoleranz zum Opfer gefallen waren, und wurden im Verein mit ihnen die heftigsten Secessionisten des jungen Amerika. Die Zurückgebliebenen dagegen bildeten eine Verbrüderung, die sich die „Peep o' day boys" nannte, und sich die Verfolgung jener Katholiken zum Zweck setzte, die als Pächter ihre Nachfolger geworden waren und nun ihrerseits sich zu einem Bunde, „defenders" genannt, gegen sie organisirten. Dieser letztere, der sich nach und nach über die ganze Insel ausdehnte, wurde der Kern der Insurrectionsarmee von 1798. Diese drohenden Anzeichen verhinderten aber andere Grundherren nicht, das Beispiel der beiden großen Landlords von Antrim zu befolgen, und die Landbevölkerung des Nordens beantwortete ihr Vorgehen durch die Gründung des Bundes der „Hearts of Steel". Der Zustand von Ulster wurde so gefährlich, daß eine Armee dahingesandt werden mußte, die General Gisborne, ein kluger, menschenfreundlicher Officier, befehligte. Das Volk empfing ihn wie einen Freund, unterwarf sich, bestand aber darauf, daß er selbst seine Beschwerdegründe untersuchen solle. Gisborne that es und fand, daß nur eine verhältnißmäßig kleine Minorität von Grundbesitzern ihren Pächtern gerechten Anlaß zur Klage gegeben hatte, und bewog diese Minorität, ihr Verhalten zu ändern, was auch geschah und zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe führte. Allein das angerichtete Uebel ließ sich doch nicht wieder gut machen. Innerhalb der zwei Jahre, die den Vertreibungen in Antrim folgten, verließen 30,000 Protestanten die Provinz Ulster, um nach Amerika auszuwandern. Dort scharten sie sich, in tiefster Seele erbittert, um die Fahnen von Washington, und warfen ihren ganzen Einfluß in die Wagschale, um ihn und seine Freunde dahin zu treiben, wohin sie freiwillig nicht gegangen wären.

In den Vereinigten Staaten liegt gegenüber von Boston eine Hügelreihe, die in sanften Linien bis etwa 200 Fuß über dem Meer sich erhebt und die Stadt und den Hafen beherrscht. Der höchste Punkt derselben führt den Namen Bunkers Hill, und am 17. Juni 1775 hielten ihn 1500 Insurgenten, die sich dort oben verschanzt hatten, besetzt. Eine englische Colonne von 3000 Mann, die das Kanonenfeuer der britischen Flotte unterstützte, drang mit ruhiger Zuversicht vor, und dachte sie mit leichter Mühe aus dieser Stellung zu vertreiben. Als sie jedoch bis ganz nahe an den Feind herangekommen war, empfing sie ein so mörderisches Feuer, daß sie, in Unordnung zurückweichend, endlich den Hügel wieder hinabeilte; Officiere und Mannschaften aber waren entschlossen, nicht von einer Schar undisciplinirter Freiwilliger sich schlagen zu lassen und den Hügel um jeden Preis zu nehmen. Es gelang nach drei verzweifelten Angriffen, die dem britischen Heer 90 Officiere und beinah ebensoviel Soldaten als die Zahl derjenigen kosteten, die sich ihnen entgegengestellt hatten. Die Insurgenten aber waren zum Bewußtsein dessen gekommen, was sie vermochten, und der Tag vom 17. Juni trug keinen geringen Antheil am endlichen Ausgang des Kampfes.

Außerhalb Belfast liegt ebenfalls ein Bunker's Hill genannter Hügel. Wie der jetzt so berühmte Name über den Ocean drang, läßt sich nicht genau nachweisen; aber Froude nimmt an, daß ihn jene Verbannten nach Massachusetts trugen, deren Kinder die Vergeltung für alle Thorheiten und Verbrechen sich vollziehen sahen, die Irland zu Grunde richteten[1]).

Irland selbst kam nicht zur Ruhe. Die „Whiteboys" im Süden traten 1786 mit vermehrter Heftigkeit wieder auf; ihre Organisation vervollkommnete sich und es unterstützte sie die Sympathie der Bevölkerung und der allgemein gewordene Haß der Bauern gegen das Gesetz in allen seinen Formen. Daß es so weit gekommen war, konnte Niemanden Wunder nehmen. Die englische Auffassung des Besitzes hatte sich im Geist des irischen kleinen Mannes zuerst mit der Mißachtung der Rechte und des Herkommens identificirt, unter welchen seine Vorfahren während Jahrhunderten gelebt hatten; dann war sie ihm als Erpressung, und endlich als offene Beraubung erschienen, die sich unter den technischen Formen eines ihm unbekannten und unverständlichen Gesetzbuches barg, um endlich als legalisirte, systematische Unterdrückung zu herrschen. Unter solchen Umständen fand der Ausbruch der französischen Revolution die Insel zur Empörung reif: ich würde meinen Zweck für verfehlt erachten, wenn es mir nicht gelungen wäre, nachzuweisen, daß die Ursache derselben in den agrarischen Zuständen Irlands gegeben war. Allein was heute so klar erscheint, war es damals nicht; Grattan hatte kaum eine Ahnung davon; Burke erkannte es nur zum geringen Theil; Lord Clare allein gab sich Rechenschaft darüber. An dem Schicksal einer, wenige Jahre früher, 1772, unter der Administration von Lord Townshend im irischen Unterhaus eingebrachten Bill zum Schutz der Pächter hatte sich die Unmöglichkeit erwiesen, von dieser politischen Versammlung eine gerechte, gemäßigte Maßregel zu erhalten.

Wurde aber eine Parlamentsreform und die Katholiken-Emancipation durchgesetzt, und erfolgte damit die plötzliche Einführung eines starken volksthümlichen Elementes in die nationale Vertretung, so mußte man sich auf die Durchführung ganz revolutionärer Maßregeln gefaßt machen. Endlich, nachdem die Rebellion niedergeworfen worden war, erkannten Alle, die sich nicht von politischen Leidenschaften mit fortreißen oder durch hohle Phrasen irreleiten ließen, daß mit Bezug auf die Beziehungen zwischen England und Irland keine andere Wahl blieb, als entweder vollständige Trennung oder die Union. Die Union also wurde beschlossen und auch vollzogen. Obwohl diese Maßregel eine weise und in ihren späteren Ergebnissen durchaus heilsame war, vermochte sie die während Jahrhunderten geschlagenen Wunden nicht plötzlich zu heilen. Sie konnte Denjenigen, welchen die Unterdrückung ihre Unabhängigkeit, ihr Selbstvertrauen und ihre Redlichkeit geraubt hatte, diese Tugenden nicht zurückerstatten; es stand nicht in ihrer Macht, dieselbe Generation mit Mäßigung zu erfüllen, die in der Ueberzeugung herangewachsen war, daß Mäßigung ein Verbrechen, und die Anwendung von Gewalt eine verdienstliche Handlung sei. Aber das Parlament der Vereinigten Königreiche hätte vermocht, was das irische Parlament zu leisten nicht

[1]) Froude: „The English in Ireland", II, 141.

im Stand gewesen war, und an ihm war es, das Werk der Reform aufzunehmen. Wie Lord Clare in Bezug auf die alten Zwangsgesetze gegen die Katholiken zu verfahren gewünscht hatte, so wäre es jetzt die Aufgabe der Minister der Krone gewesen, die große Angelegenheit der Emancipation der Katholiken systematisch in die Hand zu nehmen, statt sie einzelnen Individuen zu überlassen, die darin ein bequemes Mittel fanden, Popularität zu gewinnen; und wie derselbe Staatsmann nicht müde wurde, es seinen Collegen zu wiederholen, hatten sie die Pflicht, eine Besserung der Lage der irischen Landbevölkerung herbeizuführen und sie von den drückendsten Lasten zu befreien[1]).

Der König jedoch verwarf diesen Theil vom Programm des Staatsmannes, der die Union durchgesetzt hatte, und die Ursachen der Unzufriedenheit von Irland bestanden fort.

III.

Den Augenblick, wo es möglich gewesen wäre, Irland mit verhältnißmäßig geringen Schwierigkeiten zu beruhigen und zu versöhnen, hatte man unbenützt verloren gehen lassen, und dieser Augenblick kehrte nicht wieder. Es geschah so gut als nichts zur Lösung des agrarischen Problems und doch verschlimmerte es sich von Tag zu Tag mit der wahrhaft erschreckenden Zunahme der Bevölkerung. In manchen Districten erwies sich das Land bereits vollständig unvermögend, die sich drängenden Menschen zu ernähren und alle gegen sie angewendeten Zwangs-Maßregeln brachten es nicht dahin, daß sie sich darein ergaben zu hungern und ihre Kinder hungern zu sehen. Da kam endlich der bereits hier flüchtig berührte Moment, wo die Natur zur Selbsthilfe griff: ohne jede vorhergehende Warnung brach das Unheil herein, und vornehmlich im Süden und Westen flüsterten die Leute, mit bebenden Lippen auf einen eigenthümlich intensiven Geruch verweisend, sich einander zu, daß die Kartoffeln mißrathen seien. In diese paar Worte faßte sich eine der größten nationalen Calamitäten zusammen, von welchen die Geschichte erzählt. Ein ganzes Volk sah sich der Hungersnoth preisgegeben und in ihrem Gefolge kamen ansteckende Krankheiten über das Land, die das Bild grausiger Zerstörung vollendeten. Den Gutsherren wurde selbstverständlich kein Pachtzins mehr gezahlt; die Armensteuer verzehnfachte sich und es kam zu einer allgemeinen Krisis. Die Regierung verlangte und erhielt die Sanction des Parlaments für eine Acte, wodurch jeder Grundbesitzer oder dessen Gläubiger in den Stand gesetzt wurden, ein bis zur Hälfte seines Werthes belastetes Gut zu verkaufen, und ein eigener Gerichtshof wurde zu diesem Zweck eingesetzt. Diese Maßregel pries man zur Zeit als den Höhepunkt politischer Weisheit und es war vergebens, daß von irischer Seite eine Kritik derselben versucht wurde. Ihre unmittelbare Wirkung war die, daß eine Masse von Gütern im Augenblick zum Kauf ausgeboten wurde, wo der mit ungewöhnlichen Lasten beschwerte Grundbesitz einer noch nie dagewesenen Entwerthung verfallen war. Feierlich eingegangene Verpflichtungen wurden bei Seite gesetzt und die werthgehaltensten

---

[1]) Lord Clare: Speech, 31t of January 1787. Irish Debates. Speech on the Union, p. 61; und Froude: „The English in Ireland".

Traditionen des englischen Rechtes über das Wesen des Besitzes umgangen; die Gläubiger sahen sich zum Verkauf gezwungen, sie mochten wollen oder nicht und obgleich specielle Verträge sie schützten; so daß einer der tüchtigsten irischen Rechtsgelehrten keinen Anstand nahm zu erklären, daß in der ganzen englischen Geschichte kein ähnlicher gesetzlicher Eingriff in Privatrechte nachgewiesen werden könne[1]). Die Staatsmänner, die ihn gewagt hatten, mußten sich noch überdies gestehen, daß er resultatlos blieb, und die Schwierigkeiten eher vermehrte als verminderte.

Der Gerichtshof hatte seine Thätigkeit im Jahre 1849 begonnen. Von dieser Zeit an bis heute ist ungefähr ein Sechstel des Bodens, oder ein Werth von etwa 50 Millionen £ in die Hände neuer Eigenthümer übergegangen. Dieselben übernahmen keinerlei Verpflichtungen, sondern wurden ausdrücklich als unumschränkte Besitzer der von ihnen käuflich erworbenen Ländereien anerkannt. Sie konnten entweder die Pächter zwingen, den vollen Kaufwerth für ihr Pacht-Gut zu zahlen, oder dieselben mit Unterstützung des Gesetzes austreiben, und eben auf diesen Umstand hatte man gerechnet, um Kauflustige anzuziehen. In kurzer Zeit sah sich eine beträchtliche Anzahl von Gutsherren von den heimathlichen Stätten ausgewiesen, die ihnen und den Ihrigen durch lange und zum Theil auch gute Beziehungen mit der ländlichen Bevölkerung theuer geworden waren. Während viele von ihnen, trotz aller Ungunst der Verhältnisse, die Gefühle und Traditionen dieser Bevölkerung geschont und geachtet hatten, erblickten ihre Nachfolger im Besitz des Landes einfach eine Geldanlage und dieser bloß pecuniären Auffassung ihrer Stellung fielen wieder die kleinen Pächter zum Opfer, die um so rücksichtsloser ausgewiesen wurden, als die Erfordernisse der neuen landwirthschaftlichen Methoden auch in Irland die Adoptirung eines neuen Systems der Bewirthschaftung dringend empfahlen. Hand in Hand mit der Vergrößerung der Pachtgüter ging die Reduction der Bevölkerung, und eine solche durch alle legalen Mittel zu fördern, lag nicht nur im Interesse des Gutsherrn, sondern auch des Pächters selbst. Vor Allem aber mußte den Ansprüchen, Verhältnissen, Anschauungen und selbst den Vorurtheilen der letzteren mit Schonung und Billigkeit begegnet werden, wenn man überhaupt zum Ziel kommen wollte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die alten, grundbesitzenden Familien die schwere Probe ehrenhaft bestanden und ihrer Pflicht auf eine oft bewunderungswürdige Weise gerecht wurden. Nicht minder wahr ist es, daß ein gegentheiliges hartes, unerbittliches Verfahren zumeist von den neuen Gutsherren ausging.

Die Zahl der in Irland stattgefundenen Austreibungen betrug von 1849 bis 1856 die Zahl von 52,193, und 259,382 Personen wurden davon betroffen; wobei zu erinnern ist, daß damit nur jene Fälle angegeben sind, die zur officiellen Kenntnißnahme der Behörden und mit Hilfe der Gerichte zum Vollzug gelangten. Die ohne Vermittelung derselben, weil ohne Widerstand von Seite der Pächter vollzogenen Austreibungen waren noch viel zahlreicher, wurden aber nicht angezeigt, und sind daher nicht mehr genau zu ermitteln. Approximativ aber

---

[1]) Butt: „Land Tenure in Ireland“, p. 88.

läßt sich der Umfang derselben darnach berechnen, daß während dieser Jahre 1,479,916 Personen auswanderten. Es wird angenommen, daß von den officiell bekannt gewordenen Austreibungen etwa ein Drittel auf Solche fiel, die ihren Pacht regelmäßig gezahlt hatten, deren Güter aber zum Zweck der Errichtung größerer Farms eingezogen werden sollten. Ist diese Voraussetzung richtig, so folgt daraus, daß 17,000 Austreibungen auf eine Bevölkerung von ungefähr 87,000 Köpfen fielen, die nichts anderes verlangte, als ihren Verpflichtungen nachzukommen[1]). Und während all dieser Jahre und der folgenden, wo ein gleiches Verfahren fortgesetzt wurde, peinigte den irischen Pächter, neben der Angst und Sorge aus der Heimath gewiesen zu werden, auch die immer noch bei ihm überlebende dunkle Rückerinnerung daran, daß Niemand ein Recht habe, ihn vom Grund und Boden zu vertreiben, solang er dafür zahle. Auch ist daran zu erinnern, daß die im Plan des Gutsherrn liegende Verschmelzung der kleinen Pachtgüter in große Farms es mit sich brachte, die bisherigen Wohnstätten der Pächter zu zerstören. Dies geschah meistens unter den Augen der vertriebenen Familien, zuweilen auch über ihren Köpfen, und hungernd und in Lumpen gehüllt mußten sie ihren Weg nach den großen Städten von England oder Amerika suchen, wo sie vorläufig das vorhandene Proletariat verstärkten.

Nur durch das Prisma einer solchen Vergangenheit betrachtet, erscheint die Gegenwart im rechten Licht. Sie erklärt den Haß der amerikanischen Irländer gegen alle Landlords ohne Unterschied, die guten wie die schlechten, und den Zufluß der enormen Summen, die von dort aus der Landliga gezahlt werden. Eine noch in den mittleren Jahren stehende Generation von Männern und Frauen vermag sich dort noch der Kinderzeit in der alten Heimath und der jammervollen Tage und Nächte vor der Austreibung zu entsinnen, bis endlich der Augenblick kam, wo die Diener des Gesetzes mit Sprengeisen und Fackeln erschienen, und bald nachher die Wände ihrer armen Hütten zu einem qualmenden Aschenhaufen zusammensanken, von dem sie sich in Sturm und Wetter abwenden mußten, um nach langer Irrfahrt auf den Heerstraßen des Landes allen Qualen der langen Reise auf dem Auswandererschiff zu begegnen. Vielen dieser Flüchtlinge hat die neue Heimath bequeme Wohnstätten und ein gutes Auskommen, nicht wenigen auch Wohlfahrt und Reichthum vorbehalten; aber der Haß gegen die britische Herrschaft, die das Elend ihrer Eltern verschuldete, ist für sie eine Art von Cultus geblieben, den sie ihren Kindern predigen und der durch ihre Organe in der Presse, sowohl in Irland als in Amerika, sorgfältig gepflegt und durch alle Hilfsmittel politischer Leidenschaft unterhalten wird. Seinem innersten Wesen liegt die historische Tradition derjenigen Zustände zu Grunde, die wir hier zu erwähnen versucht haben; aber seine eigentliche Stärke gewinnt dieser Haß gegen England aus der noch frischen Erinnerung an die Vorgänge seit 1849 und aus dem sträflichen Verfahren der Gutskäufer von damals, die den Grund und Boden lediglich wie eine kaufmännische Waare behandelten, und durch englische Gesetzgeber und Oekonomisten in ihrer verderblichen Täuschung bestärkt wurden.

---

[1]) S. Cairnes: „Political Essays“, p. 192 ff.

Hand in Hand mit diesen wirthschaftlichen Zuständen gingen nach wie vor in Irland Unordnungen, Verschwörungen und Gewaltthätigkeiten aller Art, welche die Aufmerksamkeit von Staatsmännern und Politikern immer wieder der irischen Frage zuwandten, bis im Herbst 1868 Mr. Gladstone sein erstes Ministerium bildete, und 1870 dem Unterhaus eine Bill zur Regelung der Beziehungen zwischen Gutsherrn und Pächter vorgelegt wurde. Sie verfolgte den doppelten Zweck, den irischen Pächtern Sicherheit des Pachtes zu geben und landwirthschaftlichen Verbesserungen Vorschub zu leisten. Der erste Punkt bot die allergrößten Schwierigkeiten. Schon 1860 war die Durchbringung einer Landacte durch das Ministerium von Lord Palmerston versucht worden, zu dessen hervorragendsten Mitgliedern auch Gladstone gehörte. Dieses Gesetz von 1860 beruhte einfach auf dem Princip der Verpachtung von Grund und Boden auf der Basis des Vertrags: es war die logische Consequenz der Gesetzgebung, die 1849 zur Einsetzung des Gerichtshofes für Zwangsverkäufe geführt hatte. Sollten Kapitalisten zum Ankauf von Gütern in Irland ermuthigt werden, so mußte alles geschehen, um den Abschluß eines solchen Geschäftes möglichst vortheilhaft für sie zu gestalten, gleichviel ob man nun diesen Zweck dadurch erreichte, daß die Pächter dazu gebracht wurden, den höchsten von ihnen zu erschwingenden Pachtschilling zu zahlen, oder ob der Werth des Gutes durch ihre Ausweisung gesteigert wurde. Zehn Jahre nach Inkraftsetzung der Landacte von 1860 und einundzwanzig Jahre nach Einführung des berühmten Gerichtshofs von 1849 mußte die Regierung, so schwer ihr das auch fallen mochte, bekennen, daß einerseits die Agitation in Irland auf den Ideengang zurückzuführen sei, aus welchem diese Gesetzgebung hervorgegangen war; daß es aber andererseits 1870 unmöglich sein würde, vom Parlament die Genehmigung für Maßregeln zu erlangen, welche die Interessen Derjenigen ohne Compensation geschädigt haben würden, die unter ausdrücklicher Garantie der englischen Regierung und ihres Organes, des Gerichtshofes von 1849, ihre Capitalien in irischen Grund und Boden angelegt hatten.

Eine directe Schädigung der den Gutsherren gewährleisteten Rechte wurde durch die Landacte von 1870 denn auch nicht von der Regierung vorgeschlagen. Aber dem Pächter wurde die Sicherheit des Besitzes doch factisch dadurch gegeben, daß man vom Gutsherrn die Erlegung einer Geldbuße verlangte, so oft er von den ihm gesetzlich verbürgten Rechten Gebrauch machen wollte. Sein unbeschränktes Besitzrecht wurde laut ausgesprochen; die Befugniß, seine Pächter, wenn es ihm so gefiel, aus ihren Farms zu vertreiben, bestritt ihm Niemand; sobald er jedoch, aus irgend einem andern Grund als dem der Nichtzahlung des Pachtschillings, von diesem seinem Recht Gebrauch machen und einen Kleinpächter austreiben wollte, wurde ihm die Zahlung einer so hohen Entschädigungssumme auferlegt, daß er sich die Sache zweimal überlegte, bevor er sein Recht in Anwendung brachte. In allen Fällen, wo der Pachtschilling die jährliche Summe von 15 £ nicht überstieg, und selbst dann, wenn die Austreibung wegen Nichtbezahlung desselben erfolgt war, stand es dem Pächter zu, bei den Gerichten Entschädigungsansprüche zu erheben, die auch dann bewilligt wurden, wenn die Gerichte den Betrag des Pachts zu hoch fanden. Dieselbe Landacte von 1870 bestimmt ferner, daß gleichviel, ob der Pächter sein Gut

freiwillig aufgab, oder ob auf Grund der Nichtbezahlung des Pachtschillings seine Vertreibung von demselben erfolgte, er in beiden Fällen Anspruch auf volle Entschädigung für die von ihm durchgeführten Verbesserungen habe, und überdies wurden ihm Erleichterungen zum Ankauf des Gutes gewährt, wenn der Besitzer desselben es zu veräußern beabsichtigte [1]).

Diese Maßregeln waren zweifelsohne außerordentlich liberal, aber sie enthielten dennoch die Keime weiterer Verwicklungen, weil sie dem Pächter das nicht gaben, was er eigentlich wollte. Wie bereits betont worden ist, ging er von der Ueberzeugung aus, daß Niemand das Recht besaß, ihn aus seinem Pachtgut zu vertreiben, so lange er einen entsprechenden Zins dafür zahlte. Statt dessen hatte nun die Landacte von 1870 die Bedingungen, unter welchen er ausgewiesen werden konnte, sehr kostspielig gemacht. Eine Summe Geldes entschädigte ihn aber nicht für den Verlust seines heimischen Herdes und seiner Erwerbsquelle. Er griff also zu dem erprobten Mittel neuer Agitation und unter den erschwerenden Umständen einer Reihe von schlechten Ernten nahm dieselbe bald so gefahrdrohende Verhältnisse an, daß die Landfrage binnen kurzem wieder die große Frage des Tages wurde und am 7. April 1881 eine neue Landbill von Mr. Gladstone vorgelegt wurde. Diese Bill ist unerachtet ihres beträchtlichen Umfangs — sie enthält nicht weniger als 62 Abschnitte — doch kein unklares, wohl aber ein sehr künstliches Gefüge. Ausdrücklich oder stillschweigend bewilligt sie alle bis zur Einführung der Landliga von den Pächtern gestellten Forderungen. Nach den Bestimmungen der Landacte von 1881 kann jeder Pächter den bisher von seinem Gutsherrn von Jahr zu Jahr fixirten Pachtzins durch gerichtliche Entscheidung für die nächsten fünfzehn Jahre festgestellt erhalten. Nach Ablauf dieser Frist kann er vor Gericht eine neue Feststellung des Pachtzinses für die gleiche Zahl von Jahren begehren und dieses Verfahren nach Gutdünken wiederholen. Es sichert ihm den Pacht seines Gutes für alle Zeit, unter der Bedingung einer möglicherweise alle fünfzehn Jahre wechselnden Rente, die aber nie in Folge der von ihm eingeführten Verbesserungen erhöht werden darf. Allen Inhabern von länger als auf ein Jahr sich ausdehnenden Pachtverträgen steht es gleichfalls frei, nach Ablauf derselben die Bestimmungen dieses Gesetzes für sich in Anspruch zu nehmen, vorausgesetzt, daß ihre Pachtverträge vor dem Jahr 1941 zu Ende gehen. Kein Pächter, dessen Zins auf diese Weise festgesetzt ist, kann zum Aufgeben seines Gutes gezwungen werden, es sei denn, daß er nicht pünktlich zahlt, oder seine Ländereien zertrümmert und durch fortgesetzte Mißwirthschaft verwüstet. Er kann ferner seinen Pacht verkaufen, nur daß in diesem Fall dem Gutsherrn das Rückkaufsrecht zusteht, und wenn er und sein Pächter sich über den Preis nicht einigen können, so ist es wieder das Gericht, welches denselben festsetzt. Wenn der Gutsherr es ist, der den Antheil des Pächters käuflich an sich bringt, so wird der letztere, im Fall er wieder pachtet, ein sogenannter „future tenant“, oder zukünftiger Pächter, der auf Fixirung seines Pachtzinses durch den Gerichtshof keinen Anspruch mehr hat. Dasselbe tritt ein, wenn die Entlassung des Pächters wegen Nichtbezahlung erfolgt.

---

[1]) S. das vortreffliche Buch von Richey: „The Irish Land Laws“.

Diese kurze Auseinandersetzung der wesentlichsten Bestimmungen der Bill genügt, um zu beweisen, daß sie dem Pächter ein Mitbesitzrecht auf den von ihm bebauten Grund und Boden verleiht, und alle weiteren Clauseln derselben dienen nur dazu, die gesetzlichen Beziehungen zwischen dem Gutsherrn und seinem Pächter auf Grund der Voraussetzung zu regeln, daß ihre beiderseitigen Interessen eine Art von Partnerschaft zwischen ihnen begründen.

Das Resultat des Geschehenen aber ist die Zerstörung des absoluten Besitzrechts auf den Boden überhaupt. Er gehört in Irland weder dem Gutsherrn noch dem Pächter. Auf die Gefahr einer solchen Gesetzgebung noch besonders zu verweisen, ist nicht nöthig. Leroy-Beaulieu hat, in der „Revue des Deux Mondes" dieselbe besprechend, auf ihre wahrscheinlichen Folgen aufmerksam gemacht. Er weiß als Franzose am besten, welche Quelle der Feindschaft und Bitterkeit zwischen der grundbesitzenden Aristokratie und den Bauern die Unsicherheit des Besitzrechts auf Grund und Boden, und die als unvermeidliche Folge davon sich ergebenden beständigen Processe in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich geworden waren, und wie die gegenseitige Animosität ihren Höhepunkt erreichte, als 1776 das berühmte Buch von Boncerf „Sur les Inconvénients des droits féodaux" erschien. In unserm Fall aber ist die aus solchen Contestationen voraussichtlich zu erwartende Unzufriedenheit nicht die dringendste Gefahr der Acte von 1881. Einer der Commissäre des neueingesetzten, seit October fungirenden Gerichtshofes zur Fixirung der Pachtzinse hat auf's Bestimmteste den Grundsatz aufgestellt, daß dabei in keiner Weise dem Umstand Rechnung getragen werden dürfe, wie der Werth des Pachtzinses ein ganz anderer, und in vielen Fällen beträchtlich höherer sein würde, wenn an die Stelle des nachlässigen, verarmten Pächters ein strebsamer, verständiger und unternehmender Landwirth gesetzt würde, eine Auffassung der Dinge, die nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen von allen übrigen Commissären zur Richtschnur ihrer richterlichen Entscheidungen gemacht worden ist. Das nothwendige Ergebniß dieses Verfahrens in Bezug auf den Gutsherrn liegt klar vor Aller Augen. Es bindet ihn an eine Schätzung des Grund und Bodens, die nicht durch den Werth seiner Erzeugnisse und seiner Ertragsfähigkeit, sondern durch die jeweilige Leistung des Pächters bedingt ist, dessen Mißwirthschaft durch eine entsprechende Reduction seines Pachtzinses also förmlich noch prämiirt wird, während sein Gutsherr den doppelten Verlust einer Schmälerung seines Einkommens und einer Entwerthung seines Besitzes über sich ergehen lassen muß, ohne daß es in seiner Macht liegt, dem einen oder andern dieser, seinen Wohlstand untergrabenden Uebel abzuhelfen[1]).

Nun sind aber die irischen Grundbesitzer durch die englische Gesetzgebung in's Leben gerufen und zur Anlage und Belassung ihres Vermögens auf irischem Grund und Boden veranlaßt und ermuthigt worden, und wenn jetzt dieselbe

---

[1]) Daß die vage Clausel der Bill (subsection 2 of Clause 5), welche in fortgesetzter Mißwirthschaft einen Grund zur Ausweisnng des Pächters erkennt, den Gutsherrn dennoch nicht gegen die Folgen einer solchen Mißwirthschaft schützt, lehrt die Erfahrung einen Jeden, der mit solchen Dingen sich befaßt hat.

Regierung ihre Interessen schädigt und sie verhindert, aus ihrem Vermögen den besten Nutzen zu ziehen, so ist sie doppelt dazu verpflichtet, den ihnen hierdurch zugefügten Schaden durch weitere legislatorische Maßregeln wieder gut zu machen. In dieser Sache auf halbem Weg stehen zu bleiben, hieße nichts Geringeres, als die Ehre der englischen Nation auf's Spiel setzen, und das ist undenkbar von einer Verwaltung, an deren Spitze Mr. Gladstone steht. Bereits 1870 war im Parlament der Gedanke angeregt worden, dem irischen Pächter sein Gut so lange zu sichern, als er einen, von Zeit zu Zeit festzusetzenden Zins für dasselbe zahle. Gladstone erklärte damals ausdrücklich, ein solcher Vorschlag erniedrige den Gutsherrn zu einer Art von Pensionär und Hypothekengläubiger auf dem eigenen Besitz; er fügte hinzu, daß man allerdings das Recht habe, eventuell so mit ihm zu verfahren, vorausgesetzt jedoch, daß man auch bereit sei, ihn dafür zu entschädigen [1]). Was damals als bloße Möglichkeit in's Auge gefaßt wurde, ist heute eine vollzogene Thatsache, allerdings mit der wesentlichen Beschränkung, daß der Gutsherr zwar geschädigt, nicht aber auch entschädigt worden ist. Dieser zweite Theil des Programms bleibt noch auszuführen: es wird kein einfacheres, praktischeres Mittel hierzu gefunden werden, als den zum größten Nachtheil von Gutsherren und Pächtern zwischen beiden sozusagen in der Luft schwebenden Besitz auf die letzteren in der Weise zu übertragen, wie es 1848 im größten Theil des deutschen Südens durch die Ablösungen geschehen ist. Auch für Irland steht der Emission von Ablösungspapieren durchaus nichts im Wege und die Zinsen derselben könnten in Form einer Bodensteuer von den localen Beamten erhoben werden. Für pünktliche Bezahlung dieser Steuer wäre die Gemeinde haftbar zu machen, der die Befugniß zustehen würde, gegen Einzelne durch Zwangsverkauf einzuschreiten. Ein solcher Zahlungsmodus ist bereits durch Lord Dufferin vorgeschlagen worden, und er fände die bereitwillige Unterstützung der Bevölkerung, die umsomehr auf pünktliche Einhaltung der Zahlungstermine bestehen würde, als alle Ausstände Einzelner der Gesammtheit zur Last fielen. Sowohl deutsche als französische Sachverständige haben längst die Ueberzeugung ausgesprochen, daß eine solche Lösung nicht zu vermeiden sein wird, wenn die agrarische Agitation in Irland nicht mit der Plünderung des Grundbesitzes endigen soll.

Die dunkelste Stunde geht dem Wiederanbruch des Tages voran. Niemals war die Lage von Irland kritischer als jetzt; zu keiner Zeit hat der von amerikanischen Revolutionären angefachte und unterhaltene Haß gegen England gewaltigere Dimensionen erreicht. Aber der Augenblick der Ernüchterung nach all diesen wahren und künstlich hervorgerufenen Aufregungen kann nicht ausbleiben. Wenn es gelungen sein wird, ohne einer Classe die Rechte und Interessen der andern zu opfern, den irischen Bauer zum freien Besitzer zu machen, dann wird er sich sagen müssen, daß es von ihm allein abhängt, die Zukunft zu einer guten und segensreichen zu gestalten. Mit diesem erwachenden Bewußtsein werden

---

[1]) S. „Mr. Gladstone and The Three F's". Diese vom irischen Landcomité ausgegebene Flugschrift gibt die betreffenden Auszüge aus Gladstone's Reden von 1870, auf die ich hier verweise.

seine Sympathien der Ordnung und Ruhe ebenso natürlich als früher den Conspirationen sich zuwenden, und damit werden die Emissäre des irischen Amerikanismus aus der thätigen Politik in die historische Ferne scheiden, wohin ihnen die Arthur O'Connor, die Wolfe Tone, und alle andern Missionäre der französischen Revolutionsideen vorangegangen sind. Dazu aber gehört vor Allem Zeit. Es wird nicht heute so kommen, und vielleicht auch morgen noch nicht so sein; aber das schließt die Hoffnung nicht aus, daß Irland noch unserer Generation das Schauspiel eines glücklichen und loyalen Bestandtheils des großen britischen Reiches bieten werde. Geschieht dieses, so wird der Namen des berühmten und großen Staatsmannes, der am meisten zur Durchführung der irischen Reformen beigetragen hat, den Größten und Besten beigezählt werden, die über den Glanz und die Macht der britischen Krone wachten. Die kühne und ritterliche Politik von Lord Chatham, als er an das Ehrgefühl des Hochlandes appellirte, versöhnte den schottischen Norden kaum fünfzehn Jahre nach der Rebellion seiner Clans. Chatham's berühmter Sohn setzte die legislative Union zwischen England und Irland durch. In Bezug auf die inneren Angelegenheiten ist der Mantel von Chatham und Pitt auf Gladstone's Schultern gefallen. Ich habe keinen wärmeren Wunsch, als daß es ihm gelingen möge, ihr Werk zu vollenden und die Union der drei Königreiche zur vollen Wahrheit zu machen.

Literarische Rundschau.

Zwei Werke von Georg Brandes.

Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes. Erster Band: Die Emigrantenliteratur. Leipzig, Veit u. Co. 1882.

Moderne Geister. Literarische Bildnisse aus dem neunzehnten Jahrhundert von Georg Brandes. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening. 1882.

Unter den vorliegenden Büchern ist das erste, über die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, ein werther alter Bekannter. Das Werk erschien vor einem Jahrzehnt in dänischer Sprache und hatte in dem Vaterlande seines Autors einen ganz außerordentlichen Erfolg. Es fand eben so enthusiastische Freunde, wie erbitterte Gegner, und den letzteren gelang es, Brandes den Aufenthalt in Dänemark zu verleiden; aber die bedeutende Wirkung des Buches wurde dadurch keineswegs aufgehalten, und eine neue Richtung der dänischen und norwegischen Literatur, die sogenannte Brandes'sche Schule, welcher unter Andern Männer wie Schandorph und Kielland angehören, datirt seit seinem Erscheinen. In's Deutsche wurde es zuerst durch Adolph Strodtmann übertragen, und wenn es auch bei uns naturgemäß weniger einschneidend wirken konnte, so ist es doch als eines der hervorragendsten literarhistorischen Werke von zahlreichen Lesern gewürdigt worden und hat seinem Autor zu einem ersten Platze auch in Deutschland verholfen. Brandes, der sich seitdem in Berlin heimisch gemacht, liefert nunmehr eine neue Ausgabe, welche er selbst für das Deutsche bearbeitet; auf den vorliegenden ersten Band sollen weitere fünf folgen, welche der Entwickelung der europäischen Literatur bis zu der großen Scheide des Jahres 1848 nachgehen wollen. Mit besonderer Spannung muß man dem fünften und sechsten Theile entgegensehen, die die romantische Schule in Frankreich und das junge Deutschland behandeln werden: diese war uns der Verfasser das vorige Mal, obgleich sie in seinem Plane lagen, noch schuldig geblieben. Daß Brandes seine Darstellung mit der Emigrantenliteratur eröffnet, weiß er geistreich zu begründen, wenn er auch zugeben muß, daß ein anderer Ausgangspunkt, die Romantik in Deutschland, eben sowohl denkbar war; allein für das große literarische Schauspiel des Jahrhunderts, dessen Inhalt er uns vorführen will, scheint ihm die Emigrantenliteratur von Chateaubriand bis auf Frau von Staël und Barante die passendste Ouverture, sie ist ihm die erste Hauptströmung in dem Grundphänomen, das er erörtern will und das er so prägnant definirt als „das gradweise eintretende Sinken und Verschwinden des im vorigen Jahrhundert vorherrschenden Gefühls- und Ideenlebens und die Rückkehr der religiösen, politischen, socialen Fortschrittsgedanken in neuen, stets höher steigenden Wellen".

Zu dem großen Werke der „Hauptströmungen" liefert Brandes' zweites Buch eine sehr dankenswerthe Ergänzung. Und zwar in doppelter Hinsicht. Es gibt einmal literarische Porträts von solchen Autoren, die, wie Andersen und Tegnér, zwar noch

zeitlich in den Geltungsbereich jenes Werkes gehörten, aber in ihm nicht zur Behandlung gelangen konnten, weil nur die drei Hauptculturländer Frankreich, Deutschland, England das Augenmerk des Autors waren; und es gibt ferner literarische Porträts solcher Autoren, welche, jünger als die Romantiker und das junge Deutschland, von dem Werke aus chronologischen Gründen ausgeschlossen waren. Nicht weniger als sechs verschiedenen Nationen gehören die Schriftsteller an, welche Brandes in diesem Buche behandelt, und allen bringt er, mit der Weite des Blickes und der Feinheit des Nachempfindens, die ihn auszeichnen, ein eingehendes und fruchttragendes Verständniß entgegen. Wie die Berechtigung, diese Autoren — es sind acht an der Zahl — als moderne Geister zu bezeichnen, verschieden ist, so ist es auch die Behandlungsweise des Verfassers. Die Aufsätze über Renan und Stuart Mill geben sich als persönliche Erinnerungen und gewähren demjenigen ein anschauliches und lebhaftes Bild, der mit den Schriften der Autoren schon von anderswoher vertraut ist. Vollständig erschöpfende und sehr belehrende Arbeiten sind jene über Andersen und Tegnér. Der erste Aufsatz, der älteste unter allen, steht noch nicht ganz auf der Höhe der späteren: er hat losere Gedankenverknüpfungen, härtere Uebergänge, vielfache Abschweifungen, aber er zeigt doch schon ein bedeutendes, eindringendes Erörtern der wichtigsten Fragen, er zeigt den Autor im Vollbesitz der modernen historischen Auffassung, die durch Herder aufgekommen ist und durch Goethe und Hegel weiter ausgebildet wurde, jener Auffassung, die es im Auge behält, daß der Einzelne nicht für sich dasteht, fertig, wie aus der Pistole geschossen, sondern daß er wird im organischen Ganzen unter dem Einfluß der Zeit, der Umgebung, der Sitte, Race, Bildungsbedingungen. Der Aufsatz über Tegnér gehört, wie jene über Heyse, Paludan-Müller und Björnson, zu den besten des Bandes, er ist mit der ganzen fortreißenden Lebendigkeit, mit all der Klarheit und Prägnanz und dem Glanze der Darstellung geschrieben, welche Brandes wie wenigen zu eigen ist. Kein Schriftsteller seines Faches weiß mehr dem Verständniß aller Leser sich anzupassen, keiner mehr für seinen Gegenstand zu interessiren, als Brandes; und er erreicht dieses Interesse nicht durch blendende Rhetorik oder durch tadelnswerthe Aeußerlichkeiten, sondern einzig durch die Macht seines Naturells, in dem neben dem ausgezeichneten Essayisten ein gutes Theil von einem Poeten steckt, der durch unmittelbare Intuitionen, durch schlagende Vergleiche, deren kein Dichter sich zu schämen hätte, dem empirischen Forscher zu Hilfe kommt. Die vier Essays werden nur durch eines noch übertroffen, jenes über Gustave Flaubert, das unsern Lesern von früher bekannt ist; hier steht der Autor auf dem Gipfel seines Könnens, hier haben wir nicht nur die Durchsichtigkeit und die Schönheit des Vortrages, und den Reichthum an Ideen, den wir auch sonst von Brandes gewohnt sind, sondern zugleich eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen dem Darsteller und dem Dargestellten, die nicht immer im gleichen Maße zu finden ist. Inhalt und Form decken sich hier vollkommen, während sonst nach meiner Meinung zuweilen eine gewisse Discrepanz sich bemerkbar macht.

Worin diese Discrepanz besteht? Ich müßte eigentlich weit ausholen, um es zu erklären, und könnte ganz auf diese Auseinandersetzung verzichten, wenn es nicht geboten wäre, nachdem so vieles zum Ruhme von Brandes gemeldet worden, auch ein wesentliches Bedenken geltend zu machen, das ich — von einem subjectiven Standpunkt aus — gegen seine Art hege. Um es kurz zu sagen: es handelt sich in letzter Instanz um die Begriffsbestimmung der Literaturgeschichte, insbesondere um ihr Verhältniß zur Aesthetik. Für Brandes ist die Literaturgeschichte im Wesentlichen Seelengeschichte, ihre Werke sind ihm Magazine von Gefühlen und Gedanken, die uns „das Wesentlichste zeigen, das zu einer gegebenen Zeit in den Seelen vor sich ging". Er braucht daher lieber als den Ausdruck Literaturgeschichte das Wort: „Literaturpsychologie", er bezeichnet als die Absicht der „Hauptströmungen": den Grundriß zu einer Psychologie der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu geben. Brandes folgt selbst einer populären Richtung, einer „Strömung", wenn er, als ein selbständiger Nachfolger Taine's, die großen Dichtungen in erster Linie als Geisteswerke, als historische Urkunden,

nicht als Kunstwerke vornimmt, wenn er mehr darauf sieht, was ein Autor gewollt, als was er vollbracht hat, mehr welche ethische, sociale, politische Tendenzen er verfolgt, als welche künstlerische Verwirklichung seiner Ideen er gefunden hat. Der Gehalt eines Werkes ist ihm, dessen Interesse der Geschichte des geistigen Lebens gilt, das vornehmste Augenmerk; in seiner Begeisterung für die großen Fortschrittsgedanken der Menschheit vernachlässigt er es zuweilen (z. B. Byron oder Victor Hugo gegenüber) die künstlerischen Mängel, die ihrer Verkündigung anhaften, nach Gebühr zu betonen. Nur bei jenen Autoren, die (wie Andersen, Coleridge, Wordsworth) „nicht Denker, Bannerträger, Kämpfer, sondern ausschließlich Poeten" sind, kehrt er den ästhetischen Maßstab schärfer hervor, und er beweist alsdann, daß er ihn sicher und geschmackvoll zu handhaben weiß; bei jenen andern aber, die (wie Björnson oder Paludan-Müller) „mehr als Dichter" sind, scheint er über den neuen und großen Gehalt die Rücksicht auf die Form hie und da zu vergessen. Mit einem Worte: Brandes, der es selbst ausspricht, daß er sich nicht als Schüler der deutschen Literarhistorie empfindet, nähert mit einer gewissen Ausschließlichkeit die Literaturgeschichte der allgemeinen Culturgeschichte an, er sieht in ihr zumeist einen Ausschnitt, und zwar einen wichtigen, aus der Geschichte des menschlichen Geistes; die deutsche Literarhistorie dagegen betont eben so sehr, wie das Verhältniß zur Culturgeschichte, jenes zur Aesthetik (zwar nicht zu der systematischen Aesthetik, welche dem Verscheiden nahe ist, aber zu einer inductiven Aesthetik, einer mehr technisch-empirischen Poetik); sie glaubt, daß auch ihrer Wissenschaft ein geschmacksbildendes Moment zukommt und sieht in ihr nicht nur Entwickelungsgeschichte der Ideen, sondern ebensosehr Entwickelungsgeschichte des Stils und der Form. Wenn Brandes nur jene, nicht diese vorwiegend gefördert hat, so liegt darin zweifelsohne eine gewisse Einseitigkeit; allein wer Großes vollbringen will, sagt man, muß nur die eine Seite der Dinge sehen, und so wollen wir ihm dankbar sein, für alles das, was er geleistet, und das Andere — von Andern erwarten.

Otto Brahm.

Neuere deutsche Lyrik.

Singuf. Rattenfängerlieder. Von Julius Wolff. Zweite, unveränderte Auflage. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1881.

Stimmen des Lebens. Gedichte von Wilhelm Jensen. Dresden, Ls. Ehlermann. 1881.

Gedichte von Friedrich Eck. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1881.

Gedichte von Dr. Ignatz Machaneck. Wien, Verlag von L. Rosner. 1881.

Jugendträume. Von Hermine von Hillern. Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe 1881.

Gedichte von Martha Hellmuth. Berlin, Verlag von Alexander Duncker, königl. Hofbuchhändler. 1882.

Sprüche aus dem Leben und für das Leben. Zur Beförderung einer gesunden, thatfrohen, heiteren und gottvertrauenden Welt- und Lebensansicht. Von C. Grapengießer. Dresden, R. von Grumbkow, Hof- und Verlagsbuchhandlung. 1880.

Welt und Geist. Alte und neue Tagebuchblätter in Spruchdichtungen von Otto Sutermeister. Bern, J. Dalp'sche Buchhandlung (K. Schmid). 1881.

Zehn Jahre. Dichtungen von Eugen Reichel. Wien, Verlag von Karl Konegen. 1881.

Vaterländische Sonette. Von Karl Reuleaux. Opus 5. Mit einem Anhange: „Drei Speerwürfe den Vivisectionisten". München, Karl Merhoff's Verlag. 1881.

Reime eines Unbekannten. Köln, Druck von M. Du Mont-Schauberg. 1881.

Rauch und Schlacken. Freie Gedichte von Edmund Grün. Prag, Verlag von E. Weil. 1881.

Gedichte von Bernhard. Danzig, Verlag von Franz Axt. 1881.

Allgemach verstummen die guten Liederdichter Deutschlands, und ohne über eigene Töne zu verfügen, fiedelt der Nachwuchs wie ihm die Alten die Geigen gestimmt. Es fehlt unserer aufgeregten Zeit das für die Lyrik scheinbar unerläßliche träumerische Behagen und sehnliche Stillverhalten, und so wird sie selbst von manchem Poeten als etwas Unpoetisches erfunden: darin, nicht ausschließlich in dem regen Bildungsbestreben größerer Kreise liegt der Grund, daß der eine — wenn auch nicht als Lyriker — zur grauen Vorzeit unseres Volkes, der andere zu den römischen Imperatoren oder gar zum Bau der Pyramiden zurückwandelt, und ein dritter sich im Mittelalter umthut. Zu diesen ihren Tagen abgewandten Leuten gehört auch Julius Wolff, der seinem „Singuf", den er als Rattenfänger von Hameln vorführt, Weisen und Fiedel eines Fahrenden verleiht. Alle diese Lieder sind durchaus sangbar; Wolff ergreift die verschiedensten Formen und ist in allen gleichmäßig zu Hause. Die Anlehnung an mittelalterliche Formenkunst und Tanzweisen tritt deutlich hervor; der Ausdruck ist blank, zuweilen volksthümlich. Das Gefühl ist frisch und natürlich, wenn auch nicht von besonderer Tiefe, was daher rührt, daß die Conception zunächst nicht von dem plastischen oder rein psychologischen Moment des Thema's ausgeht, sondern von irgend einem sangbaren Anlauf, mag sich dieser nun als wirkungsvoller Anfang oder effectvoller Refrain ergeben. Der Sinn für drollige Situationen und komische Motive ist stark ausgeprägt, und nach dieser Seite hin zeigt das Büchlein ein leicht kennbares Aussehen. Die Trinklieder thun sich durch energische Haltung, gute Stimmung und Prägnanz des Ausdrucks hervor, das vielfach benutzte Maus- und Rattenthema — um es in Kürze so zu nennen — durch ergötzliche Laune. Das im Volkston gehaltene Liebeslied „Rühr' mich nicht an" könnte kaum besser sein. Daneben macht sich noch manches frisch empfundene und flott ausgeführte Stück bemerkbar. Will man aber alle diese Leistungen auf ihren Werth oder Unwerth prüfen, so muß man sie in allererster Linie mit Scheffel's „Aventiure" vergleichen. Dank einem peinlichen, aus den Quellen geschöpften Studium hat Scheffel die Zeit des Mittelalters vollständig in der Hand; Wolff kennt sie nur im Allgemeinen, ihm sind einzelne conventionelle Züge geläufig. Nichts deckt den Unterschied in dieser Beziehung schlagender auf, als die Vergleichung eines und desselben von beiden behandelten Stoffen:

Wer adlig geboren zum Heerschild geschworen, Der hat sich erkoren viel Mühsal und Pein, Darf selten nur rasten, muß kämpfend sich hasten Und hungern und fasten und tugendlich sein; Muß Staubes viel schlucken Und ohne zu bucken Mit Mannheit zudrucken, Wenn Speer wider Speer zum Tjoste sich neigt.	Hei, ritterlich Leben! im Waffengang Ein freudiges Wetten und Wagen, Zum rauschenden, lockenden Harfenklang Ein lustiges Singen und Sagen, Und treu wie die Ehre des Schildes im Streit, Verschwiegener Minne Glückseligkeit Im hoffenden Herzen zu tragen!
Ihr Rosen der Auen, Jungfrauen und Frauen, Bald geht's an ein Schauen vom hohen Altan! Ihr sollt uns mit Grüßen das Kampfwerk durchsüßen, Wenn wir Euch zu Füßen aufwirbeln die Bahn, Und sollt nicht erzittern, Wenn bis zu den Gittern Des Palas die Splittern Zerbrechender Schäfte aufschnurren mit Macht.	Es lächeln und winken vom hohen Balcon Und spähen, die Kämpfer zu schauen, Mit Blicken verheißend den innigsten Lohn Siegwünschende, fröhliche Frauen. Von einer führ' ich die Farben am Helm, Und wer sie nicht ehret, den schelt' ich wohl Schelm, Er mag seinem Schwerte vertrauen.

Im Stirnreif von Golde erscheint eine Holde,
Der dien' ich zu Solde mit Lanze und Schwert,
Mir hat die Vielreine, als wär' sie von Steine,
Zeitlebens noch keine Erbarmung gewährt . . .
Doch werden mit Tosen
Auf mir die vielgroßen
Geerstangen zerstoßen,
So muß auch ein Steinherz in Rührung zergehn.
(Scheffel: die Ausreise.)

Die Wangen wie Rosen und Rosen im Haar,
Mit Lippen zum ewig Gesunden,
So muße gewappnet die Schönste der Schaar
Den Ritter im Panzer verwunden.
Sie hebt aus dem Sattel das tapferste Herz
Und tjostet mit Lanzen, die stärker als Erz,
Und hält den Besiegten gebunden.
(Wolff: Ritterlich Leben.)

Hier sehen wir den gediegenen, dem Contour des minnesingerlichen Ritters genau nachgehenden Künstler, dort den talentvollen, für den Bildungsphilister arbeitenden Decorationsmaler, der sich nur im Allgemeinen an den Umriß hält und überall moderne Flicken einsetzt. Denn auf Schritt und Tritt findet sich neben der verschwommenen historischen Reminiscenz eine moderne, somit unwahre Wendung; ein Drittel aller Lieder sind überhaupt modern und eitel Salonlyrik, nicht aber die Weisen eines unter dem Einflusse gröblicher Kunstrichtung stehenden Fahrenden, der sich selbst als Nachahmer des Nithart von Reuenthal ausgibt. Der dörperhafte Rattenfänger singt z. B.:

1.

Du meine Wonne, du meine Lust,
Herrliche, Prächtige, Süße!
In meinen Arm und an meine Brust,
Daß ich von Herzen dich grüße!

2.

Stehest, des Lebens holdseliges Bild,
Rüstig und fest auf dem Grunde,
Blickest mit Augen, wie Sterne so mild,
Lächelst mit blühendem Munde.

3.

Hegest im schwellenden Busen die Kraft,
Freuden und Leiden zu tragen,
Wägest und findest, was fördert und schafft,
Kühnes und Kluges zu wagen.

4.

Und daß du mein bist, rothrosiges Lieb!
Mein in der Minne Bescheide,
Und daß ich dir meine Seele verschrieb,
Wissen herzeinig wir beide.

5.

Faß ich's in Worte, dräng' ich's zurück?
Laß ich's in Tönen erklingen?
Möchte mit dir, du mein wonniges Glück,
Hoch in die Lüfte mich schwingen.

Auch hinsichtlich der rein poetischen Tugenden muß der Nachahmer hinter dem Meister zurückstehen. Seine Mache ist fast durchweg leichtfertig, und matte Stellen scheint er nicht zu fühlen; wenn er mit einem Motiv im ersten Gedicht nicht fertig wird, so packt er es in einem zweiten nochmals an und hernach noch in einem ganzen Dutzend. Immer und immer singt der Spielmann von seinem Durst und unbeständigen Liebesgebahren und mindestens fünfzig Mal fühlt er sich gedrungen, über seine lyrische Production Auskunft zu geben und sich des durchschlagenden Erfolges seiner Lieder zu rühmen. Dieser Mangel an Concentration hindert einen starken Eindruck. Von der zauberhaften Wirkung der Lieder Heinrichs von Osterdingen bekommen wir eine durchaus klare und schöne Vorstellung aus dem einzigen Gedicht „Dörpertanzweise", das Scheffel zu Ehren dieses sagenhaften Poeten gedichtet, während man zu der von Hunold Singuf beanspruchten Macht des Gesanges höchst zweifelhaft den Kopf schütteln muß, da seine Weisen zu einer solchen eben nicht angethan scheinen. Es verlangt ja Niemand vom Dichter einen so gewaltigen Sang, daß ihm die Kinder der Stadt durch Dick und Dünn nachlaufen; aber er soll sich nicht hinter Pfeife und Mantel des sinnberückenden Rattenfängers bergen, um es mit der Kunst leicht nehmen und sein schönes lyrisches Talent schädigen zu können. Wer Gutes leisten kann, von dem muß man es ernstlich fordern.

Auch Wilhelm Jensen's Leistungen sind hinter seiner Begabung zurückgeblieben. Schon durch die Art und Weise, wie der Dichter Gut und Schlecht zusammengestoppelt hat, um einen Band zu füllen, documentirt den seiner Kunstübung eigenen Mangel an innerem Ernst. Einem jungen, nach Erfolg strebenden Anfänger mag es gestattet sein, zusammen zu raffen, was er nur besitzt, um womöglich dadurch, daß er gleich in einem gerundeten Bild vor das Publicum tritt, leichter durchzudringen. Aber ein Schriftsteller, der wiederholt auf seine ergrauenden Haare hinweist und jedes Jahr ein paar Bände auf den Büchermarkt wirft, soll jedes Stück zweimal wenden und ansehen, bevor er es aus der Hand gibt, und er soll nichts in eine Sammlung aufnehmen, was zwar für den Augenblick am Orte, wo es zuerst auftauchte, seinen Zweck erfüllt haben mag, eines irgendwie bleibenden Werthes jedoch entbehrt. Unebenheiten der Arbeit, Verstöße gegen die lyrischen Feinheiten der Sprache verderben die nicht seltenen prägnanten und oft stimmungsvollen Ansätze. Es ist dies umsomehr zu beklagen, als Jensen in dem Gedicht „Am Herbstabend" ein kleines Cabinetstück vertiefter und farbiger Erzählung gegeben und in einem anderen „Seltsame Genossen" eine ganz reine Wirkung erzielt hat. Es lautet:

Ist das ein seltsamliches Gewander:
Ihr schrittet noch eben vergnügt miteinander
Durch Wälder und Wiesen und Sonnenschein;
Du siehst dich um — da gehst du allein.

Er blieb zurück am Weggelände,
Das Wort auf den Lippen, er sprach's nicht zu Ende;
Ein wunderbarlich Gebahren, und doch
Scheint dein's verwunderlicher noch.

Ganz ruhig gehst des Weges du weiter,
Hast schnell einen andern vergnügten Begleiter,
Und fröhlich wieder zieht ihr drein
Durch Wälder und Wiesen und Sonnenschein.

So geht's eine Weile, das seltsame Wandern:
Dann kommt es an dich, dann hörst du die Andern
Noch weiter lachen in's sonnige Land,
Und du bleibst einsam am Wegesrand.

Von Friedrich Eck und Ignaz Machaneck ist weiter nichts zu sagen, als daß sie beide einen guten Vers — namentlich Heine — gelesen haben und einen leidlichen, aber jeder Eigenheit ermangelnden zu Stande bringen. Zwei freundliche Talente, die es indessen über den Mühen der Lehrarbeit noch zu keiner charakteristischen Silhouette brachten, sind Hermine von Hillern und Martha Hellmuth; der erstern Gedicht „Am Strand" und der letzteren „Wanderlied des Einsamen" deuten auf poetische Begabung. Dagegen erscheint als recht prosaischer Geselle C. Grapengießer, der einem Fürsten sein Opus folgendermaßen zueignet:

Du hast, verehrter Fürst, mir huldvoll anerkannt,
Was ich geleistet hab' mit denkendem Verstand

Im Dienst der Wissenschaft, — hast mich zum Dank verpflichtet,
Den ich aus tiefster Seel' Dir freudig hab' entrichtet.

Doch wünschte ich seitdem, ein öffentliches Zeichen
Von meinem Dankgefühl Dir auch zu überreichen.

Ein wissenschaftlich Werk schien mir nicht recht zu passen:
Ich wollte Dein Gemüth, nicht den Verstand erfassen u. s. w.

Auf dem nämlichen Gebiete bewegt sich Otto Sutermeister, ein geistvoller und formgewandter Spruchdichter, der mit einer bei den besten Meistern geholten

Schulung eigenen tüchtigen Gehalt verbindet. Ueberall leuchtet klarer Geist und humane Gesinnung hervor; einige seiner Sprüche gehören zum Besten, was die Spruchdichtung je geleistet. Dem Lehrdichter gesellt sich Eugen Reichel insofern zu, als er gegen den Wein und die weintrinkenden Poeten in's Feld zieht. Aber bei Gott, es wäre zu wünschen, daß seine prosaische Nüchternheit hin und wieder durch ein Räuschlein unterbrochen würde! Er trinke ganz unbesorgt, denn wenn nach seiner Behauptung der Wein wirklich ein Feind des Genies ist — ihm schadet er entschieden nicht. Grundlos wie dieser Haß gegen den Traubensaft ist das gewaltige, alle Zeit hervorgekehrte Selbstgefühl des Poeten. Seine Gedichte heben sich von der Dutzendpoesie nicht im Geringsten ab, es wäre denn, man hielte sein ungeschlachtes Poltern für epigrammatische Schärfe. An Eitelkeit, die hart an Größenwahn streift, ist ihm freilich Carl Reuleaux weit überlegen. Ein Eigendünkel im Bunde mit absoluter Talentlosigkeit, wie er hier zu Tage tritt, dürfte kaum wieder zu finden sein. In einer Reihe nichtsnutziger Sonette besingt er deutsche Städte auf eine Art, von der nachfolgende, Berlin zugedachte Zeilen einen Begriff geben mögen:

Nicht will ich deine Schwächen hier verkünden,
O Kaiserstadt! Der Musen Lippen sollen
Nur Milde träufeln und Erhab'nes zollen,
Und Flammen nicht und Leidenschaft entzünden.

So will ich denn den Manen mich verbünden,
Die, leuchtend Vorbild, Dir, Berlin entquollen, —
Will farbenprächt'ges Banner dir entrollen,
Trotz deines Schoßes schmachumthronten Schlünden u. s. w.

So wären wir denn bereits in eine Region gelangt, wo nicht nur Poesie, sondern auch Prosa aufgehört hat, und einzig Unfähigkeit und Unsinn das Feld behaupten. In diese Region gehören die Productionen von Edmund Grün, von Bernhard und diejenigen eines Unbekannten, der doch noch so vorsichtig war, mit seinem Namen hinter dem Berge zu halten. Wir greifen auf's Gerathewohl eines seiner Machwerke heraus:

Heldenwahn.
Jüngling beim Säbelschleifen:

Verflucht, ich will ein Ritter sein
Und meine Feinde hassen,
Und Keinem auch, ob groß, ob klein,
Den Kopf am Rumpfe lassen!

Statt Thränen, die beim Weib man sieht,
Möcht' ich Granaten weinen u. s. w.

Angesichts solcher Stümpereien, die sich das Publicum gerne mit der pikanten Sauce eines geistreichen Journalisten auftischen läßt, darf man nachdenklich fragen, auf welcher Kunsthöhe unser Geschmack und derjenige der Verleger steht, wenn Jahr aus, Jahr ein mindestens ein Dutzend solcher Bände erscheinen können und überdies von der Kritik in alle Himmel erhoben werden. Kurz nach dem Erscheinen von Bernhard's Gedichten schickte der Verleger derselben einen Prospect an die Zeitungen, der folgende Recension aus der „Westpreußischen Zeitung" vom 21. October 1881 enthielt:

„Immer weiter ist uns das Herz aufgegangen beim Durchlesen dieser innig empfundenen, von echter Poesie erfüllten Dichtungen. Und als wir sie laut vorlasen, da wurden Leser und Hörer gleich entzückt, denn die Verse klingen wie Musik, und es müßte wunderlich zugehen, wenn sie nicht bei ihrem Gange durch die Welt manch Musikantenherz bewegen sollten, auch wirkliche Musik dazu zu setzen. . . . Daß der Verfasser ein Meister ist, nicht nur im Gedankenspinnen, sondern auch in der Vers-

kunst, was beides ja dem rechten Dichter nöthig ist, das erweist unter Anderem der schöne Sonettenkranz mit dem herrlichen Meistersonett u. s. w."

Im Krieg und in der Liebe mögen alle Mittel erlaubt sein; aber schlechte Verse so zu loben, das geht doch ein wenig über das Maß.

Adolf Frey.

Lasker's linguistische Schriften.

Resultate zu ziehen wird durch die angesammelte Menge wissenschaftlichen Rohstoffs auf jedem Gebiete heutzutage ebenso sehr gefördert, wie gehemmt. In einer Zeit, in welcher der Werth minutiöser Detailforschung für die Gewinnung geistiger Gesichtspunkte allgemein anerkannt ist, werden ja natürlich mehr Details als Gesichtspunkte beigebracht, und die letzteren zwischen unbehauenen Blöcken zu suchen ist nicht immer angenehm oder leicht.

Zu seinem Vorhaben in einigen Theilen der allgemeinen Sprachwissenschaft Durchblicke zu schlagen und Ziele darzulegen, war Herr Lasker eigenthümlich befähigt. Sich auf diejenigen beschränkend, in welchen Linguistik an Politik und Philosophie grenzt, vermag er die Wege der beiden letzteren in den Bereich der ersteren hinüberzuleiten und auf dem neuen Boden auf Culturresultate gerichtet zu halten. Was wir seine eigene Methode nennen möchten, was aber mit diesem Namen sehr ungenügend bezeichnet wird, kömmt als ein Weiteres in Betracht. Indem Herr Lasker Geistiges zu erforschen unternimmt, wünscht er nicht an dem Glanze desselben sich zu weiden, sondern der Ehrerbietung, mit welcher er das Menschenleben betrachtet, erkennend und fördernd genug zu thun. So sind seine Untersuchungen ein Ausfluß seines Charakters ebenso sehr. wie seiner Studien, und was er findet, ist nicht nur ein Ergebniß, sondern ein Erlebniß. Der tiefe persönliche Antheil, welcher in diesen Schriften überall hervortritt und die kleinsten Erscheinungen mit derselben liebevollen Sorgfalt behandelt, wie die größten, drängt in jeder Zeile darauf hin, das sachliche Material zu durchgeisten, weil es nur so durchsittlicht werden kann.

Von Lasker's linguistischen Schriften sind zwei: „Wozu studirt man Sprachen?" und „Ueber den Sprachunterricht in höheren Schulen" in der Sammlung seiner neuen Essays, betitelt „Wege und Ziele der Culturentwickelung" (Leipzig, Brockhaus 1881) und die dritte „Ursprung, Zweck und Entwickelung der Sprache" in der „Deutschen Rundschau" erschienen. Sehen wir zunächst, wozu seine Behandlungsweise in der letzten, abstractesten Abhandlung geführt.

Lasker behauptet, daß die Sprache eher gesprochen, als, in ihren Einzelheiten wenigstens, verstanden worden ist. Der empfangene Eindruck äußert sich in allerlei Lauten, deren Gesammtheit durch die Situation erklärt, durch begleitende Gesten verdeutlicht wurde, selbst als die einzelnen Lautabtheilungen, oder Worte, noch keinen, oder keinen sicheren, Sinn besaßen. Letzteren erhielten sie erst allmälig durch Uebung, Gewöhnung, Nachahmung, und zumeist durch die in ihren Ursprüngen geheimnißvolle Neigung jeden Volkes, nach und nach gewisse Lautcomplexe vorzugsweise für gewisse Begriffe zu gebrauchen.

Ist diese, aus rein theoretischen Mitteln gezogene Erklärung richtig, so erhellt ihre große Bedeutung aus der Schwierigkeit, zu der Annahme einer vielfach unverständlichen Ursprache von dem gegenwärtigen Zustand aus zu gelangen, in welchem Sprache und Verständlichkeit ja identische Dinge sind. In der That hat bis auf Lasker kein, den Gegenstand rein philosophisch und psychologisch

bearbeitender Forscher diese Seite der Frage accentuirt. Noch Noiré, der unmittelbar vorher seinen Ursprung der Sprache schrieb, und den, allerdings bedingten, Beifall eines so gelehrten und geistvollen Mannes wie Max Müller erwarb, geht bei dem, was den Kern der Lasker'schen Untersuchung ausmacht, gänzlich vorüber und fängt bei der Existenz verständlicher Wortlaute, ihres Wie? Wann? und Warum? an. Lasker's Verfahren ist rasch zu skizziren. Er beseitigt zuerst die onomatopoetische Theorie durch die Kritik der zu ihren Gunsten angeführten Gründe. Die Nachahmung der Naturlaute ergibt ihm zu unverständliche Worte, da sie ja allzu mannigfach vom Ohre aufgefaßt werden können, und überdies an sich zu wenige sind, um selbst dem einfachsten Mittheilungsbedürfniß zu genügen. Damit gelangt er zu der Interjectionaltheorie, oder der Annahme, daß der erregte Mensch selbstgeschaffene Laute ausgestoßen hat, bleibt aber nicht an dem, den Freunden dieser Lehre gewöhnlichen Vorurtheile hängen, daß diese Laute nun auch sofort allgemein verstanden wurden, also die Aeußerung eines innerlich fertigen Sprachvermögens gewesen seien. Auf der Entwickelungslehre fußend, die heute für alles physische und intellectuelle Geschehen anerkannt ist, steigt er vielmehr zu dem Schlusse auf, daß auch die Sprache nur allmälig geworden sei, daß die Mimetik zuerst mindestens ebenso viel bedeutet habe, als die Phonetik, und daß nur ganz stufenweise bestimmte Laute für bestimmte Begriffe aus der ersten individuellen Willkür herausgebildet und allgemein angenommen worden seien.

Diese Lehre wird durch die im Aegyptischen erhaltenen Ueberreste einer nur mühsam sich verständigenden Urzeit philologisch bestätigt (s. Abel, Ursprung der Sprache, 2. Ausg. 1881). Nachdem die Behandlung der Frage durch die Heranziehung des Hieroglyphischen und Koptischen von dem abstracten auf das concrete Gebiet gelegt worden ist, wissen wir mit sachlicher Sicherheit, daß die Sprache eher war, als sie, oder wenigstens als jedes einzelne Wort derselben verstanden wurde, und daß diese halbe Verständlichkeit das Sprechen, ja nachmals sogar das Schreiben, durchaus nicht gehindert hat. Nachdem die Thatsache einmal festgestellt worden ist, läßt sie sich leicht genug erklären. Man mache sich doch einmal ein Bild von einem urmenschlichen Tagelauf. Nach der schrecklichen Nacht, in welchem das Raubthier brüllend umhergeschweift, und jeden zerrissen, den es gefaßt, kommt endlich der ersehnte Tag. Die Sonne ist wieder da, das Entrinnen ist leichter, die Ungunst des Wetters kann eher abgewehrt und der Hunger eher gestillt werden. Wovon spricht man? Vom Davonlaufen vor dem Gethier, oder vor stärkeren Männern, und vom Pflücken der Baumfrucht, die lange Perioden hindurch so ziemlich die einzige erreichbare Speise des hilflosen, unbewaffneten Zweibeiners gewesen ist, und, bezeichnend genug, das erste war, woran man sich gegenseitig Unrecht thun, woran man den Unterschied zwischen gutem und bösem Verhalten des Menschen erkennen konnte. Fängt nicht auch nach der Bibel das erste Gespräch, das ein Mensch jemals geführt hat, mit den beiden bezeichnenden Worten an: „Wir essen"? Welcherlei Klänge Frau Eva ausgestoßen hat, indem sie diese Bemerkung machte, war für die zuhörende Schlange, die ja damals noch menschlich war und die in jenen Tagen allgemein menschliche Fähigkeit, unverständliche Sprache zu verstehen, mit besaß, gewiß einerlei. Was man sich mitzutheilen hatte, war eben so einfach, daß man sich immer verstand, auch wenn jeder seine eigenen, selbsterfundenen Worte dafür brauchte. Die Situation sprach für die Sprecher. Wie es dann später doch gekommen ist, daß für jeden Begriff nur ein Wort, und dies von allen Individuen eines Gemeinwesens gemeinsam gebraucht worden ist, berühren wir nur mit der Notiz, daß die Fixirung lange Zeiträume erfordert hat, und sich von den primitivsten Begriffen sehr allmälig auf weitere Kreise ausgedehnt hat. Je mehr die Vernunft die Erscheinungen sondern lernte, desto mehr strebte sie dieselben bestimmt zu bezeichnen.

Wir gelangen hier zu der Beobachtung, daß Lasker den Ursprung der Sprache wesentlich in den Mittheilungstrieb setzt, die gleichmäßige Entwickelung der Vernunft aber verhältnißmäßig wenig betont. Und doch kann seit W. von Humboldt's maß-

gebenden Untersuchungen kein Zweifel in dieser Beziehung bestehen. Kein Volk besitzt ein Wort, das nicht eine demselben, oder großen Kreisen desselben, geläufige Vorstellung enthielte. In den Worten ist mithin der gemeinsame geistige Erwerb fixirt, und, insofern sie nach und nach entstanden sind, ein wichtigstes Mittel zur stufenweisen Ausbildung der Vernunft gegeben. Daß dies meistens in der Unterhaltung geschehen sein wird, ist ja nicht zu leugnen; dadurch aber, daß der Sprechende die Begriffe zu fassen hat, für die er Worte erfinden will, wird die Rede etwas ungleich Höheres als eine Mittheilung an einen Dritten. Ihr erster Werth ist das Wachsthum der Vernunft im sprachbildenden Redner selbst.

Gegen Lasker's Annahme, daß die Grammatik erst nach den Worten erfunden sei, spricht die Erfahrung. Es sollte heißen, nach einigen oder mehreren oder, vielleicht auch, vielen Worten. Der Proceß ist großentheils ein gleichzeitiger gewesen.

Ohne auf andere Einzelheiten einzugehen, gegen die sich Mancherlei einwenden ließe, wollen wir, ehe wir diese Abhandlung verlassen, noch einen Punkt berühren. An einer andern Stelle spricht Lasker en passant von Semitisch, Slavisch, Tatarisch und Indogermanisch, als wenn es vier, gleichmäßig getrennte Stämme wären. Die Ausdrucksweise ist gegen den herrschenden Gebrauch; aber ist nicht der acceptirte Terminus „Indogermanisch“ notorisch incorrect? Warum obstinirt sich ein Theil der deutschen Gelehrten noch immer darauf, von einem „Indogermanischen“ Sprachstamm zu reden, da doch die Unrichtigkeit des Namens überall zugegeben und von allen nichtdeutschen Forschern längst durch die richtigere Bezeichnung „Indoeuropäisch“ vermieden wird? Ursprünglich glaubte man in dem Worte Indogermanisch die beiden äußersten geographischen Endpunkte der großen Sprachfamilie vereinigt zu haben; jetzt, da man weiß, daß Keltisch in dieselbe Sippe gehört, hat man keinen Grund mehr, das östlich von Deutschland gesprochene Slavisch in die Bezeichnung Indogermanisch für eingeschlossen zu halten, wenn man das westlich von Deutschland geredete Keltisch aus jeder Verbindung mit dem Namen herausläßt.

Die beiden andern Essays über Sprachstudien im Allgemeinen, und über Sprachunterricht auf unseren höheren Schulen stehen in enger Verbindung, und lassen sich gemeinsam behandeln. Ein treuer Zögling seiner Heimath tritt Lasker für die alte deutsche Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Lateinlernens ein. Wenn er aber den Grund dafür in dem abgeschlossenen, von keiner Neuerung gestörten und in seiner Ganzheit übersehbaren Bau jener Sprache sieht, so wird er Einwendungen nicht entgehen. Der Philologe empfiehlt das Studium fremder Sprachen, weil sie, in Wort-Bedeutungen und -Verbindungen von der unsrigen abweichend, ein Umdenken des Inhalts erfordern, ehe die Uebersetzung geschehen kann, und somit das handlichste Bildungsmittel so der Logik, wie der Einsicht in die verschiedenen Auffassungen alles Geistigen bieten. Auf diesen letzteren Vorzug deuten wir insonderheit in der Bezeichnung Humaniora, und er ist es, welcher unsere Gymnasiasten, worin sie auch sonst zurückbleiben mögen, zu einer scharfen und feinen Erkenntniß wenigstens vorbereitet. Daß Latein für diesen Zweck besser geeignet ist, als eine andere Sprache, liegt theils in seiner großen, und doch nicht allzu großen Entfernung von unserem Gedankengang, theils in der ebenso sicheren, engen und festen, wie intellectuellen Systematik seines ganzen Aufbaues. Diese Eigenschaft, und nicht etwa, daß es leichter ist, wie Herr Lasker anzunehmen scheint, begründet auch seinen Vorzug vor dem Griechischen, das mit größerer Fülle und Freiheit in Formen, Verbindungen und Bedeutungen ausgestattet, dem jugendlichen Geist geringere, dem Gedächtniß aber größere Schwierigkeiten bereitet. Herr Lasker ist indeß von dem wichtigen Zweck des Sprachstudiums zu tief durchdrungen, um nicht zu erkennen, daß derselbe durch die gehörige Aneignung *einer* Sprache besser erfüllt wird, als durch die nachlässige zweier, und stimmt somit für die Entfernung des Griechischen von unseren Gymnasien. Es ist bekannt, daß diese Meinung sich seit einigen Jahren in Fach- und Laien-Kreisen immer stärker geltend gemacht hat, und täglich an Boden gewinnt. Sowohl im Interesse eines intensiven, seinen Absichten genügenden Lateinlernens, als um Zeit für die Erwerbung eines Weltbildes zu gewinnen, welches wir

gegenwärtig dem Schüler vorenthalten und dem Studenten im späteren Fachunterricht erst recht nicht gewähren, wird eine Einschränkung der philologischen Stunden immer lauter gefordert, und gefordert werden. Die Einwendung, daß der classische Unterricht nicht nur Sprachliches, sondern Sachliches vom höchsten Werthe lehre, wird ziemlich allgemein als nichtig empfunden. Was der Gymnasiast vom Inhalt der classischen Lectüre abbekömmt, ist, da seine Kraft in der Ueberwindung sprachlicher Schwierigkeiten verbraucht wird, außerordentlich gering, und würde durch die Lectüre und Erklärung guter Uebersetzungen mehr als aufgewogen werden. Man erinnere sich, daß Schiller ursprünglich kein, und Goethe nur wenig Griechisch verstand. Man beachte, daß Schliemann seine Begeisterung für Homer zuerst aus der Vossischen Ilias sog, während von den unzähligen Abiturienten, die seitdem unsere Gymnasien verließen, fast alle ihre Teubner'schen Textausgaben an den Antiquar verkauften, oder mit sarkastischen Segenswünschen dem jüngeren Bruder einhändigten, sobald sie das gefürchtete Examen bestanden. Kann man da behaupten, daß das Experiment, beide classische Sprachen zu lehren, welches ja erst vor 70 Jahren begonnen wurde, geglückt ist? Und wenn sich beide zusammen nicht erhalten lassen, kann ein Zweifel darüber bestehen, daß Latein geistig bildender, und für praktische Zwecke nöthiger sei?

Ob wohl Lasker viel Latein geschrieben hat? Gelesen hat er es gewiß mit dauernder Nachwirkung. Nicht allein sein Stil, seine ganze Darstellungsweise ist häufig nach antiken Mustern gemodelt, und zieht daraus eigenthümliche Vor- und Nachtheile. Der unmittelbare Uebergang von persönlicher Beobachtung eines einzelnen Details zur umfassendsten Abstraction, und dann wieder die Einkleidung dieser Abstraction in Bilder und metaphorische Andeutungen, klingt gelegentlich wie aus einem römischen Prosaiker übersetzt und trägt, so fest verschränkt sich damit ein Argument erbauen und dafür erwärmen läßt, nicht immer zur größeren Vernehmlichkeit desselben bei. Wir wagen die Vermuthung, daß durch Einstreuung einer größeren Anzahl erläuternder Beispiele der Autor das Buch langsamer geschrieben, der Leser es aber schneller gelesen haben würde.

Wie sie sind, werden diese Essays von keinem Berichte genügend geschildert werden, der nicht selber in buchartige Dimensionen ausläuft. Die Seele ergründend, um das Volk zu begreifen, und sittlich wahr, auch wo die Angaben bestreitbar wären, sind sie im höchsten Sinne human und politisch weise. Wenn unsere Staatsmänner in solch edelem Geiste ihrer täglichen Politik dauernde, in Philosophie und Historie ruhende Fundamente zu geben vermögen, so dürfen wir der Zukunft noch immer getrost entgegen sehen. Hätte Gladstone die Muße gehabt, das Buch zu schreiben, wie stolz würde der englische Bürger darauf sein, Tory, Whig und Radicaler! Aber wir Deutschen! Wir Berliner!

---

oß. **Deutsche Literaturzeitung.** Herausgegeben von Dr. Max Roediger. Docent an der Universität Berlin. II. Jahrgang. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1881.

Seitdem wir im December 1880 unsern Lesern von dem Entstehen des neuen kritischen Centralorgans der Wissenschaft, welches unter dem Titel „Deutsche Literaturzeitung" in Berlin herausgegeben wird, berichtet haben, hat das schöne Unternehmen die gedeihlichsten Fortschritte gemacht. Mehr als dreihundert Recensenten aus allen Kreisen der Wissenschaft und Literatur haben der Zeitschrift ihre Unterstützung geliehen, berühmte Gelehrte von europäischem Ruf und jüngere Forscher, Meister und Schüler, und fast alle stehen mit ihren Namen für die vertretenen Meinungen ein; kein Fach wird vor dem anderen berücksichtigt, größter Reichhaltigkeit des Inhalts entspricht größte Unparteilichkeit und Gediegenheit des Urtheils. An Umfang sind die Besprechungen sehr verschieden, das Minderwerthige wird kurz aber prägnant abgethan, die wichtigen Erscheinungen finden eingehendere Würdigung; über dem Einzelnen wird nie das Allgemeine vergessen und so findet nicht nur der Gelehrte für das Specialinteresse seines Faches, sondern jeder allgemein Gebildete eine Fülle von Anregung und Belehrung in der Zeitschrift, der wir das beste Gedeihen auch in Zukunft aufrichtig wünschen.

ξ. Aus dem Verlage von **Otto Spamer** (Leipzig und Berlin) liegt uns wieder eine große Anzahl von Jugendschriften vor, welche aber zum Theil auch dem Erwachsenen und Gereifteren Freude machen können. Manche derselben sind schon in zweiter, dritter, ja sechster Auflage auf den Markt gebracht, was für ihre Beliebtheit jedenfalls ein ehrendes Zeugniß ablegt. Von diesen älteren Werken nennen wir als besonders empfehlenswerth:

„Hellas" von W. Wägner. In fünfter verb. Auflage herausgegeben von H. Dittmar. 2 Bände.

„Rom" von demselben; in vierter verbesserter Auflage bearbeitet von B. Bolz. 2 Bände.

„Das große Jahr 1870 auf 1871" von Franz Otto und Oskar Höcker. Dritte Auflage (gänzlich umgearbeitet).

„Große Tage aus der Zeit der Befreiungskriege 1813—15." Von Ed. Große und Franz Otto. Vierte Auflage.

„Fünfzig Jahre aus Preußens und Deutschlands Geschichte" (1815—1870). Von Fr. Otto. Dritte Auflage.

In der Art geschichtlicher Erzählungen sind geschrieben: „Aus dem Tabakscollegium der Zopfzeit" (3. Auflage) und „Der große König und sein Rekrut" (6. Auflage), letzteres Werk gehört zu den besten und meist verbreiteten des Verlags. — Auf dem Hintergrunde der Zeit des großen Kurfürsten entwickelt sich „Der Burggraf und sein Schildknappe" (2. Auflage) von Rich. Roth; in der Hohenstaufenzeit spielt „Kaiser, König und Papst" (2. Auflage) von demselben. — Vortrefflich für Anregung der Jugend eignen sich die Lebensbilder von „Männer eigner Kraft", vereint in „Hilf dir selbst" von Fr. Otto (2. Auflage) und das aus demselben Geist hervorgegangene „Buch vom braven Mann" von Richard Roth, welches jetzt zum ersten Male herausgekommen ist und seinem Inhalt nach fernere Auflagen verdient. In vermehrter Auflage sind auch die Heinrich Pfeil's vortrefflich geschriebene „Deutsche Sagen" erschienen.

Für junge Mädchen geeignet sind besonders die Erzählungen von Clara Cron und C. Michael. Von der ersteren liegt uns vor „Eva oder ein seltsames Vermächtniß" in zweiter verbesserter Auflage. Sowohl der Stoff selbst, wie die lebendige Darstellung und der feine weibliche Sinn machen diesen kleinen Roman zu einem wahrhaft empfehlungswerthen Familienbuche. Von der zweiten Dame hat der Verlag zwei neue Bücher gebracht: „Rings um die Welt" und „Der Mann mit der Wünschelruthe". Beide sprechen für ein nicht gewöhnliches Talent; besonders die zweite Erzählung ist derartig, daß sie auch außerhalb der Kreise „erwachsener Töchter" Interesse erwecken dürfte.

Fr. Michael hat auch aus den Märchen von Tausend und einer Nacht" eine Auswahl für die Kinderstube neu bearbeitet; — obwohl alle Werke reich mit Bildern versehen sind („Hellas" und „Rom" haben eine bedeutende Bereicherung der Illustrationen erfahren) — so müssen wir doch die Zeichnungen zu diesen Märchen besonders erwähnen. Sie stammen bis auf das bunte Titelbild alle von Erdmann Wagner, welcher hier eine sehr ansprechende Begabung und gediegene künstlerische Bildung offenbart.

Demselben Stoffgebiete der Märchenwelt gehört an: „Unter Kobolden und Unholden" von Fr. Otto unter Mitarbeiterschaft von Villamaria, W. Wägner, C. Michael u. A.

Eine Verbindung von Vorträgen und Erzählung bietet Ernst Pasqué's „Aus der Welt der Töne". Mit großem Geschick hat der bekannte Verfasser in einem anmuthenden Stoff das wissenschaftliche Material zu verweben gewußt. Die Geschichte der Musik, wie der Componisten, Betrachtungen über Tonkunst und Instrumente sind einer Gestalt der Erzählung in den Mund gelegt. Bemerkenswerth ist die Fülle eingestreuter, oft sehr unterhaltender Anekdoten.

Als letztes der uns übersandten Bücher sei genannt: „Aus dunklen Tiefen zum Sonnenlicht" von Herm. Kunz. Der etwas gesuchte Titel zeigt einen Bericht über die Ausgrabungen der Neuzeit an. (Mykenä, Hissarlik, Ninive, Venusinsel, Samothrake, Olympia, Pergamon, Pompeji.) Das Material ist mit Fleiß zusammengetragen, die Bilder gut gewählt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. December zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abstammung, die, des Menschen vom Affen. Eine populäre Besprechung von einem Ur- etc. Enkel. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. 1882.

Almanach, in losen Blättern mit ca. 2500 histor.-biogr. Notizen (jeden Tag ein Blatt zum Abreißen) für 1882 20. Jahrg. Dresden, C. Weiske.

Amersin. — Gemeinverständliche Weisheitslehre (Wahrheits-, Klugheits- und Geschmackslehre) sammt drei Beilagen: Arbeitsplan zur Verfassung eines zeitgemässen gemeinverständlichen Sammelwerkes aller Wissenschaften und Künste in Wort und Bild. Uebersichtstafel der Wissenschaften und Künste und Begriffs-Bestimmungen-Verzeichniss. Von Ferdinand Amersin. Zweite durchaus umgearbeitete verb. Aufl. Triest, J. Dase. 1881.

Appell. — Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. Von J. W. Appell. Dritte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. 1882.

Arnold. — Fränkische Zeit von Wilhelm Arnold. 1. Hälfte. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1881.

Arnold. — Schlichte Verse. Von Johann Arnold. Nebst einem Anhange, enthaltend die Gedichte von Karl Arnold. Leipzig, O. Mutze. 1881.

Aus dem Zauberland. Alte Märchen erzählt von Tantchen Ungenannt. Mit zahlreichen Illustrationen von Kleinmichel und Bartsch. Leipzig, E. Schloemp.

Bäder und Sommerfrischen. Lebens- und Landschaftsbilder von den beliebtesten Kurorten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. In Schilderungen von V. Blüthgen, M. Haushofer, L. Herbert, L. v. Hörmann, Wold. Kaden, Rud. Kleinpaul, H. Noë, R. Pohl, P. K. Rosegger, A. Silberstein, Fr. Wernick. Illustrirt von den ersten Landschafts- und Genremalern. Lfg. 4—7. Leipzig, Edw. Schloemp. 1881.

Bäßler. — Gedichte von Ferdinand Bäßler, weiland geistlichem Inspector und Professor in Pforta. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1881.

Benvenuti. — Un Autografo di Ugo Foscolo (Piano di Studi, Indice di alcune sue Opere, Facsimile). Publicato a Cura di Leo Benvenuti. Bologna, N. Zanichelli. 1881.

Beyer. — Deutsche Poetik. Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Dichtkunst. Nach den Anforderungen der Gegenwart von Dr. C. Beyer. 1. Bd. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshdlg. 1882.

Bibliothek deutscher Curiosa. I. Band: Skizzen von A. G. Meißner. — II. u. III. Band: Nachtwachen von Bonaventura. — IV. Band: Briefe eines Frauenzimmers aus dem XV. Jahrhundert. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1881.

Blümner. — Laokoon-Studien von H. Blümner. 1. Heft. Ueber den Gebrauch der Allegorie in den bildenden Künsten. Freiburg, Akadem. Buchh. v. J. C. B. Mohr. 1881.

Blüthen aus dem Treibhause der Lyrik. Eine Mustersammlung. Dritte von Max Klinger illustrirte Auflage. Leipzig, J. A. Barth. 1882.

Bodenstedt. — Aus Morgenland und Abendland. Neue Gedichte und Sprüche von Friedrich Bodenstedt. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Bormann. — Mei Leibzig low' ich mir! Nagelneie Boesien von Edwin Bormann. Mit Gupfern in feinen Holzschnidde von den agademischen Brofessor der Mahlergunst E. Ille. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1882.

Brockhaus. — **Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln u. im Texte.** Heft 5—7. **Aegypten-Almoraviden. Leipzig, F. A.** Brockhaus. 1882.

Buchner. — Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. Lfg. 8. Lahr, M. Schauenburg. 1881.

Bulthaupt. — Dramaturgie der Classiker. Von Heinreich Bulthaupt. 1. Band. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. 1882.

Busch. — Der Fuchs. Die Drachen. Zwei lustige Sachen von Wilhelm Busch. Colorirte Ausgabe. München, Fr. Bassermann.

Chaillu. — Im Lande der Mitternachts-Sonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen u. Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul B. Du Chaillu frei übersetzt von A. Helms. Mit 48 Tonbildern und 200 Holzschnitten im Text. Mit einer großen Ansicht von Stockholm und Karte. Lfg. 2. Breslau, Ferd. Hirt & Sohn.

Cohn. — Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Professor Dr. Ferdinand Cohn. Breslau, J. U. Kern's Verlag. 1882.

Collection Spemann. Bd. 10. 11. Reise um die Pariser Welt. Von Theophil Zolling. 2 Bde. Bd. 12: Homer's Odyssee von Johann Heinrich Voß. Mit einer Einleitung von Jakob Mähly. — Bd. 13: Etwas auf dem Gewissen von Levin Schücking. Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner. Stuttgart, W. Spemann.

Cornaro. — Die Kunst ein hohes und gesundes Alter zu erreichen. Von Ludwig Cornaro. Neu herausgegeben von Paul Sembach. Berlin, S. Mode's Verlag.

Dahn. — Bausteine. Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Dritte Reihe. Berlin, O. Janke. 1882.

Dalwigk. — Chronik des alten Theaters in Oldenburg (1833—1881.) Festschrift zu der Eröffnung des neuerbauten Theaters am 8. October 1881 von Frhr. R. von Dalwigk. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg.

Damen-Almanach. — Notiz- und Schreibkalender für das Jahr 1882. Mit einer Illustration in Farbendruck von Th. Laudien. Sechszehnter Jahrgang. Berlin, Haude & Spener'sche Buchhdlg. (F. Weidling.)

Denkmäler der Kunst. Zur Uebersicht des Entwickelungsganges der bildenden Künste von den frühesten Werken bis auf die neueste Zeit. Volksausgabe. 2. verb. und verm. Aufl. Bearbeitet von Wilhelm Lübke und Carl v. Lützow. 93 Stahlstichtafeln Querfolio und ca. 20 Bogen Text. Lfg. 9. 10 (Schluß). Stutigart, Ebner & Seubert. 1881.

Dichtungen des Auslandes. Bd. XI. Miranda von Antonio Fogazzaro. Aus dem Italienischen übersetzt von A. Meinhardt. Leipzig, W. Friedrich. 1882.

Diercks. — Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit. In gemeinverständlicher Darstellung. Von Gustav Diercks. 2. Bd.: Das Mittelalter und die Neuzeit. Berlin, Th. Hofmann. 1882.

Dyherrn. — Höhen und Tiefen. Novellen von Georg Freiherrn von Dyherrn. 2 Bde. Freiburg, Ad. Kiepert, Hofbuchhdlg. 1882.

Ebers. — Die Frau Bürgermeisterin. Roman von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger). 1882.

Ebers. — Durch Gosen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek. Von Georg Ebers. Zweite verb. Aufl. Mit einer Ansicht des Serbal und des St. Katharinenklosters vom Sinai, drei Karten und mehreren Holzschnitten. Leipzig, W. Engelmann. 1881.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. I. Abthlg. Lfg. 25. Enthält: Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. Lfg. 7. Lfg. 26. Enthält: Handbuch der Mathematik. Lfg. 11. 12. (Schluss). Breslau, Ed. Trewendt. 1881.

Engel. — Das Volksschauspiel Doctor Johann Faust. Herausgegeben mit geschichtlichen Nachrichten über den Träger der Faustsage und mit einer Bühnengeschichte des Faust von Karl Engel. Zweite, umgearbeitete und vielfach ergänzte Auflage. Mit Faust's Portrait nach Rembrandt. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1882.

Escherich. — Runkelstein. Erzählung von E. Escherich. München, Th. Ackermann, kgl. Hofbuchhdlg. 1881.

Evers. — Der „Prediger" in Trebra. Er bleibt „evangelisch". 1. weil —? 2. trotzdem —? 3. damit —? Antwort auf die Schmähschrift des Predigers in Trebra gegen mich und zugleich gemeinfaßliche Ergänzung zu „Katholisch oder protestantisch". Von Georg Gotthilf Evers. Hildesheim, F. Borgmeyer. 1882.

Falke. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke. Lfg. 15. 16 (Schluß). Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Falke. — Die Kunst im Hause. Geschichtliche und kritisch-ästhetische Studien über die Decoration und Ausstattung der Wohnung von Jacob von Falke. 4. vermehrte und illustrirte Auflage. Mit 8 Abbildungen in Farbendruck, 54 in Licht- und Tondruck und 219 Holzschnitten. Heft 11. 12. Wien, C. Gerold's Sohn. 1881.

Familien-Spielbuch, allgemeines illustrirtes. Vorführung aller bekannteren Spiele und gebräuchlichen Unterhaltungsweisen für alle Kreise, zur körperlichen Erholung und geistig gemüthlichen Erheiterung und Anregung im Freien wie im Zimmer. Mit einer Anleitung über die Bedeutung des Spiels für jung

und alt, nebst einer übersichtlichen Erklärung aller in den Spielen vorkommenden Kunstausdrücke, Regeln und Gesetze. Herausgegeben unter Mitwirkung anerkannter Sachverständiger von Dr. Jan Daniel Georgens und Jeanne Marie von Gayette-Georgens. Mit über 300 Text-Abbildungen, sowie 10 Ton-, Einführungs- und Buntbildern von L. Burger, G. Nestel, C. Röhling u. A. und einem aquarellirten Titelbilde von H. Vogel, Tabellen, musikalischen und anderen Beigaben. Leipzig, O. Spamer. 1882.

François. — Der Posten der Frau. Lustspiel in fünf Aufzügen von Louise von François. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Freytag. — Gustav Freytag-Galerie. Nach den Originalgemälden und Cartons der ersten Meister der Neuzeit photographirt von Fr. Bruckmann. Mit begleitenden Texten von Johannes Proelß. Lfg. 1. Leipzig, E. Schloemp.

Freytag-Galerie. 4. Schlussblätter. Georg und Valentine (Scene aus dem Drama: Die Valentine). — Die Brautfahrt. Maria von Burgund und Maximilian. — Mit falscher Karte. (Scene aus dem Drama: Graf Waldemar). — Aus einer kleinen Stadt. (Ahnen VI. Bd.) Dr. König, Henriette und Oberst Dessalle. Leipzig, E. Schloemp. 1881.

Friedmann. — Gedichte von Alfred Friedmann. Leipzig, W. Friedrich. 1882.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 19. Jahrg. Heft 12. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Glümer. — Vom Webstuhl der Zeit. Von Claire von Glümer. Inhalt: „Gesühnt". — „Nach zwanzig Jahren". — „Die böse Frau von Helgendorf". — „Censi". — Dresden, Heinr. Minden. 1882.

Gottschall. — Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Litterarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolf von Gottschall. 5. vermehrte und verbesserte Auflage. 4 Bände. Breslau, Ed. Trewendt. 1881.

Götzinger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studierende und Laien, bearbeitet von Ernst Götzinger. Heft 6. Leipzig, W. Urban. 1881.

Gregorovius. — Athenais, Geschichte einer byzantinischen Kaiserin von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Grünhagen. — Geschichte des ersten schlesischen Krieges nach archivalischen Quellen dargestellt von Dr. C. Grünhagen, Königl. Archivrath und Professor an der Universität Breslau. II. Band: Bis zum Friedensschlusse von Breslau. Mit einem Plane der Umgegend von Chotusitz. Gotha, Fiedr. Andr. Perthes. 1881.

Hackländer. — F. W. Hackländer's ausgewählte Werke. Bd. 3. 4. Stuttgart, C. Krabbe.

Halm. — Aus der Dornenhecke. Metaphysische Gedichte von Margarethe Halm. Dresden-Striesen, P. Heinze's Verlag. 1882.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. VI. Jahrg. Heft 3. December 1881. Graz, Leykam-Josefsthal.

Heinz von der Donau. — Funken. Lieder von Heinz von der Donau. Stuttgart, Greiner'sche Verlagsbuchhdlg.

Heyse. — Das Glück von Rothenburg. Novelle von Paul Heyse. Augsburg, Gebrüder Reichel. 1881.

Heyse. — Neues Münchner Dichterbuch. Herausgegeben von Paul Heyse. Stuttgart, Gebrüder Kröner. 1882.

Heyse. — Troubadour-Novellen von Paul Heyse. Inhalt: Der lahme Engel. — Die Rache der Vizgräfin. — Die Dichterin von Carcassonne. — Der Mönch von Montaudon. — Ehre über Alles. — Der verkaufte Gesang. Berlin, Wilh. Hertz. 1882.

Hirsch. — Aennchen von Tharau. Ein Lied aus alter Zeit. Von Franz Hirsch. Leipzig, C. Reißner. 1882.

Hirschfeld. — König Lear ein poetisches Leidensbild von Shakespeare, zum ersten Male im Lichte ärztlicher Wissenschaft und gleichzeitig im Zusammenhange sowohl mit der ästhetischen Kritik als mit der Bühnendarstellung der gleichnamigen Tragödie. Eine Monographie für gebildete Leser aller Stände von Dr. Hirschfeld, praktischem Arzte zu Danzig. Danzig, C. Gruihn's Verlag. 1882.

Hoyer. — Die Grabstätten der deutschen Kämpfer aus den Jahren 1870—71 in Belgien. Von Dr. Hoyer. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1882.

Jahn. — Die Berliner Actiengesellschaft „Rabatt-Spar-Anstalt" (Directoren Dr. Löwenthal und Heller) beleuchtet vom Standpunkte des praktischen Geschäftsmannes von August Jahn, Kaufmann und gerichtlicher Sachverständiger. Ein Wort der Aufklärung an alle Detailgeschäfte in Deutschland. Brandenburg a. d. H., P. Lunitz. 1882.

Jensen. — Stimmen des Lebens. Gedichte von Wilhelm Jensen. Dresden, Ls. Ehlermann. 1881.

Juliane. — Sommerferien. Fortsetzung von Stadthaus und Landhaus. Eine Erzählung für Kinder von 8—12 Jahren von Juliane. Mit 4 Bildern in Farbendruck nach Aquarellen von Paul Tübbecke. Hamburg, K. Grädener & J. F. Richter. 1882.

Kaden. — Italienische Gyps-Figuren. Von Woldemar Kaden. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. 1882.

Katsch. — König Winter. Ein Märchen von Adolph Katsch. Leipzig, J. A. Barth. 1881.

Kaufmann. — Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. Von Georg Kaufmann. 2. Band: Von dem Römischen Weltreiche zu der geistlich-weltlichen Universalmonarchie des Mittelalters. 419—814. Leipzig, Duncker & Humblot. 1881.

Keck. — Liebestreu. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen von Robert Keck. Leipzig, H. Johannssen's Verlag. 1882.

Kippenberg. — Betty Gleim. Ein Lebens- und Charakterbild. Als Beitrag zur Geschichte der deutschen Frauenbildung und Mädchenerziehung, zugleich erwachsenen Töchtern eine Mitgabe für das Leben. Von A. Kippenberg. Bremen, M. Heinsius. 1882.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 7. 8. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1881.

Knortz. — Aus der transatlantischen Gesellschaft. Nordamerikanische Culturbilder von Karl Knortz. Mit dem Bildnisse James A. Garfield's. Leipzig, B. Schlicke. 1882.

Kock. — Merope. Tragödie in fünf Aufzügen. Von Theodor Kock. Berlin, B. Behr's Verlag. 1882.

Körting. — Gedanken und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Hochschulen. Von Professor Dr. Gustav Körting. Heilbronn Gebr. Henninger. 1882.

Kretzer. — Schwarzkittel oder die Geheimnisse des Lichthofes. Wahrheit und Dichtung aus den Arbeitsstätten einer großstädtischen Fabrik. Erzählung von Max Kretzer. Mit Kopfleisten, Initialen und 6 Tonbildern nach Zeichnungen von Wilhelm Claudius. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Kruse. — Witzlav von Rügen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1881.

Laboulaye. — Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika von Eduard Laboulaye. Mit einem Vorwort von J. C. Bluntschli. 3 Bände. Zweite Ausgabe. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Bchhdlg. 1882.

Laube's gesammelte Schriften. 16. Band: Erinnerungen 1841—1881 von Heinrich Laube. Mit Laube's Bildniß. Wien, W. Braumüller, k. k. Hof- u. Univ.-Bchhdlg. 1882.

Lehmann. — Sentenzenschatz aus Dichtern und Denkern aller Zeiten. Gesammelt und herausgegeben von Max Lehmann. Berlin, Hande & Spener'sche Buchh. 1881.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 33. 34. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Lessmann. — Franz Liszt. Eine Charakterstudie von Otto Lessmann. Berlin, B. Behr's Verlag. 1881.

Liessem. — Kinderlust. Für die frohe Kinderwelt. Heitere Lieder und lustige Sprüchlein aus dem Volksmunde und von den besten deutschen Liederdichtern. Gesammelt und herausgegeben von J. J. Liessem. Mit 80 Text-Abbildungen und einem bunten Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Lindner. — Das Räthsel der Frauenseele. Drei Novellen von Albert Lindner. Berlin, R. Hanow. 1882.

Lucretius. — Deutsch von Max Seydel (Max Schlierbach). München, R. Oldenbourg. 1881.

Mannhardt. — Gedichte von Wilhelm Mannhardt. Mit einer Lebensskizze des Dichters. Danzig, Ad. Scheinert. 1881.

Maurer. — Für die Freiheit des Lehrstandes. Deutsches Wort an Kaiser und Volk. Sedan-Rede von Dr. Theodor Maurer, Großh. Hess. Gymnasiallehrer.

Dazu als poetisches Vorwort ein Zeitgedicht: „Zum 27. October". Mainz, J. Diemer. 1881.

Meisterwerke, Historische, der Griechen und Römer in vorzüglichen deutschen Uebertragungen übersetzt und herausgegeben von Dr. Paul v. Boltenstern, Professor Dr. Eyssenhardt, Wollrath Denecke, E. Flemming, Professor J. Mähly, Dr. Victor Pfannschmidt, Dr. Sloessell u. A. 5. Heft. Des Publius Cornelius Tacitus Geschichtswerke übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt. Heft 5. Annalen. Lfg. 5. Leipzig, E. Kempe. 1881.

Memoiren eines Theekessels. Vom Verfasser der „Sommersprossen". Leipzig, J. A. Barth. 1882.

Meruell. — Anna von Cleve oder die Gürtelmagd der Königin. Drama in fünf Aufzügen von E. Meruell. Freiburg i. B., Ad. Kiepert, Hofbuchh.

Meruell. — Otto der Große. Drama in fünf Aufzügen von E. Meruell. Freiburg i. B., Ad. Kiepert, Hofbuchh. 1881.

Meyer's Reisebücher. — Der Orient. Hauptrouten durch Aegypten, Palästina, Syrien, Türkei, Griechenland. I. Band: Aegypten. Mit 8 Karten, 11 Plänen und Grundrissen, 42 Textbildern. — II. Band: Syrien, Palästina, Griechenland und Türkei. Mit 8 Karten, 20 Plänen und Grundrissen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1881–82.

Molmenti. — La vie privée à Venise depuis les premiers temps jusqu'à la chute de la république par P. G. Molmenti. Ouvrage couronné par l'Institut royal des sciences des lettres et des arts de Venise. Venise, Ferd. Ongania.

Müller. — Essays von Max Müller. II. Band. Beiträge zur vergleichenden Mythologie und Ethologie. Mit Register zum ersten und zweiten Bande. Zweite vermehrte Auflage. Besorgt von Dr. O. Francke. Leipzig, W. Engelmann. 1881.

Müller. — Märchen auf der Wanderschaft von Elisabeth Müller. Freiburg i. B., Ad. Kiepert, Hofbuchh. 1881.

Murad Effendi. — Ost und West. Gedichte von Murad Effendi. 3. Aufl. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh.

Museen, Königliche, zu Berlin. Beschreibung der Pergamenischen Bildwerke. Herausgegeben von der Generalverwaltung. 4. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhdl.

Nachtigal. — Sahärä und Südân. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika von Dr. Gustav Nachtigal. II. Thl. Mit 46 Holzschnitten, 4 Karten und 4 Schrift-Tafeln. Berlin, Weidmann'sche Buchh. & P. Parey, Verlagsbchhdlg. 1881.

Neumann. — Geschichte Roms während des Verfalles der Republik. Vom Zeitalter des Scipio Aemilianus bis zu Sulla's Tode. Von Dr. Carl Neumann, Geh. Reg.-Rath und Professor der alten Geschichte und der Geographie an der Universität Breslau. Aus seinem Nachlasse herausg. von Dr. E. Gothein. Breslau, W. Koebner. 1881.

Neumann-Spallart. — Uebersichten der Weltwirthschaft. Von Hofrath Professor Dr. F. X. von Neumann-Spallart. Jahrg. 1880. Stuttgart, Jul. Maier. 1881.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brennecke, Francis Broemel, Dr. Hans Hoffmann, R. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg, Hugo Scheube, H. von Wobeser. Illustrirt durch mehrere hundert Holzschnitte nach Original-Zeichnungen, von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. Lfg. 14. 15. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Oberländer. — Fremde Völker. Ethnographische Schilderungen aus der alten und neuen Welt von Richard Oberländer. Mit mehr als 200 Text-Illustrationen. Lfg. 2. Leipzig, Jul. Klinkhardt. 1881.

Opern-Cyclus. Darstellungen beliebter Opern-Scenen nach Original-Gemälden von Hermann Kaulbach. Photographirt von Friedrich Bruckmann in München. Inhalt: 1. Freischütz. 2. Hochzeit des Figaro. 3. Hugenotten. 4. Don Juan. 5. Barbier von Sevilla. — 6. Fidelio. 7. Weiße Dame. 8. Rothkäppchen. 9. Rigoletto. 10. Götterdämmerung. 11. Stradella. 12. Der fliegende Holländer. Berlin, Carl Brack.

Otto. — Unter Kobolden und Unholden. Sagen und Märchen aus dem Reiche der Riesen und Zwerge, Gnomen, Wichte, Kobolde, Elfen und Nixen. Dem deutschen Volke und der Jugend erzählt von Franz Otto. Mit einer Einführung von Villamaria. Mit 42 in den Text gedruckten Illustrationen und einem bunten Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Otto. — Der große König und sein Rekrut. Lebensbilder aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Bearbeitet von Franz Otto. 6. vielfach verb. u. verm. Aufl. Mit 6 Ton- und Buntdruckbildern, sowie 130 Text-Illustrationen. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Otto. — Das Tabakskollegium und die Zeit des Zopfes oder: Wie man vor 150 Jahren lebte und es trieb. Erzählung aus der Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Unserm Volke und der deutschen Jugend gewidmet von Franz Otto. 3. sehr verb. Aufl. Mit 70 Text-Abbildungen, einem Tonbilde und 2 Buntbildern. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Otto. — Fünfzig Jahre aus Preußens und Deutschlands Geschichte. Preußens Volk in Waffen in Schleswig-Holstein und Dänemark, in Böhmen und Franken, am Main und Neckar. Bilder und Schilderungen aus Krieg und Frieden während der Jahre 1848–1870. Herausgegeben von Franz Otto. 3. umgearb. und stark verm. Aufl. des Werkes: „Krieg und Frieden". Mit 100 Text-Abbildungen und einem bunten Titelbild. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Otto. — Abenteuer und Irrfahrten von Fritz Stromer. Oder: Eine Reise um die Welt in hundertundachtzig Tagen. Ein kurzweilig-lehrreiches Büchlein für lebhafte Buben. In Umarbeitung herausgegeben von Franz Otto. 2. durchges. Aufl. Mit 110 Abbildungen nach H. Giacomelli u. A., nebst einem Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Otto-Höcker. — Das große Jahr 1870. Gedenkbuch aus der Zeit des Nationalkrieges gegen Frankreich im Jahre der deutschen Einigung. Ehrentage aus Deutschlands neuester Geschichte. Herausgegeben von Franz Otto und Oskar Höcker. 3. gänzlich umgearb. Aufl. Mit 190 Text-Illustrationen, 6 Tonbildern und einem bunten Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Pasqué. — Aus der Welt der Töne. Erlebnisse eines Mädchen-Quartetts im Haidehause. Onkel Reinhold's Erzählungen aus dem Bereich der Oper, des Volksliedes, des Künstlerthums und des Tanzes. Von Ernst Pasqué. Neue wohlf. Ausg. Mit 70 Text-Illustr. und 4 Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Pfeiffer. — Under the Aspens. Lyrical and Dramatic by Emily Pfeiffer. London, Kegan Paul, Trench, & Co. 1882.

Pfeil. — Deutsche Sagen. Der deutschen Jugend und unserm Volke wiedererzählt von Heinrich Pfeil. 2. verb. und verm. Aufl. Mit 45 Text-Illustrationen, zahlreichen Anfangs- und Schlußvignetten und einem Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Photographen-Kalender, Deutscher. Taschenbuch und Almanach für 1882. Herausgegeben unter Mitwirkung bedeutender Fachleute von K. Schwier. I. Theil: Taschenbuch. Mit einer Lichtdruckbeilage von W. Hoffmann. II. Theil: Almanach. Weimar, Deutsche Photographen-Zeitung. 1881.

Preyer. — Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwickelung des Menschen in den ersten Lebensjahren. Von W. Preyer, ordentl. Professor der Physiologie etc. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1882.

Publicationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die K. Archiv-Verwaltung. 8. Band. P. Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807. Diplomatische Correspondenzen. 1. Theil. 9. Band. L. Keller, die Gegenreformation in Westphalen und am Niederrhein. 1. Theil. Leipzig, S. Hirzel. 1881.

Rawald. — Vom Ursprung des Weinbaues. Dichtung und Wahrheit von G. Rawald. Mit einem Anhang bemerkenswerther Restaurants und Firmen auf der Fußtour Naumburg-Freyburg. Freyburg a. U., M. Kellner.

Reissmann. — Handlexikon der Tonkunst. Herausgegeben von Dr. August Reissmann. Lfg. 2–11. Berlin, R. Oppenheim. 1882.

Rieder. — Johann III., König von Polen, Sobieski, in Wien. Mit Hineinverwebung einer Geschichte der sieben Königinnen von Polen aus dem Hause Oesterreich. Ein Erinnerungsbuch an 1683 für 1883 zum 200jährigen Jubiläum der Befreiung Wiens von der Türkenbelagerung von Georg Rieder. Wien, Wilh. Braumüller, k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. 1882.

Roeber. — Das Märchen vom König Drosselbart von Friedrich. Iserlohn, J. Bädeker. 1881.

Rocco. — Der Umgang in und mit der Gesellschaft. Ein Handbuch des guten Tones von Emil Rocco. 4. Aufl. Halle, O. Hendel. 1881.

Rolph. — Biologische Probleme, zugleich als Versuch einer rationellen Ethik. Von W. R. Rolph. Leipzig, W. Engelmann. 1882.

Roman-Bibliothek, englische. Sammlung der besten Novitäten hervorragender englischer Autoren. Herausgegeben von Paul Jüngling. Bd. 1. 2. Die Grandissimes von George W. Cable. In zwei Bänden. Berlin. Kogge & Fritze. 1881.

Rosegger. — P. K. Rosegger's ausgewählte Schriften. Lfg. 31–40. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Rosegger. — Aus dem Walde. Ausgewählte Geschichten für die reifere Jugend von P. K. Rosegger. Mit Illustr. 2. Aufl. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Rosegger. — Die Schriften des Waldschulmeisters. Herausgegeben von P. K. Rosegger. 3. Aufl. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1882.

Roth. — Der Burggraf und sein Schildknappe. Lebensbilder aus der Zeit des ersten Kurfürsten von Brandenburg, des Gründers der Macht Preußens. Historische Erzählung für Jugend und Volk von Richard Roth. 2. verb. Aufl. Mit 70 Text-Illustrationen und einem bunten Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Roth. — Das Buch vom braven Mann. Edles Wirken und beharrliches Vollbringen hochsinniger Menschen in verschiedenen Lebenskreisen. Denkwürdige Charakterbilder unter Mitwirkung von Franz Otto ausgewählt und dargestellt, der Jugend und dem Volke gewidmet von Richard Roth. Mit 60 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Roth. — Kaiser, König und Papst. Historische Erzählung aus der Periode der großen Kämpfe zwischen weltlicher und geistlicher Macht während der Hohenstaufenzeit. Geschrieben für Volk und Jugend von Richard Roth. Mit einer Einleitung und einem Schlußwort von Franz Otto. 2. verb. Aufl. Mit 150 Text-Abbildungen und einem Titelbilde von Professor Ric. Sanesi und Joh. Schönberg. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Rückert. — Friedrich Rückert's gesammelte Werke. Neue billige Ausgabe. Lfg. 2–4. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag.

Rückert. — Leid und Lied. Von Friedrich Rückert. Neue Ausgabe. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1881.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. IV. Jahrg. Heft 3. Wien, A. Hartleben. 1881.

Samhaber. — Walther von der Vogelweide. Von E. Samhaber. Laibach Jg. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg. 1882.

Sammlung Französischer Neudrucke. Herausgegeben von Karl Voltmöller. 2. Armand de Bourbon, Prince de Conti. Traité de la Comedie et des Spectacles. Neue Ausgabe von Karl Vollmöller. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 70. Die Formen der Erdoberfläche. Von Dr. Albrecht Penck in München.

Sammlung von Vorträgen. — Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. VI. 5/6. Die Religion der Arier nach den indischen Vedas. Von Lic. th. L. Krummel. — VI. 7. Der Capitalismus in der Gelehrtenwelt. Von Professor Dr. Adolf Mayer. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Bchhdlg. 1881.

Schack von Jgar. — Conflicte. Roman von Cl. Schack von Jgar. 2 Bde. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Bchhdlg. 1882.

Schalk-Kalender für 1882. Herausgegeben von Ernst Eckstein. 2. Jahrg. Leipzig, Fr. Thiel.

Schatzkammer deutscher Illustratoren enthaltend Original-Zeichnungen zu beliebten Dichtungen. 1. Band. Heft 1: Der Rattenfänger von Hameln. 25 Tuschzeichnungen zu Julius Wolff's Aventiure von Karl Karger. München, Adolf Ackermann, Hof-Buch- und Kunsthandlung. 1882.

Scherer. — Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie von Georg Scherer. Mit vielen Portraits und Illustrationen. Achte verm. Aufl. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Schlögl. — Das kuriose Buch. Eine Spende für Gleichgesinnte und für Gegner. Von Friedrich Schlögl. Mit 24 Original-Illustrationen von Klic. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1882.

Scholz. — Vorträge über Irrenpflege. Für Pfleger und Pflegerinnen, sowie für Gebildete jeden Standes. Von Dr. med. Friedrich Scholz, Director der Kranken- und Irrenanstalt ꝛc. ꝛc. zu Bremen. Bremen, M. Heinsius. 1882.

Schröder. — Lichtstrahlen aus Friedrichs des Großen Schriften gesammelt von E. Schröder. Halle, G. Schwetschke'scher Verlag. 1882.

Schweiger-Lerchenfeld. — Der Orient. Geschildert von Amand von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Kartenbeilagen. Lfg. 23–30 (Schluß). Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Shakespeare's sämmtliche Werke. Illustrirt von John Gilbert. Lfg. 10–17. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger). 1881.

Steinhausen. — Gevatter Tod. — Im Armenhause. — Mr. Bob Jenkins' Abenteuer. Drei Novellen von H. Steinhausen. Berlin, R. Wilhelmi. 1882.

Stohn. — Literarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt. Von Dr. Hermann Stohn. Mit Emanuel Geibel's Bildniß in Stahlstich. Leipzig, Gebrüder Senf.

Storm. — Theodor Storm's gesammelte Schriften. Erste Gesammtausgabe. Bd. 11–14. Braunschweig, G. Westermann. 1882.

Strackerjan. — Von Land und Leuten. Bilder und Geschichten aus dem Herzogthum Oldenburg von Ludwig Strackerjan. Oldenburg, Schulze'sche Hofbchhdlg.

Studien, philosophische. Herausgegeben von Wilhelm Wundt. I. 1. Leipzig, W. Engelmann. 1881.

Taschenbuch, Zürcher, auf das Jahr 1882. Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. Mit 3 Abbildungen. Zürich, S. Höhr. 1882.

Teutsch. — Schwarzburg. Historische Erzählung aus dem Siebenbürger Sachsenlande. Von Traugott Teutsch. Lfg. 3. Kronstadt, H. Dreßnandt. 1882.

Treitschke. — Literarische Stoßvögel. Neue Randglossen zu Zeit- und Streitfragen von R. Treitschke. Leipzig, E. Schloemp. 1882.

Verne. — Die Jangada. Achthundert Meilen auf dem Amazonenstrom. Von Julius Verne. Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1882.

Wägner. — Hellas. Das Land und Volk der alten Griechen. Für Freunde des classischen Alterthums, insbesondere für die deutsche Jugend bearbeitet von Dr. Wilhelm Wägner. Herausgegeben in 5. verb. Aufl. unter Mitwirkung von Dr. H. Dittmar. I. Band: Mit 220 Text-Illustrationen, 8 Tonbildern und einem Frontispice. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Wägner. — Rom. Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall des Weltreiches der Römer. Für Freunde des classischen Alterthums, insbesondere für die deutsche Jugend. Von Dr. Wilhelm Wägner. 4. vielfach verb. Aufl. bearbeitet in Verbindung mit Dr. B. Volz. Bd. I: Mit 200 Text-Abbildungen, einem Titelbild und einem Frontispice von H. Leutemann, E. Rehlender, H. Vogel u. A., sammt Karte des alten Italiens. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Walker. — Gedichte von Mathilde Walker. Stuttgart, E. Greiner'sche Verlagsbuchhdlg.

Wellmer. — Die Rose von Jericho. Eine Oster- und Frühlingsgeschichte von Arnold Wellmer. Mit einer Titelzeichnung von Professor Paul Thumann. Berlin, L. Gerschel.

Weltgeschichte, Illustrirte, für das Volk. Unter besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte in zweiter Auflage neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto von Corvin, L. F. Dieffenbach, Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. Otto Kaemmel, Dr. E. Lammert, Prof. J. G. Vogt ꝛc. Pracht-Ausg. Mit ca. 2000 Abbildungen, 40–50 Tontafeln, Karten ꝛc. Lfg. 64–78. Leipzig, O. Spamer.

Wildenbruch. — Die Karolinger. Trauerspiel in vier Acten von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund & Jeckel. 1882.

Wolff. — Singuf. Rattenfängerlieder von Julius Wolff. Zweite, unveränderte Auflage. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbchhdlg. 1881.

Zeitschrift, Westdeutsche, für Geschichte und Kunst. Herausgegeben von Dr. F. Hettner, Director des Provinzialmuseums in Trier und Dr. K. Lamprecht, Privatdocent der Geschichte in Bonn. Jahrg. I. Heft 1. Trier, Fr. Lintz'sche Buchh. 1882.

Zöller. — Schweden. Land und Volk. Schilderungen aus seiner Natur, seinem geistigen und wirthschaftlichen Leben. Von Egon Zöller. Lindau, W. Ludwig's Bchhdlg. 1882.

Zolling. — Heinrich v. Kleist in der Schweiz. Von Theophil Zolling. Nebst achtunddreißig bisher ungedruckten Briefen von Heinrich v. Kleist, C. M. Wieland ꝛc. Stuttgart, W. Spemann. 1882.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Die Unverstandene auf dem Dorfe.

Novelle
von
Marie von Ebner-Eschenbach.

I.

Die rüstige Waschfrau Josepha Lakomy dankte alle Morgen dem lieben Herrgott andächtig für zwei Dinge: erstens, daß er ihren Mann zu sich in die himmlischen Gefilde genommen, und zweitens, daß er ihr Töchterlein Marie in diesem irdischen Jammerthal belassen habe.

Dem lieben Herrgott war es in seiner Allmacht gewiß möglich, mit dem wüsten Gesellen Lakomy fertig zu werden. während dies keinem Menschen, am wenigsten der guten Josepha gelungen war. Der jetzt selige Ehemann hätte gewiß seine Frau erschlagen und ihr Töchterchen zur Waise und Bettlerin gemacht, wenn er nur noch ein paar Wochen im Säuferwahnsinn weiter gelebt hätte. Nach seinem plötzlichen und schrecklichen Ende blühte seine Wittwe förmlich auf und kam jetzt erst zu dem vollen Gefühl ihrer Mutterfreude.

Der Frau, die so hart hatte schaffen müssen, um bei der liederlichen Wirthschaft des Hausvaters den Hunger von ihrem Herde fern zu halten, war das Dasein des Kindes beinahe eine Last, oder doch eine Quelle beständigen Herzeleids gewesen. Als aber die mühsam erworbenen Groschen und Gulden ihren Flug nicht mehr in den Branntweinladen nahmen und Mariechen, gut genährt und reinlich gekleidet, von Tag zu Tag rundere Wangen und röthere Lippen bekam, empfand Josepha bei ihrem Anblick nichts anderes, als Freude und Stolz. Und dieser Stolz beruhte nicht auf mütterlicher Verblendung, er war vollkommen berechtigt.

Mariechen entwickelte sich zu einem bildsauberen und grundbraven Jüngferlein. Etwas Eigenes hatte sie schon als Kind gehabt, einen Ausdruck von großer Traurigkeit in ihren dunkeln Augen, und den einer gewissen anmuthigen Würde in ihrem ganzen Wesen. Ihrem Lachen, wenn es je erklang, merkte man deutlich an, daß es nicht aus dem Herzen kam, sondern nur ein Zugeständniß an die Fröhlichkeit Anderer war. Sie selbst, welchen Grund hätte sie zur Fröhlich-

keit gehabt in dieser rauhen Welt, deren Berührung für ein zartes Gebilde wie sie fast immer eine Verwundung bedeutete? Das zierliche, von schweren, schwarzen Zöpfen umflochtene Haupt leicht vorgebeugt, wandelte sie gleichsam in einer Atmosphäre von mildem, wehmüthigem Selbstgefühl. Es verließ sie nie, es adelte all ihr Thun und Lassen. Hoheitsvoll stand sie neben ihrer Mutter am Waschtrog, sah melancholisch in den Seifenschaum, schien die Arme kaum zu rühren und förderte dabei in aller Stille die Arbeit rascher, als das ganze übrige herrschaftliche Waschküchenpersonal. Und mit dem Plätteisen mußte man sie hantiren, die Ruhe und Versunkenheit mußte man sehen, mit der sie den glühenden Stahl über die feuchten Linnen führte, daß es zischte und der Dampf aufstieg, die Wäschstücke aber schlohweiß und eines nach dem andern kunstgerecht gefaltet, sich in unglaublicher Geschwindigkeit neben der kleinen Meisterin zum Berge thürmten.

Wenn eine der Gehülfinnen sich einmal einen unzeitigen Scherz mit ihr erlaubte, erhob sie die Augen vorwurfsvoll zu der Frevlerin und gab keine oder eine kurze Antwort, deren Sinn, sie mochte nun lauten wie sie wollte, doch immer nur der eine war: wie kann man so thöricht sein!

Freilich, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht plagt man sich nicht beständig; es gibt Erholungs-, es gibt Sonn- und Feiertage. An solchen ging Marie, wie die andern Mädchen, im höchsten Staat zur Kirche und nahm sich dort in ihrer tiefen Andacht aus wie eine Heilige. Ewig schade nur! nicht wie eine Heilige auf Goldgrund.

Ersparnisse zu einer Mitgift für die Tochter hatte die fleißige Josepha nicht zurücklegen können. Man hatte sich seit dem Tode des Vaters wieder eingerichtet, lebte anständig, litt keine Entbehrungen, das war aber auch Alles. Frau Lakomy beklagte sich oft sehr ausführlich darüber und bedauerte ihre Marie, die trotz ihrer in der ganzen Welt, das heißt auf wenigstens drei Meilen in der Runde, bekannten Bravheit und Schönheit doch nicht unter die Haube zu bringen sein werde. „Wer nimmt heutzutage ein Mädchen ohne Mitgift?“ fragte Josepha, wie schon im gleichen Falle die Mütter vor hundert Jahren gefragt hatten.

So war Marie siebzehn Jahre alt geworden, ohne daß auch nur der Schatten eines annehmbaren Freiers über den Horizont geglitten wäre, als sich plötzlich die Aussicht auf eine wahrhaft glänzende Versorgung eröffnete.

Der einzige Sohn eines reichen Bauers begann dem hübschen Wäschermädchen schüchterne Aufmerksamkeiten zu erweisen. Er war in seiner Art, was sie in der ihren: ein Gegenstand des Lobes und der Bewunderung. Sein Vater erzählte so oft, der Bub' sei aufgewachsen ohne Prügel gekriegt zu haben; daß man sich's endlich merken mußte. Doch ermangelte der Alte nie, in weiser Voraussicht dessen, was allenfalls noch kommen könne, hinzuzusetzen: „Hat's auch nicht nöthig gehabt — bisher“.

Josepha, die ihr Leben lang wacker und klug gegen das Mißgeschick gerungen hatte, verlor einer ersten unerwarteten Glückverheißung gegenüber alle Haltung. Die Aengstlichkeit, mit der sie in die Zukunft geblickt hatte, verwandelte sich in freudige Zuversicht vom ersten Augenblick an, in welchem sie die Neigung des Dorf-Majoratsherrn zu ihrer Tochter aufkeimen sah. — „Er hat Dich lieb, er

wird Dich heirathen," versicherte sie. Marie jedoch senkte die langbewimperten Augen und erwiderte seufzend: „Mutter, das versteht Ihr nicht. Er hat mich lieb, er möchte mich heirathen; aber was werden seine Leute dazu sagen?" —

„Im Anfang vielleicht nein, am Ende gewiß ja, wenn der Alois nur auf seinem Willen beharrt," meinte die Mutter.

Marie schwieg und erwog bei sich, ob der Alois der Mann danach sei, auf seinem Willen zu beharren.

Der Hochsommer war gekommen, der letzte mit Garben beladene Wagen in die herrschaftlichen Scheunen eingefahren worden, der Tag des Erntefestes erschien. Da wurde im Schloßhof getanzt bis zur sinkenden Nacht und der ländliche Ball machte für Mariechen den ganzen Fasching aus. Die Tanzlust, der sie bei dieser Gelegenheit nicht Genüge that, blieb ihr zwölf Monate hindurch in den Beinen stecken. Und wenn sie auch melancholisch, fein und höchst edel war, tanzte sie doch ebenso gern, wie irgend ein gewöhnliches Mädchen, nur — viel schöner. Anmuthig wie der Wipfel einer jungen Tanne wiegte sie sich in den Armen ihres glücklichen Tänzers, und keiner durfte es lange bleiben; denn ungeduldig warteten schon ein paar andere auf das Glück, die lieblichste und gefeiertste von allen Dorfjungfrauen im Reigen zu schwingen.

Im dichtgedrängten Schwarm der Zuseher stand auch Alois.

Für ihn, den Bauernsohn, schickte es sich natürlich nicht, an der Unterhaltung der Knechte und Mägde und der Bediensteten des Schlosses theilzunehmen. Doch verfolgte er, den Hut tief in die Stirn gedrückt, die verschränkten Arme an die Brust gepreßt, jede Bewegung Mariens mit leidenschaftlicher Spannung. So oft ein neuer Tänzer sich ihr nahte, schoß es unter den finster zusammengezogenen Brauen des Burschen feurig hervor; Niemand hätte seinen sanften blauen Augen zugetraut, daß sie so wilde Blicke zu schleudern vermöchten. Plötzlich schüttelte er sich wie ergriffen von einem fieberhaften Trotz, und — sprang mit beiden Füßen mitten in den Tanzplatz hinein. Mit der linken Hand schob er den Hut tief zurück in's Genick, die rechte erhob er einen Augenblick gegen Himmel, als rufe er ihn zum Zeugen des Ungeheuren an, das er im Begriff stehe zu vollbringen. Dann stieß er ein lautes Jauchzen aus, stampfte den Boden und winkte Mariechen zu sich heran. Die, eine Pause benützend, um ein wenig zu verschnaufen, war soeben zu den andern gleichfalls rastenden Mädchen getreten und wischte sich mit dem gestickten Tüchlein den Schweiß von der Stirn. Als der Wink des Alois an sie erging, schauerte sie zusammen und erwartete erst in wonniger Ueberraschung die Wiederholung desselben. Dann aber schritt oder flog sie vielmehr auf den Burschen zu, der sie in seinen Armen empfing und im Tacte der eben von Neuem anhebenden Musik zu schwenken begann. Weltvergessen, in unaussprechlicher Lebens- und Liebesfreudigkeit drehte sich das glückliche Menschenpaar auf beschwingten Füßen, taub und blind für alle Rufe und Zeichen des Mißfallens, das sein eigenmächtiges Verletzen altherkömmlichen Brauches erregte.

Nicht lange, und es wurde aus seinem Taumel geweckt. Ein kleiner, derb gebauter Mann wackelte mit weit ausgespreizten Knieen auf Alois zu; eine Hand, unter deren Wucht des Jünglings kräftige Gestalt fast zusammenknickte,

legte sich auf seine Schulter, und eine vor Zorn erstickte Stimme raunte ihm zu: „Komm' nach Haus".

Er stand sogleich still und ließ Mariechen fahren, die erschrocken, in peinlicher Verwirrung an ihren vorigen Platz zurückeilte. Ihre Wangen flammten und eine schmerzlich bittere Entrüstung sprach aus ihren Zügen; doch verlor sie auch jetzt nicht das stolze Bewußtsein ihres Werthes. Unterschätzt konnte sie werden, aber nicht gedemüthigt. Hätte Alois die Kühnheit gehabt, sie anzusehen, vielleicht würde er aus ihrem Anblick die Kraft geschöpft haben, einen Kampf aufzunehmen um einen so köstlichen Besitz.

Aber er besaß diese Kühnheit nicht.

Sanft wie ein Lamm zog derjenige, der soeben erst ein Löwe geschienen, hinter dem voranschreitenden Alten vom Schauplatz seines Triumphs und seiner Niederlage ab.

II.

Schon seit geraumer Zeit hatte der Weg, den Alois am Morgen nach dem Felde nahm, richtig immer an dem von Josepha und ihrer Tochter bewohnten Hause vorbei geführt. Der Bursche machte sich diesen Zufall nicht zu Nutze; im Gegentheil, sobald er in die Nähe der Fenster kam, hinter denen er das hübsche Mädchen hätte erspähen können, wandte er den Blick ab und schnalzte dann wüthend mit der Peitsche über die Köpfe seiner Pferde hin. Mariechen hielt sich ruhig an ihre Arbeit, während er draußen vorüberzog, und nickte nur gnädig bejahend der Mutter zu, die regelmäßig mit gespieltem Mißvergnügen sprach: „Der schnalzt heute wieder — der! daß einem die Ohren gellen."

Am Morgen nach dem Erntefest ging Mariechen zeitlicher denn je an ihr Tagewerk und begann zu plätten, hurtig und gediegen wie immer, aber mit einem ganz besonderen Eifer. Die Mutter ließ die eigene Arbeit oft ruhen, um der Tochter bewundernd zuzusehen. Doch wagte sie nicht, ihren Gefühlen Worte zu leihen; eine gar zu finstere Wolke verdüsterte Mariechens Stirn, ein gar zu tiefer Groll umlagerte ihre festgeschlossenen Lippen.

Josepha horchte schon lange aufmerksam nach der Straße hin, warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Wanduhr und murmelte: „Die rennt wie närrisch! die rennt!" — Und nach einer halben Stunde beharrlichen Schweigens begann die Alte wieder: „Ich weiß nicht, mir scheint, ich werd' taub. Jetzt hör' ich nicht einmal mehr, wenn Einer schnalzt."

„Mutter," entgegnete Marie, ohne die Augen zu erheben, „ich bin nicht taub, aber ich höre auch nichts und möcht' auch nichts mehr hören. Denn Mutter, wenn der dumme Bub' jetzt daher käm' und mich himmelhoch bitten thät', daß ich ihn nehmen soll — ich nähm' ihn nicht mehr. Ihr versteht das nicht, Mutter, aber ich schwör' es Euch, bei Gott!"

Josepha schwieg und staunte. Es war ausgemacht, sie verstand das und überhaupt noch vieles Andere nicht an ihrem wunderbaren Kinde. Dennoch konnte sie sich nicht so schnell von ihrem liebsten Traume trennen. Warum gleich verzagen, was war im Grunde geschehen? Daß Alois sich von seinem Vater vom Tanze hatte wegbefehlen lassen? Was hätte er denn anfangen

sollen? — Dem Vater vor allen Leuten Trotz bieten? Einen lärmenden Auftritt herbeiführen? — War es nicht gut und klug gethan, sich in einer Kleinigkeit schweigend zu fügen, und seine ganze Widerstandskraft für die entscheidende Stunde zu sparen? —

Mit diesen Gedanken wußte Josepha sich so ziemlich zu trösten, bis eine seltsame Kunde, die das Dorf durchlief, auch zu ihr drang.

Der schöne Alois war von seinem Vater so gedroschen worden, daß einer Weizengarbe, die an seiner Stelle eine derartige Behandlung erfahren hätte, der Weg zur Mühle erspart geblieben wäre.

Eine ganze Woche lang ließ der große Junge sich nicht sehen; der kleine Alte jedoch stolzirte selbstbewußter denn je umher und sprach mit durchsichtig geheimnißvoller Anspielung zu seinen Vertrauten: „Ja, ja — am Kind muß man die Prügel sparen, dann geben sie am Erwachsenen 'was aus!" — Und noch eine Woche, und der Dechant verkündigte von der Kanzel den Bauernsohn Alois und die Bauerntochter Ludmilla als Verlobte.

Eines sonnigen Spätherbstmorgens bewegte sich ein lärmender Hochzeitszug, in vierzehn Gefährten, durch die lange Gasse des Dorfes. Voran ein Leiterwagen größter Qualität, beladen mit der Aussteuer der Braut: bunt bemalte Kasten und Truhen, deren prunkvolles Aeußere auf den entsprechenden Inhalt an Linnen, Gewändern und Hausgeräth schließen ließ. Unzählige, hochaufgeschichtete Kissen und Federbetten, eine zitternde Pyramide, auf welcher zwischen Himmel und Erde das Wahrzeichen einer unbefangen ausgesprochenen Hoffnung, die wuchtige, derb geschnitzte Wiege schwankte. Drei Musikbanden folgten, und jede von ihnen war beflissen, die beiden andern in Grund und Boden zu schmettern und zu pauken. Dann kam der Brautwagen, von vier glänzend geschirrten, glockenbehangenen Pferden gezogen. Sie wurden vom Sattelgaule aus von einem Burschen gelenkt, der kaum unter der Fülle von Bändern und Flittern, die ihm über die Augen niederhingen, hervorzugucken vermochte.

In der Mitte des Wagens saß, prächtig angethan, die Braut auf einem hohen Schemel und schluchzte, nach dörflicher Sitte aus Leibeskräften. Ein stolzes Gebäude, wie eine geschlossene Krone geformt, schmückte ihr Haupt. Die breite, in Falten gelegte Krause, stieg gleich einem Pfauenrad im Nacken empor und bildete um den Hals ein Halbrund, auf dem das Gesicht wie auf einer großen Schüssel ruhte. Das kurze Leibchen aus grünem Damast starrte von Goldborten, und von den acht Röcken, welche die bäuerliche Erbtochter trug, waren drei aus schwerem Seidenstoff. Neben sie hatte man ihr Spinnrad hingestellt und sie war von einem Hofstaat von jungen Mädchen umgeben, die pflichtgemäß dafür sorgten, daß die Thränen der Braut auf dem Wege zur Kirche nicht versiegen konnten. Zu diesem Zwecke sangen sie herzzerreißend traurige Lieder von der entschwundenen Jugendzeit, von dem Scheiden der Tochter aus dem Elternhause, und von den Mühen und Kümmernissen des Ehestandes.

An das Gefährte der Braut schloß sich das des Bräutigams, der schön und stattlich aussah in seiner schmucken Tracht. Ein Vergnügen war's, wie die Bänder an seinem Hut so lustig flatterten, wie die grüne Jacke so trefflich auf

seinen Schultern saß, wie der Gürtel, der die rothe Lederhose festhielt, die Geschmeidigkeit der jugendlich schlanken Gestalt so gut hervorhob. Hätte er sich nur gerade aufrichten wollen, er würde alle seine Cameraden überragt haben. Aber er stand gebeugt, den Kopf auf die Brust gesenkt, und die besten Witze des officiellen Spaßmachers vermochten nicht, ihn zum Lachen zu bringen. Einmal nur nickte er zustimmend, als jener rief: „Der Bräutigam wäre lieber eine Braut, da könnte er heulen nach Herzenslust."

In der Carriole, die zunächst folgte, erhob sich ein vierschrötiges Männlein, ballte die Faust gegen Alois und rief mit grausamem Humor: „He Du! — Mach' keinen solchen Spektakel, hörst?" Gelächter erscholl, Alois that einen kräftigen Zug aus der Branntweinflasche, die ein Camerad ihm reichte, jauchzte, biß die Zähne zusammen und versank wieder in sein früheres Schweigen.

Der Alte ließ ihn nicht aus den Augen während der ganzen Fahrt. Als Alois die Schwelle der Kirche überschritt, fühlte er die eiserne väterliche Hand auf seiner Schulter. Der spöttisch drohende Blick, unter dessen Bann er stand, wandte sich erst von ihm ab, nachdem das bindende „Ja" gesprochen war. Dann jedoch löste sich alle Strenge, alle Besorgniß in Liebe und Jubel auf.

Jetzt war der Herr Vater zufrieden, und da er es mit den Andern war, sollten auch die Andern es mit ihm sein.

Das halbe Dorf war zur Feier des Hochzeitsfestes in das Wirthshaus geladen. Was drin nicht mehr Platz fand, tafelte draußen; den Tag über, die Nacht hindurch wurde gegessen, getrunken, getanzt. Die drei Musikbanden thaten ihre Schuldigkeit; weithin dröhnte der Schall ihrer lustigen Weisen, er drang noch deutlich vernehmbar zur Mansarde im Waschhaus, und sang dort die Hoffnungen zweier Herzen in den Todesschlaf.

Josepha und Marie waren um die gewohnte Stunde zur Ruhe gegangen und die Erste war auch bald eingeschlummert, doch nur für kurze Zeit. Der Winkel, in dem ihr Bett stand, befand sich im tiefsten Schatten; auf das gegenüber stehende Bett Mariens hingegen fiel helles Mondenlicht. Das Mädchen lag vollkommen regungslos, aber mit weit geöffneten Augen. Ihre weißen Zähnchen schimmerten zwischen den Lippen hervor. Die Mutter hatte sich im Bette aufgesetzt, und betrachtete Marien lange und wartete mit Bangen, daß sie sich doch nur bewege. Aber das Warten blieb vergeblich, und die Mutter sprach endlich:

„Bist wach oder schlafst? Wenn'st schon schlafst, so mach' doch die Augen zu."

„Ja, ja, Mutter," antwortete Marie und that, wie ihr geheißen war.

Josepha seufzte und band die Schleifen ihrer Nachtmütze fester, um das Gefiedel und Gedudel im Wirthshaus, das ihr das Herz zerriß, etwas weniger gut zu hören. Es half nicht viel; die arme Frau, die so oft über beginnende Schwerhörigkeit klagte, hätte heute etwas darum gegeben, taub zu sein. Ihr Unmuth mußte sich zuletzt Luft machen.

„Die verdammten Musikanten!" brach sie los. „So lang ich auf der Welt bin, hab' ich noch nicht so miserabel schlecht spielen gehört."

Den entrüsteten Ausruf beantwortete ein leises, nicht sehr munter klingendes

Lachen. „Ihr seid nicht gescheit, Mutter; die Musik ist schön, und bei meiner Hochzeit will ich keine andere haben!“ sagte Marie.

Auf diese Worte fand die Mutter keine Erwiderung. Woran hatte ihre Tochter in dem Augenblick gedacht? In welchen Träumen hatte das Kind sich gewiegt, jetzt, wo die Wirklichkeit so herb und enttäuschend in ihr junges Leben griff? — Ja, sie war eben das allermerkwürdigste und außerordentlichste Wesen! Josepha legte sich wieder hin, um gemächlicher staunen zu können, und murmelte so oft: „Die Marie! wie die is — nein, wie die is!“ bis sie einschlief.

Als sie am Morgen erwachte, stand die Kleine so nett gekleidet wie eine Docke schon am Herd und kochte den Kaffee.

III.

Der Winter verging ganz still. Es wurde viel gearbeitet, viel gebetet, und von dem lieben Nächsten weniger Uebles gesagt, als sich hätte sagen lassen. Am Weihnachtsabend machte Mariechen ihrer Mutter eine Ueberraschung. Das letzte der Einrichtungsstücke, die zu Lebzeiten des Vaters hatten verpfändet werden müssen, Josepha's Brauttruhe kam wieder nach Hause. Marie hatte sie mittels ihrer selbsteigenen Ersparnisse eingelöst; nun stand sie frisch lackirt, mit Tannenreisern umwunden in der Stube, und die Mutter vergoß bei ihrem Anblick Thränen der Freude und — des Entsetzens. Die Truhe glich in ihrem dunkeln Schmuck und mit den vier an ihren Ecken angebrachten Kerzen ganz und gar einem Sarge. Der Gedanke an den Tod trat der alten Frau lebhafter denn je entgegen, und in seinem Gefolge kam der allerbitterste: „Was geschieht, wenn ich nicht mehr bin mit meinem Kleinod, meinem Kinde?“ Sie hatte so viel ausgestanden in ihrer Ehe und ersehnte doch nichts heißer, als Marie zu verheirathen. Dem Mädchen einen „Ernährer“ zu verschaffen, war der höchste Wunsch der Frau, die sich selbst erst satt aß, nachdem ihr Ernährer gestorben war.

Eines sonnigen Nachmittags im März war Marie in die Kirche gegangen, dem „Segen“ beizuwohnen. Josepha befand sich allein und war eifrigst damit beschäftigt — was ihr jetzt gar oft geschah — der gütigen Vorsehung in das Handwerk zu pfuschen. Möge die gütige Vorsehung es ihr verzeihen, aber Vieles hätte Josepha besser einzurichten verstanden als diese. Da hatte zum Beispiel vor Kurzem ein erschütternder Trauerfall das ganze Dorf in Aufregung versetzt: der Vater des schönen Alois war gestorben.

Wahrlich, Josepha wünschte keinem Menschen den Tod, am wenigsten einem, gegen welchen sie in der Tiefe ihres Herzens einen Groll gehegt. Wenn aber der Dorfkrösus denn doch bereits am Ziel seiner Tage stand, warum durfte er es nicht um einige Wochen früher erreichen? Alles wäre besser geworden für Alle und zumeist für seinen eigenen Sohn. Der hätte sich mit Marie glücklicher gefühlt als mit seiner hoffärtigen und geizigen Frau, die ihn, wie es hieß, schlechter hielt, als die Knechte seines Vaters gehalten waren. Was hatte der Alois jetzt von seinem Reichthum und wieviel mehr hätte er davon haben können, wenn ihm erlaubt worden wäre, sich mit weniger zu begnügen?

Josepha's Phantasie begann zu spielen, umwob die Alte mit so lieblichen Bildern, daß sie ganz in ihnen versunken, ein lautes hartes Klopfen an der Thür

überhörte und verdutzt zusammenfuhr, als sie plötzlich dicht unter ihrem gesenkten Blick eine große Hand gewahrte, die sich ihr entgegenstreckte. Sie sah empor — vor ihr stand ein untersetzter Mensch, etwas kahlköpfig, mit runden Glotzaugen und aufgerissenen Nasenlöchern. Er war sehr elegant gekleidet, im schwarzen Leibrock, in weißen Lederbeinkleidern und hohen lackirten Reitstiefeln mit prächtig funkelnden Sporen.

„Nun Frau Tant'! Wie schauen Sie mich denn an?" — sagte er, nachdem er sich eine Weile an der Ueberraschung geweidet, mit der sie ihn betrachtete. „Mir scheint, Sie kennen mich nicht mehr."

„Herr Jesus! das is ja der Walter," sprach Josepha zögernd.

„Na endlich! — der Walter, ich glaub' es auch," lachte er, nahm einen Stuhl, setzte sich der alten Waschfrau gegenüber, und sie begannen zu plaudern.

Er war der Sohn einer Muhme Josepha's, hatte in seiner Jugend „kein gut" gethan, war zum Militär gekommen in ein Cavallerieregiment und hatte dort sein Talent entdeckt: das Pferdebändigen. Der Rittmeister, Fürst L., der einen Rennstall hielt, hatte ihn in seinen Dienst genommen und sandte ihn zur Ausbildung nach England auf die hohe Schule eines Trainers. Von dort war er als ein ganzer Engländer zurück gekommen, konnte sich aber mit seinem früheren Herrn nicht mehr befreunden und verließ ihn in Folge einer Meinungsdifferenz, wie Herr Walter sagte. Die Wahrheit war, daß er entlassen wurde, weil ein Lieblingspferd des Fürsten seiner rohen Behandlung erlegen. Nun war er als Head-groom in den Dienst der Herrschaft seiner Tante getreten, war gestern angelangt mit sechs Exercises-Jungen und sechs Pferden, und hatte die Aufgabe, die letzteren zu den Herbstrennen „fit" zu machen.

„So, so — fit," wiederholte die Alte, ohne eine Erklärung dieser Thätigkeit zu verlangen, „und was kriegt Er denn für sein Fitmachen?"

„Na, es betrug halt, Alles in Allem gerechnet, etwas wie zweihundert Livres jährlich, das heißt ungefähr soviel wie zweitausend Gulden."

„Zweitausend Gulden?" schrie Josepha und setzte entrüstet hinzu — „zweitausend Narren. Ich sehe schon, Er ist noch derselbe Hanswurst, der Er immer gewesen ist."

Beinahe eine Viertelstunde brauchte der durch ihren Eifer belustigte Neffe, um sie zu überzeugen, daß er die Wahrheit gesprochen hatte. Dann aber rückte Josepha von ihm weg und betrachtete ihn aus einiger Entfernung, um so einen Totaleindruck von dem Mann zu gewinnen, der „Sie" zu ihr und zu dem sie „Er" sagte, der als kleiner Junge mehr als einen Puff von ihr empfangen und nun dasaß in ihrem bescheidenen Stübchen und zweitausend Gulden Rente hatte.

Schön war er durch das viele Geld freilich nicht geworden; aber was liegt daran, ob ein Mann schön oder häßlich ist, eine Frau kriegt er doch ... Dieser Walter hat vielleicht schon eine? Ein gewisses Unbehagen bemächtigte sich Josepha's zugleich mit der Vermuthung, und sie war eben im Begriff, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, als die Thür abermals geöffnet wurde, und auch geöffnet blieb. Die dunkle Einfassung derselben schloß ein ungemein liebliches Bild ein.

Mariechen stand auf der Schwelle, vom hellen Sonnenschein, der die

Mansardentreppe überfluthete, wie von einer Glorie umflossen. In ihrem Erstaunen über die Anwesenheit eines Fremden hatte sie den Schritt gehemmt und sah mit dem leicht vorgestreckten Hals und mit dem neugierig scheuen Blick der braunen Rehaugen ganz einfach — zum Entzücken aus. Walter war aufgesprungen und betrachtete sie völlig bezaubert.

Josepha's mütterlicher Stolz schwelgte im Anblick des Eindrucks, den die Erscheinung ihrer Tochter hervorrief. Mariechen war eher unangenehm davon berührt und verhielt sich dem Herrn Vetter gegenüber, der sie während der ganzen Zeit seiner Anwesenheit nicht aus den Augen ließ, ablehnend und kühl. Aber gerade dieses Benehmen schien einen besonderen Reiz für den Groom zu haben. Er schlug vergnügt in die Hände, so oft er auf eine seiner kernigen Schmeicheleien eine trotzige Antwort erhielt, und rief: „Das ist mir Eine! So recht! Schon recht, so gefallt's mir. Ja, wenn ich einmal eine Frau nehm', nehm' ich nur eine Stolze!"

Josepha schmunzelte: „So hat Er noch keine?"

„Noch keine! Noch bis jetzt keine." Er legte einen besonderen Nachdruck auf das „noch" und sah dabei Marien mit einem langen bedeutungsvollen Blick an.

Allmälig ging er aus seiner unternehmenden Stimmung in eine gemüthliche über. Er rührte sich selbst durch alles das Vortreffliche, das er dem Walter nachzusagen wußte, dem armen Kerl, dem viel Unrecht geschehen war in der Welt, aus dessen Knaben- und Jünglingsstreichen so viel Wesens gemacht worden war, und der im Grunde doch Etwas besser hatte, als die Leute, die sich berechtigt hielten, ihn zu richten: sein Herz!

„Wissen Sie noch, Frau Tant', wie oft unser Herr Pfarrer gesagt hat: der Bub' ist wild, aber sein Herz ist gut; über sein Herz laß ich nichts kommen!"

Josepha wußte sich dessen nicht gleich zu besinnen. Walter kam jedoch ihrem Gedächtniß so geschickt zu Hilfe, daß die alte Frau, als ihr Neffe sie nach einer mehr als zweistündigen Anwesenheit verließ, darauf schwor, den Ausspruch, auf den er sich berief, dereinst wirklich von dem hochwürdigen Herrn Pfarrer selig vernommen zu haben.

Nach und nach wurde der Einfluß Walters auf seine alte Verwandte so groß, daß es überhaupt nichts mehr gab, was er ihr nicht hätte weis machen können. Für seine Berufsthätigkeit faßte sie ein lebhaftes Interesse, und ließ sich seine belehrende Unterhaltung von dem Einbrechen der Fohlen, und von der ersten, zweiten und dritten Präparation des Rennpferdes gefallen. Verstand sie auch nicht Alles, was der Neffe erzählte, so nickte sie doch zustimmend dazu und machte das überzeugte und gekränkte Gesicht, das die meisten Frauen annehmen, in deren Gegenwart verehrte Männer Dinge besprechen, die den weiblichen Horizont übersteigen. Sie lernte die Namen von Walters vierbeinigen Zöglingen kennen und war bald im Stande den Goldfuchs Holiday von dem Rappen Whatergage zu unterscheiden. Sie begann sich sogar ein Urtheil anzumaßen in Trainingsachen; und als der Groom eines Tages erklärte: „Ich bleib' dabei, beim Rennpferd geht nix über die Knebeltrensen," ließ Josepha sich zu dem Ausruf hinreißen:

„Sieht Er, das sag' ich auch!"

IV.

Mit der Eroberung Mariens hingegen wollte es nicht vorwärts gehen. Walter wurde von ihr nach zwei Monaten eifrigster und heißester Bewerbung mit derselben Gleichgiltigkeit behandelt, wie am ersten Tage.

Er ließ sich dadurch nicht abschrecken. „Denn," sprach er tröstend zu Josepha, wenn diese ihn beschwor, nicht die Geduld mit ihrem thörichten Mädel zu verlieren, „ich brauche sechs Monate, um ein dreijähriges Fohlen herzurichten. So viel Zeit muß Einer auch an seine Zukünftige wenden können."

Diese Langmuth steigerte die Liebe Josepha's zu ihm bis zur Schwärmerei, und sie leistete an Ueberredungskünsten, was eine Mutter, die ihre Tochter unter die Haube zu bringen wünscht, nur irgend leisten kann.

„Heirathe ihn, glaube mir!" wurde sie nicht müde, Marien zu wiederholen. „Er hat Dich gern, er ist brav und reich und, Gott sei Dank, nicht mehr jung. Was man an einem Jungen hat, das weiß ich."

Sie äußerte einen solchen Abscheu gegen jeden andern als einen „gesetzten" Mann, daß es nicht ihre Schuld war, wenn Marie nicht endlich überzeugt wurde, daß jung und liederlich eins und dasselbe sei.

Alles umsonst! Die Tochter blieb auch nach drei Monaten fortgesetzter Bemühungen von Seite Walters und Zuredens von Seite der Mutter standhaft dabei: „Ich mag ihn nicht! Ich nehm' ihn nicht."

Josepha verzweifelte und führte in ihrer Verzweiflung ein neues System ein: das des Schweigens. Sie richtete an ihre Tochter nur noch gezwungen das Wort. Ein kurzes Ja, ein kurzes Nein war alles, was Mariechen der Tiefgekränkten und Empörten abzuringen vermochte, und auch das nur in dem Fall, als die dringendste Bitte oder Frage des einst verwöhnten Kindes sich durchaus nicht mit einem verächtlichen Achselzucken, einem mürrischen Nicken abthun ließ. Mariechen litt vermuthlich sehr unter dieser grausamen Behandlung, aber sie verrieth es nicht, beklagte sich nicht, sie war liebevoller denn je mit ihrer Mutter und dabei würdevoller denn je. In ihrem Auftreten lag etwas wie die gehaltene hohe Ruhe einer gottergebenen Märtyrerin.

Eines Morgens, es war am 29. Juni, — die alte Waschfrau vergaß das Datum nie wieder — sie und ihre Tochter waren vom schweigend eingenommenen Frühstück aufgestanden, da stürzte athemlos eine Nachbarin in's Zimmer. „Jesus Maria! habt Ihr schon gehört — die Bäuerin, die Ludmilla — todt!"

„Wer?" schrie Josepha — „wer?" und die Nachbarin begann von Neuem ihren Bericht. Es war, wie sie gesagt; die Bäuerin Ludmilla hatte das Leben verloren, indem sie es einem Zwillingspaar, zwei schönen kräftigen Knaben gab.

„Arme Frau — so jung — so glücklich ..." Josepha griff mechanisch nach der Stickerei auf dem Tische, und zog hastig, ohne zu wissen, was sie that, eine Nadel nach der andern heraus. Ihr schwindelte, sie ließ sich auf ihren Sessel zurück sinken, indeß die Nachbarin forteilte, um auch bei anderen die erste Ueberbringerin der Schreckenskunde zu sein.

Eine Weile blieb Josepha wie erstarrt, und blickte nur manchmal zu ihrer Tochter hinüber, die in's Fenster getreten war und die Maschen an der Strickerei wieder auffing.

„Marie," begann die Mutter klagenden Tones. „Was sagst, Marie? — Sag' doch was, Marie!"

Diese wandte sich, und war so ruhig wie der Mond am Himmel.

„Was soll ich sagen? Daß mir recht leid ist um den Alois. Zuerst der Vater, dann die Frau. Jetzt hat er zwei Begräbniß' in einem Jahr."

„Ja, ja," bestätigte die Mutter fast demüthig. Sie hätte jetzt so vieles mit ihrer Tochter besprechen mögen. Aber womit denn anfangen? womit, ohne ihr Kind — ihr weises, räthselhaftes — so sichtbar von höheren Eingebungen geleitetes Kind zu verletzen?

Josepha begnügte sich zuletzt mit einer zärtlichen und feierlichen Umarmung, und man ging an das Tagewerk.

Abends erschien wie gewöhnlich Herr Walter.

Er hatte dem Whatergage einen „kurzen Spritzer" gegeben und war beim Nachhausekommen durch den Head-cap von dem Todesfall unterrichtet worden, der Alois zum freien Mann, und vielleicht zu einem für Walter gefährlichen Nebenbuhler machte. Der Head-cap, der allen Dorfklatsch kannte, und seinem Vorgesetzten alles mögliche Ueble gönnte, theilte diesem die große Nachricht voll aufrichtiger Schadenfreude mit.

Der Botenlohn, den er erhielt, war ein so kräftiger Schlag in's Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase lief. Auch die Exercises-Jungen wurden unter dem Vorwand von allerlei Dienstversäumnissen tüchtig durchgewichst, und erst nachdem Walter seinen Gefühlen auf diese Weise ein wenig Luft gemacht, begab er sich zu seiner Tante.

Die getreue Bundesgenossin begrüßte ihn zerstreut; seine Bitte um Entschuldigung seines späten Kommens erregte ihre Verwunderung. Von seinen Späßen wollte keiner verfangen. Diejenige, die sonst über den schlechtesten derselben aus vollem Halse gelacht, lächelte heute über den besten nur oberflächlich, gleichsam nebenher, mit einem Mundwinkel. Der Groom gab sein heiligstes Geheimniß preis, um ihre Theilnahme zu erregen und gestand, daß er beim Holiday Zeichen von „Overmarking" wahrzunehmen glaube. — Josepha zuckte geringschätzig die Achseln, und entgegnete, er möge verzeihen, wenn sie sich heute weder um den Over noch um den Marking recht bekümmern könne — der Tod der Bäuerin Ludmilla ginge ihr gar nicht aus dem Kopf.

Walter erhob und empfahl sich, und blieb ein paar Tage ganz fort. Erst am dritten erschien er wieder, furchtbar gedrückt, und gelb wie eine Pomeranze. Josepha war gegen ihn wo möglich noch kühler als letzthin, Mariechen aber — freundlich, wie sie es niemals gewesen. Ein sanftes, gütiges Mitleid äußerte sich in ihren Blicken; und sie sagte tadelnd: „Aber Mutter!" als diese auf Walters gereizte Frage, ob er vielleicht ungelegen komme? mit einem halben, gedehnten und gezierten Nein antwortete, das ein ganzes Ja enthielt.

Der Head-groom, und ehemalige Jokey und Sieger in ungezählten Trials und Rennen, bemeisterte sich nicht länger. Wie eine Rakete ging er los und sprühte einen Regen von feurigen Zornesfunken.

„Donner und Wetter!" rief er, „spucken Sie's nur heraus, scheniren Sie sich nicht, ich bin Ihnen ungelegen, ich kann gehn und mich aufhenken. Der

Alois is wieder an der Tour. Hat er sich bereits gemeldet? Ich trau' ihm's zu, dem Kerl. Der Vater steht nicht mehr hinter ihm mit der Fuchtel und sein Weib haben's ja schon gestern hinaustragen!"

Damit trat er auf die Tante zu, die aus lauter Schrecken nicht einmal die Kraft aufzubieten vermochte, vor ihm zu fliehen. Mariechen warf sich zwischen ihre Mutter und den Wüthenden, der allsogleich zurück wich und die drohend geballte Faust in die Tasche steckte.

„Was fällt ihm ein?" sprach das Mädchen, ihre Augen funkelten, und sie vermochte nur mühsam die Worte hervorzustoßen; doch kämpfte sie wacker und starkmüthig um Ruhe. „Wer erlaubt Ihm sich so etwas einzubilden? Ich möcht' mich schämen an seiner Stell'..... Der Alois und ich — ich und der Alois!... Ich kenn' keinen Alois mehr, die Mutter da weiß es am besten, ob wir noch etwas mit einander zu thun haben, der Alois und ich."

Walter stand vor ihr mit gesenktem Kopf und zu ihr aufwärts gedrehten Augen; er stieß einige unartikulirte Laute aus, und schritt ein paar Male auf und ab. Ein Löwe im Käfig schreitet nicht grimmiger. Doch besänftigte er sich allmälig und brummte sogar eine Art von Entschuldigung.

„Nix für ungut. Ich will gern unrecht haben... Aber wenn man den Menschen zum Narren macht, muß man sich nicht wundern, wenn er einer wird. Und jetzt, Adje. In vierzehn Tagen komm' ich wieder, eher nicht. Ich brauch' Zeit zum Aufpassen.... Wegwerfen thu' ich mich nicht! ich nicht!"

Die vierzehn Tage waren noch nicht verstrichen und schon kam eine Verwandte des Alois, die sich früher niemals bei Josepha hatte blicken lassen, zu dieser in „Visit". Katzenfreundlich kam sie hereingekrochen, die alte Barbara, und lächelte mit hundert Grübchen im verwitterten Gesicht. — Sobald sie erschien, machte sich Marie in der Küche zu schaffen und betrat die Stube erst wieder, nachdem die Besucherin abgezogen war.

„Ich hab' schon 'glaubt, sie wird hier übernachten," sprach das Mädchen erregt: „Was hat sie denn wollen?"

„Ja was sollte sie gewollt haben?" Josepha brachte es zögernd und recht vorsichtig heraus. Vom Alois war die Rede gewesen, von seinem Unglück; von den zwei Kindern und dem großen Haushalt, und daß der Alois nicht lang ein Wittwer bleiben könne. „Es steht ihm jetzt frei, sich auszusuchen wen er will; er braucht nicht auf's Geld zu schauen, nur auf die Bravheit schaut er," schloß Josepha. „Und so meint die Barbara, und so meint auch der Alois, daß für ihn keine so passen möcht', wie halt — Du."

„Mutter!" rief Marie unbeschreiblich gekränkt, unbeschreiblich entrüstet. „Das hat sie gesagt, und das haben Sie angehört — Mutter? Wissen Sie denn nicht mehr? Was ist denn meine beständige Red'? Was hab' ich Ihnen vor Gott geschworen?"

Marie hätte ihre Stimme gedämpft, wenn sie in ihrer Aufregung fähig gewesen wäre, die Schritte zu vernehmen, welche die Treppe herauf kamen. Es waren die eines Mannes, eines Beobachters, der das Haus scharf bewachte, der jede Minute gezählt hatte, die Barbara in demselben zugebracht, und nun auch fragen kam:

„Was hat sie gewollt?“

Aber Marie ahnte nichts von seiner Nähe und fuhr in erhobenem Tone fort: „Wenn Sie Alles vergessen haben, Mutter, so merken Sie sich wenigstens, was ich Ihnen jetzt sag' und mehr kann ich nimmer sagen: Eh' ich den Alois heirath', eh' spring ich in's Wasser, oder werd' dem alten Walter seine Frau!“

Ein Ausbruch des Entzückens schlug an ihr Ohr, und sie fuhr entsetzt zurück, als ihr Vetter herein stürzte, sie in seine Arme schloß, sein Weib nannte, und sie nicht zu Athem und zu Worte kommen ließ, vor Betheuerungen seines Jubels und seiner Glückseligkeit.

Ihr Sträuben, ihr beängstigtes Bitten wurde so wenig beachtet wie das Flattern und Rauschen eines Blattes im Wirbelsturm. Vergeblich wandte sie sich beschwörend an ihre Mutter. Bei der fand sie keine Zuflucht, die hatte für sie nur die Antwort: „Du nimmst den Alois oder den Walter, oder bringst mich in's Grab.“

Als Mariechen einsah, daß ihr Widerstand ohnmächtig sei, gab sie ihn plötzlich auf und überließ gleichsam Waltern die Entscheidung, indem sie sprach:

„Hör' Er zu. Den Alois hab' ich gern gehabt, Ihn hab' ich nicht gern; möcht' Er denn eine Frau nehmen, die ihn nicht mag?“

Dazu lachte er nur. Ihre Erklärung machte ihm nicht „ein bissel“ bang. Hatte sie ihn jetzt nicht lieb, sie werde ihn schon lieb bekommen, dafür steh' er gut. Er streckte ihr seine Hände entgegen. „Sieht Sie? das sind keine Hände für einen Groom — ich habe nie gewußt, wozu der liebe Herrgott sie mir so übernatürlich groß hat wachsen lassen. Jetzt weiß ich's. Damit ich Sie recht kommod auf ihnen tragen kann. Und das wird geschehn!“

Die Mutter schluchzte laut vor Rührung über diese Worte, und ernannte ihn zum Ehrenmann, soweit er warm war, vom Scheitel bis zur Sohle! und auch er brach in Thränen aus, begann sogleich seine Versicherung von Neuem, und bekräftigte sie mit den heiligsten Eiden.

Trotz alledem erlangte er Marieens bindendes Jawort an diesem Tage noch nicht. Erst einige Wochen später gab sie es ihm — „Um Ruh' zu haben“, wie sie unumwunden erklärte, vor ihm, vor der Mutter, und besonders vor der Barbara, die ihr das Haus einlief mit Botschaften und Bewerbungen des Jammermanns, des Alois.

V.

Die drei Musikbanden, die bei der Hochzeit des Alois aufgespielt hatten, wurden auch zur Hochzeit Walters in das dörfliche Hôtel entboten und übertrafen sich selbst an Getöse und Dissonanzen.

Mariechen tanzte in den Ehestand hinein, tanzte die ganze Nacht hindurch. Ihr Mann saß da, breit und geduldig, und bewunderte sie. Mit Liebesblicken verfolgte er ihre weiße Gestalt, die anmuthig, melancholisch, unermüdlich dahin schwebte, und die ein leiser Schauer zu durchrieseln schien, sobald der Reigen sie in seine Nähe führte. Dann beugte ihr Gesicht sich tiefer auf die Brust, und ihre gesenkten Augen schlossen sich.

Der Morgen kam und machte dem Fest ein Ende. Am Arme des Gemahls wanderte Marie nach ihrer neuen Behausung.

Walter hatte während des Brautstandes sich oft der Sorgfalt berühmt, mit welcher er seine geräumige Junggesellen-Wohnung zum Empfang der holden Frau würdig hergestellt. Damit die Ueberraschung für Marie und ihre Mutter eine völlige sei, hatte keine von ihnen dem Verlobten bei der Besorgung seiner häuslichen Einrichtung hilfreiche Hand leisten, seine Schwelle überhaupt nicht betreten dürfen.

Und nun kam Marie, und sah ihre Wunder.

Vor allem, ein Kanapee mit rothem Sammt überzogen, und einen Spiegel in Goldrahmen an der Wand. Ein grüner Vorhang an einem Fenster, und am andern ein gelber, etwas verschossen beide, aber — einst waren sie prächtig gewesen, wie der Zimmerwärter sagte, der sie Waltern geschenkt.

Die Sessel und den Tisch hatte dieser dem Mann abgekauft. Es waren „Ausmusterer" aus dem fürstlichen Schlosse, und sehr abgenützte, aber — durch lauter hohe und erlauchte Personen. An dem Tisch, an dem er jetzt mit seinem „Weiberl" frühstücken wollte, hatte Walter vor zwanzig Jahren die hochselige Durchlaucht, die Mutter seines Herrn sitzen sehen; er bestand aus einer runden, nach der Seite geneigten Platte, die von einem auf dem Kopf stehenden grünen Delphin getragen wurde.

Mariechen betrachtete die zusammengewürfelte Meublirung des Prunkgemachs etwas verächtlich, und verlangte Bekanntschaft mit dem Wohnzimmer und der Küche zu machen. Walter kratzte sich hinter dem Ohr.

Das Wohnzimmer — das war da . . . das war eben sein eigenes, in dem er gar gern seine Marie aufnehmen, auch dulden wolle, daß sie darin ein wenig Ordnung mache. Nur die Hunde dürften nicht hinausgeschafft werden, mit denen müsse sie sich vertragen. Und die Küche — was die Küche betraf . . . Er wollte es nur lieber gleich eingestehen — an die habe er nicht gedacht. Die einzurichten bleibe Marien überlassen. Geld dazu und überhaupt zu allem, was sie freute, stellte er ihr zur Verfügung. Er selbst brauchte so viel wie nichts, sie konnte nach Willkür über seine Einnahmen schalten und walten. Damit legte er seine gestern erhobene halbjährige Besoldung, in Gestalt von zehn „Hundertern" in die Hände Mariens, die sich in deren Besitz reicher dünkte als die Kaiserin, und sich erstaunt fragte, auf welche Weise man es fertig bringen könne, eine so mörderlich große Summe auszugeben?

Nur zu bald indessen wurde sie darüber belehrt, und machte auch zugleich die Erfahrung, daß kaufen und bezahlen für ihren Mann bisher zwei Dinge gewesen, die mit einander nichts zu thun hatten. Täglich erschienen Leute mit Geldforderungen alten oder neuen Datums bei Frau Marie Walter. „Ihr Herr schickt uns," hieß es. „Geht zu meiner Frau, hat er gesagt, meine Frau führt die Kasse."

Schon nach einigen Wochen mußte Marie ihm bekennen, daß diese Kasse nur noch in seiner Einbildung bestand. Er wurde sehr unwirsch; gleich darauf jedoch warf er sich seiner Frau an den Hals, flehte um ihre Verzeihung, klagte und wimmerte und verfluchte seinen Leichtsinn. Am Abend gab er, um sich ein wenig von seinen Sorgen zu zerstreuen, im Wirthshaus ein Gelage, zu dem er die besten Trinker des Ortes lud. Er kam freilich heiter und vergnügt nach

Hause, aber im Laufe des Tages fand der Wirth sich ein, und theilte Marien mit, daß die Kosten des großen Aufwands, den Walter seit seiner Ankunft trieb, ja sogar diejenigen seines Hochzeitsfestes, bis zur Stunde noch unberichtigt geblieben waren. Der Wirth hatte oft und stets vergeblich gemahnt, und erklärte sich nun entschlossen, seine Forderung mit Hilfe des Gerichtes hereinzubringen.

Zitternd und zagend bestellte Marie die leidige Botschaft.

Sie wußte die Angst, die sie dabei empfand, zu verbergen, vergoß keine Thräne und begegnete dem Wuthausbruch Walters mit Gelassenheit. Er wetterte gegen seine Feinde, die ihn haßten und verfolgten, die ihm das Leben vergällten, und rannte in das Wirthshaus, wo er wie ein Rasender tobte. Nach einem Kampfe, bei dem es blutige Köpfe absetzte, wurde er auf die Straße hinaus geworfen. Der Scandal war groß, kam der Herrschaft zu Ohren und sollte die Entlassung des Head-groom zur Folge haben. Da begab sich Marie auf das Schloß, erbat Audienz bei der Fürstin und erlangte die Begnadigung ihres Mannes. Dem aber sollte bedeutet werden, er habe dieselbe einzig und allein der Fürbitte seiner braven Frau zu verdanken.

Der Ueberbringer dieses milden Urtheils war der Kanzleirath. Er fand Walter und Marie in einer sehr rein gefegten, aber kahlen Stube. Das rothe Kanapee, die Vorhänge, der Spiegel waren verschwunden, der ehrwürdige Delphintisch, ein paar Holzsessel und ein elender Schrank — daraus bestand die ganze Einrichtung.

Beim Eintreten des greisen Würdenträgers erhoben sich Mann und Frau. Er legte die Pfeife, sie ihre Flickarbeit aus der Hand und stehend nahmen Beide die Verkündigung der fürstlichen Resolution entgegen. Als der Kanzleirath mit der Wiederholung der Worte schloß: „Nur der Fürbitte Seiner braven Frau,“ erhob Walter ein tolles Triumphgeschrei.

„Ich hab' halt ein Weiberl!“ jubilirte er, und schlug in seine Hände. „Ein Mann, der ein solches Weiberl hat — an dem is was! Nicht wahr, gnädiger Herr? Nicht wahr? Jedem, der nein sagt, schlag' ich die Knochen entzwei!“

Er schwor, daß er seine schöne, gute, prächtige Frau liebe und vergöttere, und nie aufhören werde, ihren Ruhm zu verkündigen.

Ueber Mariens abgehärmtes Gesicht war bei den Worten des Kanzleiraths, die ihrer in so ehrenvoller Weise erwähnten, ein Lichtstrahl geflogen; er erlosch und verwandelte sich in düsteres Entsetzen bei den stürmischen Ausrufungen Walters. Mit einer Geberde tiefinnersten Grauens wandte sie sich von ihm ab.

Da schlug er ein lautes Gelächter auf, faßte sie in seine Arme, hielt die machtlos Widerstrebende fest an sich gedrückt, und rief: „So is sie! Jetzt können Sie's sehen! Loben soll man sie nicht, lieb haben auch nicht ... Sie is gar zu bescheiden, sie is ein ganzer Engel und eine Zweite gibt's nicht auf der Welt!“

Der Kanzleirath betrachtete das Ehepaar mit einer unbehaglichen Empfindung. Was war es denn, das ihn, beim Anblick eines rohen, aber gegen die Frau, die ihn zu beherrschen schien, liebreichen Gesellen an das — vielleicht halb, vielleicht ganz unbewußt grausame Spiel der Katze mit der Maus — erinnerte?

Er erhob den Finger drohend gegen Walter: „Sekkir' Er seine Frau nicht!“

und zu dieser sagte er: „Frauchen, Frauchen, es ist gut zu wissen, daß sie bei Ihrem Mann so viel gilt. In der Zukunft wird sie responsabel gemacht für seine Brutalitäten und bösen Streiche. Eine Frau vermag viel über einen Mann, der sie gern hat, bring' Sie den Ihren unter den Pantoffel, das wird gut für ihn sein."

Walter war entzückt von diesem Rath und stimmte frohlockend bei. Ja, der Pantoffel, dafür war er der rechte Mann! Dem Pantoffelregiment wollte er sich von nun an noch gehorsamer fügen, als es bisher geschehen war. Sein geliebtes Weib wisse recht gut, wer ihn an einem Faden lenken könne, wem er sich unbedingt unterwerfe, wer von ihm noch nie ein böses Wort bekommen habe.

„Red' doch, Marie! sag's dem Herrn Kanzleirath, ob Du mit mir nicht thust, was Du willst, ob ich's an Lieb' zu Dir fehlen lass'."

„Nein! nein! nein!" stieß Marie mit hastiger Betheuerung hervor, machte sich von Walter los, der ganz gerührt worden war, sie anglotzte und plötzlich zu schluchzen begann.

Der Kanzleirath suchte nach einem eindringlichen Abschiedswörtchen.

„Walter," sprach er, Seine Frau ist jedenfalls Seine bessere Hälfte. Es freut mich, daß Er das erkennt in Liebe und Hochachtung. Suche Er sich diese Seine Liebe zu erhalten, sie adelt Ihn, den übrigens Tiefgesunkenen, und beschützt ihn vor dem totalen Untergang. Also hört Er? ... Seine Liebe für Seine Frau ..."

Ein verstohlener flehender Wink Mariens, den der alte Herr mißverstand, ermunterte ihn mit noch größerem Nachdruck fortzufahren:

„Die ist an Ihm das Beste; die lasse er nie erlöschen in Seinem übrigens nichts taugenden Herzen. Merke Er sich das! Wird Er sich's merken?"

„Dreitausend Juramente leg' ich darauf ab!" schluchzte Walter und streckte die Arme nach seinem Weibe aus. Marie jedoch mußte jetzt dem Kanzleirath das Geleite geben, der sich zur Thür gewendet hatte.

Im Flur blieb der Alte stehen, klopfte der kleinen Frau freundlich die Wange und sagte: „Nun, hab' ich's gut gemacht, hab' ich —" Der Ausdruck von Verzweiflung in Mariens Gesicht ließ ihn betroffen inne halten.

Sie seufzte, beugte sich und küßte seine dürre Hand.

„Gut gemeint haben Sie's, aber Sie haben nichts Gutes gethan," sprach sie sanft zwar, aber mit einer Entschiedenheit, die jeden Widerspruch, ja sogar jede Frage im Vorhinein abwies.

Der Alte ging seiner Wege.

„Nichts Gutes?" fragte er sich. „Was will Sie denn? ... Eine feine Frau, eine respectable, treffliche Frau ... Allein aber — Im Gegensatz zu anderem kopflosen und in ewigem Gezappel befindlichem Weibervolk wünschte man ihr ein Endchen Leichtsinn und etwas von der Bewegung, die laut neuester Resultate wissenschaftlicher Forschung — Wärme ist."

VI.

Die Freude des Head-grooms über seine Begnadigung war so groß, daß er, um sie zu bewältigen, einige Freunde zu Hilfe rufen mußte. Allein wäre

er nie und nimmer mit ihr fertig geworden. Die Gesellschaft begab sich in das zweite, geringere Dorfwirthshaus — dem ersten hatte Walter seine Kundschaft entzogen — und trank dort bis zum hellen Morgen, und zwar ohne Unterlaß auf die Gesundheit der Frau Marie Walter. Diese Huldigung glaubte ihr Mann ihr schuldig zu sein, der goldenen Säule seines Hauses, und er hielt sich und seine Gäste so eifrig dazu an, daß ihnen in jener Nacht nicht einmal Zeit zu einem Spielchen übrig blieb. Das Versäumte konnte erst am folgenden Abend nachgeholt werden, und dabei erging es dem armen Walter schlecht. Er verlor alles Geld, das er bei sich hatte, bis zum letzten Kreuzer. Der ganze Vorschuß auf die nächstjährige Besoldung, den die Güte des Kanzleiraths ihm erwirkt hatte, befand sich bald in den Taschen seiner guten Cameraden.

„Uebergebe Er das sogleich seiner Frau!" hatte sein menschenfreundlicher Gönner ihn gemahnt, als er ihm die Summe einhändigte. Und hoch und heilig hatte Walter es gelobt, auch Wort halten wollen, dafür rief er Gott und alle himmlischen Heerscharen zu Zeugen auf, als er, ein reuevoller und zerknirschter Sünder, zu seiner Frau heimkehrte. Aber wenn das Unglück einen Menschen einmal beim Schopf hat, läßt es ihn nicht mehr los. Sein Unglück war es gewesen, sein verwünschtes! das ihn den guten Vorsatz vergessen ließ. Walter raufte sich die Haare und schlug an seine Brust und zerfloß in Mitleid mit sich selbst, dem jetzt nichts mehr übrig geblieben war, als die Liebe seines Weibes, das er leidenschaftlich herzte und küßte.

Marie bemühte sich, ihn zu beschwichtigen, ging, nachdem es ihr halbwegs gelungen zu ihrer Mutter, und bat ihre frühere Beschäftigung an deren Seite, in der Waschküche wieder aufnehmen zu dürfen. Der halbe Gulden, den sie auf diese Weise täglich verdiente, war der Frau des Mannes, der zweitausend Gulden Rente hatte, unentbehrlich geworden. Nun gab es zweifache Plage, die mit ihrem elenden Hausstande, und die mit ihrem Dienste.

Walter änderte sich weder im Schlimmen noch im Guten. Zahllose Male, wegen stets erneuter Excesse entlassen, verdankte er seine Begnadigung immer wieder der Fürsprache Mariens. Daß er ein vorzüglicher, wenn auch rüder Trainer war, und bei seinem Herrn für unersetzlich galt, brachte er gar nicht in Anschlag. Es freute ihn, seiner Frau Alles zu danken, er wollte gern ihr Schuldner sein und es auch bleiben. — Schulden hatten überhaupt nichts Drückendes für ihn. So ließ er deren Last wachsen und wachsen, vertrank, verspielte, versetzte das letzte Hausgeräth, das letzte Kleidungsstück. Er konnte es noch so arg treiben, sein Weib schwieg; sogar wenn er es darauf anlegte, bekam er keinen Vorwurf zu hören. Ein Wort, eine Klage von ihr hätte sogleich einen Wildstrom entfesselt: die maßlose Reue des Unverbesserlichen, und unfehlbar eine jener Versöhnungsscenen herbei geführt, vor denen Marien mehr graute als vor dem Tod.

Sie hüllte sich immer enger und fester in die Schleier ihrer Makellosigkeit, sie verdoppelte, verzehnfachte ihren Fleiß. Nachdem sie den ganzen Tag bei der Arbeit zugebracht hatte, wachte sie nun die halben Nächte hindurch und nähte und stickte schöne Gewänder für die reichen Bäuerinnen.

Ihre Mutter, die alte Josepha, verzehrte sich in Groll und Gram über

den nichtsnutzigen Schwiegersohn. Ihre Empörung aussprechen durfte sie in Gegenwart seiner Frau aber nicht. Unbegreiflicher Weise nahm ihn diese gegen ihre Mutter in Schutz.

„Ihr hättet," sprach Marie, „Euch besser nach ihm erkundigen und ich hätte Euch nicht nachgeben sollen. Jetzt hab' ich ihn, jetzt muß ich schauen mit ihm auszukommen. Es ist einmal nicht anders."

Viel herber als die Mutter, wurden die doppelzüngigen Bekannten abgefertigt, die sich Marien mit heuchlerischen Mitleidsbezeugungen näherten, in der, so vielen Leuten angenehmen Erwartung, eine Frau über ihren Mann klagen zu hören.

Die verschmähte Theilnahme verwandelte sich in Schadenfreude und Hohn: „Im Grunde hatte ja Marie Walter keine Ursache zur Unzufriedenheit. Mochte man ihrem „Herrn" noch so übel nachreden, daß er ein guter Ehemann war, das mußte man ihm lassen. Er hielt seinem Weibe die Treue, und was verzeiht ein Weib in solchem Falle nicht? Sein tolles Wesen trieb er außer dem Hause, Marie hatte darunter nicht zu leiden, sie wurde von ihm verhätschelt, ihr konnte er recht sein, der Lump!"

Marie lächelte wehmüthig über solche Faseleien. Sie wußte [am besten, wie recht er ihr war. Die Andern erduldeten seine Gewaltthätigkeiten, sie erduldete seine Zärtlichkeiten und — beneidete die Andern.

Aber das sind Dinge, von denen man nicht spricht.

Und wovon spricht man überhaupt, wenn man sich den Menschen gegenüber so fremd fühlt wie Marie? Die Ahnung, die stets in ihr gedämmert hatte, daß es einem Wesen von ihrem Werthe nicht wohl ergehen könne in dieser argen Welt, klärte sich allmälig zur Ueberzeugung und machte ihren Schmerz, aber auch ihre Erhebung aus.

Zwei schwere Jahre schlichen so dahin.

Im Herbste des dritten versammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft von Sportsfreunden im fürstlichen Schlosse. Es wurden Privat-Trials abgehalten, als Vorbereitung zu den öffentlichen Rennen. Die von Walter trainirten Fohlen trugen regelmäßig den Sieg davon, und eines Tags ließ sich der Fürst, berauscht durch diese Triumphe, zu der Behauptung hinreißen, daß sogar sein alter Holiday noch vermöchte, alle anwesenden Pferde zu schlagen. Vorausgesetzt, fügte er hinzu, daß Walter ihn steure.

Seiner Gewohnheit entgegen, zeigte sich der Head-groom, der sonst jede Großthuerei seines Herrn überbot, etwas bedenklich. Vor zehn Jahren war er zum letzten Mal als Jockey geritten, war damals schon um etliche Pfund zu schwer gewesen. Und dann der Holiday! — So ausgemacht wie seinem Fürsten schien dem Groom der Sieg doch nicht. Aber sein Ehrgeiz war auf's Höchste gestachelt; nach langem Erwägen warf er plötzlich die Mütze in die Luft und rief in einer jugendlichen Anwandlung von Tollkühnheit:

„Hol's der Geier, ich thu's! Es wird den Hals nicht kosten, Durchlaucht, und wenn's ihn kostet, so sorgen Durchlaucht für meine Wittib!"

Am folgenden Tag fand ein unvergeßlich schönes Rennen statt. Walter lachte bei den Zurufen, die ihn bei seiner Ankunft auf der Bahn von der

Tribüne aus begrüßten, und auch Holiday fletschte die langen gelben Zähne. Der aber sah verächtlich drein. Wer weiß, was er dachte, der hagere Vollblut; doch zu denken schien er: Fordert Ihr mich noch einmal heraus? Und könntet doch wissen, was es auch koste: ich bestehe!

Vom Anfang an nahm er die Führung und war nicht einen Augenblick in Gefahr, sie zu verlieren. Die anderen Pferde kämpften mit ihm, er — nur mit sich, mit der Athemnoth, die den Alten würgte, während er von seinem Reiter wüthend aufgerieben den Weg verschlang. Er gab seine letzte Kraft, aber die ganze. Das Maul trocken wie Feuer, die Augen starr und herausgequollen schoß er am Ziel vorbei und schlug zehn Schritte weiter in den Boden, wie ein Projektil. Das Pferd blieb todt, den Reiter zog man noch lebend unter ihm hervor. Aber er sagte gleich:

„Mit mir is vorbei!"

Der Arzt, der Chirurg eilten hinzu, der Fürst wollte durchaus seinen schwerverwundeten Diener im Schlosse verpflegen lassen, Walter wies Alles von sich. Er verlangte nach Hause, zu seinem Weibe, so rasch als möglich zu ihr. Keine Minute von den wenigen, die ihm noch zugezählt waren, mochte er anders zubringen als Aug in Auge, Hand in Hand mit der Vielgeliebten. „Aus dem Weg'," winkte er Jeden, der sich seinem Lager nahte, den Arzt, die Cameraden, den hohen Gebieter, den trostspendenden Priester. —

„Aus dem Weg'! laßt's mich nur noch in Ruh mein schönes Weib anschauen!" keuchte der Sterbende. Unablässig flüsterte er ihr zu, oder lachte leise vor sich hin, wie umgaukelt von süßen Erinnerungen.

„Ich war so glücklich mit Dir! — Ich hab' Dich aber auch glücklich gemacht. . . Du hast Deinen Walter rechtschaffen lieb gehabt, nicht wahr, mein Schatz?" Sein Blick suchte den ihren: „Nicht wahr?" wiederholte er.

Marie schloß die Augen — erzitternd neigte sie sich über ihn.

Er sah es noch und legte die stumme Geberde als Bejahung aus.

„Ich weiß, ich weiß — so stirbt sich's gut," hauchte er im letzten Athemzuge.

(Schluß im nächsten Heft.)

Berlins städtische Selbstverwaltung.

Von
A. Lammers.

Unfern des preußischen Königsschlosses, das trotz seines ergrauenden Alters immer noch ein würdiger Sitz für das verdienstvollste und ruhmreichste Herrscher-Geschlecht der Erde ist, erhebt sich ein nicht viel minder gewaltiger aber ganz moderner Bau, das neue Rathhaus der Stadt Berlin. So hat sich allmälig aus der Residenz der Hohenzollern, die nur als solche etwas bedeutete, eine der in sich selbst ruhenden Großstädte der Erde entwickelt, ohne darum minder stolz zu sein auf den Vorzug, dem König von Preußen und deutschen Kaiser als Wohnort zu dienen. Die Geschichte dieser merkwürdigen Umwandlung liegt in den Verwaltungs-Berichten des Berliner Magistrats, von denen der letzte mit seinem dritten Bande kürzlich zum Abschluß gebracht worden ist[1]).

Es ist der vierte dieser eingehenden Berichte, und umfaßt die Jahre 1861 bis 1876. Der nächstvorhergehende, 1863 erschienen, behandelt das Jahrzehnt 1851 bis 1860; der zweite reichte bis 1851 zurück, und der 1842 erschienene erste bis 1829.

I.

In dem so beschriebenen knappen halben Jahrhundert hat sich die Einwohnerzahl Berlins vervierfacht und seine städtischen Ausgaben sind von 2⅓ Millionen Mark auf 34¾ Millionen gestiegen, d. h. sie haben sich vervierzehnfacht. Das ganze preußische Heer kostete 1829, von wo die gegebene städtische Rechenschaft anhebt, nur etwa doppelt soviel als heute die Verwaltung Berlins. Seine Volks-Zunahme, etwa vier Procent im Jahre, ist zwiefach so stark wie diejenige von London und Paris, und nur New-York kann sich hierin ihm vergleichen. Nach der Vereinigung von Berlin und Köln und den unmittelbar angrenzenden Vororten zu einer einzigen Stadt, welche im Jahre 1709 stattfand, dauerte es vierzig Jahre, bis die damals 55,000 Köpfe ausmachende Einwohnermenge sich ver-

[1]) Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1861 bis 1876. Drei Bände. Berlin, Sittenfeld. 1879. 1880. 1881.

doppelte; dann von 1749 bis 1825 zu abermaliger Verdoppelung auf 220,000; dreißig Jahre später, 1855, waren 440,000 erreicht, und nun dauerte es keine achtzehn Jahre, so war wiederum eine Verdoppelung eingetreten, wobei die 1861 erfolgte Hinauslegung der Stadtgrenzen nur mit der Kleinigkeit von 35,000 Einwohnern mitzählte. 1876 war Berlin der Million schon ganz nahe, die nun überschritten ist.

Bis in den Anfang der vierziger Jahre hinein, sagt der Magistrat in der Einleitung zu dem neuesten Verwaltungs-Bericht, trug Berlin wesentlich nur den Charakter einer Residenzstadt, welche die von Preußens Königen aufgerufene Thätigkeit bedeutender Künstler in ihrer äußeren Gestalt schön und großartig gestaltet hatte. „Wohl pulsirte in den gebildeten Kreisen der Gesellschaft ein reges, durch die Universität, die Akademie, das Theater, die öffentlichen Sammlungen gefördertes geistiges Leben; aber neben ihnen bewegte sich ein noch in engen Bahnen des Erwerbs und geistigen Lebens befangenes Bürgerthum." Wie lange war es denn auch her, daß man nur die Opfer der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege verwunden hatte! Auch erst aus der nämlichen Zeit stammte eine gewisse communale Selbstbestimmung und Unabhängigkeit, das Geschenk der Stein'schen Städteordnung von 1808. Sie war keineswegs besonders dankbar begrüßt worden: nicht etwa weil die neu eingeräumten Rechte nicht genügt hätten, sondern weil sie Lasten auferlegte, die bisher durch Leistungen des Herrschers oder des Staats entbehrlich gemacht worden waren. Sie kam auch gerade in Berlin nur langsam zum Vollzuge. Erst 1819 erfolgte die vollständige Auseinandersetzung zwischen Staat und Stadt hinsichtlich der der letzteren zu übertragenden öffentlichen Einrichtungen. In solchem Umfang wie die übrigen größeren Städte erhielt Berlin die Selbstregierung auch dann noch lange nicht; eins nach dem andern mußte es sich die Rechte derselben erringen, und besitzt sie heute noch nicht ganz.

Der längste und heftigste Kampf hat sich um die Verfügung über die Straßen gedreht. In den Jahrhunderten, da auf den Trümmern der Macht der alten Stände die landesherrliche Gewalt sich erhob, und nirgends kraftvoller als in Preußen, nahmen die Kurfürsten und Könige sich des Ausbaus ihrer Hauptstadt ungleich nachdrücklicher an als die Bürgerschaft. Auf ihnen gehörigem Boden entstanden viele der neuen Straßen, mit ihrem Gelde wurden noch mehrere gebaut. Nur so konnte „aus der engen, schmutzigen, in Folge des Dreißigjährigen Krieges verarmten Stadt eine würdige Residenz" werden. „Was in dieser Richtung, insbesondere seit der Regierung des Großen Kurfürsten und des ersten Königs von Preußen von unsern Regenten Außerordentliches für Berlin geleistet worden ist, dafür wird die Nachwelt stets ein dankbares Andenken bewahren." Aber nun entspann sich ein Gegensatz der Interessen und Tendenzen, als im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gleichzeitig das Recht des Königs zum Eingreifen durch die Städteordnung beschränkt und seine Mittel durch schwere Kriegslasten knapper wurden, ohne daß doch die Stadtbehörde schon Selbstgefühl genug gehabt hätte, die völlige Auslieferung der ihr zugesicherten neuen Rechte durch Uebernahme der damit verknüpften Last zu verdienen. Vielmehr hielt sie den Fiscus bei allen herkömmlich von ihm erfüllten Pflichten

zum Bau und zur Unterhaltung städtischer Straßen fest, nöthigenfalls durch Anrufung der Gerichte; während das königliche Polizei-Präsidium, das die Ansprüche des Königs und des Staats der Stadt gegenüber zu vertreten hatte, von diesen nicht leicht etwas aufgab, auch wenn es den Fiscus von der einen oder anderen lästigen Pflicht loszumachen trachtete. Die Umgestaltung der Monarchie in einen constitutionellen Staat konnte zunächst kaum anders als diesen chronischen Conflict noch steigern. Sie machte es für die Staatsgewalt soviel mißlicher, in Berlin rein communalen Zwecken Opfer zu bringen, von denen in keiner andern Stadt die Rede war, da nun jede solche Ausgabe vor der Landesvertretung gerechtfertigt werden mußte, welche doch die Steuerzahler überhaupt vertrat. Auf der andern Seite aber belebte dieser große Fortschritt naturgemäß nirgends mehr als in der Staatshauptstadt, dem Sitze der Kammern, den bürgerlichen Freiheitssinn.

Noch unter König Friedrich Wilhelm III. hatte eine Cabinetsordre den langen Streit damals vorläufig mit der Anordnung gestillt, daß die nach dem 1. Januar 1837 neu angelegten Straßen der Stadt obliegen sollten. Auf dem Fiscus lag so die Unterhaltung von rund anderthalb Millionen Quadratmetern; die städtische Bau- und Unterhaltungs-Last wuchs bis 1860 nicht ganz auf eine halbe Million, bis 1875 aber schon weit über den fiscalischen Antheil hinaus. In demselben Maße mußten die Stadtbehörden abgeneigter werden, dem Polizei-Präsidium jene schrankenlose Herrschaft über ihre Straßen zuzugestehen, welche es namentlich unter Herrn v. Hinckeldey in den fünfziger Jahren herausfordernder und verletzender als jemals in Anspruch nahm.

Bis zu jener Zeit hatte, nachdem die Bau- und Besserungs-Kosten einmal vertheilt waren, die Frage nach dem Eigenthum oder der Verfügung über die Berliner Straßen etwas Akademisches an sich gehabt. Aber mit ihrer wachsenden Benutzung für neue Verkehrsmittel, für die unterirdische Hindurchführung von Wasserleitungsröhren, Entwässerungscanälen, Gasröhren und Telegraphendrähten wurde sie alle Tage praktischer. Ende 1854 oder Anfang 1855 wurde der Magistrat eines Tags durch die Nachricht überrascht, der Polizeipräsident habe, ohne ihn auch nur vorher zu benachrichtigen, dem Hofbuchdrucker Litfaß erlaubt, die seitdem nach demselben benannten Säulen für öffentliche Anschläge auf den Plätzen der Stadt zu errichten. Diese Rücksichtslosigkeit machte ein Aufsehen, welches selbst in jener politisch sehr beschwichtigten Zeit weit über Berlin hinausdrang und Unmuth erweckte. Nichtsdestoweniger verlängerte das Polizei-Präsidium im Jahre 1868, also unter gänzlich veränderten politischen Umständen den Vertrag bis 1880 abermals, ohne den Magistrat auch nur zu fragen, — so sicher fühlte es sich seines alleinigen Rechts. Ehe jedoch diese neue Vertragsdauer ablief, waren Straßen, Plätze und Brücken endlich durch ein Abkommen zwischen Staat und Stadt von Ende 1875 in den ungetheilten Besitz der letzteren übergegangen, Dank einem Versprechen, das der Oberbürgermeister Hobrecht sich von den Ministern hatte geben lassen, als er 1872 von Breslau nach Berlin übersiedeln sollte. Berlin brachte jetzt mit vollem Bewußtsein erhebliche finanzielle Opfer, um Herr in seinem eigenen Gebiet zu werden. Daß es das seinige war mit dem höheren, entscheidenden Rechte und nicht mehr das

des Fiscus und des königlichen Polizei=Präsidiums, belegte es eben durch diese Bereitwilligkeit, für die öffentlichen Verkehrsansprüche soviel mehr zu thun. Der Monarch als solcher konnte für seine zur Weltstadt gewordenen Residenz schon lange nicht leisten, was seine Vorfahren für die nur erst zu einer ordentlichen Residenz auszubauende Kleinstadt des Mittelalters willig geleistet hatten; den Staat hinderte daran seine Begründung auf die allgemeine Steuerpflicht. So mußte der Gegenstand des vieljährigen Haders dadurch entfernt werden, daß man ihn mit allen seinen Rechten und Lasten der Stadt überlieferte.

Berlin hat im Mittelalter zu wenig bedeutet und bedeutet heute zu viel, als daß es nicht eine so gut wie ganz moderne Stadt sein, — daß sein Umbau nach den Bedürfnissen einer solchen ihm verhältnißmäßig viel kosten sollte. Aber es hat doch auch schon manchen gewaltsamen Durchbruch vornehmen müssen. Die Zeit ist vorüber — obgleich noch Leute leben mögen, welche sich ihrer gut erinnern —, wo die Breite seiner Straßen übergroß erschien, und wo dem Reisenden, der aus Wien, Leipzig oder Frankfurt am Main kam, selbst in der Leipziger Straße, der Friedrichsstraße und unter den Linden das Leben gering däuchte, so daß er höchstens in der Königstraße einen einigermaßen an den Graben, den Brühl und die Zeil erinnernden Verkehr wiederfand. Etwa von 1840 an begann, seit 1860 aber steigerte und mehrte sich das Bedürfniß nach Erbreiterungen von Straßen und neuen Verbindungen durch Häuser=Einreißung. Dem neusten Verwaltungsbericht für die sechzehn Jahre 1861—1876 ist ein Plan beigegeben, der diese Maßregel veranschaulicht, ebensowie das in den letzten zwanzig Jahren eingetretene gewaltige äußere Wachsthum der Stadt. 1860 gab es in dem bebauten städtischen Gebiet 1,674,000 Quadratmeter Fahrdämme: 1876 reichlich das doppelte, nämlich 3,370,000 Quadratmeter. Auf diesen Fahrstraßen gingen 1861 nur 9128 Zugpferde gegen 24,682 im Jahre 1876, ungerechnet 468 Pferde der Post und etwa 1900 in auswärtigen Stallungen untergebrachte. Droschken besitzt Berlin seit dem Jahre 1815, wo ihrer 30 mit 50 Pferden für ausreichend gehalten wurden; 1860 wurden 1059 gezählt, 1876 aber 4242. Im Jahre 1846 waren die Omnibus hinzugekommen, 20 Wagen auf 5 Linien; 1860 liefen auf 13 Linien 47 Wagen und 1876 auf 16 Linien 177 Wagen. Die erste Pferdebahn wurde am 25. August 1865 zu voller Benutzung gestellt. Ein ganzes Pferdebahnnetz entstand erst auf Grund eines Vertrags von 1871, und hatte 1876 in Betrieb 90,501 Meter Geleise, auf denen mit 196 Wagen und 905 Pferden in 914,641 Fahrten 22,869,508 Personen befördert wurden, also die ganze Bevölkerung der Stadt einige zwanzig Mal. Gleichzeitig aber bedienten nicht viel weniger Menschen sich der fortbestehenden Omnibus, nämlich 16,994,574; und daß die Droschken nicht an Zuspruch verloren, sondern gleichfalls immer nur noch gewonnen haben, weiß jeder Einwohner Berlins. Dies entkräftet, beiläufig bemerkt, ein wenig den Lieblingseinwand der Freunde eines deutschen Tabak=Monopols gegen die ihnen vorgehaltene Nothwendigkeit enormer Entschädigungen, — die vermeintliche unentschädigte Verdrängung der Fuhrwerke durch die Eisenbahnen, von der im Ganzen und auf die Dauer das grade Gegentheil wahr ist.

Der Verwaltungsbericht des Magistrats sagt uns sogar, daß die Eisen=

bahnen selbst durch den Fahrverkehr, welchen sie veranlassen, das innere Straßenleben Berlins nur mäßig erhöhen; es hängt von ihnen keineswegs ab, sondern ruht in seiner eigenen steten starken Bewegung. Die ersten Bahnen, welche die bedeutendsten geblieben sind, wurden schon 1838—46 gebaut, und dann bis 1867 keine wichtigere Linie von Berlin aus wieder. Da kamen die Ostbahn und die Görlitzer Bahn hinzu; 1871 die Lehrter Bahn; 1875 die neue Dresdener Bahn. Im Jahre 1861 kamen an und gingen ab auf den Bahnhöfen der Hauptstadt 2,310,785 Personen; 1867 schon 3,664,300, und 1875 nicht weniger als 10,020,390. Von den Letzteren wurden, soweit sie ankamen, 661,435 Droschken benutzt. Der Magistrats-Bericht schätzt danach die Gesammtzahl der durch den Eisenbahnverkehr hervorgerufenen täglichen Droschkenfahrten für 1875 auf 3600. Eben so viele Wagen mag der Güterverkehr der Eisenbahnen täglich auf die Berliner Straßen bringen.

Eine so außerordentliche Befahrung nützt natürlich die Dämme der Straßen fühlbar ab; sie steigert auch den Staub bei trockenem, den Schmutz bei feuchtem Wetter zu einem Grade, der das Wohlbehagen, um nicht zu sagen die Gesundheit der Einwohner empfindlich angreift. Dies aber desto mehr, je mehr Lücken und Unebenheiten das Pflaster darbietet. Zur Milderung des Uebels muß die Reibung verringert werden. Berlin ist daher längst über die rohe Art des Straßenpflasters hinaus, und bedeckt, seitdem alle Straßen völlig in der Hand des Magistrats sind, die Hauptverkehrswege mit glatt behauenen Steinen auf fester Schotter- oder Beton-Unterlage, wo nicht gar mit Asphalt oder Holz. Es weiß auch im Winter die größten Schneemassen aus seinen Straßen mit ganz anderer Leichtigkeit zu entfernen, als das beispielsweise im vorigen Winter Paris vermochte.

Paris überlegen ist es auch in der Gesammtausdehnung seiner öffentlichen Plätze, die sich nach dem Bebauungsplan von 1862 zu der Höhe des städtischen Weichbildes in Berlin wie $4,_3$ zu 100 verhält, — dort nur wie $2,_4$ zu 100. Dagegen hat Paris einen bedeutenden Vorsprung in der Schmückung seiner Plätze mit Gartenanlagen, die sich dort auf ein Viertel des Raumes der öffentlichen Plätze erstreckt und hier kaum auf ein Achtel. Wenn es gilt, im Stadthaushaltsplan die Ausgaben nach den Einnahmen zu beschränken, so pflegt die Park- und Garten-Verwaltung eben zuerst darunter leiden zu müssen. Immerhin sind zu dem Thiergarten, diesem herrlichen Geschenk des Herrscherhauses an seine Residenzstadt, in dem 1840 zur Feier der hundertjährigen Thronbesteigung Friedrichs des Großen angelegten Friedrichshain, dem 1864 beschlossenen, aber erst von 1876 an hergestellten Südpark bei Treptow und dem 1869 unternommenen großartigen Humboldt-Hain im Norden der Stadt drei Anlagen von Grün und Schatten gekommen, welche jedem Stadtviertel die beste aller Erholungen, das Spazierengehen im Freien, hinlänglich erreichbar machen.

Noch freier würde diese Verschönerung der Stadt sich entfalten können, wenn nicht die meisten und größten Plätze zur Abhaltung der Wochenmärkte dienen müßten. Ende 1872 war der Magistrat mit einer Actiengesellschaft einerseits, dem Polizei-Präsidenten andererseits darüber einig geworden, daß elf überdachte Markthallen an die Stelle von ebensoviel Producten-Märkten im

Freien treten sollen. Berlin wäre damit zu den Vortheilen einer Einrichtung gelangt, welche in England, Frankreich und Belgien alle größeren Städte zum Theil seit vielen Jahren besitzen; nach Ablauf von dreißig Jahren auch, wenn es wollte, in ihr Eigenthum als Stadt. Aber während der kurz vorher eingetretene neue Oberbürgermeister die ministerielle Zusage der Abtretung des Straßen-Eigenthums als Morgengabe mitbrachte, ging im Polizei-Präsidium ein hierfür nicht gleich günstiger Wechsel vor sich. Herr v. Madai, der neue Präsident, trug Bedenken, die Verproviantirung der seiner Obhut mit anvertrauten Riesenstadt einer Erwerbsgesellschaft zu überlassen. Die geplanten Markthallen kamen nicht zu Stande; die Stadtverordneten-Versammlung verwarf auch den Antrag, einen Theil der zu ihrer Errichtung bestimmten und von der Deutschen Baugesellschaft bereits angekauften Grundstücke zu erwerben. Es war das Verhängniß dieser an sich so gesunden und zeitgemäßen Idee, daß ihre Ausführung sich mit der Ueberspannung des Unternehmungsgeistes nach dem letzten Kriege und dem darauf folgenden Zusammenbruch verwob.

Mit seinen Parks, Plätzen und Straßen kann Berlin sich unter den Großstädten der Welt wohl sehen lassen: weniger bis jetzt mit seinen Brücken. Es hat ihrer, ebenso wie Wasserläufe, genug, aber meist gleich diesen nur recht unbedeutende. Die Spree und ihre Canäle sind nicht breit genug, die Ufer zu flach, um zu großartigen Brückenbauwerken aufzufordern. London und Paris, Wien und St. Petersburg sind der deutschen Reichshauptstadt darin weit überlegen. Erst das gehobene Bewußtsein nach den Siegen der Jahre 1864, 1866 und 1870 hat in Verbindung mit dem Königsplatz, welchen ein hohe ästhetische Ansprüche befriedigender Stadttheil umrahmen soll, die Alsen- und die Moltke-Brücke hervorgerufen, Schöpfungen des Fiscus, denen die Stadtgemeinde mindestens durch Erbreiterung zu schmaler, massiven Umbau hölzerner, und thunlichste Vermehrung der überhaupt vorhandenen Brücken von dem ihr näherliegenden Gesichtspunkt des Verkehrsnutzens aus nachtrachtet.

Oeffentliche Denkmäler zu setzen blieb bis in die neueste Zeit herein erklärlicher Maßen eine Art Vorrecht des Herrscherwillens, der dasselbe insbesondere anwendete, um den Führern der Heere, die den Staat in einem gewissen Sinne mitgeschaffen haben, königliche Dankbarkeit zu erweisen. Das erste Denkmal, zu welchem aus der Bürgerschaft die Anregung erging, galt mit Fug und Grund einem von Preußens Königen, demjenigen mit dessen Andenken sich die Wiedererhebung des gestürzten Staates aus der Kraft des Volkes, die Befreiung von der Schmach eines fremden Tyrannenjoches verbindet. Dann entsprang der unvergeßlichen National-Feier vom 10. November 1859 der Beschluß des Schiller-Denkmals, dessen Verwirklichung freilich mancherlei Hindernisse elf Jahre lang aufhielten. Vier Jahre später kam das Stein-Denkmal hinzu, dem preußischen Abgeordnetenhause passend gegenübergestellt; im letzten Jahre die wundervollen Statuen der Königin Luise und Goethe's, beide im Waldesschatten des Thiergartens. Damit sind bedeutende Anfänge gemacht, neben dem militärischen Verdienst auch andersartige Größe durch Standbilder zu verewigen und nachkommenden Geschlechtern mit dem Schein des Lebens immerfort vor Augen zu halten. Die Betheiligung der Communalcasse an diesen Werken bezeugt, daß ihre Ver-

walter die ihnen von der Bürgerschaft anvertraute Aufgabe weit und würdig begreifen.

II.

Ist doch auch dem echten Berliner nichts gegenwärtiger als die Bezeichnung „Stadt der Intelligenz“ für seine Heimath! Ein reges Geistesleben war hier vor allen politischen Kämpfen zu Hause. Es wird von oben angefacht durch die Universität, die Fach-Hochschulen, die Akademien, die Kunst-Sammlungen, die Concert-Institute und die Theater, welche alle Berlin zum größten Theile noch seinen Landesherren verdankt; aber es ruht auf der festen und breiten Grundlage tüchtiger Schulbildung, die bis zu den Gymnasien hinauf eine rein communale Angelegenheit geworden ist. „Die im Jahre 1826 begonnene Reorganisation des städtischen Schulwesens“, sagt der letzte Magistrats-Bericht, „ist zu rechter Zeit soweit vollendet worden, daß die Epoche des mächtig anwachsenden Bevölkerungsstandes die Stadt gerüstet fand, um in niederen und höheren Schulen die Stätten der Gesittung und Bildung für die Kinder ihrer Bürgerschaft ebenso rasch zu erschließen, wie die Häuserreihen ihr Außengebiet bedeckten.“ Und von den wichtigsten, den der communalen Fürsorge vor allen bedürftigen Volksschulen heißt es weiter: „Ein über das ganze Weichbild ausgebreitetes Netz von gleichmäßig organisirten Elementarschulen, groß genug, um allen Kindern der Stadt den kostenfreien Zutritt zu gewähren, zweckmäßig und wirksam genug, um das allgemeine Vertrauen zu verdienen; ein durch alle Bezirke verzweigtes System von Schul-Commissionen, gebildet aus Bürgern im Ehrenamt, im Besitz ausreichender Befugniß und Personalkenntniß, um die Erfüllung der Schulpflicht jedem Kinde zu ermöglichen, ihre völlige Versäumniß bei keinem zu dulden; eine Centralverwaltung, ausgestattet mit solcher Vollmacht und solcher Technik, daß sie das wachsende Schulbedürfniß in dem Maße zu erfüllen vermag, wie es entsteht: — das ist die unter steigender Theilnahme der Bürgerschaft gereifte Schöpfung des Gemeindeschulwesens.“ Unentgeltlich ist der Besuch der Gemeindeschulen seit dem 1. Januar 1870. „Selten ist in der Stadtverwaltung ein heilsamer Beschluß von kaum übersehbarer Tragweite mit gleicher Kühnheit gefaßt, mit gleich ausdauernder Opferbereitschaft bis in seine letzten Consequenzen durchgeführt.“ Die nächste Folge war begreiflicher Weise eine außerordentliche Vermehrung der Schulen und Classen, da in den beiden Jahren 1870 und 71 fast 13,000 Kinder neu hinzukamen; es wurde ferner nothwendig, das Verfahren bei der Errichtung neuer Schulen als eine ständige Verwaltungsaufgabe grundsätzlich auszubilden, und in den Stadthaushaltsplan eine runde jährliche Summe zur Errichtung neuer Schulen und Classen aufzunehmen. Diese Hingebung an den großen Zweck hat sich dadurch belohnt, daß die leistungsfähiger gewordene Volksschule auch ihre Anziehungskraft nach oben hin beständig wachsen sieht. Die minder bemittelten Handwerker und Beamten scheuen sich nicht mehr derselben ihre Kinder zuzusenden. Die überwiegende Menge der Schüler stammt aus geordneten Familienzuständen und unterwirft die roher aufgewachsene Minderheit mehr ihrem ersprießlichen Einfluß, als daß sie dem nachtheiligen Einfluß jener ausgesetzt wäre.

In derselben Richtung wirkt, wie der Magistrat ausdrücklich bezeugt, die ausgedehnte Verwendung von Lehrerinnen: „Mit günstigem Erfolg wurde gleichzeitig mit dem Ausbau der Gemeindeschulen auch die Hilfe weiblicher Lehrkräfte in steigendem Maße herangezogen.“ Die städtische Schul-Deputation hatte vorher, zumal seit der Mitte der fünfziger Jahre, Gelegenheit gehabt die Wirksamkeit von Lehrerinnen an den Privatschulen zu verfolgen, welche auf Kosten der Stadt arme Kinder unterrichteten, und fast durchweg günstig befunden. „Das natürliche Geschick für die Leitung der Kinder, der angeborene Eifer für die Erziehung, die Leichtigkeit und Unbefangenheit in der Aufnahme und Wiedergabe des Lehrstoffs, die Fähigkeit und Neigung zur Anregung des Gefühlslebens, endlich ein tactvoll weibliches Benehmen machten sich in solchem Grade geltend, daß die Bedenken, welche aus der physischen Leistungsfähigkeit oder aus der socialen Stellung der Frau hergenommen waren, dagegen ganz zurücktraten.“ Allmälig ist auch der Umfang ihrer Verwendbarkeit gestiegen: manche haben den Gesangunterricht übernehmen können, mehrere noch mit gutem Erfolg den Zeichenunterricht; der Unterricht im Deutschen, in Geschichte und Religion kann vielen Lehrerinnen auch auf der Oberstufe anvertraut werden.

Ungefähr zu derselben Zeit, wo diese für die Sitten der Knaben so wichtige Neuerung um sich griff, wurde es auch „auf dem Gebiet des höheren Mädchenschulwesens lebendig“, und gab, fügen wir hinzu, der Urheber so vieler gemeinnütziger Bestrebungen, Präsident Lette, mit der Gründung des heute nach ihm genannten Vereins das Zeichen zur Entstehung der Frauen-Bildungs- und Erwerbs-Vereine in Deutschland. Bis in die sechziger Jahre hinein hatte Berlin nur zwei höhere Töchterschulen des Staats und eine, 1838 gestiftete der Stadt: drei neue städtische Anstalten kamen nun rasch nach einander hinzu, weitere stehen in Aussicht.

Sechs Gymnasien, sechs Realschulen und zwei Gewerbeschulen hält Berlin für die nach höherer Bildung strebende männliche Jugend offen. Zur Errichtung von Mittelschulen für die nächste, noch breitere Schicht ist es bisher nicht gekommen, obgleich ihr Gedanke gerade von dem früheren Berliner Stadtschulrath, jetzigen Gymnasialdirector und Professor Hofmann schon 1869 eingehend entwickelt worden war. Wir ersehen aus dem Magistrats-Bericht für 1861—76, daß nicht das ihnen zu steckende Lehrziel, sondern die Organisation den Stein des Anstoßes bildet. Sollen sie selbständig hingestellt werden oder sich an die Gemeindeschulen anlehnen? von welchem Alter ab die Schüler aufnehmen? wann die beiden Fremdsprachen anfangen lassen, welche reichsgesetzlich die Zulässigkeit zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst bedingen? wie die akademisch mit den seminaristisch gebildeten Lehrern mischen? wie endlich das Schulgeld festsetzen, was socialpolitisch noch entscheidender erscheint als finanziell: — über alle diese Fragen ist man innerhalb der städtischen Verwaltung noch zu keinem Entschluß gekommen, und hätte dann vor der Ausführung auch noch den Beifall der Staatsbehörden zu gewinnen, von denen die vielberufenen Schul-Berechtigungen abhangen.

Einstweilen hat die Stadt Berlin als solche schon seit 1849 die Fortbildung der Masse der Knaben über ihre Entlassung aus der Gemeindeschule hinaus in

die Hand genommen, welche sie besonders seit 1873 in geregelter Verbindung mit verschiedenen Vereinen betreibt. Auch auf Mädchen erstreckt sich diese bedeutsame Fürsorge seit dem Jahre 1876.

Plätze und Hallen für das Turnen stellt seit 1862 ein eignes städtisches Curatorium her. Hat doch das Turnwesen einst von Berlin aus seinen Rundgang durch die deutsche Welt angetreten, als ein Mittel zur Wiedererhebung der zu Boden geworfenen verarmten und entkräfteten Nation! Die Aufnahme des in der Handwerks-Arbeit schlummernden allgemeinen Bildungsstoffs, die Erweiterung der gesunden neuen Schulgebäude durch einen der Ausbildung für's Leben wie der Erholung von anstrengendem Lernen dienenden Garten, die Entwickelung des Sparsinns und damit zugleich der Mäßigung im Genuß von der Schule aus sind gleich werthvolle Neuerungen der Gegenwart, in denen uns die Nachbarvölker vorangegangen sind, weil wir die letzten zwanzig Jahre hindurch anderweitig zu stark beschäftigt und angespannt waren, die also auch in Berlin noch der Aufnahme durch die so rüstig fortschreitende städtische Selbstverwaltung harren.

Wie sich der Stamm aller dieser fruchtversprechenden Verzweigungen, das öffentliche Schulwesen entwickelt hat, deuten uns die dafür verwendeten Ausgaben an. Sie betrugen 1861 insgesammt 759,508 Mark, 1876 hingegen nicht weniger als 7,357,855 Mark oder nahezu das zehnfache! Im Jahre 1861 befanden sich von allen Schülern und Schülerinnen Berlins noch $8^1/_2$ Procent in Staats-Anstalten und $35^2/_3$ in Privatschulen, also nicht viel über die Hälfte oder $55^5/_6$ Procent in den Schulen der Stadt; im Jahre 1876 in diesen $72^2/_3$ Procent, in den Privatschulen $22^2/_3$ und in den Staatsschulen $4^2/_3$ Procent. So gewaltig hat die Stadt die Aufgabe der grundlegenden Bildung an sich gezogen.

An der Weiterförderung erworbener Bildung durch guten Lesestoff ist sie ebenfalls nicht unbetheiligt: ihr sind die Mittel zugeflossen, welche der Historiker Friedrich v. Raumer mit sinniger Verknüpfung durch wissenschaftliche Vorträge in der Sing-Akademie für Volksbibliotheken flüssig zu machen wußte; und zu den vier im Jahre 1850 entstandenen Büchersammlungen dieses wahrhaft gemeinnützigen Zweckes sind mit Hilfe communaler Zuschüsse seitdem vierzehn weitere gekommen, über die ganze Stadt verbreitet, in Schulhäusern untergebracht und von Lehrern verwaltet. 1861 wurden die achtzehn städtischen Volksbibliotheken von 4334 Personen benutzt, — 1876 von 15,024. Ihr Büchervorrath, etwa 15,000 Bände Ende 1860, betrug Ende 1876 nicht weniger als 73,774 Bände.

Auch das Provinzial-Museum zur Natur- und Cultur-Geschichte der Mark Brandenburg, also zur Pflege der Heimathskunde, die die Wurzeln des Patriotismus nährt, ist eine städtische Schöpfung aus den Jahren seit 1873.

III.

Wie aber für die Bildung, so sorgt die Stadt Berlin auch für die Gesundheit ihrer Insassen.

Die ersten Anfänge der dafür dienenden Einrichtungen und Werke rühren freilich zum größten Theil ebenfalls noch von den hier residirenden Landesfürsten her. Ihre Doppelstadt Berlin und Köln hatte nach den Verheerungen

des Dreißigjährigen Krieges weder Mittel noch Muth genug, um sich aus ihren damaligen dorfähnlichen Zuständen selbstthätig emporzuhelfen. Düngerhaufen bedeckten die Gassen, die keineswegs schon alle gepflastert waren; Schweinekoben ragten vielerwärts von den Häusern ab in sie hinein; bei Nacht verbreiteten nur an einzelnen Stellen Feuerbecken ihr unsicheres Licht. Die Straßenlaternen, die durchgängige Pflasterung, neue Bauordnungen, die Vorschrift der Anlage von Fußsteigen neben den Fahrdämmen der Straßen und die Vorschrift der regelmäßigen Reinigung der Straßen durch die Hausbesitzer stammen von dem Großen Kurfürsten, — letztere beide vermöge der Brunnen- und Gassen-Ordnung von 1660. Sein Nachfolger dehnte diese Anordnungen auf die damaligen Vororte, jetzigen städtischen Binnenquartiere Friedrichswerder, Dorotheenstadt und Friedrichstadt aus. Sie blieben auch bis 1848 hier die Grundlage für das Verfahren bei der Straßen-Reinigung, dessen Devise solange das zum Sprichwort gewordene „Jeder fege vor seiner Thüre!" war. Eine gewisse Ergänzung durch die Thätigkeit einer öffentlichen Anstalt war allerdings von jeher nöthig gewesen, und fiel in der vormärzlichen Zeit der Polizei-Behörde zu, welcher die Commune nur einen Zuschuß zahlte. Seitdem suchte diese die Ausführung ebenfalls an sich zu ziehen, aber längere Zeit hindurch ohne Erfolg. Das Polizei-Präsidium ließ solange auf Grund eines immer von Neuem verlängerten Vertrages die Straßen auf Rechnung der Stadt durch das Directorium der Feuerwehr reinhalten. Erst im Jahr 1875 gelang es der Stadt, sich in den Vollbesitz dieser wichtigen communalen Function zu setzen, indem sie sich ausdrücklich bereit erklärte, einem etwaigen Verlangen der Polizei nach executivischer Reinigung Folge zu geben. Es kostet nicht ganz wenig, eine Stadt von Berlins Umfange reinzuhalten: im Jahre 1876 sind dafür schon mehr als zwei Millionen Mark ausgegeben worden. Dafür sind die Hauseigenthümer nun von der Last befreit, welche bis 1851 ganz auf ihnen lag. Nur bei Schneefall und Glatteis müssen sie noch den Fußsteig säubern, bzw. durch Bestreuung gefahrlos gangbar machen.

In der Schilderung der hygienischen Verhältnisse und Einrichtungen von Frankfurt am Main, welche als Festschrift zu dem fünfzigjährigen Doctor-Jubiläum des Dr. Georg Varrentrapp am 24. September 1881 erschienen ist, wird mitgetheilt, daß Frankfurt 1877 nach dem Vorgang von Berlin und Brüssel zu der nächtlichen Reinigung der Hauptstraßen übergegangen sei, die sich durchaus bewährt habe, und daß man dort anfangs englische und französische Kehrmaschinen benutzt, dann aber die Maschinen von Eckert in Berlin leistungsfähiger, solider und billiger zugleich befunden habe.

Die Besprengung der Straßen bei trockenem Wetter, namentlich zur Zeit der Sommerhitze, hatte das königliche Polizei-Präsidium als Nachfolger und Vertreter der sich der Communalinteressen direct annehmenden Landesherren schon 1826 den Hauseigenthümern auferlegen wollen, wurde aber auf Einspruch des Magistrats vom Ministerium des Innern abschläglich beschieden. Bis 1873 hin blieb es nun bei vereinzeltem und willkürlichem Vorgehen, theils der Polizei-Behörde, theils freiwilliger Vereinigungen von Nachbarn. Dann bewilligten die Stadtverordneten dafür zunächst 120,000 Mark, für welche der Brand-

director auf Anweisung des Polizei-Präsidiums die Besprengung übernahm. Doch ließ sich die ganze Stadt hiermit noch nicht vom Staube freihalten. Das ging erst mittels einer doppelt so hohen Bewilligung vom folgenden Jahre an. Das Sprengen pflegt im April zu beginnen und gegen Mitte October aufzuhören. Es erstreckte sich 1876 auf ungefähr 125 Hektar, welche rund 333,000 Kubikmeter Wasser empfingen.

Gaslicht hat Berlin für eine continentale Stadt verhältnißmäßig früh erhalten, — nämlich von 1825 ab durch eine von der Regierung herbeigezogene englische Gesellschaft, die Imperial Continental Gas Association. Als das ihr bewilligte Monopol 1847 ablief, nahm die Stadt ihre öffentliche Beleuchtung selbst in die Hand. Sie brauchte dazu 4247 Laternen im Jahre 1861, aber 10,511 im Jahre 1876, und gab 1876 dafür 1,114,500 Mark aus gegen 427,333 Mark im Jahre 1861. Die Ansprüche an die Dauer des künstlichen Lichts sind jedoch auch allmälig bedeutend gestiegen: in dem Vertrage von 1825 begnügte man sich noch mit 1300 Brennstunden jährlich; die städtische Gasverwaltung glaubte anfangs wenigstens mit der nahezu doppelten Menge, mit 2500 Stunden auszukommen; aber es war dabei auf den Mond gerechnet, den Wolken häufig abhielten seine kalendermäßige Pflicht zu thun, und so hat man — vom Sommer 1874 an — auf 3675 Stunden jährlich oder fast das dreifache der ursprünglichen Beleuchtungszeit hinaufgehen müssen.

Die nächste Zukunft verspricht in dieser Richtung weitere starke Schritte zu thun, insbesondere durch den Hinzutritt des elektrischen Lichtes oder doch dessen die Gas-Technik zu noch höheren Leistungen anspornende gemeinnützige Concurrenz.

Von der Zunahme des künstlich hervorgebrachten Lichts in Berlin gibt es einen Begriff, wenn man liest, daß 1860/61 in den städtischen Gasanstalten 13,914,000, 1875/76 aber 58,533,000 Kubikmeter producirt wurden, und daß 1860 der höchste tägliche Gas-Verbrauch nur 64,600 Kubikmeter betrug gegen 298,600 Kubikmeter im Winter 1875/76. Das in den Gasanstalten ruhende Vermögen der Stadt belief sich zu derselben Zeit auf 19¼ Millionen Mark.

Verhältnißmäßig spät hat Berlin dahingegen durchgreifend für eine hinlängliche Zufuhr guten und eine rasche vollständige Abführung des verdorbenen Wassers Sorge getragen. Auf Sand erbaut, besaß es bis gegen die Mitte unsres Jahrhunderts ein ganz leidliches Trinkwasser in zahlreichen Hof- und Straßen-Brunnen, die es nicht nöthig erschienen ließen, dasselbe mit solchen gewaltigen Kosten wie Hamburg, London, Paris u. s. f. aus der Entfernung herbeizuführen. Solange der industrielle Erwerb in den Kinderschuhen steckte, empfand man auch weniger die Unbequemlichkeit des eimerweisen Schleppens. Dagegen fingen gegen Ende der dreißiger Jahre die Rinnsteine unerträglich zu werden an. Allen Straßen- und Haus-Ablauf aufnehmend, haben sie in der That, solange sie bestanden, nicht dazu beitragen können, Berlin in guten Geruch zu bringen. König Friedrich Wilhelm IV. hielt sich denn auch für verpflichtet, seine Hauptstadt von dieser Plage und beständigen Gesundheitsgefahr, die noch obendrein zugleich eine Verkehrsstörung war, zu befreien. Er setzte eine Commission zum Studium der Wasserversorgung Berlins ein, welcher Alexander

v. Humboldt angehörte und der Staatsraths-Präsident General v. Müffling vorsaß. Ein Beauftragter derselben sah sich die Wasserwerke von Paris und London an und erstattete am 12. April 1842 Bericht. Die Communalverwaltung, welche sich damals gerade auf die Uebernahme der Gaswerke zu rüsten hatte, lehnte die Betheiligung ab; die Bildung einer Actiengesellschaft ward versucht, ging aber in den Strudeln der politischen Wirren von 1848 unter. Indessen nahm der Polizei-Präsident v. Hinckeldey den Gedanken derselben mit der ihn charakterisirenden brüsken Energie bald wieder auf. Er überraschte im Herbst 1852 den Magistrat mit der Eröffnung, daß er ein Wasserleitungs-Project habe ausarbeiten lassen, welches nicht mehr als eine Million Thaler kosten werde und Rentabilität verspreche; ob die Stadt dasselbe auszuführen unternehmen wolle? Die Gegenfrage des Magistrats nach den näheren Einzelheiten des Kostenanschlages, welche zugleich sehr richtig auf die Nothwendigkeit der gleichzeitigen oder unmittelbar nachfolgenden Anlage eines Sielsystems zur Wiederentwässerung der Stadt hinwies, wurde im besten Präfecten-Stil mit Wiederholungen der ursprünglichen Frage zum Bescheide binnen achttägiger, dann binnen viertägiger Frist beantwortet. Der Magistrat beschwerte sich über eine so unwürdige und sachwidrige Behandlung beim Ministerium, während er gleichzeitig der Stadtverordneten-Versammlung vorschlug, eine städtische Wasserleitung anzulegen. Diese aber konnte sich nicht gleich dazu entschließen; und so gab die Staatsregierung zwei Engländern das Recht, Berlin mit Wasser zu versorgen. Sie warf dabei dem Magistrat vor, durch seine Vorbehalte und Rückfragen die Realisirung des Projects in's Ungewisse gestellt zu haben, wogegen dieser darthat, daß er nichts anderes verlangt habe, als was den fremden Unternehmern nun von selbst zugestanden worden sei. Die beiden Engländer eröffneten ihren Betrieb im Frühjahr 1856. Statt einer Million Thaler brauchten sie jedoch vier Millionen Thaler Actiencapital, das 1860 nur erst ein Procent Dividende ergab, dann allerdings gemach auf zehn Procent und darüber stieg. Der Grund war, daß es mit den Anschlüssen der Häuser an die Wasserleitung sehr langsam ging. Die Unternehmer-Gesellschaft betrieb deswegen schon von 1857 an eine Verlängerung ihres Privilegs von 25 auf 50 Jahre, und bot dafür dem Staate eine Gewinnbetheiligung an, welche ihn in den Stand setzen sollte die Actien allmälig an sich zu bringen. Der Staat aber war constitutionell geworden und konnte sich daher nicht so tief in die Interessen einer einzelnen Commune zu verflechten wünschen. Er lehnte für sich das Anerbieten ab, um es an die Stadt Berlin weiterzugeben. Der Magistrat hatte auch wohl Lust; allein die Stadtverordneten wollten von einer Verlängerung der Concession nichts hören. Nach längeren Verhandlungen trat endlich 1872 der Staat sein Recht auf Uebernahme der Wasserwerke im Jahre 1871 an die Stadt ab, und diese konnte sich nun mit der Gesellschaft über den Kaufpreis verständigen, der nicht weniger als 8,375,000 Mark betrug, dafür aber auch schon von Mitte 1873 ab die Commune in Besitz setzte. Eine Privatgesellschaft hatte bei den in Berlin zu jener Zeit noch herrschenden Anschauungen die Sache vielleicht in Fluß bringen müssen: die Stadt wirklich ausreichend mit Wasser versehen hatte sie nicht. Ihr Vertrag verpflichtete sie nur für etwa 60,000 Meter Röhrenlegung; thatsächlich ge-

legt hatte sie bis Mitte 1876 so viel, daß fast 168,000 Meter an Straßen und Plätzen mit Röhren versehen waren, allein die Stadt umfaßte mittlerweile schon reichlich 100,000 Meter mehr. Noch viel weniger hatte die Wasserleitungs-Gesellschaft für die von der ihrigen untrennbare zweite Aufgabe, die Canalisation der Stadt geleistet. nämlich nur einen beinahe nichtssagenden Fonds von einer halben Million für dieses Riesenwerk angesammelt. Beides blieb der sie beerbenden Communalverwaltung zu thun übrig. Sie erweiterte zunächst ungesäumt die Wasserversorgung der Art, daß die ganze Stadt von derselben erreicht würde, und hatte die Genugthuung, sie schon Ende 1879 auf 14,828 Grundstücke erstreckt zu sehen, während diese Zahl Ende 1873 nur 8114 betragen hatte. Dann ging man an das noch großartigere und schwierigere Werk der unterirdischen Abwässerung.

„Um die Stadt," sagt der jüngste Magistratsbericht, „von den ekelhaften und die Gesundheit ihrer Bewohner gefährdenden Zuständen der Rinnsteine durch Spülung derselben mit fließendem Wasser zu befreien, war die Anlegung einer öffentlichen Wasserleitung ersehnt worden. Als man eine solche besaß. erfüllte sie die Hoffnungen nicht, welche man in dieser Beziehung auf sie gesetzt hatte. Zwar war die englische Gesellschaft contractlich zur unentgeltlichen Hergabe des zur Besprengung der Straßen und Reinigung der Straßengerinne erforderlichen fließenden Wassers verpflichtet. Aber abgesehen davon, daß die Wasserleitung der englischen Gesellschaft von Anfang an nicht das ganze bebaute Stadtgebiet umfaßte, und daß dieses je länger je mehr über den Rayon ihres Rohrnetzes hinauswuchs, kam es wesentlich auf das zu jenen Zwecken herzugebende Wasserquantum an. Die englische Gesellschaft fand, daß der Staatscommissarius zu viel, der Magistrat fand, daß er zu wenig fordere. Und wenn man die Dinge unparteiisch erwog, muß man anerkennen, daß nur mit einer colossalen Wasserverschwendung, und auch mit dieser kaum der Zweck zu erreichen gewesen wäre, welchen man bei der ersten öffentlichen Discussion über die Wasserversorgung im Auge gehabt hatte." Mit der Vermehrung der Einwohnerzahl, der Ausdehnung der Stadt und der Verlängerung der Straßen wurde die Reinigung der Rinnsteine, weil ihr Gefälle abnahm, immer schwerer. Man mußte sie tiefer einschneiden, demgemäß auch breiter, und so engten sie den Verkehr auf den Straßen ein. Diesem zu Gefallen ging man hier und da zu unterirdischen Canälen über; aber solche rein zu halten war mit den vorhandenen Mitteln noch viel schwieriger als die Rinnsteine. Ohne regelmäßige Spülung, oft sogar ohne hinreichendes Gefälle verhüllten sie die Gefahr nur, statt sie zu entfernen. Canäle und Rinnsteine verpesteten in stets steigendem Grade die Spree sammt ihren die Stadt durchziehenden Armen. Da die Stadt mit ihrem Wachsthum das Feld beständig weiter hinausschob, wuchs auch die Schwierigkeit für ihre Bewohner, sich des bei ihnen aufgehäuften Unraths, der erst auf Vegetationsland zu werthvollem Dünger ward, rechtzeitig und häufig genug zu entledigen. So vermehrten sich ganz von selbst die Waterclosets; mit ihnen aber nahm die Verunreinigung der Wasserläufe innerhalb der Stadt nur zu, da diese nun auch fortschwemmen sollten, was bisher auf Gärten und Aecker hinausgefahren worden war.

In dieser fatalen Lage kam der Staat mittelbar noch einmal einem großen communalen Bedürfniß zu Hilfe, indem der Handelsminister von der Heydt 1860 den Geh. Oberbaurath Wiebe, den Baumeister Hobrecht und den Civilingenieur Veit-Meyer zum Studium der Sielsysteme nach Hamburg, England, und Frankreich entsandte. Wiebe's 1861 erschienener Bericht wurde der Ausgangspunkt der Reform; Baurath Hobrecht, in den städtischen Dienst übergegangen, ihr hauptsächlicher Träger, aber erst von 1869 an, denn so lange dauerte der unvermeidlich erst durchzumachende heftige Meinungskampf. Der Magistrat zwar hatte schon 1866 vorgeschlagen, sich im Princip mit dem vom Geh. Rath Wiebe empfohlenen Canalsystem einverstanden zu erklären, aber die Stadtverordnetenversammlung glaubte sich damals noch nicht hinlänglich unterrichtet. Deshalb wurde eine besondere Reihe von Beobachtungen und Versuchen in Berlin selbst angestellt, auf Grund deren Hobrecht ein Project aufstellte, das von dem Wiebe'schen besonders dadurch abwich, daß es den städtischen Schmutz nicht in die Spree unterhalb Moabit leiten, sondern in einer Mehrzahl verschiedener Richtungen hinausschwemmen und dann als düngende Jauche über Fruchtland laufen lassen wollte. Diesem Plane stimmten die Stadtverordneten am 6. März 1873 in der Hauptsache zu. Mit dem dritten sogenannten Radialsystem wurde begonnen: es berieselt die dafür angekauften Güter Osdorf und Friederikenhof im Süden der Stadt. Der Erfolg „entsprach so sehr den daran geknüpften Erwartungen und zerstreute die theils niemals aufgegebenen, theils immer wieder auf's Neue auftauchenden Bedenken in solchem Maße", daß auf Antrag des Magistrats die Stadtverordnetenversammlung am 13. Mai 1875 die Ausführung des ersten und zweiten, am 22. Juni 1875 die des vierten, am 7. October 1875 die des fünften Radialsystems sammt dem Ankauf der zur Ueberrieselung nöthigen Ländereien guthieß. Die innere Stadt mit ¾ Million Einwohnern ist damit des Segens rascher unterirdischer Fortspülung alles Unraths theilhaftig geworden. Sie bezahlt ihn durch eine Abgabe von Einem Procent des Nutzungswerthes der angeschlossenen Grundstücke und einem nicht sehr erheblichen Zuschuß der Stadtcasse, die allerdings zum Bau des ganzen großen Werks ihren Credit stark hat anspannen müssen, — bis Ende 1876 schon mit mehr als fünfzehn Millionen Mark. Das Vorgehen Berlins ist dafür aber auch ziemlich entscheidend für ganz Deutschland und vielleicht noch über die Reichsgrenzen hinaus geworden. In dem Werke über Wiens sanitäre Verhältnisse und Einrichtungen, das die Mitglieder des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege bei ihrem vorjährigen Zusammentreten dort als Festgabe empfingen, wird mitgetheilt, daß die Stadtbehörden sich „fast ohne jede Opposition" für das Schwemmsystem im Gegensatz zum Abfuhrsystem entschieden haben, worauf die lange gründliche Erörterung der Frage in und für Berlin wohl nicht ohne Einfluß geblieben sein wird. Die österreichische Kaiserstadt hat es freilich mit ihrer hügeligen Lage, mit vier sie durchziehenden Flüßchen und Bächen, und mit dem mächtigen Donaustrom als Aufnahmebecken bei weitem leichter als die in der Ebene liegende und nur über die Spree verfügende preußisch-deutsche Reichshauptstadt. Um so rühmlicher ist es für die Selbstverwaltung der letzteren, daß sie sich soviel früher zu dieser Radicalreform entschlossen hat.

Eine andere für die öffentliche Gesundheit wichtige Anstalt ist früh in's Auge gefaßt, aber spät erst errichtet worden: das Gemeinde-Schlachthaus. Wir kehren damit, was die Form des Unternehmens betrifft, zu den alten Innungs-Schlachthäusern zurück, an welche die Berliner Stadtverordneten auch anknüpften, als sie 1814 und wiederum 1822 die Frage anregten. In diesem Falle verhielt der Magistrat sich ablehnend. Das königliche Polizeipräsidium interessirte sich erst unter Hinckeldey recht dafür, der an der Möglichkeit, das Schlachten zwangsweise zu centralisiren, seiner Natur nach nicht verzweifeln konnte. Aber zu Stande brachte er die Sache nicht. Der Magistrat entsendete dann im Jahre 1865 zwei Commissare zur Besichtigung großer öffentlicher Schlachthäuser in's Ausland, was als Frucht den Bericht des Stadtraths Risch abwarf, der zahlreichen anderen Städten zu Statten gekommen ist. Den daran geknüpften praktischen Vorschlag jedoch lehnten im Jahre 1867 nun wieder die Stadtverordneten ab. Da kam das Landesgesetz von 1868, welches die Communen, die öffentliche Schlachthäuser besitzen, ermächtigt, das Schlachten außerhalb derselben zu unterdrücken; und so nahm der Magistrat seinen Plan alsbald wieder auf, diesmal mit besserem Glücke. Im Jahre 1876 stimmte die Stadtverordnetenversammlung der Anlage zu und genehmigte auch den Ankauf des Platzes im Osten der Stadt und den Bau des städtischen Viehhofs. Dieser, im letzten Frühjahr eröffnet, verheißt jetzt schon sich als ein gutes Geschäft auszuweisen.

Eigene Krankenhäuser besitzt die Stadt Berlin erst seit kaum zehn Jahren: bis dahin brachte sie ihre armen Kranken in der königlichen Charité und in Privatanstalten unter, was nicht ohne Unbequemlichkeiten war. Das Barackenlazareth in Moabit entstand 1871 aus Anlaß einer Pocken-Epidemie, diente dann für kranke Kinder und Typhuskranke, stand auch wieder einmal ein Jahr leer, wird aber seit 1875 dauernd und ordnungsmäßig mit Leidenden belegt. Zu dem Bau des großen allgemeinen Krankenhauses im Friedrichshain trieb mit heilsamem Drucke die 1864 erfolgte Schenkung von 150,000 Mark durch einen Privatmann. Es nahm 1876 im Ganzen 3781 Kranke auf, das Moabiter Lazareth 1684.

IV.

Die Berliner Armenpflege trägt den eigenthümlichen Zug, daß sich neben die communale Verwaltung ein freier Verein gestellt hat, welche jene, die zunächst und wesentlich doch der auf Staatsgesetz beruhenden öffentlichen Unterstützungspflicht dient, nach der vorbeugenden Seite hin ergänzt. Jene ist für die Armuth da, dieser sucht der Verarmung entgegenzuwirken. Von Haus aus aber haben sie einträchtig und wohlabgepaßt neben einander gearbeitet. Ja, der 1869 gestiftete „Verein gegen Verarmung und Bettelei" ist ursprünglich schon aus einer schon im Jahre 1864 entwickelten Idee des Magistrats oder näher des damaligen Oberbürgermeisters Seydel entsprungen, der der jetzige Stadtverordnetenvorsteher Dr. Straßmann — vom Prediger Lisco insbesondere unterstützt — Gestalt gab. Eine exacte, musterhaft eingerichtete und controlirte Verwaltung (unter dem Vorsitz des Stadtraths Gilow) und jener den zum Wohlthun geneigten Sinn der Bevölkerung stets von Neuem anregende, regelnde und vertretende Verein sind zusammen, wenn sie nicht ganz so gut sein sollten wie die streng einheitliche

Armenpflege Elberfelds mit ihrer starken Pflegerschar, doch mindestens die nächstbeste Behandlung dieser großen socialen Aufgabe, und vielleicht für eine Stadt von Berlins Größe und vielgemischter Einwohnerschaft die allein mögliche. Wie Elberfelds Armenordnung bahnbrechend gewirkt hat, so ist auch der Berliner Verein gegen Verarmung und Bettelei ein Muster für zahlreiche andere Städte innerhalb und außerhalb Deutschlands geworden. Man möchte nur wünschen, daß es ihm irgendwie gelänge, die bunte Menge anderer Wohlthätigkeitsvereine — welche auf ein Vierteltausend geschätzt wird — sich einzuverleiben, und damit der fortwährenden Versumpfung des Gesellschaftsfeldes durch alle diese regellos darüber hinlaufenden Quellen abzuhelfen. Heute lebt freilich oft gerade da, wo man die freie Vereinsbildung im Grunde innerlich verwünscht, ein seltsamer Begriff von der unbeschränkten Souveränität der Vereine. Doch nur das mündige Individuum ist in einem gewissen Sinne souverän: die Vereine müssen sich von Rechtswegen Aufsicht und Beschränkung gefallen lassen, wenn sie mit einer nothwendigen communalen Thätigkeit sonst in einer den Zweck gefährdenden Weise zusammenstoßen. Der Privatwohlthätigkeit natürlich keine Schranken, aber wohl der Vereinswohlthätigkeit, — selbstgezogene innere lieber, als äußerlich gesetzte, im Nothfall indessen auch solche!

Der Zuschuß der Commune zu den eigentlichen Armenausgaben beträgt in Berlin nicht weniger als 4,377,644 M., wenn man das letztverflossene Rechnungsjahr (endigend am 31. März 1881) zu Grunde legt; oder, die Ausgaben für Kranke, Sieche, Irre hinzugefügt, 5,832,237 M. Seit zwanzig Jahren ist dieser Communalaufwand besonders stark im Steigen. 1861 gab man dafür aus 1,823,699 M. oder 3½ M. auf den Kopf der Bevölkerung; 1866: 2,624,268 M. oder 4 M. auf den Kopf; 1871: 3,812,857 M. oder $4^{9}/_{10}$ M. auf den Kopf; 1876: 5,019,102 M. oder 5½ M. auf den Kopf. Aber die Zahl der öffentlich unterstützten Armen ist im Verhältniß zur Bevölkerung keineswegs auch gestiegen, sondern jene Zunahme des verhältnißmäßigen Aufwands repräsentirt nur theils die Erhöhung der Waarenpreise, theils die Verbesserung der Pflege. Fortlaufend baar unterstützt wurden — die Empfänger zeitweiliger sogenannter Extra-Unterstützungen nicht gerechnet — 1862: 1,74 Procent der Einwohnerschaft, 1866: 1,70, 1871: 1,68, 1876: 1,48. Von einer Verschlimmerung des Zustandes kann also in dieser Hinsicht keine Rede sein, auch wenn sich ergiebt, daß in den letzten Jahren lang anhaltender, weit verbreiteter Erwerbstörung die Verhältnißzahlen wieder etwas ansteigen. Die Extra-Unterstützungen fallen allerdings noch bei Weitem mehr Personen zu, als die fortlaufenden Unterstützungen, aber ihr Gesammtbetrag bleibt ganz erheblich unter dem der letzteren. 33,075 Personen erhielten 1880/81 zusammen 243,266 M., die 13,194 „Almosenempfänger" hingegen insgesammt 1,723,349 M. und die 6028 Pflegekinder 402,646 M. Daneben kostete die Waisenverwaltung noch 612,004 M.

Bisher herrschte in Berlin, wie in den meisten anderen Städten, das Gefühl, sie würden durch den Zufluß vom Lande her in ihrer communalen Armenlast besonders stark beschwert. Allein eine Untersuchung des städtischen statistischen Amtes im vorigen Winter hat das Gegentheil, eine unerwartet geringe Belastung

durch solchen Zuzug ergeben; was seitdem auch von anderen Städten festgestellt worden ist. So hat sich einer der stärksten Einwände gegen die geltende Freizügigkeit verflüchtigt.

Gegen die kurze, zweijährige Dauer der Erwerbsfrist für das Recht auf öffentlichen Armenbeistand (Unterstützungswohnsitz genannt) ist hiernach weniger einzuwenden, als gegen den Streit über die hilfspflichtige Commune überhaupt. Was dieser Streit an besser zu verwendenden Kräften aufbraucht und um welche Summen er sich dreht, sagt uns der vorliegende jüngste Magistratsbericht mit fast erschreckenden Zahlen. Berlin hat danach im Jahre 1876 gegen auswärtige Armenverbände 322 Processe geführt; gegen hilfsverpflichtete Verwandte u. dgl. außerdem 648, macht zusammen 970 Processe. 362,601 M. 56 Pfg. wurden in demselben Jahre von anderen Hilfspflichtigen eingezogen. Mit dem, was so verbraucht wird, weil die Hilfspflicht nicht mit dem Aufenthalt zusammenfällt, ließe sich schon für eine Anzahl Armer mehr sorgen. In England geht man jetzt alles Ernstes mit der Abstellung des gesetzgemäßen Hinundherschiebens der Armenlast um. Natürlich ist das Staats- und nicht Gemeinde-Sache, — von den Gemeinden höchstens durch Enthaltung von unnöthiger Angst und Klage zu fördern.

Die Armen-Direction der Stadt Berlin ist übrigens, trotz des neben ihr stehenden und harmonisch mit ihr cooperirenden großen Vereins, keineswegs auf die Erfüllung der gesetzlichen Pflichten der Gemeinde beschränkt. Oberbürgermeister Seydel's Gedanke von 1864 ist eben nicht völlig verwirklicht, insbesondere von den der Stadt überwiesenen Vermächtnissen zu allgemeinen Wohlthätigkeitszwecken nichts an den Verein gegen Verarmung und Bettelei abgetreten worden. Nach wie vor verfügt über die Zinsen derselben die städtische Armen-Direction. Es ist aber ein gewaltiges Capital, um das es sich dabei handelt, und das stark anwächst: 1860 erst 2,052,770 M. betragend, hatte es sich 1876 auf 5,666,499 Mark vermehrt. Dazu kommen noch andere Zuwendungen, so daß die Behörde über ihre staatliche Pflichtaufgabe hinaus 1861 zwar nur 53,329, 1876 aber 147,213 Mark nach freiem Ermessen unterstützend verwenden konnte. Ueber die Verwendungsweise erfahren wir nicht viel. Hier ist also ein, wenn auch nothgedrungen, etwas dunkler Punkt, auf den die verantwortlichen Vertreter ein scharfes Auge gerichtet halten sollten.

Dasselbe gilt von der eigenthümlichen Einrichtung des Kartoffelbaus durch Arme, die bei einer so großen und so durchaus modernen Stadt wie Berlin besonders auffällt. Die Armen-Direction pachtet Kartoffelland im Großen und verpachtet es im Kleinen wieder — im Jahre 1876 in 1800 einzelnen Parcellen von je 4¼ Ar — an solche bedürftigere Familien, welche die (175) Armen-Commissionen der verschiedenen Stadtbezirke dafür vorschlagen. Vierzehn Parcellen sind für die Aufseher bestimmt, welche daraus Musterfelder machen sollen. Für die übrigen wurden je 9 Mark bezahlt, zu denen die Stadt im Durchschnitt der Jahre 1869 bis 1876 noch 7 M. 12 Pfg. zuzulegen hatte. Ein theilweises und schwach verschleiertes Almosen also, das den Kreis der öffentlich-unterstützten Familien möglicherweise ohne Noth ausdehnt, die Empfänger an die Hinnahme und das Fordern öffentlicher Unterstützungen gewöhnt, und dessen neiderweckende

sociale Wirkungen zu fürchten sind; das aber andererseits auch den Charakter eines Reizes zu ländlicher Beschäftigung hat, welche für Großstädter aus den überfüllten Massenquartieren und für kinderreiche Familien — denen es vorzugsweise zufällt — als gesund und frisch erhaltend besonders zu wünschen ist. Anderswo hat man aus diesem letzteren socialpolitischen Gesichtspunkt verwandte Einrichtungen, wie die Verpachtung von Communalland zu kleinen Gärten, oder wie selbst das Holzholen aus dem Gemeindewalde, nicht gleich ohne Weiteres aufgegeben oder abgeschafft, als sich für die Stadtcasse dabei Nachtheile herausstellten. So läßt sich denn auch über den Kartoffelbau der Berliner Armen nicht schlechtweg der Stab brechen; aber eine gründlich-allseitige Untersuchung seiner socialen Wirkungen dürfte gelegentlich doch angezeigt sein.

Eine wahre Lichtseite des Berliner Armenwesens ist dagegen die Waisenverwaltung, und wird in dem Magistrats-Bericht über die Jahre 1861 bis 1876 mit gerechtfertigter Ausführlichkeit dargestellt. Sie hat mit der ausschließlichen Unterbringung in Waisenhäusern, die in Deutschlands Städten sonst leider noch die Regel ist, lange gebrochen. Neu ihr anheimfallende Kinder werden zunächst in das Waisen-Depot gebracht, nicht um dort zu bleiben, sondern damit Zeit sei, ausfindig zu machen, wie man sie am besten unterbringe. Hierfür gilt dann als Grundsatz: sämmtliche verwaiste Mädchen Familien anzuvertrauen, welche sorgfältig ausgewählt und überwacht werden (Communalbeschluß vom 2. März 1871), die Knaben vorwiegend der großen städtischen Waisen-Erziehungsanstalt in Rummelsburg, südöstlich nahe der Stadt. „Nicht als ob sich," sagt der amtliche Bericht, „die Erziehung der Mädchen in der Anstalt als verfehlt erwiesen hätte;" das anzunehmen „lag eine thatsächliche Veranlassung nicht vor. Es war vielmehr nur der allgemeine Gesichtspunkt maßgebend, daß wenn, wie in der Berliner Waisenverwaltung, Anstaltserziehung und Familienpflege neben einander stehen, es nach der Natur der beiden Geschlechter geeigneter sei, die Knaben in die Anstalt, die Mädchen in die Familie zu geben. Die Vorzüge der Anstaltserziehung, als schnellere Förderung in der Schulbildung, straffere Zucht, Gewöhnung zur Regelmäßigkeit, kommen mehr den Knaben — die Vorzüge der Familienpflege, als Anregung des Gemüths, Bekanntwerden mit dem Hauswesen, Gewöhnung an den Familienton, mehr den Mädchen in ihrem späteren Leben zugute; die Schattenseiten der Massenerziehung machen sich mehr bei den Mädchen, die der Ausgebung in Kostpflege mehr bei den Knaben geltend."

An das Waisen-Depot lehnte der Verein für Familien- und Volks-Erziehung 1868 ein Institut zur Ausbildung von Kinderpflegerinnen an, um confirmirten Waisenmädchen Gelegenheit zur theoretisch-praktischen Erlernung der Pflege und Behandlung von Kindern in den ersten Lebensjahren zu geben. Vom 1. October 1869 übernahm die Waisenverwaltung dasselbe ihrerseits und wandelte es 1873 in ein Institut zur Ausbildung von Dienstmädchen um, das im Jahre 1876 rund hundert Schülerinnen hatte. Im Depot finden seit 1870 auch alle vierzehn Tage Sonntag-Abendunterhaltungen für die entlassenen Waisenmädchen statt, die ihnen einigermaßen das Familienleben ersetzen sollen.

Während das Waisen-Depot damals durchschnittlich mit 26 Kindern belegt war, befanden sich in Familienpflege 2641, darunter 1475 in Berlin. Ihre

Beaufsichtigung war von Neujahr 1867 an eignen Waisen-Aemtern anvertraut, an denen die beiden Geschlechter gleichberechtigt theilnahmen. Ueber sechshundert Männer und Frauen, den gebildeteren Ständen der Gesellschaft angehörend, waren in denselben thätig. So ward es möglich, Behandlung und Entwickelungsgang jedes einzelnen Kindes genauer zu beobachten; kamen doch durchschnittlich auf Pfleger oder Pflegerin nicht viel über zwei Waisen, also das Verhältniß der Armen Elberfelds zu ihren communalen Pflegern. Nach neun Jahren führte ein Staatsgesetz leider einen kleinen Rückschritt herbei. Die Vormundschaftsordnung vom 5. Juli 1875 bestellte Gemeinde-Waisenräthe, ohne die Aufnahme von Frauen in dieselben vorzusehen. Allerdings hat nun die Berliner Stadtverwaltung ihren Waisenräthen, die mit Neujahr 1876 an die Stelle der gemischten städtischen Waisen-Aemter traten, Frauen beigesellt; aber es konnte doch nur mit berathender Stimme geschehen. Die durchaus bewährte Nebeneinanderstellung von Mann und Frau in diesem der Frau so viel mehr zusagenden öffentlichen Geschäft machte abermaliger störender Unterordnung Platz. Wenn in die Gesetzgebung einmal wieder ein fortschrittsfreundlicher Zug kommt, muß dieser Fehler verbessert, — muß überhaupt, wie die vereinigten deutschen Armenpfleger auf ihren im Berliner Rathhaus abgehaltenen ersten Congressen selbst schon gefordert haben, dem weiblichen Geschlecht ein seinen Gaben und Leistungen entsprechender Antheil an der öffentlichen Armenpflege eingeräumt werden.

Die außerhalb Berlins untergebrachten Waisen werden dort gegen eine feste Vergütung von Predigern, Lehrern und Bürgermeistern überwacht. Es finden aber auch noch regelmäßige Superrevisionen durch städtische Beauftragte statt.

Das Rummelsburger Waisenhaus, das seit zehn Jahren also nur noch Knaben aufnimmt, umfaßt sieben Knabenhäuser mit je funfzig, eine Station für Schwächlinge und vier Stationen für Kranke mit je zwanzig Betten. Es nimmt seine Zöglinge meist elfjährig auf; da sie mit dem vollendeten vierzehnten Jahre confirmirt und entlassen werden, genießen sie dann drei Jahre lang die Anstaltserziehung. Ihr Gedeihen dort steht im Allgemeinen außer Zweifel; wie sich schon daraus kundgibt, daß es leicht ist, sie nach der Entlassung anzubringen. Die große Masse der von 1861 bis 1876 entlassenen 1355 Knaben ging in Handwerkslehre über.

Es war daher gewiß ein sehr richtiger Schritt, daß, als die Kunde von dem dänisch-schwedischen Handfertigkeitsbetriebe vor einigen Jahren nach Deutschland drang, der Director Wilski dorthin entsendet und nach seiner Rückkehr dieser neue Unterrichts- und Erziehungszweig in Rummelsburg eingeführt wurde. Der Bericht über die Anstalt für 1880 theilt mit, daß die Sache weit genug gediehen war, um alle Knaben von zwölf Jahren an, 214 Ende 1880 von der etwa das Doppelte betragenden Gesammtzahl, an dieser Beschäftigung theilnehmen zu lassen. „Die Schneiderwerkstätten konnten nun schon dazu schreiten, auch neue Kleidungsstücke anzufertigen; die Tapezierwerkstatt bearbeitet Alles, was in der Anstalt an Matratzen und anderen Polsterwaaren, an Rouleaux und Vorhängen sowie an Hosenträgern gebraucht wird; die Buchbinderei hat sich besonders auf Schreibhefte und Büchereinbände gelegt; die Korbmacherei

liefert, was ihr Name besagt, aber auch Strohdecken und Rohrstuhlgeflechte." Obenan hat sich durch die Praxis die Tischlerwerkstatt geschwungen, gerade wie die Theorie des berühmten schwedischen Slöjd-Seminars in Nääs sie vor allen anderen Handwerken bevorzugt. „Sie bietet," sagt der Rummelsburger Bericht, „die meiste Gelegenheit zu mannigfaltigen Leistungen, da ja ein großer Haushalt die verschiedenartigsten Utensilien aus Holz in Gebrauch hat, und es daher leicht ist, aus dem Bedürfniß der Anstalt selbst solche Arbeiten zu finden, welche besonders instructiv sind und besonders geeignete Uebungen für Knaben enthalten." Auch finanziell beginnt die Neuerung sich zu bewähren: „es zeigt sich schon, daß die ganze Einrichtung bei weiterer Entwickelung nicht nur keine Kosten verursachen, sondern eher pecuniären Vortheil gewähren wird." Das Verhalten der Knaben in den Werkstätten wird gelobt: „sie arbeiteten überall gern und mit Erfolg, die Lehrmeister waren recht zufrieden mit dem guten Willen und der Anstelligkeit derselben."

In aller Stille ist die Berliner Waisenanstalt hiermit vorangegangen. Seit Handarbeitsunterricht der Knaben und ländlicher Hausfleiß der Männer Gegenstand einer geordneten Agitation in Deutschland geworden sind, werden die anderen Städte ihr darin wohl rascher nachfolgen, soweit sie nicht selbst ihre Waisen-Knaben in Familienpflege thun.

Auch zu Asylen für Obdachlose, einer für alle größeren Städte heutzutage unentbehrlichen Wohlthätigkeits-Institution, hat Berlin Deutschland das Zeichen gegeben. Ihr Geschichtschreiber Landgerichts-Director Dr. Föhring in Hamburg sagt darüber („Nordwest" vom 2. October 1881): „Das Verdienst, ein Beispiel der Nachahmung für das übrige Deutschland gegeben zu haben, gebührt ganz wesentlich dem Bezirksverein Friedrichswerder, welcher nach Erledigung der recht schwierigen Verhandlung mit den Behörden im Jahre 1869 das erste Asyl für Obdachlose als Frauen-Asyl in der Dorotheen- und Wilhelms-Straße eröffnete, und dessen Einrichtungen gleich derartig gut und durchdacht getroffen hat, daß dieselben nicht allein auf der damaligen Amsterdamer Arbeiter-Industrie-Ausstellung schon eine ehrenvolle Anerkennung fanden, sondern auch bis heute nur in geringfügigen Details als änderungsbedürftig sich erwiesen haben. Dem Asyl für Frauen folgte bald ein Asyl für Männer; dem Beispiel Berlins folgten bald andere deutsche Städte; dem Beispiel der Vereine folgten bald die Magistrate. So sehen wir heute schon sieben Vereins-Asyle in Berlin, Breslau, Dresden, Wien, München und Leipzig und zwei städtische Asyle in Berlin und Breslau in jahrelangem segensreichsten Betriebe und in steter Vergrößerung ihrer Thätigkeit." Das städtische Asyl für Obdachlose in Berlin entstand, als 1873 das königliche Polizei-Präsidium die nächtlicher Weile aufgegriffenen Obdachlosen im Polizei-Gewahrsam nicht länger unterzubringen wußte. Auf diesem socialen Felde bleibt das Verdienst also bei der freien Vereinsthätigkeit der Bürger beruhen.

Eine zügellose socialpolitische Phantasie freilich hat den Stadtverwaltungen sogar schon zumuthen wollen, sich in den Besitz alles städtischen Obdachs und Wohnungsgelasses zu setzen, um die Miethpreise obrigkeitlich regeln zu können. Aber in Berlin wenigstens — und wohl auch anderswo — denken die commu-

nalen Praktiker gar nicht daran, diesem Einfall einer sich in Extremen bewegenden Doctrin näher zu treten. Sie beklagen freilich so sehr wie Einer, daß das Wohnungswesen sich so ungünstig entwickelt hat, weil man bisher nicht recht herauszukommen wußte aus dem Zauberkreise, daß zunächst dem bebauten städtischen Gebiet der Boden zu theuer war, um anders als durch hochstöckige kasernenhafte Miethshäuser sich verwerthen zu lassen, und daß bei einem Sprunge über den nächsten noch unbebauten Ring hinaus gleich ganze Städte angelegt werden mußten, wenn die dorthin übersiedelnden Stadtbewohner nicht zuviel städtischen Behelf vermissen sollten. London ist aus diesem Bann bekanntlich (ebenso wie die deutsche Stadt Bremen) glücklich heraus; und während Londons Gesundheitszustand früher hinter Berlin zurückblieb, steht jetzt dort die Sterblichkeit bei weitem günstiger. Es hat aber auch durchschnittlich noch nicht ein Siebentel soviel Bewohner auf das Haus wie Berlin. Der Magistrat unserer Reichshauptstadt setzt mit Recht seine Hoffnungen auf den Einfluß der neuen Verkehrsmittel: der Pferdebahnlinien und der der Vollendung nahen Stadtbahn. Sie bieten der Bevölkerung die bequeme Gelegenheit, sich wohnend zu vertheilen, ohne damit auf die Vortheile der Großstadt zu verzichten. „Ihre Vertheilung wird dann nicht bloß innerhalb des Raumes, welchen die jetzige Weichbildgrenze einschließt, sondern in viel stärkerem Maße als bisher innerhalb des die Stadt umgebenden Kranzes von Gemeinden erfolgen, der übrigens schon im Jahre 1875 über hunderttausend Einwohner zählte, und dessen Bewohner, außer Stande in ihren kleinen Ortsgemeinden den Bedürfnissen des Großstädters zu genügen, schon jetzt in Berlin ihren Mittelpunkt finden, und von diesem durch keine andern localen Interessen getrennt sind, als welche auch jeder andere Theil der großen Stadt selbst in gleicher Weise für sich empfindet.“

Die Sicherung der Häuser gegen Brand zählt nicht zu den communalen Leistungen: Berlin verdankt seine Feuer-Societät einer Anregung des Großen Kurfürsten, die anfangs von dem Kleinmuth der Stadtvertretung sehr ängstlich abgewehrt wurde und deshalb erst unter dem ersten König zu ihrem Ziele kam (die heute allerdings auch, bei der gewaltigen und im Ganzen höchst gesunden Entwickelung des freien Feuerversicherungswesens, keine Nothwendigkeit mehr sein würde); — und das Feuerlöschwesen, seit Scabell's Zeit zum Muster für zahlreiche andere Städte geworden, steht unter dem königlichen Polizei-Präsidium.

Dagegen ist die Stadt dem Creditbedürfniß der Hausbesitzer durch ein 1868 geschaffenes Pfandbrief-Institut zu Hilfe gekommen, das sich glänzend entwickelt hat. Den Grundwerth noch über die erste Hypothek hinaus nach Art der Bremer Handfesten mobil zu machen, ist bis jetzt Project geblieben. Eine Capital-Quelle hat das creditbedürftige städtische Grundeigenthum an den fixen Beständen der Stadt-Sparcasse.

Diese Quelle könnte und sollte aber noch reichlicher fließen; nicht so sehr wegen des Creditbedürfnisses der Hauseigenthümer, als wegen des Sparbedürfnisses der ärmeren Bevölkerung. Der Einlagenempfang der städtischen Sparcasse hat sich zwar von 1,518,700 Mark im Jahre 1860 auf 5,870,570 Mark im Jahre 1876 gehoben, also ungleich stärker als die Bevölkerung; aber auch die letztere Summe beträgt doch durchschnittlich auf den Kopf noch nicht einmal

6 Mark. Sparcassenbücher gab es 49 704 im Jahre 1860 und 115 292 im Jahre 1876, d. h. nur der achte oder neunte Berliner im Durchschnitt bediente sich in letzterem Jahre der Sparcasse, während es im Königreich Sachsen schon der dritte oder vierte Mensch thut. Es gab aber in den Jahren 1874 bis 76 auch nur 29 Annahmestellen in der ganzen großen Stadt, während in Chemnitz jetzt die Stadt-Sparcasse in 28 verschiedenen Läden ihre Karten und Marken feilhalten läßt. Eine massenhafte Vermehrung dieser Empfangs-Organe für Ersparnisse ist vielleicht die dringendste gemeinnützige Aufgabe, welche die Stadtbehörden Berlins noch zu erfüllen haben. Sie werden im Zusammenhange mit der feineren und ausgedehnteren Verzweigung ihrer Sparannahme dann ohne Zweifel auch erwägen, ob es nicht gerathen wäre, schon die bildsame Jugend in den Schulen zum Sparen praktisch zu erziehen; und ihre Erörterung wird gewiß für nicht wenige Industrielle zum Anlaß werden, zu erwägen, ob nicht Fabrik-Sparcassen am Platze wären, die den Spar-Entschluß unmittelbar mit dem Lohn-Empfang verknüpfen, sowie der Sparmarken-Verkauf in Haushaltswaaren-Läden ihn mit dem Herausbekommen kleiner Münze verknüpft. Etwas Wirksameres könnten die Communalcorporationen für die Hebung der socialen Zustände in ihrem Bereich gar nicht thun. Da Berlin aber die Reichshauptstadt ist, würde es sie vielleicht noch weiter führen zu einer wahrhaft zeitgemäßen nationalen Initiative, welche die communalen Sparcassen Deutschlands unter sich verbände und ihre Bücher, der geltenden Freizügigkeit des Arbeiters gemäß, gleichsam zu überall im Reiche zahlbaren Wechseln machte.

Die Mittel für den Stadthaushalt wurden ehedem, soweit sie von der Bevölkerung fortlaufend einzuziehen, größtentheils aus indirecten Steuern gewonnen, — jetzt aus directen. Noch im Jahre 1861 verhielt die directe Besteuerung der Einwohner zu Gunsten der Stadt sich nur wie 1 zu $4\frac{3}{4}$ (diejenige zu Gunsten des Staats wie 1 zu $1\frac{1}{3}$); 1876 aber, nachdem die Stadt sowohl auf die Einzugs- und Bürgerrechtsgewinn-Gelder wie auf die Mahl- und Schlacht-Steuer theils freiwillig, theils infolge Staatsgesetzes verzichtet hatte, brachten die directen Abgaben der Stadt 55mal so viel wie die indirecten (und dem Staate von den Einwohnern Berlins $8\frac{1}{2}$ mal so viel). Aus sich selbst heraus hat hierbei die Commune so wenig gehandelt wie bei der Miethsteuer, welche ihr durch königliche Verordnung schon 1815 bescheert ward. Sie hat nur 1874 der von Regierung und Landtag aufgehobenen Mahlsteuer in gleichem Geiste die Schlachtsteuer folgen lassen und dem abgeschafften Einzugsgeld 1867 das Bürgerrechtsgewinngeld. Es ist nicht Schwerfälligkeit und Unproductivität ihrer Behörden, was sie sich so wesentlich auf directe Steuern stützen läßt, — es ist die richtige Erkenntniß, die Opferbereitschaft und Gemeinsinnigkeit einer sich selbst regierenden aufgeklärten Einwohnerschaft. Denn von einzelnen Zöllen auf Gegenstände minder nöthigen Massenverbrauchs und den damit zusammenhängenden Binnensteuern abgesehen, wird die directe Steuer immer den Vorzug behalten und das reifere Volk charakterisiren. Die rechten indirecten Communalsteuern aber muß in Deutschland erst das Reich oder der Staat überhaupt ermöglichen, — insbesondere durch eine socialpolitisch überlegte Regelung des Getränkesteuerwesens.

Die Besteuerung der Einwohner muß in Berlin mehr als dreiviertel der gesammten Stadtverwaltungskosten aufbringen; sie bewegte sich in den Jahren 1861—76 zwischen 64½ und 97½ Procent der Gesammteinnahme. Das Grundvermögen der Stadt warf gleichzeitig nur bis zu 3⅕ Procent der Gesammteinnahme ab, der Grundstücks-Verkauf bis gegen 4 Procent, — seit 1868 aber betheiligte sich die Gasanstalt mit ihren Ueberschüssen an der Bestreitung des allgemeinen städtischen Haushalts, und zwar sehr bald mit bis zu 12 Procent der Gesammteinnahme. Im Jahre 1876 belief sich ihr Beitrag auf rund drittehalb Millionen, während die Steuern zwanzig Millionen Mark aufzubringen hatten. Mußte man sich 1861 aber noch mit etwa 7,800,000 Mark Einkünften behelfen, so verfügte man 1876 über rund 28,600,000 Mark oder fast das vierfache. In eben dieser Zeit sind die Gesammtkosten der Armenverwaltung von 18 auf 14 Procent der städtischen Einnahme gesunken.

Verwaltet wird die Stadt Berlin von ihrem Rathhaus herab noch immer ganz centralistisch. Außer den vierunddreißig Magistrats-Mitgliedern (wovon die Hälfte besoldet) und dem eigentlichen Beamten-Personal, das Alles in Allem die Zahl tausend eher übersteigen als nicht erreichen mag, standen 1876 zur Verfügung 194 Bezirksvorsteher, 1394 Mitglieder der Armen-Commissionen, 1024 Mitglieder der Schul-Commissionen, 315 Pfleger in den Waisenräthen und 249 denselben beigegebene Pflegerinnen. Aber darin liegt nur, ebenso wie in den bestehenden zwölf Deputationen und fünf Curatorien, eine sachliche Zerlegung des Verwaltungsstoffes bei einzelnen Gegenständen, — nicht eine örtliche. Eine solche wurde 1872 vom Magistrat den Stadtverordneten vorgeschlagen. Es sollten Bezirks-Deputationen gebildet werden, denen die Verwaltung gewisser Dinge für ihren Bezirk mit einer nur durch den Stadthaushaltsplan und durch allgemeine Weisungen des Magistrats beschränkten Selbständigkeit obliege. Doch kam man zu keiner Verständigung. Der Magistrat hat deshalb in der Erwägung, daß eine neue Städteordnung das Bedürfniß großstädtischer Gemeinden anerkennen werde, ihre Verwaltung in anderer Weise zu organisiren als für kleine und mittlere Städte zu geschehen braucht, die Wiederaufnahme der Verhandlungen über städtische Decentralisation bis dahin verschoben, wo die 1876 plötzlich aufgegebene Absicht des Erlasses einer neuen Städteordnung von der Staatsregierung wieder aufgenommen wird.

Die gelegentlichen begrenzten Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Magistrat und der Stadtverordneten-Versammlung hindern übrigens nicht ein harmonisches Zusammenwirken beider Körperschaften in allen Hauptsachen. Vereinzelte Anläufe zu einem stärkeren Gegensatz und schärferen Tone unter einander sind immer rasch wieder aufgegeben worden. Die Staatsgewalt in ihrer großen äußern Ueberlegenheit steht den Vertretern der städtischen Interessen in Berlin zu nahe, zu gewaltig, und mitunter auch zu gebieterisch vor Augen, als daß sie nicht allesammt das Bedürfniß der Eintracht lebendig empfinden sollten. Sie haben ihr gegenüber auch bei heftigem Angriff einen sichern Rückhalt in der sie wählenden und controlirenden Bevölkerung. Je kritischer diese in Berlin gestimmt ist, je wachsamer sie in der Presse, in zahlreichen Bezirksvereinen und

sonst dem Gange der städtischen Verwaltung folgt, desto mißtrauischer nimmt sie fremde Aufforderungen zum Mißtrauen gegen ihre selbsterkorenen Geschäftsführer auf. Eine sorgsam in allem Einzelnen verwaltende, im Großen rege weiterdenkende und fortschreitende Communalbehörde, wie der Magistrat von Berlin mit seinen Gehilfen und unter der controlirenden Mitwirkung der Stadtverordneten ist, kann jede Kritik vertragen, und wird sich eben deswegen auch nicht so leicht in jene gefährliche Stimmung des Trotzes wider den Staat treiben lassen, welche den Pariser Gemeinderath zuweilen befällt und dann bei begünstigenden politischen Umständen zur „Commüne" führt.

Aus dem esthnischen Volksleben.

III.

Welche hohe Bedeutung und Wichtigkeit in dem sonst an äußeren Ereignissen wie an höheren Interessen so armen Leben des Esthen die Familienfeste einnehmen, geht aus der Unzahl von Ceremonien hervor, mit denen er dieselbe begeht und weiht. Jedes Dorf hat dabei seine eigenen Sitten, jede Gegend ihre eigenen Lieder, allein das Wesentlichste ist doch allen gemeinsam.

Schon bei dem Eintritt des Kindes in die Welt ist mancherlei zu beobachten. Das erste Badewasser muß an einem möglichst verborgenen Orte ausgegossen werden, damit nicht Menschen oder gar Thiere über die Stelle schreiten können; namentlich ist dies bei Mädchen wichtig, denn je einsamer die Stelle ist, desto sittsamer wird einst sein Lebenswandel werden. Durch esthnische Kinderwärterinnen ist dieser Brauch auch in den deutschen Familien des Landes einheimisch geworden und wird bei vielen sorgfältig beobachtet. Führt ein Mädchen später ein ausgelassenes Leben, so sagt man gewöhnlich: „Der müssen wohl viele Leute über's Badewasser geschritten sein." So lange ein Kind noch nicht getauft ist, steht ein brennendes Licht neben der Wiege, sonst würde der Teufel kommen und einen Wechselbalg hineinlegen. Aus demselben Grunde muß das Kind möglichst häufig bekreuzigt werden. In die Taufkleider wird ihm ein Stückchen Schwefel eingebunden als Schutz gegen den „bösen Blick", der es unterwegs treffen könnte; zuweilen bindet man auch einige gedruckte Blätter hinein, damit es leicht lesen lernt. Während der heiligen Handlung macht man ihm die Hände aus den Windeln frei, damit es einst thätig und arbeitsam werde. Der Name darf dem Prediger nur leise flüsternd mitgetheilt werden, auch darf man das Kind während des ersten Jahres nicht damit benennen, sondern nur laps (Kind), weil ihm das frühzeitige Nennen des Namens im Wachsthum schaden würde. Unter diesen vielen thörichten, ja völlig sinnlosen Bräuchen ist es erfreulich, bisweilen auch einen sinnigen und zarten anzutreffen, wie den folgenden. Die Pathen treten bei der Heimkehr aus der Kirche auf die Eltern zu und sagen: „Gott läßt Euch vielmals grüßen und befiehlt, das Kind gut zu erziehen, den Eltern zur Freude und dem großen Gott zur Ehre!"

Dann folgt freilich wieder ein ganz sinnloser Gebrauch, indem die Pathen eiligst ihre Röcke ausziehen, in der Stube umherhüpfen und springen, weil dies

das Kind munter machen wird. Bei dem Taufschmause muß der Täufling mit am Tische obenan sitzen, damit er Ehre und Achtung vor den Leuten gewinne.

Obwohl der Sonntag der gebräuchlichste Tauftag ist, so zieht man doch in einigen Gegenden den Donnerstag (den Tag des alten Gottes Taar) vor, und zwar aus dem Grunde, weil dann dem Kinde „die Götter des alten und des neuen Glaubens geneigt sein würden". Ein anderes Zeichen, wie wenig tief das Verständniß des Christenthums in das esthnische Volk eingedrungen, ist die Bitte um eine zweite Taufe, was hier und da vorkommt, weil die Pathen irgend einen wichtigen Gebrauch bei der ersten Taufe möchten vergessen haben, indem das Kind viel schreie, ohne Spuren von sonstiger Krankheit oder Verhexung an sich zu tragen. Je kleiner das Kind ist, um so sorgfältiger hat die Mutter es vor bewundernden oder neidischen Blicken zu hüten; dem Arzte gelingt es oft nur mit Mühe, sie zu bewegen, ihm ein krankes Kind auch nur zu zeigen, da sie den „bösen Blick" eines Fremden ganz besonders fürchtet. Ein schauderhafter Gebrauch, der früher allgemein, jetzt nur noch in Strand-Wierland herrscht, ist das sogenannte Verstandschütteln. Man nimmt das erst wenige Monate zählende Kind an beiden Füßen, schüttelt es tüchtig, mit dem Kopf nach unten baumelnd, und gibt ihm einige Schläge mit dem Besen. Diese Procedur soll den Erfolg haben, daß aller Verstand, der im Körper vertheilt ist, sich im Kopfe ansammelt. Dank ihrer kräftigen Constitution, schadet es den meisten nicht; allein manches zartere Kind hat ohne Zweifel Krankheiten und gar den Tod davon getragen, zumal da das Verstandschütteln in der glühend heißen Badestube vorgenommen wird.

Wie bei dem Eintritt in's Leben, so ist auch bei dem Ausscheiden aus demselben Mancherlei zu beobachten, dessen Vernachlässigung großes Unheil über die Zurückbleibenden heraufbeschwören würde. Es herrscht der Glaube, daß der Empfang der Sakramente entweder den baldigen Tod oder die Gesundheit herbeiführe. Da es dem Esthen leicht zu lange dauert, bis der Verlauf der Krankheit sich entscheidet, so ruft er zur Beschleunigung derselben den Pastor mit der Bitte „auf den Kranken zu kommen". Sobald der Sterbende verschieden ist, öffnet man die Thür weit, „damit der Geist ausziehen könne"; der Spiegel wird verhangen, „weil sonst der Tod daraus hervorschaue". So lange die Leiche nicht beerdigt ist, hat im ganzen Dorfe die Arbeit zu ruhen.

In den Sarg legt man den Männern Branntwein, ein Beil, sein Rasirmesser und sonstige Geräthschaften, den Frauen Nadel, Zwirn und Lappen; Beiden aber ein Kreuz von Strohhalmen auf die Brust und gibt ihnen ein Stück Seife, eine Bürste und etwas Geld mit. In die Hand steckt man dem Todten einen angebrannten Kienspan, damit er sich bei der Wanderung durch das dunkle Thal des Todes leuchten könne.

Bei dem Zunageln des Sarges hat Jeder im Dorfe drei Schläge zu thun; selbst Kindern, welche noch auf dem Arm getragen werden, führt man dazu die Hand.

Alsdann beginnen die Vorsichtsmaßregeln, die man gegen das etwaige Heimkehren der Todten trifft. Einem Hahn wird zu diesem Zweck auf dem Leichenwagen, ehe derselbe abfährt, der Kopf mit einem Beile abgehackt, dann

gießt man dem wegfahrenden Wagen einen Eimer Wasser nach und schlägt einen Nagel in die Thürschwelle. Auch wirft man Branntwein unter die Räder, was ein vorzügliches Präservativ sein soll, daß der Abgeschiedene sich nicht in der andern Welt auf den Trunk verlege. Während der Fahrt lenkt man den Wagen vorzugsweise über steiniges Geröll e, damit der Sarg rüttele und schüttele, „um den Kopf des Verstorbenen zu betäuben“, daß er den Weg vergißt. Auf dem Grabhügel stampft man dreimal mit dem linken Fuße auf und ruft „sin sa pead magama, hier sollst du schlafen“. Wenn die Begleiter des Leichenzuges in das Trauerhaus zurückkehren, so schwingen sie grüne Zweige über ihrem Haupte und rufen den Trauernden zu: „Sterbet nicht, denn für Euch ist kein Raum mehr auf dem Gottesacker“. Hiermit ist die Trauer abgethan. Alles setzt sich zum Leichenschmause nieder und ißt und trinkt in Fröhlichkeit, was das Haus zu bieten vermag. Ueberhaupt weiß der Esthe sich im Allgemeinen unglaublich schnell in den Tod seiner Angehörigen zu finden, wenn nicht die Umstände den Verlust zu einem besonders schmerzlichen machen; ist der Todte doch der Mühsal des Lebens enthoben! Namentlich bei Krankheiten der Kinder hört man die Worte: „Möchte Gott es bald zu sich nehmen“, ungleich öfter als den Wunsch nach Genesung.

Von allen Ereignissen im Leben des Bauern ist die Hochzeit dasjenige, welche das reichste Ceremonial besitzt und das auch in der Gegenwart noch vollständig beobachtet wird. Wenn der junge Bursche auf die Freierei ausziehen will, so sucht er sich einen älteren Bekannten, Bräutigamsvater genannt, der für ihn bei der Bewerbung das Wort zu führen hat. Beide begeben sich an einem Dienstag-, Donnerstag- oder Samstagabende, wenn es dunkel ist, „damit es Niemand merke“, nach dem Hofe der Erkorenen, die gewöhnlich von ihrem Kommen inofficiell durch ein vorausgeschicktes altes Weib benachrichtigt ist. Auf dem Hofe fragen die Freiwerber nicht nach dem Mädchen, sondern reden mit möglichst unbefangener Miene ein Langes und Breites über ein angeblich entlaufenes Stück Vieh, ein Thema, auf welches der Hausvater mit derselben Unbefangenheit einzugehen hat. Erst in weitem Bogen naht sich das Gespräch dem eigentlichen Ziele, das jedoch auch dann nicht geradezu erwähnt werden darf. Der Bräutigam langt hierauf aus seinem Quersacke einen Krug Branntwein und bietet den Eltern des Mädchens einen Trunk an; nehmen sie denselben, so heißt es ja, weisen sie ihn zurück, so heißt es nein. Sind die Eltern mit der Werbung einverstanden, so wird die Tochter herbeigeholt und die Verlobung abgeschlossen, indem der Bräutigam ihr ein Stück Geld gibt, wofür sie ihm ein Tuch und eine Schürze zu schenken hat. So oft der Bräutigam seinen Besuch bei der Braut wiederholt, hat er Branntwein mitzubringen; geht die Verlobung zurück, so muß das Mädchen denselben doppelt bezahlen. Fast alle Verlobungen finden im Frühling statt. Während des Sommers kommt der Bräutigam, seine Braut zur Erntezeit in sein elterliches Haus zu holen, damit sie bei der Arbeit helfen und zeigen kann, wie viel Kraft und Geschicklichkeit sie hat. Der esthnische Bauer legt großen Werth auf Beides und das Volkslied warnt die jungen Burschen nachdrücklich, nicht auf die Schönheit, sondern auf die Arbeitskraft der Braut zu achten:

„Lieber Bruder, liebster Bruder,
Wann du gehst ein Weib zu nehmen,
Dir ein emsiges einzufahen:
Nimmer strebe nach der Stolzen,
Nimmer luge nach der Lichten!
Wähl' aus dem Gebiet die Waise,
Wähle sie dir aus den Letzten.
Glanz, den thut man nicht in Töpfe,
Noch die Schönheit in die Schüssel:
Fleiß, den thut man in die Töpfe,
In die Schüssel Müh'n der Hände.
Nimm ein Weib dir, welches schwärzlich!
Denn die Unansehnliche schafft Arbeit,
Schafft, die Andern unterrichtend,
Thätig selber, treibt sie jene,
Rennet selber, reizt die Andern.
Führt den Prügel hinterdrein,
Trägt den Stecken unterm Arm."

Wie hoch der so träge esthnische Bauer Fleiß und Geschicklichkeit an der Frau schätzt, spricht sich auch in der hohen Meinung aus, die er in dieser Hinsicht von den Frauen und Töchtern der Deutschen hegt: „Wer eine deutsche Mutter hat," sagt das esthnische Sprüchwort, „der braucht kein Erbtheil des Vaters."

Hat die Braut während der Erntearbeit den Erwartungen des Bräutigams entsprochen, so schenkt er ihr ein Pfund Schnupftabak und einige Pfunde Rauchtabak. Zu ersterem macht sich die Braut ein verziertes Horn, zu letzterem einen gestickten Beutel. Mit einer von dem Bräutigam bezahlten Gesellschafterin zieht die Braut nun in die umliegenden Dörfer, um Gaben zu sammeln. Die Braut selbst muß dabei schweigen und emsig stricken, während die Begleiterin um so redseliger zu sein hat; mit Bitten, Schmeicheln und Schelten dringt sie in die Leute, von dem Tabak (oder in anderen Gegenden von dem Branntwein oder dem Freierskuchen) etwas anzunehmen und dafür Flachs, Wolle, Strumpfbänder, Handschuhe u. dergl. zu schenken. Von der erhaltenen Wolle strickt die Braut Geschenke für die Hochzeitsgäste, wobei ihr die Brautjungfer zu helfen hat.

Die Hochzeit findet im Spätherbst statt. Schon in der Nacht bricht der Bräutigam mit seinem Gefolge nach dem Hause der Braut auf; dasselbe besteht außer seinen Gästen aus folgenden Personen, die niemals fehlen dürfen: einem „Bräutigamsvater", einer „Bräutigamsmutter", dem Hochzeitsmarschall, der Brautjungfer, dem Kastenführer und dem Spielmann.

Eine Strecke vor dem Gehöft der Braut machen Alle Halt, zwei Berittene mit Degen werden als Späher vorausgeschickt; ist es denselben nach einem kurzen Scheingefechte, wobei Flintenschüsse hüben und drüben fallen, gelungen, in das Gehöfte einzudringen, so folgen auch die Uebrigen, denen man aber zunächst hartnäckig den Eingang verwehrt. Da Gewalt nichts hilft, so legt sich der Bräutigam auf's Bitten, er gibt an, sich mit seinen Freunden in der dunkeln Nacht verirrt zu haben und bittet um ein Lager. Der Hausherr schlägt es ab unter dem Vorwande, es sei kein Raum mehr frei. Unter solchen Reden und Neckereien geht die halbe Nacht hin; bei Anbruch des Morgens öffnet sich

dem Bräutigam endlich die Pforte und das innen harrende Gefolge der Braut stimmt einen Gesang an:

„Terre, terre, sajokenne,
Terre teelta tallamasta etc.
Sei gegrüßt, Bräut'gamsgefolge,
Sei gegrüßt, vom Wege kommend!
Wer begrüßt' euch auf dem Wege,
Wer doch reicht' am Rain die Hand euch?
Gott begrüßt' euch auf dem Wege,
Maria reicht' am Rain die Hand." ꝛc. ꝛc.

Dann singt das Bräutigamsgefolge:

„Laß mich fragen, laß mich lauschen,
Ob des Bräut'gams Bank gewaschen,
Sauber ist der Sitz der Säng'rin?" ꝛc.

Unterdeß hat die Braut sich versteckt, die „Bräutigamsmutter muß sie suchen, während das Brautgefolge ein Spottlied auf den Bräutigam singt:

„Hästi, hästi, peiokenne,
Kes käskio sajoga tulla?
Recht so, Recht so, Bräutigämchen,
Wer hieß mit Geleit dich kommen?
Konntest du nicht kommen heimlich?
Bräutchen rief der Pfeife Blasen:
Bräutchen lief zum Föhrenwalde,
Bräutchen sprang zum Birkenwalde;
Ward zuletzt geseh'n in Wierland,
Theilte Gaben aus in Harrien;
Strählt' in Weißenstein das Haar sich,
Quäslet' im Felliner Bad sich."

Wenn die Braut gefunden ist, so singt die Bräutigamsmutter:

„Ära ma polgan ponderikud,
Jälle ma jätan jänderikud etc.
Ich verschmähe die Knirpse,
Lasse zurück die Verwachsenen,
Diese paßt mir auf den Schoß,
Diese paßt mir in's Haus,
Diese arbeitet wie eine Meise,
Müht sich wie ein Sperling,
Diese hat feine Kissen,
Diese leinene Tücher,
Diese gesteppte Decken,
Dieser geb' ich schöne Kammern,
Da hinein ein Seidenbett.
Dieser geb' ich den wackern Bräut'gam,
Diese ist die einzige, liebe Jungfrau."

Die andern Mädchen singen als Antwort Spottverse auf die Braut, um deren Vortrefflichkeit in Frage zu ziehen, worauf aber die Brautmutter eine derbe Abfertigung für sie bereit hat!

„Mis sa sitt seal sorrised,
Pori-kärbes porised?
Was zischelst du Dreck dort,
Was summst du Kothfliege?

Runzeln hast du an den Augen.
Haare wie ein Elsterschwanz.
Gelb bist du wie eine Leiche!
Wer hier möchte Gold für dich bieten?
Eher gehst du in die Erde!"

Hat man seiner Gesangeslust Genüge gethan, so setzt sich Alles zum Morgenimbiß, nach welchem man zur Kirche fährt. Bei dem Eintritt in dieselbe müssen die Hochzeitsgäste sich möglichst dicht zu einander halten, damit es dem Teufel nicht gelinge, mit hinein zu schlüpfen.

Nach der Heimkehr aus der Kirche wird abgewechselt mit Essen, Trinken, Singen, Jubeln und Tanzen bis zum späten Abend. Bei den Mahlzeiten, aus fetten Suppen mit Klößen, Kartoffeln, Erbsen und ungeheueren Massen von Schweinefleisch bestehend, sitzen Männer und Frauen an getrennten Tischen. Da nie für Alle genug Platz an demselben zu sein pflegt, so wird abwechselnd gegessen.

Wie in Hauff's Lichtensteinern die Mahnung erfolgt:

„So esset nun und trinket satt,
Was der Magistrat euch vorgesetzt hat,"

so wird in einigen Gegenden bei den esthnischen Bauernhochzeiten zum Zulangen genöthigt, indem alte Weiber umhergehen und den Gästen in singendem Ton in's Ohr raunen: „Koste, schmecke, bezahle."

Die Braut selbst darf bei Tisch aus Blödigkeit keine Speise zu sich nehmen, sie vermöchte es auch kaum; denn während des ganzen Mahles liegt eine dicke wollene Decke über ihrem Kopf, die man mit silbernen Spangen so fest schließt, daß sie kaum sehen kann und unter der sie in der ohnehin heißen Rauchstube wahre Qualen aussteht.

Hier und da stopft ihr die Bräutigamsmutter mit Gewalt einige Brocken Schweinefleisch oder sonstige Lederbissen in den Mund.

Nach Beendigung des Mahles wischt die „Suppenmutter" die Tische mit einem Gänseflügel ab und ermahnt die Gäste kleine Münzen auf den Tisch zu werfen, den Lohn für ihre Mühe. Wehe dem Hausvater, wenn die Bewirthung den Erwartungen seiner Gäste nicht entsprochen hat, ohne Schonung stimmen sie in seinem Hause improvisirte Spottlieder auf seine Knauserei an.

Nach der Hauptmahlzeit wird der feierliche Act der „Haubung" vorgenommen. Mit den Worten:

„Mellesta mello:
Unnusta und,
Pea mees meles,
Pea sanno peas!
Denk zu gedenken:
Scheuche den Schlaf,
Halte den Mann hoch,
Auf dem Haupte die Haube,"

wird der Braut durch die Vornehmste unter den weiblichen Hochzeitsgästen die Haube aufgesetzt, das Kennzeichen der verheiratheten Frau. Dazu erhält sie eine Ohrfeige oder eine Maulschelle, um ihr diesen wichtigen Act auf immer in's Gedächtniß einzuprägen.

Sehr lieblich ist ein Lied, das in einigen Orten die Brautjungfern der Braut singen:

„Jungfraunstands, verschmähten Standes,
Kranz, er wird hinweggeworfen,
Wird verachtet als geringe!
Möglich wär's, daß du beweintest
Einst den frühern Stand als Jungfrau,
Stand der Jungfrau, Spiel des Mägdleins,
Wo du eine Engelblume,
Ein gar minn'ges Mädesüßchen,
Eine junge Auenblume
Auf dem Rasensitze sorglos,
In der Mutter Schutze blühtest,
Wo im Lustgespann die Stränge
Dir ein fliegend Schlittchen führten,
Wo dein Pflug im Joch des Jauchzens
Einen leichten Acker pflügte."

Nach der Haubung wird der Braut die Schürze umgebunden, wobei man ausruft:

„Die Schürze hat ein Loch, gebt einen Lappen!" Auf diese Aufforderung wirft jeder Hochzeitsgast ihr eine kleine Münze hinein. Auch reicht der Marschall den Schuh der Braut an seiner Degenspitze herum und sammelt Gaben für sie ein. Der Aufforderungen und Anlässe zum Geben sind überhaupt so viele, daß das Sprüchwort: „nicht der Mann wird zur Hochzeit geladen, sondern der Beutel" nur zu gerechtfertigt erscheint. Während des Gabensammelns muß die Braut einen Stein unter dem Fuße halten, dann bekommt sie ein starkes Herz.

Der Tanz im Hause der Braut dauert bis gegen 10 Uhr; die Violine gilt dabei nicht nur für ein vornehmeres, sondern auch für ein gottesfürchtigeres Instrument als die Sackpfeife; diese nämlich hat der Teufel erfunden, jene aber die Engel. Mit welcher Lust und mit welchem Eifer die Esthen sich ihrem Tanze hingeben, davon gibt das Lied, das die Hochzeit des Sternenknaben mit der Jungfrau Salme berichtet, uns ein lebendiges Bild:

„Und sie schwenkten sich im Kreuztanz,
Taumelten im Wier'schen Wirbel,
Rasten in dem Harri'schen Hopser,
Wütheten im Wiek'schen Walzer,
Tobten in dem Jerw'schen Juchzer,
Drehten sich im Dörpt'schen Dreitact,
Jeder zeigte, was er konnte,
Bis der Kiessand Funken sprühte,
Bis der Estricht zum Morast ward,
Und die Preißelbeeren kniehoch
Durch der Tänzer Zeh'n gewachsen!"

Endlich aber naht für die Braut die Abschiedsstunde. Während die Gäste den fröhlichen Gesang anstimmen:

„Ehi, ehi neitsikenne,
Schmücke, schmücke, Jüngferchen" ꝛc.

hat sie in jämmerliches Weinen auszubrechen, was ihr, nachdem sie den ganzen Tag Hunger und Durst ausgestanden, wohl nicht allzu schwer wird. Unter lauten Klagen nimmt sie Abschied, nicht nur von Eltern, Geschwistern, Gesinde und Vieh, sondern auch von Tischen und Bänken, besonders kläglich aber von dem Ofen. In alle Räume des elterlichen Gehöftes muß sie eine kleine Münze werfen, auf daß das Glück nicht mit ihr daraus entweiche; damit sie aber gleichzeitig dieses Glück in ihr neues Heim übertrage, muß sie ein Brod aus dem Elternhause mit sich nehmen. Ein überaus liebliches altes Lied wird in einigen Gegenden noch während dieses Abschiedes gesungen; es lautet:

„Mutter, du holdes Mütterchen,
Auferzogen hast die Tochter,
Auferzogen, ausgebildet,
Sie gesäuget, sie gewieget:
Wähntest, dir stünd' eine Stütze,
Wähntest, dir würd' eine Hilfe;
Ward Dem Stütze, der's nicht wußte,
Hilfe Dem, der's nimmer dachte!
Mutter, du holdes Mütterchen,
Dir zur Stütze blieb die Stube,
Deine Hilfe blieb der Ofen,
Dir als Hausschlang' heim der Rauchfang!
Ich muß ziehen in die Ferne,
Schwimmen aus der Schar der Gänse."

Während die Braut von dem Gefolge des Bräutigams fortgefahren wird, singt das zurückbleibende Brautgefolge:

„Bräutigämchen, Knäbchen,
Wußtest du zu frei'n die Schwester,
Wußtest du's, wiß' sie zu hegen!
Laß die Kinder sie nicht schlagen,
Nicht des Hauses Sohn andringen,
Das Gesinde widersprechen.
Steh davor wie eine Wand du,
Zwischen ihnen schütz' als Schirm sie,
Hau' dawider wie dies Eisen,
Halt dawider wie die Fliese!"

Während der Fahrt muß die Braut die Augen fest geschlossen halten, damit keine Hexerei an ihr haften könne. Bei der Ankunft wird ihr Hafer über den Kopf geschüttet, auf daß in ihrem Hause nimmer Mangel sei. Den Einzug hält sie durch die Scheune, weil aus dieser dem Hause alles Glück komme. Dem Brautpaare voran schreitet der Hochzeitsmarschall, der vor der Thüre mit seinem Degen ein Kreuz schlägt und sich dann als „Feuerwache" vor dem Ofen niederläßt.

Während die Braut die Reisekleider ablegt, erheben die Frauen abermals einen Wechselgesang, indem die Einen die Braut, die Andern den Bräutigam loben:

„Erster Mann im Dorf der Bräut'gam,
Rascher Mann im ganzen Gaue,
Allbekannt im Kirchensprengel,

Reicher Mann im ganzen Reiche,
Bräutchen trog des Bräut'gams Augen,
Ihm der Augen Stern umzaubernd:
Sonst hätt' er sie nicht genommen,
Hätt' erhalten eine Deutsche,
Aus der Stadt ein Bändervöglein,
Aus dem Flecken fern ein Liebchen!"

Darauf antworten die Andern:

„Euer Bräutigam betrüglich,
Trog, ach, unsre junge Schwester!
Honigherzens, süßen Scherzens,
Hat das Liebchen er verlocket!
Wirbelte windig Eitelkeiten,
Flüsterte ihr falsche Eide,
Erdbeeren, gar übersüße,
In verzauberten Borkkörbchen,
Haben der Maid das Herz bethöret."

Hierauf heben die Ersten wieder an:

„Kein Betrüger ist der Bräut'gam,
Hat kein Lügen abzuleugnen,
Bräut'gams Herz ein klarer Bronnen,
War durchsichtig bis zum Boden!
Doch der Braut verblühte Sitten
Deckte man mit goldnem Deckel!
Schön von Golde schien die Schote,
Wand ein Würmlein sich im Kern!

Darauf die Zweiten:

„Schöner Schote sieches Kernlein,
Das ist euer Bräut'gam erbhaft!
Schwarzer Krebs in Ufers Höhle,
Der ist eures Bräut'gams Bildniß!
Unsre Braut ein art'ges Wiesel,
Wangen wie die Abendröthe!
Taubenherzchen, Taubensitten
Sind des frommen Kindes Erbtheil!"

Eine Mahlzeit im Hause des Bräutigams, bei der man der Braut einen kleinen Knaben, den „sülle-pois", auf den Schoß setzt, als Sinnbild ihrer künftigen Pflichten, und ein Tanz folgt hierauf. Inzwischen ist die Nacht hingegangen, die Sterne erbleichen bereits am Himmel und die Morgendämmerung beginnt zu grauen. Nun endlich ziehen sich die Hochzeitsgäste zurück.

Am folgenden Tage erscheint jedoch die ganze Gesellschaft abermals, um die junge Frau zu begrüßen und Hochzeitsgaben von ihr zu erhalten: Es wird ein Morgenimbiß aus Brod, kaltem Fleisch, Bier und Branntwein eingenommen, worauf die junge Frau aufgefordert wird, ihre Geschenke hervorzubringen. Die Reden und Gegenreden über diese Angelegenheit ziehen sich jedoch bis zum Mittagessen hin. Erst nach demselben begeben sich alle zur „Kleete", wo der Brautkasten sich befindet: Die Frauen singen dabei:

„Bring heran acht Leinwandballen,
Hundert Paar an Stiefelstrümpfen,
Zehen Paare her an Handschuhn,

Fünf Paar zarte Zwickelstrümpfe!
Viel Gesinde hat der Bräut'gam,
Viele muß dein Mann bekleiden!
Dann wird laut dein Lob im Hause,
Ehre kommt herein zum Fenster!"

Bei so nachdrücklicher Vermahnung sollte man glauben, die Braut werde nun ihre Gaben vertheilen, dem ist aber nicht so, sondern der Hochzeitsmarschall zieht nach einer witzigen Rede als Einleitung einen Teller aus dem Wams auf dem das Wort „Geld" raha groß und deutlich geschrieben steht und Jeder wird auf's eindringlichste aufgefordert, eine Vorausbezahlung für das zu hoffende Brautgeschenk darauf zu legen. Ist dies erfolgt, so wird der Kasten geöffnet und der Marschall reicht einem jeden Gaste das seinige an der Spitze seines Degens; währenddeß singen die Gäste:

„Sei bedanket, Jungfräulein,
Sei bedankt für deine Arbeit,
Arme für die ems'ge Mühe:
Für des straffen Gurtes Stricken,
Für des Buntwerks feste Bindung.
Welche wunderblaue Garne,
Welche reinlich rothe Garne,
Welch ein weißer Zwirn dazwischen,
Räderzierden in der Mitte!"

Bei diesem poetischen Danke bleibt es jedoch nicht allein, sondern nach der Gabenvertheilung sammelt der Marschall abermals Geld ein.

Dann wird die junge Frau im Gehöfte herumgeführt, in alle Räume desselben wie auch in den Brunnen hat sie Münzen zu werfen, damit das Glück mit ihr einziehe. In dem Stalle bindet sie den Kühen Handschuhe an die Hörner für das Gesinde. In einigen Gegenden ist es Sitte, daß die junge Frau versuchen muß, zu entfliehen; ist sie sehr behende und gelingt es den Gästen nicht sie zurückzuholen, so wird unter großem Jubel ein Pferd angespannt und die Entflohene eingefangen.

Hierauf wird der Kehraus getanzt, währenddeß die Brautjungfer mit dem Teller umhergeht und abermals Geld einsammelt. Bisweilen dauert die Hochzeit, wenigstens bei den Reicheren, noch ein oder zwei weitere Tage. Während dieser ganzen Zeit muß der Tisch mit Speisen besetzt sein, indem nicht nur die eigentlichen Gäste, sondern auch sämmtliche Arme und Kinder der Umgegend freien Zutritt haben.

Ist das Fest aber zu Ende, so werden die Thüren weit geöffnet und der Hausherr sagt: „Jetzt seid Ihr Alle satt, Ihr habt gegessen und getrunken, so viel ich geben konnte, nun geht nach Hause zur Arbeit." Dann wird schleunigst von Allen gleichzeitig aufgebrochen. Was aber zu betrunken ist, um freiwillig zu gehen, wird von dem Hausherrn hinaus geworfen und von mitleidigen Nachbarn heimgeschleppt. In einzelnen Gegenden findet man bei diesem tumultuarischen Aufbruch von dem Feste noch Zeit einen Abschiedsvers zu singen, in welchem der jungen Frau gute Lehren zu Theil werden:

„Jetzt zum Abschied, Anverwandte,
Jedes heim zu seinem Hause!
Du bleib' als des Hauses Eig'ne.
Höre folgsam das Geheiß des Vaters,
Höre folgsam das Geheiß der Mutter,
Immer sei dem Manne nach dem Sinne:
Werden wirst du dann des Schwähers Blume,
Schwähers Blume, der Schwieger Blume,
Heißen des Mannes honigliche Beere!"

Außer diesen weltlichen Liedern, welche das ganze Fest begleiten, werden auch geistliche, namentlich Psalmen, in großer Anzahl auf der Hochzeit gesungen.

IV.

Lieder wie die eben erwähnten sind theils uralte Tradition, theils Improvisationen, wie der Augenblick sie eingibt, namentlich gilt dies von den Spottliedern. Bei der großen Neigung des Esthen zu Spott und Satyre fallen dieselben oft so scharf aus, daß sie den Betreffenden die Thränen in die Augen treiben. Bei den Wettgesängen zwischen den Gästen des Bräutigams und denen der Braut kommt es nicht selten vor, daß, nachdem jede Partei das Aeußerste an spitzigem Witz und scharfem Hohn geleistet, Worte nicht mehr ausreichen. Die Parteien, vor Allem die Weiber, stürzen wüthend auf einander los, im Nu sind die Hauben, dieses soeben noch im Liede so hoch gepriesene Heiligthum, herabgerissen und es beginnt eine furchtbare Rauferei, die mit blutigen Köpfen endigt, der Fröhlichkeit des Festes aber weiter keinen Eintrag thut.

Der esthnische Volksstamm besitzt eine ungewöhnlich reiche poetische Ader, in den Tagen der Vorzeit mag Wald und Feld, Haus und Hof von Liedern erklungen haben, und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ließ der Hirte in der einsamen Trift, der Ackerer hinter dem Pfluge und die Hausfrau an dem Spinnrocken ihren Gesang erschallen. Unter Wechselliedern banden die Schnitter ihre Garben und von Hügel zu Hügel pflanzten sich die alten Weisen fort. Leider nimmt das Singen bei der Arbeit in neuerer Zeit immer mehr und mehr ab, mit ihr aber auch der letzte Schimmer von Poesie, der das elende Leben des esthnischen Bauern verschönt und verklärt hatte. Vor Allem ist es das weibliche Geschlecht, dem nicht nur die Erhaltung der noch vorhandenen Reste des alten Volksliedes, sondern auch die Erfindung neuer Gesänge zu danken ist. An den Sonn- und Feiertagen des kurzen, aber zauberisch schönen Frühlings sieht man die jungen Mädchen des Dorfes in langen Reihen Arm in Arm singend durch die Felder wandern oder auch an warmen Sommerabenden am Waldrande sitzen und sich mit Wechselgesang erfreuen. Eine ist die Vorsängerin und oft auch Dichterin des Liedes; sie singt jede Zeile zuerst allein, die dann vom Chore wiederholt wird.

Im Winter trägt die Mutter des Hauses Sorge, daß die Töchter die Lieder erlernen, welche sie selbst von den Voreltern ererbt hat, und so kommt es, daß viele derselben kaum einem einzigen Bauernmädchen des Landes unbekannt sind. Neben den eigenen Liedern haben sich allmälig auch die bekannteren deutschen Volkslieder in esthnischer Uebersetzung im Lande eingebürgert und das

„Steh' ich in finst'rer Mitternacht" und „In einem kühlen Grunde" hört man in jedem esthnischen Gehöfte. In früheren Zeiten durchzogen einzelne Sänger das Land, in den Dörfern als gern gesehene Gäste begrüßt, denen an den langen Winterabenden Alt und Jung um den großen Ofen der Rauchstube hockend und liegend zuhorchte. Der letzte derselben war ein hochbetagter Mann, der im Jahre 1812 oder 13 starb. Ihm werden einige der schönsten, neueren Volkslieder zugeschrieben. Auch unter den Frauen gab es berühmte Sängerinnen und von der Kreusse Liso, welche die Aeltesten des jetzt lebenden Geschlechtes noch gekannt, erzählt man, daß bei ihrem „lieblichen und bodenlosen" Liede den Zuhörern das Herz im Leibe vor Wonne gejubelt und vor Schmerz gezittert habe.

Fast alle Lieder tragen den Charakter der Schwermuth; bald sind es alte Eltern, die durch die weite Welt wandern, um den im Kriege verschollenen Sohn zu erkunden und da sie sein Grab in der Fremde gefunden, von Schmerz und Ermüdung zu Tode erschöpft, darauf zusammensinken; bald ist es eine Schwester, die den vom Fischfang nicht heimgekehrten Bruder sucht und bei Sonne, Mond und Sternen nach Kunde fragt:

„Sah den Stern empor ich steigen:
Sei gegrüßt, o Stern, du Knäblein,
Hast gesehn du meinen Bruder
Auf dem Strome streben fürder,
In des Kieferkahnes Mitten?"

„„Sah ihn wahrlich, sag' es wahrlich!
Fluthen faßten deinen Bruder,
Fluthen faßten, Riffe ragten.
Flogen mit der Fluth die Kränze,
Trieb sein Hut in's Thal zur Kirche.""

„Mondlang klagt' ich meinen Bruder,
Mondlang klagt' ich seine Kleidung,
Taglang klagt' ich seine Kränze!
Aller Brüder er der beste!"

In einem andern dieser melancholischen Lieder wird erzählt, wie eine Mutter, um dem Sohne, ihrem Liebling, das Freien zu erleichtern, alle ihre Töchter in den Fluß gestürzt; später aber, da die junge Frau sich als unfähig und unwillig zu jeglicher Arbeit erweist, eilt die Mutter reuevoll an's Ufer und ruft die gemordeten Töchter zu Hilfe. Geisterstimmen antworten ihr aus den Fluthen, daß sie niemals wiederkehren, sondern lieber mit den Fischen leben, denn in solchem Hause.

Unheimlich ist das Lied von Frau Maie, die nach der Hochzeit den jungen Gatten ersticht und vor den Verfolgern fliehend die Bäume des Waldes vergeblich um ihren Schutz anfleht, bis sie von Gewissensbissen gepeitscht, den Tod im Waldsee findet.

Ein liebliches altes Lied, das die Sehnsucht der zurückgebliebenen Gattin nach dem in der Ferne weilenden Gatten schildert, ist das:

„Wessi winud kasakesse,
Wessi winud Wenne pole etc.
Winde bringt ihm wehend Grüße,
Schlossen, bringt ihm meine Briefe
Wolken bringt ihm langes Leben,
Himmel sende weisen Sinn ihm,
Rauch du, warme Liebesworte,
Ihm so viel, so viele Grüße!

Zwischen uns wie viel der Forsten?
Zwischen uns stehn tausend Forsten.
Wie viel alter Ebereschen,
Wie viel edler Apfelbäume?
Hundert alte Ebereschen,
Zehen edler Apfelbäume!“

Am verbreitetsten von diesen elegischen Gesängen sind die sogenannten Waisenlieder, es gibt deren sehr viele; allein der Grundgedanke ist stets derselbe: das elternlose junge Mädchen beklagt sein einsames Dasein und hält Zwiegespräch mit den im Grabe ruhenden Eltern:

„Lang ist todt, schon todt die Mutter,
Lang ist todt, schon todt der Vater,
Trug man aus der Thür die Mutter,
Floh durch's Fenster fort die Liebe;
Trug die Weg' entlang den Vater,
Floh auch längs des Hags die Liebe;
Einsank in das Grab die Mutter,
An die Seit' ihr sank die Liebe!“

Die verlassene Tochter fleht auf dem Grabe, die Mutter möge erwachen aus dem Todesschlafe und ihr die Hochzeit ausrichten.

„Kann nicht aufsteh'n, arme Tochter,
Kann nicht aufsteh'n, kann nicht kommen!
Ruht ein Rasen auf der Erde,
Grünet blum'ges Gras am Grabe,
Ob den Augen blaue Blumen,
Ob den Brauen rothe Blätter,
Mir am Fuß ein Forst von Weiden,
An den Armen Trauerbirken,
Hehr am Haupt ein Hain von Linden.
Möge Gott das Haupt dir strählen,
Dir den Korb Maria rüsten,
Deiner Truhe Deckel zuthun,
Engel für die Füße sorgen!“

Ein kleines unbedeutendes Lied, das aber nicht nur unter dem Landvolke, sondern auch in den deutschen Familien, ja sogar in öffentlichen Concerten häufig gesungen wird und das sich einer ungemeinen Beliebtheit erfreut, die es wohl hauptsächlich seiner lieblichen Melodie verdankt, ist folgendes:

„Tio tassana ja elde,
Olli armas minnule,
Tio eutses, Tio nartses,
Eutses, nartses surmale

Tio sanft und zart
War mir lieb.
Tio blühte, Tio welkte;
Erblühte und verwelkte zum Tode."

Wie alle ackerbautreibenden Völker, so hat auch das esthnische nur wenig Sinn für die Schönheiten der Natur; in zahlreichen Liedern besingt es die ländlichen Arbeiten, die der Wechsel der Jahreszeiten ihm bringt, und in den mannigfachsten Variationen schildert es darin den materiellen Nutzen, den Mensch und Thier aus diesem Wechsel ziehen, allein nur selten finden sich in diesen Liedern eigentliche Naturbeschreibungen.

Vereinzelt wie Blumen in einem Getreidefeld sind die hier und da eingewebten poetischen Landschaftsbilder, in denen der Frühling auftritt als eine „Jungfrau, schimmernd in dem Schmuck der Knospen", während die Vogelstimmen erwachen, das Säuseln der Trauerbirke, das Grünen der Espe, und die „Wonne der Baumblüthe", das Herz entzücken. In einem Volksliede, das die Jahreszeiten mit dem Leben eines jungen Mädchens vergleicht, finden sich höchst anmuthige Schilderungen von dem Erwachen und allmäligen Hinsterben der ganzen Natur:

„Nun ist's Sommer, ist es sonnig,
Lerchen zwitschern zu dem Brachpflug!
Nun ist Laub am laub'gen Baume,
Laub am Baume, Gras am Boden,
Grüne Kräuter auf der Aue,
Schwankt die Föhre längs den Fluren,
Wiegt die Birke sich im Bruche,
Leuchten Aepfel an den Aesten,
Leuchten Nüsse längs der Haide,
Blüht im Haus des Sanges Mägdlein!

Flieht der Sommer, folgt der Herbst nach:
Streift ein Stahl der Aue Kräuter,
Von der Flur die Föhr' ein Wasser,
Fällt ein Beil die Birke nieder,
Nimmt der Reif vom Ast die Aepfel,
Blitz die Nüsse von der Haide,
Und ein Mann dem Haus das Mägdlein."

In vielen Liedern preist das esthnische Volk die Macht des Gesanges und die Kunst des Dichtens; es vergleicht dieselbe gern mit der Arbeit des Webens und redet von „Liedergarnes Knäuel", von golden gewebten „Liederpelze" (laulo-kassuka)":

„Wo mir Liederweisen wurden,
Mir der Worte Ruder wurden,
Klanggespinnst gesponnen wurde,
Stand die Spill in dürft'ger Stube,
Voll der Wocken in Tara's Wohnung,
Garn des Aufzugs am Quell des Schöpfers,
An Maria's Thor zum andern,
In des Frühroths Schulhaus drittens."

In einem Volksliede, das in einer sehr lieblichen Melodie gesungen wird,

erzählt ein Hirtenbube, wie er in den einsamen Waldtriften zum Sänger geworden:

„Vöglein von geschmeid'ger Zunge,
Trugen Schall im spitzen Schnabel:
Singdrossel im Dorngesträuch,
Niftvögel im Nußgesträuch,
Schwälbchen in dem Schein der Sonne,
Spatzen unterm Schirm des Daches.
— Andre Weisen bot der Windhauch:
Regenrauschen das Gewölke,
Aus dem Meer klang dumpfes Murmeln,
Aus den Wogen Schall der Schlachten.
Sturmwind stieß in die Posaune,
In die Sackpfeif' Waldeswipfel."

Ein Liedchen, das man im Wierland bei der Ernte hört, mahnt in horazischer Weise die Schnitter: zu singen, zu lieben und sich des Lebens zu freuen, indem es auf dessen Vergänglichkeit hinweist:

„Dann wohl wirst du schweigen müssen,
Wann du unter schwarzer Erde,
Weilest zwischen weißen Brettern,
In des schönen Schreines Mitten!"

Lied und Gesang ist dem Esthen Eins, wie er auch nur das Eine Wort: laulma hat, um Beides zu bezeichnen. Fast Alle sind mit einem scharfen musikalischen Gehöre und einer guten Stimme begabt, leider aber wird die letztere dadurch verdorben, daß man schon die Kinder anhält, dieselbe möglichst anzustrengen, da laut singen für besonders schön gilt, wodurch die Stimmen frühzeitig etwas Kreischendes bekommen.

Die Melodien in ihrer ursprünglichen Einfachheit bekunden ein hohes Alterthum, die meisten sind nur ein rhythmisches Auf- und Niederbewegen innerhalb weniger Töne, nach Art der deutschen Kinderreime. Verhältnißmäßig wenige esthnische Volkslieder besitzen eine freiere und wechselnde Gesangsweise; die der Plaskau'schen Esthen wohl am meisten. Diese Melodien athmen jene tiefe Schwermuth, wie sie allem nordischen Gesange eigen ist, der gleichsam wie mit einem Trauerflore verhüllt ist. Die langgezogenen Töne, in denen einzelne derselben am Ende jeder Strophe ausklingen, verleihen ihnen den Zauber einer unnennbaren Sehnsucht.

So reich das Volk an lyrischen Dichtungen ist, so arm ist es dagegen jetzt an erzählenden Liedern. Es ist dies um so auffallender, als der benachbarte und ihm nahe verwandte finnische Volksstamm einen großen Reichthum an epischen Ueberlieferungen besitzt. Die spärlichen Ueberreste, die wir dagegen in Esthland finden, sind immerhin noch bedeutend genug, um auf eine an Sagen reiche Vorzeit schließen zu lassen. Das ganze Land war belebt von einer bunten Märchenwelt, ähnlich derjenigen, in die uns die Brüder Grimm in ihren Kinder- und Hausmärchen hineinversetzen. Wir finden Königsöhne, die auf Abenteuer in die weite Welt ausziehen und verzauberte Prinzessinnen aus dem Zauberschlaf oder aus der Gewalt des Drachen erretten, den Ritter Blaubart, eine schöne Melusine, Spinnerinnen, die aus Flachs Gold spinnen, Riesen, Zwerge

und Wassernixen, Wünschelruthen, Glückseier und andere Gaben, die ihre Wunderkraft verlieren, sobald der Besitzer davon plaudert. Jeder Hügel, jeder See, jeder Wald hatte seine Sage, und an den erratischen Felsblöcken sieht das Volk noch heute die Spuren, welche die Thaten seiner Riesen und Helden zurückgelassen.

Der Hauptheld der Sagenwelt ist der Kalewipoëg. der Herkules des esthnischen Volkes. Von ihm berichten noch einzelne Bruchstücke von Liedern und mehrfach haben fleißige Sammler versucht, diese Ueberbleibsel eines ursprünglich großartigen Epos zu sammeln und zu einem Ganzen zusammenzufügen. Der Kern der Sage ist in der Kürze folgender:

Es war einst ein Riese, Kalew genannt, der als König über Wierland herrschte. Der freite um eine Jungfrau Linda, die einem Birkhuhnei entsprossen und von so wunderbarer Schönheit war, daß Sonne und Mond, Wind und Wasser um sie warben. Sie aber verschmähte Alle und wählte den starken Kalew zum Manne. Es erwuchs ihnen ein zahlreiches Riesengeschlecht an Söhnen. Da starb Kalew in der Blüthe seiner Jahre und die Wittwe versank in untröstlichen Schmerz. Der Domberg in Reval wurde sein Grabhügel,

„Und der Rasen auf dem Grabe
Grünte bald von sammtnen Gräsern;
Nur des Todten Hals trieb Thaugras,
Seine Wangen rothe Blumen,
Seine Augen blaue Glöckchen,
Engelblumen seine Lider.“

Nach des Vaters Tode wird der Kalewipoëg geboren, als der stärkste unter den Kalewiden. Schon in seiner Jugend vollbringt er Wunder an Kraft und Kühnheit. Die Macht seines Gesanges aber ist so süß, daß das scheue Wild des Waldes sich zum Horchen versammelt, die Wipfel der Bäume sich neigen, des Elfenkönigs Tochter und die Nixen in den Quellen vor Entzücken weinen und daß die Nachtigall von ihm ihre süßesten Töne erlernt. So waren auch einstmals die Söhne zur Jagd ausgezogen. Die Mutter hütete sorglich das Feuer und bereitete für die Heimkehrenden das Mahl, als ein mächtiger finnländischer Zauberer sie, die nach des Gatten Tode alle Bewerbung zurückwies, mit Gewalt entführt. Die Götter aber erhören ihr Flehen und verwandeln sie in einen Felsen, der auf der Landstraße, die nach Reval führt, heute noch zu sehen ist. Die heimkehrenden Söhne finden die Mutter nicht mehr und all ihr Rufen und Suchen bleibt vergeblich. Da beschließen sie einmüthig in die weite Welt zu wandern, um den Spuren der Entschwundenen nachzuforschen.

Auf dieser Fahrt gelangt Kalewipoëg in eine einsame Waldschmiede, wo ihm ein Schwert von wunderbarer Kraft, an dem sieben Jahr gearbeitet worden, zu Theil ward. In Folge einer Frevelthat aber, die er im Uebermuthe seiner Kraft begeht, spricht der Meister, der die Waffe geschmiedet, einen furchtbaren Fluch über das Schwert aus. Nachdem der Kalewipoëg von dieser ersten Fahrt heimgekehrt ist, wird er durch das Loos zum Könige von Wierland erkoren. Er gründet vier große Städte, zu denen er das Bauholz mit eigenen Händen unter der Hilfe seiner Vettern, der Alewiden, der Sulewiden und der Olewiden, fällt und über den Peipus-See fährt. Nachdem dieses Werk vollbracht ist, läßt es ihm in der Heimath keine Ruhe; abermals zieht er aus, um nach der ver-

lorenen Mutter zu suchen. Zahllose Abenteuer hat er auf diesen Irrfahrten zu bestehen, er kämpft gegen Riesen und Zauberer, gegen tückische Kobolde und Wassergeister. Ein der Siegfriedssage analoger Zug ist sein Kampf mit einem solchen Wassermann, dem er seinen Hort an Gold und edlem Gesteine abringt, den derselbe in heimlichen Grotten verborgen hegte.

Immer aber treibt die Sehnsucht nach der Mutter ihn weiter und weiter über die Erde hin, und so gelangt er denn endlich, von seinem guten Schiffe Lennok getragen, nach der Funkeninsel, wo Feuer und Rauch aus den Bergen aufsteigen, während ein anderer Ströme siedenden Wassers hervorstößt. Die Sage meint hier offenbar Island, die ultima Thule der Alten. Dort findet Kalewipoëg das „Weltende“ und den Eingang zur Unterwelt.

Wie die Sage fast aller alten Völker ihre Heroen in das Schattenreich hinabsteigen läßt, gleichsam als gebe es auf dieser Erde nicht genug Schrecknisse für sie zu überwinden, so auch die esthnische Sage. Furchtbare Kämpfe mit Sarwik, dem Todtenfürsten, hat der Kalewipoëg dort zu bestehen, aus denen er aber, durch Zauberkräfte gestärkt, siegreich hervorgeht. In der Unterwelt findet er endlich die geliebte Mutter wieder, ein stummes, bleiches Schattenbild, das lautlos die Spindel dreht und nicht vermag, dem Sohne ein Wort zu sagen. Da erkennt er, daß sie nicht mehr unter den Lebenden verweile und unwiederbringlich für ihn verloren sei. Er zieht in die Heimath zurück; allein seine Freudigkeit ist dahin; er legt die Krone Wierlands nieder und zieht sich in die Waldeinsamkeit zurück. Da naht sich auch für ihn, gegen den weder Gewalt noch List etwas vermochten und der aus allen Kämpfen bisher stets siegreich hervorgegangen, das Verhängniß. Der Fluch erfüllt sich, der an seinem Schwerte haftet; beim Durchschreiten des Embaches schneidet die scharfe Waffe dem Helden beide Füße durch. Zu Tode verwundet sinkt er in den grünen Klee, den er roth färbt mit seinem Blute. Die Götter aber halten Rath, welches Amt sie ihm geben sollen; viele Tage dauert die Berathung, dann bestimmen sie ihn zum Wächter am Thore des Todtenreiches, wo er, durch Wunderkraft gefesselt, Wache hält bis auf den heutigen Tag. So oft er versucht, sich loszureißen, erzittern Meer und Erde; einst aber wird er wiederkommen und dann bricht für sein Land eine neue, glückliche Zeit an. So weit die Sage.

Der Blick in diese Sagen- und Liederwelt, die selbst in ihren geringen Ueberresten noch unverkennbar auf eine ursprünglich groß und edel angelegte Natur schließen läßt und welche noch dunkle Kunde von einer Zeit der Freiheit und des Besitzes bringt, die dem geistig und moralisch tief gesunkenen Volke längst entschwunden, ist überaus wehmüthig. Es ist wie der Blick in jenen geheimnißvollen See, aus dem fernes Glockengeläute leise hervorschallt, aus dem die Spitzen der höchsten Thürme heraufschimmern und anzeigen, wo ehedem die Stadt gestanden hat und versunken ist.

Ob sie einst wieder erstehen wird, in ihrer Kraft und Herrlichkeit, wer vermöchte es mit Sicherheit vorauszubestimmen! Jedenfalls aber möchte man im Interesse der Gerechtigkeit diesem Volke wünschen, daß es sich aufraffe, aus der Erniedrigung, in welche fremde und eigene Schuld es gestürzt haben.

Die Anfänge der Republik in Frankreich (1848).

Von

Karl Hillebrand.

I.

Am Morgen des 25. Februar 1848 war Frankreich ein Freistaat[1]). Während Tausende von Boten, Briefen und Zeitungsblättern die überraschende Nachricht in die Provinz trugen, wachte der siegreiche Aufstand noch immer in den Straßen der Hauptstadt, damit ihm der so unerwartet zugefallene Kampfpreis nicht etwa wieder entrissen werde. Wohl schien der Sieg ein vollständiger: der Feind war mehr als geschlagen, er war verschwunden, alle seine Stellungen von den Siegern besetzt; alle Enden des großen Staatsnetzes in den Händen ihrer Führer. Allein an's Ausruhen dachte Niemand, an's Entwaffnen noch weniger, und nach der durchtosten Nacht brachte auch der Morgen keine Stille. Noch immer jubelte die Orgie in den Tuilerien; das Frauengefängniß von Saint-Lazare hatte die Thore geöffnet und seine Bewohnerinnen durchzogen lärmend die Gassen am Arme ihrer raschgeworbenen Buhlen; bis in den hellen Tag hinein dauerte die Plünderung des Palais-Royal. Doch kam das Stehlen nur vereinzelt vor; hier und da ward wohl auch ein Dieb standrechtlich erschossen, wenn gerade ein oder der andere Republikaner zugegen war, dem die Unbeflecktheit seiner Sache am Herzen lag; der französisch-nervösen Zerstörungslust aber vermochte Niemand Einhalt zu thun. Spiegel und Hausrath, Gemälde und Statuen wurden zertrümmert, der Wein ausgegossen, wenn man selber dessen genug hatte; das Flintenknallen nahm kein Ende. Trunkene Scharen zogen nach dem Jagdhause von Raincy, in dem sich einst der Herzog von Orléans während der Juliwoche verborgen, nach dem Schlosse von Neuilly, wo ihn damals nach erfochtenem Siege die Königsmacher aufgesucht: beide wurden geplündert vom Keller bis zum Speicher, an beide das Feuer gelegt. Auch die naheliegende Villa Rothschild's und Villiers, ein Landhaus des Herzogs von Aumale, gingen in Flammen auf. Fast alle Eisenbahnstationen der Umgegend wurden verwüstet, die Brücken gesprengt, end-

[1]) Vgl. Deutsche Rundschau, Juli 1879.

lich sogar die Schienen aufgerissen. In den Vorstädten drangen die Arbeiter in die Fabriken, um ihren Muth an den verhaßten Maschinen zu kühlen; und vornehmlich waren die Drucker geschäftig, die Dampfpressen massenweise zu zertrümmern. Alle Erhebestellen für Accise und Brückengeld wurden zerstört, die Casernen gewaltsam erbrochen, die Waffen weggetragen, die Soldaten mit fortgerissen. Dasselbe stand den Gefängnissen bevor: schon zwei hatten ihre Insassen freigeben müssen; ein drittes, welches die gefährlichsten Verbrecher beherbergte, war bedroht. Auch kam bereits Methode in die Zerstörungswuth: im Stadthause selber ward der Vorschlag laut, „alle Residenzen, welche der Dynastie angehört, zu vernichten, damit auch die letzten Spuren der Monarchie verschwänden", und schon setzte sich die Menge gegen das Louvre in Bewegung. Hier wie in Versailles und Saint Cloud kamen die neuen Machthaber noch zeitig genug, um die historischen Paläste und die Kunstschätze zu retten. Auch die Kriegsvorräthe und den Artilleriepark zu Vincennes gelang es dem Secretär der Regierung, Flocon, zu sichern. Als er die hinausziehende Menge nicht zur Umkehr zu überreden vermochte, schloß er sich ihr an, und der Befehlshaber des Forts wußte ihn klug zu unterstützen, indem er den drohenden Scharen willig einige tausend Gewehre auslieferte, mit denen sie frohlockend in die Hauptstadt zurückzogen.

Ueberall sonst hatte die Regierung das Zusehen. Ihre flehenden Proclamationen verhallten wirkungslos; ihre Manifeste wurden nicht einmal gelesen, oder schon zerrissen. Umsonst gaben ihre Sendboten gute Worte, baten, man solle doch die ehemals königlichen Gebäude verschonen, dieselben seien ja jetzt Nationaleigenthum: den Leuten behagte es in den Palästen; zumal die Tuilerien leerten sich selbst dann nicht, als sie zum „Spital der bürgerlichen Invaliden" erklärt worden. Umsonst auch ersuchte man die Besatzungen der Barrikaden, ihre hindernden Wälle abzubrechen, um den Verkehr nicht länger zu hemmen; man könne ja die Baumaterialien zu beiden Seiten aufhäufen, um die Bollwerke der Freiheit sofort wieder aufzurichten, wenn's nöthig würde. Niemand gab solchen Bitten Gehör; recht im Gegentheil hatten sich in der Nacht überall neue Barrikaden erhoben, wurden die gestrigen weiter ausgebaut und befestigt. Auf dem Grèveplatz waren zahlreiche Kanonen aufgefahren, mit dem Schlunde gegen das Stadthaus gerichtet, bedient von Blousenmännern, die brennende Lunte in der Hand. Im Stadthause selber wogte die Menge noch immer auf und ab, von einem Saal zum andern, wimmelten die Höfe und Gänge von Bewaffneten, zechten und lärmten die Einen, während die Andern, von der Ermüdung oder dem Weine überwältigt, auf Tischen und Bänken schlummerten. Das Aufstandsheer gefiel sich darin, den Sieg auf der erfochtenen, oder doch ihm überlieferten, Wahlstatt zu feiern. Die Polizeipräfectur, deren sich einer der Verschwornen bemächtigt, drohte die Leitung der Dinge in der Hauptstadt auf eigene Faust, unabhängig von der Stadthausregierung, an sich zu reißen und warnte das Volk auf der Hut zu sein, ermahnte es dringend, „die Waffen nicht aus der Hand zu lassen, seine Stellungen und seine revolutionäre Haltung nicht aufzugeben: allzuoft schon sei es verrathen worden". Denn, wo rohe Genußsucht und wilder Zerstörungstrieb andere Gefühle aufkommen ließ, war nicht die

Freudigkeit, geschweige denn die Begeisterung der sonnigen Julitage von 1830, sondern düstrer Argwohn die herrschende Leidenschaft. Eine feindselige Stimmung, trübe wie das regnerische Februarwetter, beseelte die Sieger: sie fühlten, daß der Bürger heute nicht zu ihnen stand wie damals, und sie vermeinten, der so unverhofft, fast kampflos in ihre Hände gefallene Siegespreis könne ihnen auch jeden Augenblick wieder entwunden werden.

In der Regierung des Stadthauses, die noch immer tagte, herrschte ein ähnliches Gefühl der Unsicherheit; nur waren's nicht die besiegten Feinde, sondern die siegreichen Freunde, die man fürchtete. Nun man im Besitze der Macht war, wollte man auch darin verbleiben, und man wußte, daß schon andere Volksfreunde ungeduldig bereit standen, den Platz einzunehmen. Auch zeigten sich bereits, wie's zu gehen pflegt, von der verantwortlichen Stellung aus, die man erklommen, die Gefahren des eingeschlagenen Weges, für welche man draußen in seiner Unverantwortlichkeit kein Auge gehabt hatte. Um aber nicht weiter fortgerissen zu werden, als es lieb war, wünschte man natürlich die revolutionäre Episode so schnell als möglich zu schließen, den geängsteten Mittelstand zu beruhigen, die erregten Leidenschaften des Volkes abzuwiegeln, diesem die Waffen aus den Händen zu winden oder doch zum Schutze jenes Bürgerthums zu verwenden, das noch zu eingeschüchtert war, um sich selber zur Wehr zu setzen. Vor Allem galt's, die feiernde Menge wieder zur Arbeit zurückzuführen. In Gegenwart einer Schar bewaffneter Geheimbündler — Studenten, Literaten und Nationalgardisten — die sie argwöhnisch überwachten, nur durch eine Wand von einer andern Regierung getrennt, welche, bis an die Zähne bewaffnet, nebenan „im Namen des Volkes" ihre Sitzungen hielt, faßten die neuen Minister die dringendsten Beschlüsse, indem sie mit der linken Hand die Risse zu stopfen suchten, die sie mit der rechten in den Staatsbau schlugen. Dem Vorurtheil und dem Hasse ward die Municipalgarde geopfert, ohne Entschädigung entlassen, dem Elende preisgegeben, die bewährteste Truppe, die je in einem Lande Leben und Eigenthum selbstlos geschützt. Zugleich aber beantragte Lamartine — man sagt auf Eingebung jenes abenteuerlichen „General" Dubourg, der schon achtzehn Jahre früher in einer erborgten Uniform den selbsternannten Herrn des Stadthauses gespielt hatte — die Einrichtung einer beweglichen Bürgerwehr (garde nationale mobile), bestehend aus vierundzwanzig Bataillonen, die noch heute auf jeder der zwölf Bürgermeistereien der Hauptstadt angeworben werden sollten. Die anderthalb Franken täglicher Löhnung, der in Aussicht stehende wichtig-geschäftige Müßiggang, und die gefällige Uniform zogen Tausende blutjunger Leute aus dem Arbeiterstande an und machte aus gefährlichen Feinden der Ordnung treffliche Vertheidiger derselben: denn auch sie wurden nun mit einem Male conservativ wie die Herren im Stadthause. Zugleich lockte ein anderes Decret, das sämmtliche großjährigen Bürger in die ständige Nationalgarde (garde nationale sédentaire) berief, die seit zwei Tagen verschwundene Bürgerwehr wieder an die Sonne: denn bis die neuberufenen Kameraden aus dem Arbeiterstande gekleidet, regelmäßig bewaffnet und organisirt waren, hatte es Zeit.

Nicht alle Beschlüsse, welche die provisorische Regierung in jener ersten Sitzung faßte, hielten sich in diesen Schranken staatsmännischer Klugheit. Sie

ließ sich nur zu bald mehr als eine Maßregel abtrotzen, welche die Zukunft nicht wenig gefährdete und sie selber weiter führen mochte, als sie es gewollt. Eine unterschiedslose Freilassung aller politischen Gefangnen schuf den neuen Machthabern ein Heer lästiger Aemterbettler, ja Nebenbuhler, bald auch Feinde, die in unzähligen Clubs ihre Gegenregierungen aufthaten. Und kaum war dies Decret erlassen, die Verkünder desselben noch nicht draußen angelangt — denn jedes Zugeständniß derart ward sofort der belagernden Menge zur Beschwichtigung mitgetheilt — als auch schon neue Volkshaufen aus dem überfüllten Platz in's überfüllte Haus drangen, wo denn freilich die sich begegnenden Massen, indem sie die eigene Bewegung hemmten, dem Ministerrathe eine kurze Ruhe gewährten. Endlich aber gelang es doch einer der bewaffneten Deputationen, die einander wie im Meere Well' auf Welle folgten, bis in den Sitzungssaal zu dringen. Und sie war nicht so wohlfeil abzuspeisen als die vorhergehenden. Ungestüm verlangte der erregte Sprecher, der sie führte, angehört zu werden und ließ den Gewehrkolben dröhnend zu Boden fallen, als man ihm auszuweichen suchte. Was er will, ist die Verkündigung des „Rechtes zur Arbeit", die „Organisation der Arbeit". Es war dies der Titel einer L. Blanc'schen Schrift, deren Worte soviele Köpfe berauscht hatten, die dem darin enthaltenen Gedanken, so ärmlich er war, kaum zu folgen im Stande sein mochten. Wohl weigerte sich Lamartine entschieden, die unheilschwangere Principienerklärung zur seinigen zu machen; wohl sahen auch seine Collegen, mit Ausnahme Blanc's, welche Gefahr darin lag und standen zu ihm in seiner Bedrängniß; allein umsonst versuchte er seine Zauberkünste an dem trotzigen Blousenmanne. „Genug geschwatzt," rief Dieser ungeduldig, indem er von Neuem den Kolben drohend aufstieß. Lamartine gab nach und bat den Unbändigen selber den Entwurf des geforderten Decretes aufzusetzen. Der Mann versuchte denn auch seinen nebelhaften Gedanken eine Form zu geben, mußte aber bald von dem schweren Beginnen abstehen und begehrte wieder hastig auf: zugleich wurden auch seine Begleiter immer lauter. So that man ihnen denn ihren Willen. Es ward ein Beschluß entworfen, und von allen Ministern unterzeichnet, wodurch „die provisorische Regierung der französischen Republik sich verpflichtete (s'engage) den Arbeitern die Existenz durch die Arbeit zu gewährleisten (garantir) und allen Staatsbürgern Arbeit zu sichern, das Recht der Arbeiter anerkannte, sich untereinander zu verbinden, um zum Genusse des rechtmäßigen Gewinnes ihrer Arbeit zu kommen, und den Arbeitern zurückgab, was ihnen gehörte, die fällige Million der Civilliste."

Besser widerstand man einer folgenden Kundgebung, die zwar ein weniger verfängliches Princip aufstellte, aber ein greifbares Symbol forderte, das lebhafter zu den Sinnen sprach und bei einer Nation, die sich leichter von Worten als von Gedanken erschrecken wie begeistern läßt, gefährlicher war als selbst jener abstracte Grundsatz mit seinen bedenklichen Folgerungen. Der ganze Auftritt war offenbar mit größtem Bedacht vorbereitet, wie denn überhaupt allen Kundgebungen dieser Tage ein Gepräge des Künstlich-Gemachten aufgedrückt ist, das sie in einem ganz andern Lichte erscheinen läßt als die der Juli- und Octobertage von 1789 oder „der großen Woche" von 1830, wo wenigstens das Heer des Aufstandes, wenn nicht die Führer, ganz unbefangen handelten. Schon in

der Frühe hatte man die Leichen der Gefallenen in's Stadthaus gebracht und in jener Salle Saint-Jean ausgestellt, in der einst die Commune getagt, in der sie und der Wohlfahrtsausschuß am 9. Thermidor ihr Schicksal erreicht hatte. Ein Priester wachte bei den Todten und sprach die Gebete, während die Aerzte beschäftigt waren, sie für das in Aussicht genommene feierliche Begräbniß einzubalsamiren. Den ganzen Tag über wurden, um das Schauspiel noch ergreifender zu machen, Leichen aus den Krankenhäusern, ja sogar die Aeser von Pferden herbeigeschleppt, welche dann auf dem Grèveplatz in Reih und Glied nebeneinander gelegt wurden. Durch diese schreckhafte Gasse wälzte sich eben wieder ein neuer Strom nach dem Stadthaus, so voll, so mächtig, daß er Alles vor sich niederwarf. Rothe Fahnen und Schleifen, rothe Cocarden und Armbänder zeichneten die Herannahenden vor der übrigen Menge aus und ihrem Anprall widerstand Nichts: schon drangen die Vordersten bis in den Sitzungssaal der Regierung. Ihnen warf sich Lamartine muthig entgegen, ließ ihren lärmenden Sprecher kaum zum Worte kommen, der die Annahme der rothen Farbe als der Nationalfarbe forderte und auf der Stelle befriedigt sein wollte. Nie strömte die Rede voller, überzeugender aus der Brust des schönen Mannes, der keine Taste unberührt ließ. Schmeichelnd, warnend, drohend; witzig auch, wo es galt plötzliche Einsprüche abzuschlagen, die in der Menge laut wurden, schien der Dichter heute über sich selbst hinauszugehen, und — es gelang ihm die Leute zum Nachgeben, zur Umkehr zu bestimmen. Draußen aber begnügte man sich nicht mit dem schwachen Wiederhall der mächtigen Worte. So wohlfeilen Kaufes sollten die „Aristokraten“ da drinnen nicht davon kommen, welche die Republik zu Gunsten der Bourgeois „escamotiren“ wollten. Ein wildes Geschrei erhob sich, Gewehrsalven erschütterten die Luft, ein neuer Andrang der furchtbaren Masse schien selbst die Mauern des alten Gebäudes erschüttern zu wollen. Fünfmal trat Lamartine an's Fenster um die aufgeregten Wogen zu besprechen. Umsonst warf der schon halbfiebernde Lagrange — er war zum Gouverneur des Stadthauses ernannt worden — seine heiseren Worte in den Sturm: man war seiner Stimme gefolgt, so lange sie zum Aufstand rief; nun sie zur Ruhe mahnte, verhallte sie machtlos. Wirren Haares, stieren Blickes, schweißtriefend, rannte er vom Einen zum Andern in seinem pulvergeschwärzten Kittel, Pistolen im Gürtel, den Säbel in der Hand, ein Bild des Wahnwitzes, dem er anheim fallen mußte, sobald er rathlos und ohnmächtig vor dem Feuer stand, das er geschürt. Es mochte vier Uhr sein, als Lamartine endlich die Treppe hinunter mehr sich tragen ließ als ging und sich Leib an Leib gegen die brandende Menge stellte. Von einem halbzerbrochenen Rohrstuhle herab, den ihm Jemand vor's Thor schob, fielen seine Orpheusworte auf die erregten Gemüther: er pries den Heldenmuth, die Hochherzigkeit des Volkes, das die Tyrannei gestürzt ohne sich zu beflecken, das einmüthig zusammen gestanden gegen die Willkürherrschaft und dem man, da Alles nur Eintracht athme, Alles sich in der einen Liebe zum einen Vaterland begegne, das Zeichen der Zwietracht und des Hasses, die Standarte des blutigen Standrechtes in die Hand drücken wolle, eine Fahne, deren traurige Berühmtheit sich darauf beschränke, „im Jahre 91 im Blute des Volkes um das Marsfeld geschleppt worden zu sein, während die drei

Farben die Welt mit dem Namen, dem Ruhm und der Freiheit Frankreichs umzogen hätten." Die Menge war bewegt: es lebe Lamartine! scholl es aus mehr als einem Munde. Schon glaubte er gesiegt zu haben, als die Rädelsführer, die sich auf dem Punkte sahen ihr Spiel zu verlieren, unterm Rufe „Nieder mit dem Aristokraten" mit Bajonett und Pike auf ihn eindrangen. Da zeigte sich plötzlich neben ihm auf dem Stuhle ein zerlumpter, blutbefleckter Bettler, schloß ihn in seine Arme, bedeckte ihn mit Küssen, zeigte ihn dem Volke als den Gottgesandten, und — aller Widerstand hörte auf vor diesem Schauspiel, das die Vermählung des patriotischen Geistes- und Geburtsadels mit dem Volke zu versinnbildlichen schien. Unter'm Jubel der Tausende ward die Tricolore wieder aufgehißt und nach achtstündigem Ringen schien die Sache der Ordnung, welche die drei Farben vorstellten, noch einmal gerettet. Zugleich erschienen, während der Grèveplatz sich allmälig leerte, 600 Jünglinge der Militärschule von St. Cyr (bei Versailles), die der Regierung ihre Dienste anboten und mit den schon anwesenden Polytechnikern eine ansehnliche, wohl bewaffnete und wohl einexercirte Leibwache bildeten. Ein alter Militär wurde an Stelle Lagrange's, der, nun ganz eine Beute des Wahnsinns, in's Krankenhaus getragen worden, zum Commandanten des Stadthauses ernannt. In den Höfen zündete man Feuer an, um die sich die jungen Leute lagerten, die benachbarten Speisehäuser mußten ihnen auf Requisition die Abendmahlzeit liefern und endlich konnte die Sitzung des neuen Ministerrathes, welche seit dreißig Stunden dauerte, aufgehoben werden. Eine letzte Proclamation — der zweiundsechzigste Erlaß seit dem Regierungsantritt — legte noch einmal dem Volke Ruhe und Vertrauen an's Herz: „Nicht Wochen verlangen wir von der Hauptstadt und dem Volke um eine volksthümliche Regierung einzurichten und die Ruhe wiederzufinden, welche die Arbeit erzeugt. Nur noch zwei Tage und die öffentliche Ruhe soll vollständig hergestellt sein; noch zwei Tage und die Freiheit soll unerschütterlich begründet sein; noch zwei Tage und das Volk soll seine Regierung haben."

Leichteren Stand als das Stadthaus hatte die Polizeipräfectur in ihren Bemühungen um Wiederherstellung der Ordnung gehabt. Dort hatte sich am vorhergehenden Abend ein Handelsreisender und alter Getreidehändler, Namens Marc Caussidière, eigenmächtig, oder doch nur unter Genehmigung der Verschwornen der „Réforme"-Redaction mit seinem Genossen Sobrier eingerichtet und trotzte hier wie sein auf dieselbe Weise eingesetzter College vom Postamt, Etienne Arago, des Astronomen und Marineministers jüngster Bruder, der provisorischen Regierung des Stadthauses, welche, mit Ausnahme Ledru-Rollin's, sowie der beiden Secretäre Louis Blanc und Flocon, aus Männern des gemäßigteren „National" bestand. Beide aus dem Stegreif zu hohen Beamten gemachten Revolutionäre zeigten mehr Energie und Gewandtheit als ihre Nebenbuhler im Stadthaus, über die sie freilich den Vortheil hatten, eine ungetheilte Dictatur auszuüben und von dem „Volke" weniger belästigt zu werden. Etienne Arago, der die Ernennung Bethmont's zum Generalpostmeister einfach ignorirte, gelang es schon am Morgen des 25. alle Couriere wieder richtig abzusenden, während Caussidière sofort seine Mitverschworenen und Barrikadenkämpfer in der

Rue de Jerusalem um sich scharte und militärisch organisirte. Als der von der Stadthausregierung ernannte Polizeipräfect, Dr. Recurt, am 25. früh erschien um von seinem Amte Besitz zu nehmen, ward er ohne Weiteres abgewiesen; denn Caussidière war keineswegs gewillt, seine schöne Stelle so wohlfeilen Kaufes Preis zu geben. Umsonst kam noch am folgenden Tage (26.) der neue Bürgermeister von Paris, dem die Polizeipräfectur amtlich untergeordnet sein sollte, um ihn zum Rücktritt zu bewegen; er blieb und man mußte ihn am Ende wohl oder übel in seinem selbstergriffenen Amte bestätigen. Vierzehn Tage später ward er denn auch förmlich zum Polizeipräfecten ernannt. Er hatte seine Amtsthätigkeit sehr ernst genommen, und die Arbeit war um so größer, als eine heftige Krankheit seinen Genossen und Vertrauten Sobrier schon vom zweiten Tage an ferne hielt. Er ließ sofort in der Provinz Getreide ankaufen, die Canäle in Stand setzen, den Bäckern das mangelnde Brennholz zuführen und sicherte so der Hauptstadt wenigstens ihr Brot. Auch brachte er's endlich gegen Samstag Abend (26.) dahin, die noch immer unversehrten Barrikaden, welche den Weg nach den Hauptmärkten versperrten, doch zum Theile abzuräumen; und am Sonntag (27.) war die Stadt, wenn auch nicht wieder gepflastert und fahrbar, so doch wenigstens den Fußgängern zugänglich. Wichtiger war es, nach Auflösung der trefflichen Municipalgarde, eine Sicherheitswache zu schaffen: denn noch zitterten alle Bürgersleute hinter ihren wohlverschlossenen Läden. Schon in der ersten Nacht (24.—25.) hatte Caussidière seinen Mitverschworenen Cheen mit der Anwerbung von 600 Blousenmännern betraut. Bald waren sie auch, in vier Compagnien mit revolutionären Namen, als la Montagnarde, le Saint-Just u. s. w getheilt, schlagfertig. Nur wer eine politische Verurtheilung aufweisen oder wer darthun konnte, daß er auf den Barrikaden mitgefochten, ward gegen eine tägliche Löhnung von 2¼ Franken zugelassen, und die „Montagnards", wie sie der Volksmund nannte, machten im Ganzen ihres Schöpfers Wahlspruche, „Ordnung durch Unordnung", alle Ehre.

II.

So ganz beschworen, wie die Regierenden es glaubten, war indeß der Sturm doch noch nicht; denn im selben Augenblicke, wo sie sich endlich nach Erlaß ihres flehentlichen Manifestes getrennt und zur Ruhe begeben hatten, gingen die Rädelsführer der mißglückten Bewegung für die rothe Fahne bereits mit dem Plane um, diese Bewegung zu erneuern und sich des Stadthauses um jeden Preis zu bemächtigen. Die Berathung fand zu später Stunde im Tanzlocale des Prado statt, wo sich sofort ein Club — der erste von unzähligen — aufgethan hatte. Schon war die Sache beschlossen, als Blanqui erschien, dessen Ansehen und Einfluß in den geheimen Gesellschaften damals noch allmächtig war. Er war sofort aus dem Privat-Krankenhause herbeigeeilt, worin ihm schon längst gestattet worden war seine lebenslängliche Gefängnißstrafe abzubüßen. Ein Gang durch die Stadt hatte genügt seinem Kennerblick die Aussichtslosigkeit jedes weiteren Angriffs zu offenbaren: die Ebbe war eingetreten und nur die Fluth konnte ihn und die Seinen in den Hafen tragen. Das Erscheinen des Wiederauferstandenen ward lärmend begrüßt und seine Worte verfehlten ihre Wirkung

nicht. „Frankreich sei keineswegs republikanisch, meinte er. Die Revolution, die stattgefunden, sei eine glückliche Ueberrumpelung gewesen: Nichts weiter. Wenn man jetzt losschlüge, so würde man nur die Provinz und die Bürgerwehr aufbringen. Besser sei's, die Herren im Stadthause sich selber verbrauchen zu lassen, und mittlerweile Alles vorzubereiten." Die meisten der Leute sahen die Wahrheit dieser Bemerkungen wohl ein und gaben nach: allein es gab Andre draußen, zahlreichere, freilich auch unschädlichere, die es nicht auf einen Handstreich absahen und denen die Fahnenfrage kein Vorwand war sich in Besitz der Macht zu setzen, sondern ein wichtiger Selbstzweck. Ihnen gelang es Louis Blanc für sich zu gewinnen, der ihr Anliegen bei seinen Collegen zu befürworten versprach. So sah denn der Morgen des 26. (Sonnabend) den Grèveplatz wieder dichtgedrängt von Bewaffneten, Lärmenden, über deren Häuptern hunderte von rothen Fahnen flatterten und diesmal war etwas mehr Ordnung in der Sache als Tags zuvor; man schrie und knallte zwar auch, aber man drängte nicht, versuchte keinen Sturm gegen das Stadthaus: hatte man doch seinen Sprecher drinnen und die Realisten des Aufstandes hielten sich ferne, wie ihr Führer es ihnen gerathen. Die Discussion im Schoße der Regierung war lebhaft: Louis Blanc stand allein nicht nur gegen seine besonderen Gegner Lamartine und Garnier-Pagès, nicht nur gegen die „Moderantisten" wie Carnot und Goudchaux, sondern auch gegen seine persönlichen Gönner Arago und Dupont (de l'Eure), ja gegen Ledru-Rollin selber, dem Hauptvertreter des Jacobinismus im Schoße der Regierung; allein er war zähe, wich keinen Fuß breit und das Flintengeknatter seiner Freunde draußen tönte dazwischen hinein, wie ein gar unwiderlegbares Argument. So kam man denn zu einem Compromiß, man behielt die drei Farben bei, aber in der Reihenfolge, wie sie zu Zeiten der ersten Republik gewesen; man behielt den gallischen Hahn — „dies verehrte Zeichen, unter dem die Republik von 1792 gegründet, das in den ruhmreichen Julitagen wieder aufgenommen worden" — aber unter ihm sollte die rothe Schleife flattern und alle Behörden sollten die rothe Cocarde tragen „als Andenken der Dankbarkeit für die letzte That der Volksrevolution." Das befriedigte denn die Menge draußen, wenn auch nicht alle: denn ein auf rothem Papier gedrucktes Manifest der Unzufriedenen erklärte sofort: „Das Volk habe die rothe Farbe auf den Barrikaden aufgesteckt; man solle nicht versuchen sie zu brandmarken; roth sei sie nur von edlem Blute, welches Volk und Bürgerwehr vergossen. Sie flattere leuchtend über Paris. Sie muß beibehalten werden. Das siegreiche Volk wird seine Flagge nicht streichen." Der Aufruf blieb jedoch ohne Wirkung: man war des Thema's müde und hatte schon begonnen, ein anderes zu variiren, das der endgiltigen Erklärung der Republik.

Während in der That die Regierung drinnen ein Decret nach dem Andern erließ, worin sich ein edler Idealismus und knabenhafte Spielerei, ein Haschen nach theatralischer Wirkung und ehrlicher Wahnglaube verbanden, mischten und folgten, sann man draußen schon wieder auf neue Forderungen. Wohl vernahm man mit Befriedigung jeden der Beschlüsse, welche sofort vom Fenster aus verkündet wurden: bald, daß die Adelstitel abgeschafft, ihr Tragen sogar verboten, die Anrede „Bürger" und „Bürgerin", statt der aristokratischen „Monsieur" und „Madame" eingeführt sei, daß alle Straßen, Anstalten, Gymnasien republikanische Namen

erhalten, auf allen Plätzen Freiheitsbäume gepflanzt, an alle öffentlichen Gebäude die Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ geschrieben werden sollten; bald aber auch, daß auf Staatskosten Werkstätten für die Arbeitslosen eröffnet, oder daß die Eidleistung der Beamten, die Septembergesetze gegen Preßfreiheit und Versammlungsrecht, die in den Colonien noch immer bestehende Sclaverei, endlich auch die Todesstrafe für politische Verbrechen abgeschafft seien. Zugleich aber mit diesem letzten und schönsten Beschlusse, der die Nation über die mögliche Wiederkehr einer Schreckensherrschaft zu beruhigen bestimmt war, mußte auch dem Pariser „Volke“, das achtzehn Jahre vorher einen ähnlichen Vorschlag zur Rettung der Minister Karl's X. durch seine drohende Haltung zum Scheitern gebracht hatte, das Zugeständniß gemacht werden, das es stürmisch verlangte: es mußte die Republik von 1793, deren Verbrechen man verleugnete, als zu Recht bestehend anerkannt, und so dem Lande das Selbstbestimmungsrecht benommen werden, das man ihm vorgestern noch besonders vorbehalten hatte: wo nicht, so erklärte Raspail, ein volksthümlicher Doctor aus Lyon, im Namen der wartenden Menge, würden die Barrikaden nicht geräumt werden. So mußte denn Lamartine wiederum an's Fenster treten um zu erklären, daß fürder keine Art von Legitimität — außer der der Republik — anerkannt werden solle. „Das Königthum unter jedweder Form, so lautete der Erlaß, den er vorlas, ist abgeschafft. Die provisorische Regierung hat alle nöthigen Maßregeln getroffen um die Rückkehr der alten Dynastie und das Aufkommen irgend einer neuen unmöglich zu machen. Die Republik ist ausgerufen.“ Gegen solche Vorausbezahlung war es ihm dann auch erlaubt, die Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen zu verkünden. Wie aber das Pariser „Volk“ diese seiner Leidenschaft gesetzte Schranke um jenes Zugeständnisses willen hinnahm, so bestätigte das Land, wenn auch nur vorläufig, jenes Zugeständniß um dieser Schranke willen.

Auf den nächsten Tag (Sonntag den 27.) ward die feierliche Verkündung — die dritte in vier Tagen — anberaumt und in dem Decrete, welches diese Feierlichkeit anzeigte, erschienen zum ersten Male die Namen der nicht im Abgeordnetenhause berufenen Louis Blanc, Armand Marrast, Flocon und Albert (des Arbeiters) in bunter Reihe mit denen Dupont's (de l'Eure), Arago's, Lamartine's, Marie's, Crémieux', Ledru-Rollin's und Garnier-Pagès' vermischt, als gleichberechtigte „Mitglieder der provisorischen Regierung“, während bis dahin, wenn auch auf L. Blanc's Drängen die Bezeichnung als Secretäre schon am zweiten Tage verschwunden war, doch immer noch die Namen der vier Nachgekommnen und Portefeuillelosen, durch einen Absatz von den andern getrennt, als Anhängsel erschienen waren. Das Verdienst den Männern, die der Volksvertretung nicht angehörten, mittelst der Künste des Schriftsetzers einen Platz in der Regierung Frankreichs erobert zu haben, kam Louis Blanc zu. Gegen zwei Uhr Nachmittags sah man die provisorische Regierung sich nach glücklicher Beendigung der erneuten Wort- und Principienkämpfe, welche den ganzen Vormittag ausgefüllt, aus dem Stadthause nach der Julisäule richten, wo die Feierlichkeit stattfinden sollte. Hunderttausende von Menschen wogten durch die noch immer kaum gangbaren Straßen. Auf dem Bastillenplatz angelangt, stellten sich die durch dreifarbige Schärpen und rothe Schleifen ausgezeichneten Minister um das Piedestal der Säule auf. Es sprachen Crémieux und Arago, der den greisen

Vorsitzenden der Regierung, Dupont (de l'Eure), der Menge vorstellte: „Bürger, achtzig Jahre eines reinen, patriotischen Lebens reden zu Euch.“ Dann ward das Decret verlesen und tausendstimmiger Jubel begrüßte die Verkündung der Republik, worauf sich der ungestüme Zug vor den neuen Herrschern vorbeibewegte: zuvörderst Bürgerwehr zu Fuß und zu Pferde, dann die obersten Behörden und kirchlichen Würdenträger, die Schüler von St. Cyr, endlich unterm Gesange des ça ira die Compagnie der Sansculotten und zahlreiche andere Vereine und Brüderschaften. Schon dauerte das Défilé fast zwei Stunden, als die Minister aufbrachen, um den Rest des aufgestellten Heeres vorübergehend zu mustern und sofort brach die Menge einige der noch ragenden Barrikaden ab um den Durchzug zu erleichtern. Der Kriegszustand schien beendet, der Frieden wieder hergestellt: aber war's auch mehr als Schein?

III.

Während so die neuen Machthaber sich ihre Anerkennung seitens des hauptstädtischen Aufstandsheeres erbetteln mußten, schloß sich das Land ohne Zögern der einzigen Gewalt an, welche, bei der drohenden Auflösung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, sich als Anhaltspunkt für die Neubildung einer solchen Ordnung darbot; und es feilschte nicht um Namen und Zeichen, so lange sie ihm nur das Wesen zu wahren versprach. Selbst die in manchem Sinne so berechtigte, von der Mehrzahl der Nation so begeistert aufgenommene Revolution von 1830 hatte mehr Widerspruch gefunden als diese, Allen unwillkommene, durch Nichts gerechtfertigte Ueberrumpelung, welche einer gänzlich wurzellosen Autorität ein unerwartetes Ende bereitet hatte. Alles beugte sich vor der vollendeten Thatsache. Das Beamtenthum bot durch das Organ des Staatsraths und der Oberrechnungskammer, die Justiz durch dasjenige des obersten Gerichtshofes, die „Universität“ durch die höchsten wissenschaftlichen und Lehr-Anstalten der Hauptstadt, die Finanz und der Handel durch die Bank von Frankreich, die Pariser Handelskammer und das Haus Rothschild, der extemporirten Regierung ihren Beistand an im schwierigen Werke die Ordnung wieder herzustellen. Die Provincialbehörden folgten selbstverständlich sofort dem Beispiele der Centralbehörden: Präfecten und Unterpräfecten, Appellhöfe und Tribunale, Municipal- und Generalräthe, Handelskammern und Facultäten wetteiferten in Anerkenntniß der neuen Gewalt, an welche sich der besitzende Bürgerstand wie an den einzigen Retter in der Noth anklammerte, als die Massen der großen Städte, dem Beispiel der Pariser folgend, Eigenthum und Ordnung bedrohten. Hatten die Arbeiter in Lyon doch schon am 26. Februar das Zerstörungswerk begonnen, die Arbeitshäuser, in denen sie Nebenbuhler sahen, in Brand gesteckt, tausende von Webstühlen zertrümmert, die armen Kinder und Frauen vertrieben, wie sie überall die fremden Arbeiter verjagten. Auch die Befestigungswerke der Croix-Rousse fielen unter ihren Händen und meuterisches Militär gesellte sich zu ihnen. Aehnliches fand in Lille, namentlich aber in Rouen statt, das die Arbeiter thatsächlich vier Wochen lang beherrschten. Und selbst wenn die Bürger und Bauern in der provisorischen Regierung keine Beschützerin gegen die aufgeregten städtischen Massen, sondern die Urheberin

aller drohenden oder schon ausgebrochenen Unordnung gesehen hätten, so wäre doch an einen Widerstand oder eine unmittelbare Reaction des Landes gegen die unliebsame Ueberraschung um so weniger zu denken gewesen, da es an einem Mittelpunkte fehlte, um den man sich hätte sammeln können; denn die Dynastie hatte sich ja selber aufgegeben; sobald aber die Hand, welche alle Fäden des Staates leitete, dieselben losließ, fielen sie alle wie leblos zu Boden; und der Erste, der sie wieder auffaßte, konnte sie von Neuem zerren und lenken, wie ihm beliebte, — so lange kein Dritter kam, der sie ihm wieder aus der Hand wandte.

Auch das Heer fügte sich ohne Widerrede der neuen Gewalt; denn ein oberster Kriegsherr war nicht mehr da, und das Vaterland, dem man den Dienst nicht verweigern konnte, ward nur noch von den Männern dargestellt, welche sich mit der Hilfe und Erlaubniß des hauptstädtischen Pöbels der Regierung bemächtigt hatten. Schon am Abend des 25. Februar hatten sich ihr die Generale Bedeau und Lamoricière zur Verfügung gestellt. Selbst die Marschälle, welche dem Bürgerkönige am persönlichsten und eifrigsten gedient hatten, Soult, Sebastiani, Bugeaud, boten nach kurzem Besinnen ihre Dienste an: „Die Ereignisse, die vorgefallen, schrieb der Letztere am 28. Februar, die Nothwendigkeit der allgemeinen Einigkeit um die Ordnung im Innern und die Unabhängigkeit nach Außen zu wahren, machen es mir zur Pflicht, der Regierung, die eingerichtet worden ist, meinen Degen zur Verfügung zu stellen." Alle Oberofficiere blieben auf ihrem Posten und nahmen die Befehle des neuen Kriegsministers, General Subervic, an. „Officiere und Soldaten," lautete der Tagesbefehl Graf Castellane's, welcher die Militärdivision in Rouen befehligte, „Ihr seid Eures Eides gegen die gefallene Regierung entbunden. Eine provisorische Regierung ist eingerichtet worden; die Republik ist eine vollendete Thatsache. Scharen wir uns um die provisorische Regierung im Interesse der öffentlichen Ordnung und der nationalen Unabhängigkeit." Selbst in Algier, wo 100,000 Mann standen und wo die Nachricht vom Geschehnen am 27. Februar eintraf, erhob sich kein Finger für die Herrscherfamilie, welche achtzehn Jahre lang allen Ruhm und alle Gefahren der afrikanischen Armee getheilt, welche mit dieser Armee so innig verwachsen zu sein schien, daß man sie sich kaum ohne Prinzen des Hauses Orléans denken konnte. Unterwarfen sich doch die Königssöhne selber, welche das Heer und die Flotte befehligten, ohne Zögern den Männern, die sich an ihres Vaters, ihres Neffen Stelle gesetzt. „Nichts ist an unseren Pflichten gegen Frankreich geändert," so schloß der Generalgouverneur Algeriens, der junge Herzog von Aumale, der Besieger Abdelkader's, das Manifest, mit dem er der Colonie und dem Heere die Bildung der provisorischen Regierung anzeigte. „Die Bevölkerung und die Armee erwarten in größter Ruhe die Befehle des Mutterlandes." Am 2. März verkündete er selber die Ausrufung der Republik und am nächsten Morgen trat er mit seinem Bruder, dem Flottencommandanten Prinz Joinville, die Reise nach Gibraltar und England an, nachdem er die baldige Ankunft seines Nachfolgers angezeigt. Denn die provisorische Regierung hatte den Generalmajor Cavaignac, den Sohn des Conventsmitgliedes Jean-Baptiste und Bruder des Julikämpfers Godefroy Cavaignac, einen noch jugendlichen Officier (geb. 1802),

den nur seine republikanische Geburt zu solcher Gunst empfohlen, zugleich zum Generallieutenant — oder vielmehr vom Brigade- zum Divisionsgeneral befördert; die Titel der ersten Revolution mußten ja wieder hergestellt werden — und zum Generalgouverneur von Algerien ernannt. General Changarnier, welcher der Dynastie so gut wie Alles dankte, folgte den Prinzen nicht, sondern übernahm das Interim des Gouvernements, bat aber zugleich um den Oberbefehl über die „meistbedrohte Grenze" des Mutterlandes. „Die Gewohnheit Truppen zu manövriren, sagte der bescheidene Mann, das Zutrauen, das mir dieselben schenken, eine Erfahrung, die durch ernste Studien erleuchtet ist, eine leidenschaftliche Ruhmesliebe, der Wille und die Gewohnheit zu siegen, würden mir zweifelsohne erlauben alle meine Obliegenheiten mit Erfolg zu erfüllen." (Brief vom 3. März.)

Beeilten sich alle von der Centralregierung abhängigen Behörden ihre Unterwerfung anzuzeigen, so ging die einzige Macht, welche noch, trotz der Ernennung und Zahlung durch den Staat, ihre Selbständigkeit diesem gegenüber zu wahren gewußt, ging die Kirche einen Schritt weiter: sie begrüßte den siegreichen Aufstand als eine Befreiung von unerträglichem Joche. So wenig nützte jetzt dem König seine späte Annäherung und Versöhnlichkeit: genug, er hatte der Fordernden nicht Alles bewilligt, ihr nicht das Unterrichtswesen bedingungslos ausgeliefert: das wurde schon als Tyrannei empfunden und jede Neuerung willkommen geheißen, die weitere Zugeständnisse zu versprechen schien. Und zum ersten Male in den Jahrbüchern der Revolution zeigte sich der Aufruhr, der die königlichen Paläste zerstörte, schonend, ja achtungsvoll vor den Gotteshäusern, bot der Geistlichkeit die Hand, welche dieselbe denn auch beeifert ergriff. Bereits am Sonntag Abend (27.) nach der feierlichen Verkündung der Republik am Fuße der Julisäule, brachte der päpstliche Nuntius der Regierung seine Glückwünsche; und überall in diesen Tagen, wo die Freiheitsbäume an jeder Straßenecke gepflanzt wurden, holte sich das Volk die Priester des Sprengels, um die republikanischen Embleme zu weihen und segnen, wurde in allen Kirchen das Te Deum salvam fac rempublicam angestimmt. Hatte doch der Erzbischof von Paris, derselbe Msgr. Affre, den der König als einen Gallikaner und Jesuitenfeind begünstigt und in seine einflußreiche Stellung eingeschoben hatte, schon am Abend des 24. Februar allen seinen Pfarrern Weisung gegeben Messen für die „Opfer" des Tages zu lesen; jetzt empfahl er allen den Befehlen der provisorischen Regierung nachzukommen und auf allen Kirchen und Kapellen die Fahne der Republik aufzuziehen. In einem Hirtenbriefe vom 3. März verherrlichte er das Volk von Paris als den „neuen Simson", der das Gebäude der Zwingherrschaft eingestürzt und wies aus der Geschichte nach wie die Republik überall der Freiheit der Kirche günstig sei. Dieselbe Saite berührte der ultramontane Fanatiker, Cardinal Bonald, der das Erzbisthum von Lyon inne hatte, als er meinte (27. Februar), „die Fahne der Republik" werde sich ja auch in Frankreich als eine „Schutzfahne der Religion" erweisen. Gar die dritte Partei, welche sich im Schoße der Kirche gebildet hatte, die der freisinnigen Katholiken von Montalembert's und Lacordaire's Farbe, bewillkommnete freudig die neue Regierungsform. Der beredte Dominikaner war schon am

27. Februar in der Kanzel von St. Merry erschienen, an der Stelle wo vor fünfzehn Jahren die Sieger von heute ihre blutige Niederlage erlitten, und hatte das Volk gefeiert, das „so herrlich in seinem Zorne" gewesen, während Montalembert im „Univers," (25. Februar), der sich noch nicht so schroff wie später von der Partei abgewandt, erklärte: „es werde keine besseren und aufrichtigeren Republikaner geben als die französischen Katholiken." Im selben Sinne schrieb sein Freund Graf de Falloux am selben Tage an eine Provinzialzeitung und schon am 1. März verließ sein unzertrennlicher Kampfgenosse, de Coux, die Redaction des „Univers," um mit Ozanam und Maret eine neue Zeitung zu gründen, und „eine Fahne aufzuziehen, in deren Falten sich Religion, Republik und Freiheit unzertrennlich umschlangen."

Ueberhaupt war die Presse günstig für die neue Regierung gestimmt; nicht nur die der legitimistischen Partei und der „dynastischen" Opposition, sogar die ehemals ministeriellen und conservativen Organe traten ein für das, seit gestern, Bestehende, nachdem das Alte nun doch unwiederbringlich verloren war. Die demokratischen und republikanischen Blätter frohlockten natürlich und feierten pomphaft ihren Sieg, bis sie, nur zu bald, wieder unter sich in Streit geriethen. Der Haltung der Presse entsprach die der Volksvertreter. Larochejacquelin, der schon in der letzten Sitzung des Abgeordnetenhauses eine so entscheidende Rolle gespielt, war ganz Feuer und Flamme für die neue Ordnung und selbst die gemäßigten Legitimisten erklärten durch Berryer's Stimme „ihre ganze Verhaltungsregel beschränke sich darauf, die provisorische Regierung zu unterstützen." Und die bei Odilon Barrot versammelte Opposition, darunter Thiers und sein Rémusat, Dufaure, Duvergier de Hauranne und Malleville, Billault auch und Abbatucci, scharten sich um die Republik. Als die Ersten aber erschienen die Bonaparte — Bonapartisten als Partei gab es noch nicht — auf der Stelle, für's Erste nur um ihren Platz an der Sonne zu fordern: das Uebrige mußte ja von selbst kommen. „Die Zeit der Dynastien ist vorüber," rief der weiland König von Westphalen (26. Februar); „nun sei's aber auch an der Regierung der Republik seine Verbannung aufzuheben, die eine Beleidigung Frankreich's sei." Der Sohn gar hatte an der Seite seines Freundes Pietri wacker mitgefochten am Chateau d'eau, war Einer der Ersten in die Tuilerien gedrungen und hatte schon am Abend des 24. sein dem großen Oheim aus dem Gesicht geschnittenes Profil auf dem Stadthause gezeigt und seine Dienste angeboten, während die Getreuen seines Vetters Louis, Persigny und General Piat, in ihrem trostlosen Geldmangel, wenigstens Messer vertheilten und in geschriebenen Anschlagszetteln das Volk an „den Erben des Siegers von Marengo und Austerlitz" erinnerten. Aus allen Winkeln tauchten Bonapartes auf; die Söhne Lucian's beriefen sich auf die republikanischen Gesinnungen des Vaters und auch ihre Halbbrüder, die so lange in Amerika, dem Orient und Italien geabenteuert, waren plötzlich zur Stelle, man wußte nicht woher und erklärten sich für treffliche Republikaner. Bereits am 25. Februar erschien auch der Mann von Straßburg und Boulogne selber, der seit seiner Flucht aus Ham in London weilte, in der französischen Hauptstadt. „Nun das Volk von Paris durch seinen Heldenmuth die letzten Spuren der fremden Invasion vertilgt hat,"

schrieb er sofort an die provisorische Regierung, „eile ich aus der Verbannung herbei um mich unter die Fahne der Republik zu stellen ... ohne anderen Ehrgeiz als den meinem Lande zu dienen ..." Im Stadthause schenkte man dieser Uneigennützigkeitserklärung wenig Glauben und hieß den Prätendenten sofort Paris zu verlassen. „Nach dreiunddreißig Jahren der Verbannung und Verfolgung," antwortete der Prinz beim Abreisen (29. Februar), „glaubte ich das Recht erlangt zu haben, wieder einen Herd auf dem Boden des Vaterlandes zu finden. Sie glauben meine Gegenwart in Paris sei jetzt eine Ursache der Verlegenheit. Ich entferne mich also für den Augenblick. Sie werden in diesem Opfer die Reinheit meiner Absichten und die Aufrichtigkeit meiner Vaterlandsliebe sehen."

IV.

Die Rathsamkeit den einzigen Bürgen der inneren Ordnung, d. h. die provisorische Regierung, zu stützen um von ihr die Erhaltung des äußeren Friedens zu erlangen, war auch an den Höfen Europa's maßgebend. Lamartine, der das Auswärtige übernommen hatte, zeigte am 27. Februar den in Paris anwesenden Vertretern der Mächte die Verkündigung der Republik an, welche den Nachmittag am Fuße der Julisäule stattgefunden hatte. „Die neue Regierungsform habe weder die Stelle Frankreichs in Europa noch dessen loyale und aufrichtige Gesinnungen guter Harmonie gegen die Mächte verändert, welche, wie es, die Unabhängigkeit der Nationen und den Frieden der Welt wollten ... Der Grundsatz des Friedens und der der Freiheit seien am selben Tage in Frankreich geboren worden." Zugleich gab er dem britischen Botschafter, Lord Normanby, das bündigste Versprechen, Nichts gegen Belgien zu unternehmen, ja die Annexion des kleinen Königreichs nicht anzunehmen, wenn sie der Republik angeboten würde. Das beruhigte Lord Palmerston in hohem Grade. Schon am nächsten Tage (28.) wies er Lord Normanby an in öfficiöse Beziehungen zur neuen Regierung zu treten, indem er „sich vorbehielt, nach Maßgabe der Ereignisse zu beurtheilen, ob Großbritannien dieselbe auch officiell anerkennen solle;" und noch am selben Tage schrieb er an die Höfe des Ostens, indem er sie dringend beschwor, „sich jeder Handlung zu enthalten, welche die provisorische Regierung reizen oder dem Sturze, vielleicht der Ersetzung durch Männer der Kriegspartei, aussetzen könne. Dies sei das einzige Mittel vielleicht noch die Störung des europäischen Friedens zu verhindern." Hatte ihn doch Lamartine schon bedeuten lassen, daß eine österreichische Dazwischenkunft in Italien den Krieg zur unvermeidlichen Folge haben würde. Die Höfe von Berlin und Wien folgten gerne dem Rath wie dem Beispiel Englands. Der preußische Gesandte, H. Alexander v. Arnim, ward zwar nach Berlin gerufen, aber mit der ausdrücklichen Erklärung, es handle sich nur um eine Berufung, nicht um eine Abberufung (un appel, non un rappel) und sein erster Legationssecretär sei beauftragt, officiöse Beziehungen mit der neuen Regierung zu unterhalten; übrigens beabsichtige Preußen in keiner Weise sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu mischen. Graf Appony, der österreichische Botschafter, blieb sogar in Paris, obschon auch er die Geschäfte

durch seinen ersten Botschaftssecretär versehen ließ. Ablehnender verhielt sich der russische Geschäftsträger Kisseleff, der die Verhaltungsbefehle von Petersburg abwartete. Sie lauteten höchst feindlich. „Machen Sie sich bereit zu Pferde zu steigen," hatte Czar Nikolaus zu seinen Officieren gesagt, als ihm auf einem Balle im Winterpalast die erste Nachricht vom 24. Februar gebracht wurde; und am andern Tage wurde die russische Armee auf Kriegsfuß gesetzt, vier Armeecorps in Polen aufgestellt. Dagegen erhielt der Vertreter Sardiniens, Mse. Brignole-Sale, trotz der intimen Beziehungen, in denen er zum gestürzten Könige gestanden, gemessenen Befehl aus Turin, sich sofort auf besten Fuß mit der neuen Obrigkeit zu setzen, wie es denn bei der Lage seines Landes nicht anders zu erwarten war. An eine förmliche Anerkennung konnte natürlich allerseits erst gedacht werden, nachdem sich Frankreich durch seine Vertreter über die neue Regierungsform ausgesprochen: als dies aber eintrat, war die ganze europäische Lage durchaus verändert.

Diese Lage war sehr gespannt, ja bedenklich gewesen im Februar. Schon lagen 8000 Mann in Toulon zur Einschiffung nach Rom im Einverständnisse mit Oesterreich bereit und die Bevollmächtigten der beiden deutschen Mächte hatten sich bereits über alle Bestimmungen der conservativen Tripelallianz und die Intervention in der Schweiz und Italien geeinigt, während England, das noch immer die spanischen Heirathen nicht überwunden hatte, mit der Eidgenossenschaft und den jetzt eben constitutionell gewordenen Staaten der Halbinsel angeknüpft hatte. Niemand hatte die Haltung der letzten Regierung in den auswärtigen Angelegenheiten schärfer getadelt, in beredteren Worten gebrandmarkt, als der Mann, der jetzt das Portefeuille des Auswärtigen in Händen hatte. Schon sein Einzug in's Hôtel des Boulevard des Capucines, das Guizot eben hatte verlassen müssen, genügte um das ganze Schachbrett zu verrücken. Weder Oesterreich noch Preußen konnten auch nur einen Augenblick erwarten, Lamartine werde seine Hand zu einer Intervention gegen die liberale Partei in der Schweiz und Italien bieten. Indeß, welches auch seine Gesinnungen sein mochten — und sie waren entschieden anti-österreichisch —, seine ersten Worte und Handlungen waren durchaus friedfertig; denn er wußte, daß „die gemäßigte Republik", die er begründen wollte, im Entstehen untergehen würde, wenn sie sich auf einen Krieg revolutionärer Propaganda einließ. So war denn sein Erstes, nicht nur Oesterreich, sondern auch Piemont vor jedem Schritte zu warnen, der zum Kriege führen könne. Wiederholt sprach er in diesem Sinne mit dem sardinischen Botschafter und als Gioberti Paris verließ, legte er's ihm dringend an's Herz all' seinen Einfluß in Turin aufzuwenden um jeden Angriff auf die Lombardei zu verhindern; denn dadurch würde „die Hoffnung auf die italienische Unabhängigkeit und die neue Gebietsvertheilung Europa's mittelst eines Congresses" zu Nichte werden. Denn bei aller Friedfertigkeit theilte er doch auch die Meinung aller Franzosen, zu welcher Partei sie auch gehören mochten, daß „die Verträge von 1815 Frankreich in Grenzen — es waren die von 1792 — zurückgedrängt hätten, welche für seinen Stolz und vielleicht auch für seine Thätigkeit zu enge seien." Während aber „das durchaus kriegerische Land", seinem eigenen Geständnisse nach, „nicht nur des Friedens müde war, sondern

sich durch denselben gedemüthigt fühlte; die Revolution von selbst alle Thore des Krieges zu eröffnen schien; die Armee danach lechzte (aspirait), das Volk ihn im Gesange feierte, der Ueberfluß an einer beweglichen und müßigen Bevölkerung ihn rechtfertigte (motivait); die Verbrüderung zur Befreiung der unterdrückten Nationen ihn heiligte; der Haß der unbesonnenen Republikaner gegen die Throne ihn leidenschaftlich machte (passionnait); die heftigen Staatsmänner ihn mit der Lippe und der Geste in's Volk warfen, die empirischen darin ein unschätzbares Mittel sahen sich der revolutionären Massen der Städte zu entledigen" — meinte der neue Minister des Aeußeren, dasselbe Ziel d. h. die Rheingrenze, Belgien und Savoyen, auf friedlichem Wege, durch einen Congreß oder auch durch die einfache Neugruppirung der Mächte erlangen zu können. Denn auch er träumte den Lieblingstraum aller französischen Dilettanten, gleichviel ob legitimistischen oder republikanischen Bekenntnisses: „das Bündniß mit Rußland, diesen Ruf der Natur, diese Offenbarung der Geographien ... welches, gegen die Ueberlassung Constantinopels, des schwarzen Meeres, der Dardanellen und der Adria an Rußland, Frankreich erlauben würde sich frei in Italien auszudehnen, Belgien und die Rheingrenze wiederzuergreifen und seinen Einfluß in Spanien auszuüben." Vielleicht auch wäre es möglich, Preußen friedlich zur Abtretung seiner Rheinprovinzen, Sardinien zu der Savoyens zu vermögen, wenn man sie frei ließe sich in Deutschland und Italien zu vergrößern; und da der Krieg unfehlbar die gemäßigte Partei der Regierung, an deren Spitze Lamartine stand, gestürzt hätte, so suchte er Zeit für seine Congreßpläne zu gewinnen. Er hatte sofort alle Botschafter und Gesandten abberufen und durch neue Männer ersetzt, denen er auftrug „England mit Würde zu erwarten, Preußen entgegenzukommen, Rußland zu beobachten, Polen zu beschwichtigen, Deutschland zu schmeicheln (caresser), Oesterreich auszuweichen, Italien zu lächeln, ohne es aufzureizen; die Türkei zu beruhigen, Spanien sich selbst zu überlassen." Und seine geheimen Instructionen waren nicht weniger unbestimmt und allgemein gehalten. Deutlicher sprachen seine Collegen, wo sie eine Gelegenheit fanden, den Mächten den wahren Beweggrund klar zu machen, der sie bestimmen müsse die provisorische Regierung zu begünstigen: „Suchen Sie in Berlin wohl begreiflich zu machen, daß hinter uns nur noch das Chaos bleibt", sagte der Freund Alex. von Humboldt's, Fr. Arago, zu dem neuernannten Gesandten, Graf Circourt, bei seiner Abreise nach Berlin, und ähnliche Andeutungen fielen allerseits.

Einstweilen sollte in Lamartine's Meinung ein Manifest der Republik an Europa Alle beruhigen; aber er hatte wieder einmal ohne seine Gegner gerechnet; als er seinen Entwurf am 4. März der versammelten Regierung vorlegte, fanden ihn L. Blanc und Ledru-Rollin viel zu friedfertig. Das sei nicht die Sprache, an welche einst der Convent Europa gewöhnt habe. Mit gewohnter Heftigkeit verlangten sie die Aufnahme einiger Sätze, welche die Würde der Republik wahren sollten, freilich aber an den Höfen von London und Berlin sowohl als Wien und St. Petersburg wie eine Drohung klingen mußten; und mit gewohnter Nachgiebigkeit willfahrte Lamartine. Das Manifest vom 4. März, welches mehr einer Kammerrede als einem diplomatischen Actenstück glich, trug,

wo nicht in der Sprache, so doch im Inhalt das Gepräge dieser Doppelströmung, die ja nicht nur im Schoße der Regierung, sondern auch im Kopfe des Verfassers sich bewegte. Das Leitmotiv dieser Symphonie war dasselbe, welches auch der Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrecher zu Grunde gelegen: der Unterschied zwischen der Republik von 1792 und der von 1848; aber nur zu drohend klangen überall die Reminiscenzen an das revolutionäre Thema von der Völkerbefreiung durch Frankreich durch: Völkerbefreiung aber meinte die Befreiung Belgiens, der Rheinprovinzen und Savoyens von der Fremdherrschaft und ihre Annexion an Frankreich.

„Die Verkündung der französischen Republik, hieß es, ist kein Act des Angriffes gegen irgend eine Regierungsform der Welt ... Der Krieg ist nicht das Princip der französischen Republik, wie er die verhängnißvolle und glorreiche Nothwendigkeit von 1792 war. Zwischen 1792 und 1848 liegt ein halbes Jahrhundert. Kämen wir nach einem halben Jahrhundert auf das Princip von 1792 oder auf das Princip der Eroberung zurück, so hieße das zurückgehen, nicht fortschreiten und die Revolution von gestern ist ein Schritt vorwärts ... Nicht das Vaterland, auch die Freiheit läuft am Meisten Gefahr beim Kriege ... Allein täuschen Sie sich nicht, diese Gedanken ... haben nicht zum Zwecke um Verzeihung für die Kühnheit zu bitten, welche die Republik gehabt hat, auf die Welt zu kommen ... Die französische Republik wird also Niemanden den Krieg erklären; sie braucht nicht zu sagen, daß sie ihn annimmt, wenn man dem französischen Volke Kriegsbedingungen macht ... Glücklich wäre Frankreich, wenn man ihm den Krieg erklärte und es so zwänge, trotz seiner Mäßigung, an Macht und Ruhm zuzunehmen! Furchtbar die Verantwortlichkeit, wenn die Republik selbst den Krieg erklärte ohne herausgefordert worden zu sein." Das lautete Alles recht stolz, aber doch auch beruhigend; ganz anders klangen die folgenden Worte, mit denen das internationale Grundgesetz Europa's, die Wiener Verträge, gekündigt wurden. „Die Verträge von 1815 bestehen nicht mehr zu Recht in den Augen der französischen Republik; obgleich sie die Gebietsbestimmungen dieser Verträge als eine Thatsache annimmt, welche die Grundlage und den Ausgangspunkt ihrer Beziehungen mit den andern Nationen bildet. Aber wenn die Verträge von 1815 nur noch als Thatsachen existiren, welche in gemeinsamer Verständigung (d'un commun accord) abzuändern sind und wenn die Republik laut erklärt, daß sie es für ihr Recht und ihre Sendung hält, diese Abänderungen auf regelmäßigem und friedlichem Wege herbeizuführen, so existiren noch der Verstand (le bon sens), die Mäßigung, die Gewissenhaftigkeit, die Klugheit der Republik und sie sind eine bessere und ehrenvollere Bürgschaft als die Worte dieser Verträge, welche Europa so oft verletzt und abgeändert hat." Wenn die Stunde für die Wiederherstellung der unterdrückten Nationen schlüge, wenn die Schweiz in ihrem Centralisationswerke, Italien in seiner innern Organisation und dem Wunsche sich zum Zwecke der nationalen Unabhängigkeit untereinander zu verbünden gestört würden, so würde die Republik zu deren Schutze herbeieilen. „Die einzige Kriegsfrage war die zwischen Frankreich und England" betreffs Spanien; aber sie war nur dynastisch und ist mit der Dynastie verschwunden. „Die Republik wird keine unterirdische und brandstifterische Propaganda bei ihren Nachbarn machen,

aber sie darf sich den Proselytismus ihres leuchtenden Beispiels wohl erlauben. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ... Wenn Frankreich sich seiner liberalen und civilisatorischen Mission im Jahrhundert bewußt ist, bedeutet keines dieser Worte Krieg. Wenn Europa klug und gerecht ist, bedeutet jedes dieser Worte Frieden. Lamartine." Ein gleichzeitiges Decret, welches die Armee von 370,000 auf 580,000 Mann brachte, ein anderes welches ein Heer von 150,000 Mann am Rhein, ein anderes von 50,000 Mann an der savoyischen Grenze, das „im Fall eines sei es siegreichen, sei es unglücklichen Krieges zwischen Oesterreich und Piemont die Alpen überschreiten sollte um zu handeln oder die Waffen in der Hand zu verhandeln", waren der Commentar zum Manifeste vom 4. März. Allein ehe noch auf Manifest und Commentar eine Antwort erfolgen konnte, war in Mailand, Berlin und Wien der Aufstand siegreich, war die Lage Europa's, welche das Manifest voraussetzte, ein Ding der Vergangenheit.

V.

Der Kampf, den Lamartine am 4. März im Schoße der Regierung für sein Friedensmanifest durchfechten mußte und nur halb gewann, erneuerte sich jeden Tag und um jede Frage; denn der zwiefache Ursprung der neuen Gewalt sollte sich während der dritthalb Monate, die sie im Stadthause tagte (24. Februar bis 11. Mai) nie ganz verwischen. Die im Abgeordnetenhause ausgerufene Regierung bestand, mit Ausnahme Lamartine's, dem nur seine große Popularität und die wichtige Rolle, die er bei Vereitelung des Regentschaftsplanes gespielt, einen Sitz darin erzwungen hatten, aus lauter Männern des „National", d. h. der gemäßigten Republik. Von der vorgeschrittenen republikanischen Partei, welche die „Reform" vertrat, und die schon einen Monat vor der Revolution mit jener zerfallen war, war nur Ledru-Rollin, allerdings in die einflußreiche Stellung eines Ministers des Innern, eingetreten, weil er eben das einzige Parlamentsmitglied dieser Partei war und man doch im Palais Bourbon noch Bedenken gehegt hatte ganz mandatlose Persönlichkeiten in die provisorische Regierung zu berufen. Von den vier Spätgekommenen aber, welche dann am Abend des 24. im Stadthaus eingetroffen waren um ihr Antheil zu fordern und die, wie wir gesehen haben, sich auch ohne bestimmte Portefeuilles Sitz und Stimme im Ministerrath zu ertrotzen gewußt hatten, gehörte nur Einer, Armand Marrast, der sogar Chefredacteur des „National" selber war, der gemäßigten Richtung an, während die drei Andern, Louis Blanc, Albert, der Arbeiter, und Flocon, der Chefredacteur der „Reform", sich um Ledru-Rollin scharten. Die beiden Ersten gingen sogar noch weiter in den Revolutionsgedanken, als der Minister des Innern, dem es im Grunde nur um die eigene tribunicische Dictatur unter den Worten und Formeln von 1793 zu thun war, wo jene Beiden schon mit socialistischen Plänen umgingen und keineswegs bei den politischen Errungenschaften der Demokratie stehen bleiben wollten. Allein Louis Blanc's Energie und beispiellose Popularität im Arbeiterstande waren von so großem Werth für den Tribunen, daß derselbe dem jüngeren Manne schon gerne etwas nachgab, um nur seinen Beistand in- und außerhalb der Regierung zu gewinnen. Auch die Männer, welche sich der Polizeipräfectur und

der Post bemächtigt und sie den vom Stadthause dazu ernannten Leuten des „National", Recurt und Bethmont, abzutreten sich geweigert hatten, Caussidière und Etienne Arago, waren Freunde der „Reform", schienen jedoch nicht zugeben zu wollen, daß überhaupt noch eine Hand über ihnen wäre. Immerhin stützten sie auf der Straße die Partei Ledru-Rollin's, und noch gab die Straße in fast allen Angelegenheiten den Ausschlag. Denn obschon Lamartine, welcher die Seele der gemäßigten Partei in der Regierung war und auf den ganz Frankreich als auf den letzten Hort des innern Friedens, des einzigen Schützers des Eigenthums und der Familie blickte, im Ministerrathe über eine beträchtliche Mehrheit verfügte, so war doch die Furcht vor den noch immer nicht entwaffneten Aufständischen so groß, daß in allen jenen täglich wiederholten Zusammenstößen beider Parteien die kleinere, aber entschlossenere, fast jedesmal den Sieg davon trug; meist indem sie, wenn die Argumente nicht mehr ausreichten, die ultima ratio der Flinte anriefen. „Mit 200,000 Mann zu seiner Verfügung, kann man Alles wagen," meinte Ledru-Rollin und das Ende war fast jedesmal ein Compromiß.

Die Woche (28. Februar bis 5. März) hatte mit einem solchen Kampfe begonnen, in dem Lamartine und die Seinen, d. h. Dupont (de l'Eure), Fr. Arago, Crémieux, Carnot, Goudchaux, Marie, Garnier-Pagès, Bethmont, Subervic, Armand Marrast, den Kürzeren gezogen. Schon der ganze Sonntag Vormittag (27. Februar) war in heftigen Erörterungen hingegangen und nur mit Mühe war es der Mehrheit gelungen, sich der zudringlichsten Freunde ihres Collegen L. Blanc zu entledigen und bei Zeiten am Fuße der Julisäule anzulangen, wo die Republik verkündigt werden sollte. Denn wiederum waren Deputationen über Deputationen im Stadthause erschienen, welche drohend und nachdrücklich die Einrichtung eines Fortschrittsministeriums, mit dem Louis Blanc zu betrauen sei, und ein neues Programm der Regierung forderten, in welchem die „Organisation der Arbeit" vorgesehen würde. Der Forderung jeden persönlichen Anstrich zu benehmen beanspruchte man auch ein Portefeuille der schönen Künste für A. Marrast und eines der Wohlthätigkeit für Flocon; doch waren beide tactvoll genug, die angebotene Ehre auszuschlagen. L. Blanc selber vertheidigte die Sache seiner Blousenfreunde, die ja seine eigene Sache war, und die Stimmen Marie's und Goudchaux', die entschieden Einsprache erhoben, wurden unschwer von den lärmenden Volksmännern niedergeschrieen. Der grüne Tisch, welcher allein noch die Regierenden von den Eindringlingen trennte, erdröhnte von den aufstoßenden Pistolenkolben und Säbelgriffen; doch Lamartine widerstand, wie immer, wenn er sich nur der physischen Gewalt gegenüber sah. „Bürger, rief er, und wenn Ihr mich vor die Kanonenschlünde bindet, welche Ihr dadraußen gegen uns gerichtet seht, nie würdet Ihr mich dazu bringen, diese zwei Worte „Organisation der Arbeit" zu unterschreiben!" Und nach einer langen, hinreißenden Rede schob er ruhig das Decret bei Seite, das man ihm zur Unterschrift vorgelegt hatte, und erhob sich; mit ihm die Collegen; die Arbeiter aber schlossen sich, halb gewonnen, halb zweifelnd, dem Zuge nach dem Bastilleplatze an.

Allein das war nur ein vorübergehender Vortheil. Schon am nächsten Tage

(Montag 28.) begann der Sturm von Neuem und diesmal unterschrieb Lamartine denn doch, wenn nicht gerade die Worte „Organisation der Arbeit“, so doch gleichbedeutende, ohne daß es nöthig gewesen wäre ihn vor die Kanone zu binden. Die dreitausend Arbeiter, welche heute auf dem Platze erschienen, ließen sich nicht so wohlfeilen Kaufes abspeisen, als die gestrigen und Louis Blanc war keineswegs gewillt, sich überstimmen zu lassen. Als man ihm das verlangte Portefeuille des Fortschrittes nicht zugestand, reichte er einfach seine Entlassung ein und Albert, der Arbeiter, folgte natürlich seinem Beispiel. Das wirkte; man fand, wie immer, einen Mittelweg: „in Anbetracht, daß es Zeit sei den langen und ungerechten Leiden der Arbeiter ein Ende zu machen“ ward ein Regierungsausschuß für die Arbeiter eingesetzt, dessen erster Vorsitzender L. Blanc, dessen zweiter Albert war. Das verkündigte dann der Sieger selber seinem Heere draußen, das frohlockend die Marseillaise anstimmte und jubelnd abzog; freilich nur um bereits andern Tages wieder zu erscheinen. Diesmal eilten die Mitglieder der Regierung selber hinaus, gingen von einer Gruppe zur andern mit beschwichtigenden Worten; selbst L. Blanc empfahl jetzt dem Volke „Ruhe in der Stärke“ zu zeigen, und bat, der provisorischen Regierung die für ihre Berathung nöthige Geistesfreiheit“ zu lassen. „Es lebe Louis Blanc!“ ertönte es aus tausend Kehlen und der kleine Mann, dessen die Meisten nicht ansichtig werden konnten, ward von zwei stämmigen Leuten auf die Schultern gehoben und wie im Triumphe zur Schau getragen. Die übrigen Minister aber wiesen ihm und seinem Ausschuß das Palais des Luxembourg, worin bis jetzt die Pairs ihre Sitzungen gehalten, zur Residenz an. (Decret vom 29. Februar.) Schon Tags darauf (1. März, Mittwoch) fand die erste Sitzung statt, worin die versammelten zweihundert Arbeiter ihre ganze gesetzgeberische Thätigkeit mit der Einschränkung der Arbeitszeit auf 10 Stunden — in der Provinz auf 11 — und der Abschaffung der Mittelsmänner bei der Arbeitdingung begannen: zwei Maßregeln, denen dann auch die andern Tages herbeigerufenen, nicht wenig eingeschüchterten Arbeitsgeber ihre Zustimmung gaben. Allein das hielt nicht lange vor. Die unbeschäftigten und brotlosen Leute belagerten von Morgens früh bis Abends spät ihre Cameraden im Luxembourg, indem sie bald die Vertreibung der fremden Arbeiter, bald das Verbot der Maschinen, heute ein Minimum des Tagelohns, morgen das Versprechen der Beschäftigung, selbst wo Nichts zu thun war, forderten; und es dauerte nicht lange, so mußte der „Arbeiterkönig“ bald ebenso flehentlich um Geduld und Nachsicht bitten, als die Regierung vom Stadthause, von der er sich so unabhängig geberdete als es nur die Polizeipräfectur thun konnte.

Während so im Luxembourg die feierliche Einberufung des Arbeiterparlamentes vorbereitet wurde, welches das Loos der arbeitenden Stände für alle Zukunft neuordnen und bessern sollte, waren die schon am Sonnabend (26. Februar) decretirten Nationalwerkstätten, welche der augenblicklichen Noth der Arbeitslosen abzuhelfen bestimmt waren, bereits in vollem Gange. Die Einrichtung war, wie die der Mobilgarde, die aber nur ganz junge Leute aufnahm, eine Eingebung des Augenblicks gewesen, um bei dem allgemeinen plötzlichen Stocken des Handels, des Gewerbes, des Credits, des Fremdenzuflusses und folglich des Ver-

dienstes und des Unterhaltes, der dringendsten Noth abzuhelfen, die gefährlichsten Elemente zu beschwichtigen. Jeder, der sich als Bewohner des Seinedepartements ausweisen konnte, erhielt von der Bürgermeisterei seines Bezirkes eine Zulassungskarte zu den ganz zwecklosen und unproductiven Erdarbeiten, die man erdacht hatte, um einen Vorwand zu haben, unter dem man den Nothleidenden eine Unterstützung zukommen lassen könne. Dort erhielt der Betreffende 2 Franken und wenn schon Alles besetzt war, 1½ Franken täglich. Je elf Arbeiter bildeten eine Escouade, deren selbstgewählter Chef einen halben Franken mehr als seine Cameraden bekam. An der Spitze von je fünf Escouaden stand ein Brigadier, der 3 Franken Tagelohn hatte; je 4 Brigaden bildeten eine Lieutenance, je 4 Lieutenancen eine Compagnie von 1000 Mann. Die Lieutenants und Compagniechefs sowie die zahlreichen Inspectoren, Recensoren, Zahler &c., meist unbeschäftigte Künstler und Literaten, wurden in aufsteigendem Verhältniß bezahlt. Unter den Kindern der Angeworbenen ward unentgeldlich Brot vertheilt. Die Arbeitszeit sollte neunstündig sein, war aber thatsächlich kaum dreistündig, was ja auch im Grunde gleichgültig war, da es sich nicht etwa um Canäle, Teiche, Straßen oder andere gemeinnützige Anlagen handelte, sondern um eine Art von Sandbauten im Großen, wie die Kinder sie mit ihren Schaufeln am Meeresstrande zu machen pflegen. Was Wunder, wenn die Bürgermeisterei des Arbeiterviertels St. Antoine allein täglich 1000 Anmeldungen erhielt, wenn die 5000 Mann vom 1. März im April schon fast 120,000 geworden waren, und vielleicht 4—500,000 ihnen angehörige Weiber und Kinder das Brot der Steuerzahler aßen? Welche Mißbräuche unterliefen, wie groß die Zahl der freigelassenen, aber von der Polizei überwachten und aus nahegelegenen Zwangsanstalten herbeigeeilten Sträflinge war, läßt sich denken. Die so vereinten Pensionäre des Staates aber drückten wieder auf die Fabrikarbeiter, brachten sie durch Einschüchterung dahin, ihre Arbeitgeber zu verlassen, oder durch Forderung übertriebner Arbeitslöhne zu ihrer Entlassung zu zwingen, in der Hoffnung, daß dann die bestehenden Fabriken von der Regierung in die Hand genommen, d. h. den Arbeitern selbst ausgeliefert würden. Denn diese fühlten sich schon als die Herren. Wohl bildete sich die große militärisch organisirte Armee der Nationalwerkstätten von Tag zu Tag mehr zu einem mächtigen Werkzeuge in den Händen der Stadthausregierung und insbesondere des Arbeiterministers Marie gegen Louis Blanc und dessen Gegenregierung im Luxembourg aus; wenn sie nun aber diesen Händen entschlüpfte?

Es gab noch gefährlichere Leute als die unbeschäftigten Arbeiter und nicht für alle Verschwörer, gesinnungstüchtigen Schriftsteller und Volksredner konnten Stellen, sei's im Stabe der Nationalwerkstätten, sei's im Staatsdienste, geschaffen werden; es galt auch die unbequemen politischen Gefangenen, die man hatte in Freiheit setzen müssen, die am 24. Februar Verwundeten, welche sich nicht zeitig genug bei der Beutevertheilung hatten einstellen können, die Wahlagenten und Journalisten, welche in der Opposition gekämpft, zu befriedigen, wenn man sie nicht auf Schritt und Tritt im Wege finden wollte. Und nie, selbst 1830, war die Stellenjägerei zudringlicher und im größeren Maßstabe betrieben worden. So ward denn unter Albert's, des Arbeiters, Vorsitz ein

„Ausschuß der Nationalbelohnungen" eingesetzt (1. März), welcher die Kategorie der „Republikaner von jeher" (de la veille) zufrieden stellen sollte, was freilich weniger kostspielig war als die Nationalwerkstätten, die täglich bei 300,000 Franken verzehrten, oder die wichtigen Personnagen, welche sich als „Republikaner von hinterher" (du lendemain) herzudrängten und ihren Beistand, ja ihre Neutralität, nur gegen fette Pfründen für ihre Schützlinge und Nepoten verkaufen wollten. Immerhin wollte das Geld aufgetrieben sein und die Finanzen des Staats waren ganz ebenso in Ebbe, wie die der Stadt. Das Octroi war nämlich thatsächlich aufgehoben, seit am 24. Februar die Barrièren niedergerissen worden. Umsonst beschwor der Maire von Paris die Bevölkerung ihm die Wiederherstellung dieser fast einzigen Einnahmequelle der Stadt zu erleichtern; seine Worte waren in den Wind gesprochen; und über irgend eine Gewalt verfügte er ja nicht. Dabei floh das Geld auch vom Markte. Alle Geschäfte stockten, die Fremden hatten Paris verlassen, die Bestellungen und der Consum der Luxusartikel, welche die Hauptindustrie von Paris ausmachen, hörten auf. Die fälligen Wechsel mußten um 10 Tage verlängert werden. Die Börse war verlassen und blieb's, trotz allen Bemühungen der Regierung, bis zum 7. März. Die Rentenlieferungsverträge für das Ende des Monats verursachten die größten Schwierigkeiten; man konnte den Käufern nicht zumuthen eine so im Preise gesunkene Waare, wie es die Rente war, zu den vorher ausgemachten Bedingungen zu nehmen; die Verkäufer, worunter das mächtige Haus Rothschild, das noch fast das ganze letzte Staatsanlehen in Händen hatte, wollten sich nicht zum Verluste verstehen, der ihnen bei der Zahlung zum Cours erwachsen wäre; und man mußte endlich einen mittleren Compensationscours festsetzen. In der That ward bei Wiedereröffnung der Börse am 7. März die 3% Rente, welche am 23. Februar noch auf 74 stand, zu 47 angeboten, die 5% zu 75 (statt 116. 75 am 23. Februar), — so groß war die Panik, welche die Faillite der Laffitte'schen Handelsbank, die socialistischen Reformpläne L. Blanc's, die Entlassung des Finanzministers Goudchaux und die ersten Maßregeln seines Nachfolgers Garnier-Pagès erregten.

Man hatte in der That dem ersten Finanzminister der Republik seine kurze Verwaltung sauer genug gemacht. Es gab kaum eine Staatseinnahme, die nicht in Frage gestellt worden wäre: die Massen verlangten die Aufhebung der verhaßten Getränkesteuer und drohten die „Kellerratten", wie der Volksmund die betreffenden Steuerbeamten nannte, zu hängen, wenn sie sich zeigten; die Journalisten, die in wenig Tagen zu einer Armee angewachsen, forderten befehlerisch die Abschaffung des Zeitungsstempels, dieser „Steuer auf den Gedanken", und begannen damit, ihn einfach nicht mehr zu gebrauchen, wie denn auch die hunderte neuer Zeitungen, die wie Pilze aus dem Boden schossen, sich wohl hüteten, irgend welche Caution in die Staatscasse zu zahlen; die Handwerkermeister und Kaufleute wollten Nichts mehr von Patenten wissen; die Hauseigenthümer protestirten gegen die Thür- und Fenstersteuer, die Grundbesitzer gegen die Bodensteuer, alle Besitzenden gegen die Mutationssteuer, die gesammte Bevölkerung gegen die drückende Salzsteuer. Goudchaux aber bestand mit äußerster Energie auf Aufrechterhaltung aller Steuern und vertheidigte den Staat,

d. h. die Gesammtheit, mit seltenem Muthe gegen die leichtsinnige Gewissenlosigkeit der Einzelinteressen. Vor Allem verlangte er auf's Entschiedenste und setzte es durch (29. Februar), daß keine Finanzmaßregel irgend einer Art ergriffen würde, ohne ihn zu befragen. So ward denn wieder einmal ein Decret nebst Proclamation erlassen, worin zwar die Ungerechtigkeit aller bestehenden Steuern, namentlich was Octroi, Zoll auf den Gedanken und Steuer auf Luft und Licht (so nannte die revolutionäre Rhetorik die Thür- und Fenstersteuer) betraf, nach Verdienst gebrandmarkt, eine Reform für die Zukunft verheißen, zugleich aber doch bestimmt ausgesprochen wurde, daß für den Augenblick alle eingegangenen Verbindlichkeiten eingehalten werden müßten: „jedes andere Verhalten würde das keckste Eingreifen" in die Rechte der Nation impliciren, welche allein durch ihre rechtmäßig gewählten Vertreter über die Abgaben zu entscheiden habe; folglich würde man bis zum Zusammentritt der Volksvertreter fortfahren, „alle Steuern ohne Ausnahme wie vorher zu erheben." Das setzte böses Blut; am gedankenlosesten waren natürlich wieder die Männer des „Gedankens". Die Vertreter aller hauptstädtischen Zeitungen, mit der ehrenden Ausnahme des „Journal des Débats", versammelten sich anderen Tages (1. März) und beschlossen Einsprache zu erheben: wohl sollte es keine Privilegien mehr geben, auch der Volksversammlung allein das Recht zustehen, über Geldfragen zu bestimmen; aber „der Gedanke" mußte doch über dem Gesetze stehen. Die Regierung gab natürlich nach; erklärte (2. März), der Stempel solle zehn Tage vor den Wahlen suspendirt werden; und als das nicht genügte, um den thatsächlich seit dem 24. Februar nicht mehr bestehenden Stempel wenigstens für ein paar Wochen wieder in's Leben zu rufen, so hob man ihn am 4. März auch förmlich auf, indem man zugleich die Septembergesetze abschaffte und auf eigene Faust neue Begünstigungen der Presse einführte, die so immer mehr über das gemeine Recht gestellt wurde.

Der Finanzminister war entrüstet. Nicht nur daß die Lage des Schatzes keineswegs dazu angethan war, Erleichterungen irgend welcher Art eintreten zu lassen, man hatte den Chef der Verwaltung nicht einmal von dem Beschlusse in Kenntniß gesetzt. Nun war man aber selbst mit allen vorhandenen Mitteln nicht im Stande, den Verbindlichkeiten nachzukommen und weit entfernt, Nachlassungen erlauben zu können, mußte der Minister auf Mittel sinnen, die Einkünfte zu erhöhen. Die ziemlich leichtsinnige Finanzverwaltung der letzten Jahre Louis Philipp's hätte bei ungestörtem inneren und äußeren Frieden noch lange ungestraft weiter wirthschaften können; aber der erste Stoß, der den öffentlichen Credit erschütterte, mußte die bedenklichsten Folgen haben: betrug doch die ungedeckte, schwebende Schuld allein eine Milliarde. Kaum war der Thron gestürzt, so drängten sich selbstverständlich die Inhaber der Schatzscheine zur Einlösung, wurden die Sparcassen, bei denen der Staat geborgt hatte, von den Armen belagert; suchten alle Wohlhabenden ihre Papiere zu verkaufen, ehe sie sich noch mehr entwertheten. Denn die Panik war so allgemein als tief; und was man vom Staatsetat wußte, war nicht dazu angethan, die Gemüther zu beruhigen; das Budget von 1847 schloß mit einem Deficit von 257 Millionen ab, das von 1848 stellte eines von 245 Millionen in Aussicht; der Cassenbestand am

25. Februar betrug 192 Millionen, wovon 135 auf Zinszahlung gingen, so daß für alle laufenden Ausgaben, bei dem Nichteingehen sämmtlicher Steuern, für's Erste nur 62 Millionen übrig blieben. In solcher Lage noch auf die geringste Einkunft zu verzichten und zwar, entgegen dem abgegebenen Versprechen, ohne nur den Finanzminister zu fragen, das war mehr, als dieser hinnehmen konnte. Die Collegen aber gingen noch weiter. Goudchaux hatte Tags zuvor der versammelten Regierung die ganze Lage schonungslos klargelegt; er glaubte den Staat schon am Rande des Bankerottes angekommen und hatte, um nur den schlimmsten Feind, die Panik, zu besiegen, geäußert, man könne vielleicht die am 22. März fällige Rente schon am 6. anzahlen.

Diese Maßregel nun, die Niemanden täuschte, war so sehr im Sinne der Regierung, daß sie sich dieselbe sofort aneignete und mit gewohntem Trompetenstoß amtlich verkündete: „Die vorübergehenden Schwierigkeiten der Lage flößten ihr keinerlei Besorgnisse ein ... Die Republik bedürfe, um große Dinge zu verrichten, nicht des Geldes, welches die Monarchie verschlang, um elende Dinge zu thun." Und man ergriff die Maßregel, ohne dem Finanzminister auch nur ein Wort davon zu sagen. Er reichte sofort seine Entlassung ein. Man beschwor ihn, auf seinem Posten zu bleiben, bot ihm an, die königlichen Güter einzuziehen, um ihm Geld zu schaffen, was er auszuschlagen die Festigkeit hatte. Nur der Volksvertretung stehe es zu, darüber zu entscheiden; die provisorische Regierung könne jene Güter nur vorläufig mit Beschlag belegen. Man sah ein, daß er Recht hatte und folgte seinem Rath. Die Privatgüter Louis Philipp's, sowie die Domäne und Civilliste, wurden einstweilen unter Armand Marrast's Verwaltung gestellt, der in dem Secretariate durch den republikanischen Buchhändler Pagnerre und den Hellenisten Barthelémy St. Hilaire ersetzt wurde. Goudchaux aber kam schon anderen Tages auf sein Entlassungsgesuch zurück: der Chef des Hauses Laffitte (Gouin) hatte ihn um Hilfe gebeten, wenn es nicht seine Zahlungen einstellen und einen großen Theil des Pariser Handels in seinem Falle nach sich ziehen solle; Louis Blanc's bedrohliche Neuerungsentwürfe im Luxembourg nahmen immer festere Gestalt an und verhinderten jedes Wiederaufleben des Vertrauens; Goudchaux' eigenes Bankgeschäft bedurfte in dem gefährlichen Augenblicke der ganzen Umsicht und aller Sorge seines Chefs; und diesmal mußte der Ministerrath endlich doch nachgeben. Er nahm die Entlassung des wackeren Mannes an, dessen Name allein schon eine Beruhigung für den hauptstädtischen Handel war (5. März). Garnier-Pagès, der sich nie mit dem Finanzwesen abgegeben, und zu dessen Gunsten — er war ja der Bruder des ehemaligen parlamentarischen Vertreters der republikanischen Partei — man die revolutionäre Mairie von Paris wiederhergestellt hatte, übernahm die Nachfolge. Doch blieb sein Generalsecretär, der katholizisirende Republikaner Buchez, an der Mairie, die Armand Marrast zu seinen übrigen Lasten noch hinzunahm. Das Bekanntwerden von Goudchaux' Entlassung, mehr noch die erste Maßregel seines Nachfolgers, welcher den Gläubigern der Sparcassen 5 % statt 4 % bot, wenn sie nur ihr Geld liegen lassen wollten, erschütterte was noch an Vertrauen übrig sein mochte, und die Börse ward am 7. März mit dem ungeheuren Sinken aller Werthe wieder eröffnet, von dem die Rede gewesen ist.

Indeß war es der Regierung doch nach dem ersten Rausche vor ihrer eigenen Machtvollkommenheit bange geworden: sie hatte die wichtigsten Lebensfragen entschieden, ohne die Nation zu befragen, und der Zweifel beschlich sie; sie hatte Eile, einen Theil der Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen, das schon Gethane durch die Volksvertretung decken zu lassen. Am 2. März legte Timon-Cormenin der Regierung den Entwurf eines Wahlgesetzes vor, den sie von ihm verlangt hatte. Es war einfach eine Rückkehr zum allgemeinen Stimmrecht von 1793, an das Niemand, selbst nicht die Mitglieder der neuen Regierung, mit Ausnahme L. Blanc's, gedacht hatte; nur sollte die Abstimmung diesmal direct sein. Offenbar hatte man die Zeit und Ruhe nicht, ein Wahlgesetz auszuarbeiten, und Cormenin's Vorschlag hatte den doppelten Vortheil, daß es unmöglich war, darüber hinauszugehen, folglich dieser Vorwand zu Agitationen ein für alle mal benommen war, und daß er an die große Revolution appellirte, die bei der gänzlichen Abwesenheit aller politischen Ideen noch immer und überall herhalten mußte. So nahm denn die Regierung den Entwurf an, der mit einem Federstriche die Wahlberechtigung, welche bis dahin 250,000 Reichen allein zugestanden, über Nacht auf zehn Millionen übertrug, deren große Mehrzahl besitzlos war und weder lesen noch schreiben konnte. Zwei Tage darauf wurden dann die einzelnen Artikel berathen und sofort veröffentlicht (4. März). Danach wurden die Wahlen auf den 9. April, der Zusammentritt der Nationalversammlung auf den 20. April anberaumt. Dieselbe sollte eine Verfassung für Frankreich entwerfen und aus 900 „Repräsentanten" bestehen, denen Diäten bewilligt wurden, damit die Volksvertretung nicht länger das Privileg der Reichen sei, wie unter Louis Philipp. Die Abstimmung sollte geheim und alle Franzosen über einundzwanzig Jahre, ohne die geringste Censusbestimmung wählbar sein. Um die lange und schwierige Eintheilung des Landes in 900 Wahlbezirke zu umgehen, schlug A. Marrast vor, jedes Departement kurzweg für eine Liste von 8—12 Abgeordneten stimmen zu lassen, und man nahm den Vorschlag an, welchem Umstande das später zu einer politischen Theorie erhobene Listenscrutinium seine Entstehung verdankt. Die Gemäßigten aber, wie Arago und Carnot, Marie und Garnier-Pagès, Dupont und Crémieux, deren kühnste Träume nie über die Wahlberechtigung der Höchstgebildeten neben den Höchstbesteuerten hinausgegangen waren, ließen Alles geschehen, so lange sie mit solchen Zugeständnissen nur eine kurze Athmensfrist gewinnen konnten.

(Schluß im nächsten Heft.)

Indische Reisebriefe.

Von
Ernst Haeckel.

Eine Woche in Bombay.

Der achte November 1881 war der herrliche und für mich denkwürdige Tag, an welchem ich zum ersten Male tropischen Boden betrat, tropische Vegetation bewunderte, tropisches Thier- und Menschenleben anstaunte. Genau vor einem Monat, am 8. October, hatte ich mein liebes Jena verlassen und nun stand ich bereits, durch den Lloyd-Dampfer „Helios", wie durch Faust's Zaubermantel über 34 Breitengrade getragen, 4000 Seemeilen von der deutschen Heimath entfernt, auf dem wunderreichen Boden Indiens. Schon eine Stunde vor Sonnenaufgang war ich an Bord und sah allmälig aus dem duftigen Nebel der Morgendämmerung das tief eingeschnittene Küstenland von Bombay hervortreten, überragt von den seltsam geformten Gebirgszügen der „Bhor-Ghats". Diese letzteren bilden die Grenzmauer zwischen dem ausgedehnten, circa 2000 Fuß hohen Tafellande von Dekkan (dem „Oberlande" der vorderindischen Halbinsel) und dem schmalen und flachen Küstenstreifen von Koukan (dem littoralen „Unterlande"). Die steilen Gebirgsmauern, die da in langgedehnter Kette aufsteigen, bestehen aus plutonischem Basalt, Syenit und anderen Gesteinen, und sind in seltsamster Weise zerklüftet und eingeschnitten, so daß man auf der Höhe des horizontal abgeplatteten Tafellandes eine Anzahl colossaler Festungen, Forts, Thürme und Zinnen zu erblicken glaubt.

In raschem Wechsel färbte sich der dämmernde Morgenhimmel über der indischen Küste mit den zartesten und duftigsten Tönen, und dann trat plötzlich mit glühendem Strahl zwischen zwei breiten Wolkenschichten der indische Helios hervor, unser gleichnamiges Schiff mit seinem vollen Glanze begrüßend. Jetzt ließen sich auch die Einzelheiten der nahen Küste deutlich unterscheiden, vor Allem ausgedehnte Wälder der Palmyra-Palme und zunächst der gewaltige, tausende von Schiffen beherbergende Hafen von Bombay. Von der Stadt selbst wurden die einzelnen Häuser des Colaba-Viertels sichtbar auf der südöstlich vorspringenden Landzunge der Insel Bombay, darauf die stattlichen Pracht-

bauten des nahen Forts, und im Hintergrunde der langgestreckte grüne Rücken von Malabar-Hill, das südwestliche Vorgebirge der Insel mit seinen zahlreichen Villen und Gärten. Aber mehr als dies fesselte unsere Augen zunächst das bunte Gewühl der Schiffe in dem geräumigen Hafen, einem der besten Indiens. Da lagen vor uns die beiden weißen eisengepanzerten Monitors mit ihren drehbaren Thürmen, welche die Befestigungen des Platzes in wirksamster Weise ergänzen; dort standen hunderte von englischen Soldaten an Bord zweier gewaltiger Truppen-Transport-Schiffe, die 3—4000 Mann aufzunehmen vermögen; weiter fuhren wir zwischen einer ganzen Flotte verschiedener Dampfer durch, welche von Bombay nach allen Himmelsgegenden Frachten und Passagiere befördern; ganz fremdartig aber erschien das bunte Gewimmel der kleineren Schiffe und Boote der Eingeborenen, deren nackte braune Körper meistens nur mit einem weißen Schurze, oder einem weißen Lappen bekleidet sind, das Haupt durch einen bunten Turban gegen die tropische Sonne geschützt.

Kurz nach Sonnen-Aufgang ließ unser „Helios" in der Nähe des „Apollo-Bunder" (— des gewöhnlichen Landungsplatzes der Passagiere —) die Anker fallen; Sanitäts- und Steuer-Officianten kamen an Bord, und alsbald befand sich die Passagier-Gesellschaft, die seit Triest, 24 Tage lang, das schwimmende Hôtel gemeinsam bewohnt hatte, in völliger Auflösung. In aller Eile wurden noch einige freundliche Grüße ausgetauscht, Karten gewechselt und Glückwünsche auf die weitere Reise mitgegeben; und dann stieg Jeder mit seinen Habseligkeiten so rasch als möglich in das Boot, das ihn dem ersehnten Lande zuführte. Ich selbst folgte der gütigen Einladung eines trefflichen deutschen Landsmanns, des Herrn Blascheck aus Frankfurt a. M., welcher seine Gattin, unsere liebenswürdige Reisegefährtin, von Bord abholte. Er bat mich, die Woche, welche ich in Bombay zubringen würde, in seiner Villa auf Malabar-Hill zu wohnen, und ich nahm diese Einladung um so lieber an, als die englischen Hôtels in den großen Städten Indiens mit ihrem leidigen Pensions-Zwange, ihrer steifen Etiquette und ihrem Gewimmel lästiger Dienerschaft die freie Bewegung des Reisenden in unliebsamster Weise beschränken.

Obgleich ich nun in der Villa Blascheck, mitten unter Palmen und Bananen, von allem dem glänzenden Comfort umgeben war, welchen die wohlhabenden Europäer in Indien für selbstverständlich halten, der aber dem deutschen Ankömmling sehr luxuriös erscheint, so fühlte ich mich doch bald so behaglich wie zu Hause; und wenn diese Woche in Bombay zu meinen angenehmsten Reise-Erinnerungen gehört, so verdanke ich das mindestens ebenso sehr jener herzlichen und liebenswürdigen Gastfreundschaft, als den wunderbar schönen und mannigfaltigen Bildern, die während dieser acht kurzen Tage in reichster Fülle an meinen Augen vorüber zogen.

Natürlich reicht eine solche Woche nicht im Entferntesten hin, um eine Wunderstadt wie Bombay gründlich kennen zu lernen, und ich beabsichtige daher in den folgenden Zeilen nichts weniger zu geben, als eine ausführliche Beschreibung derselben, oder auch nur eine touristische Skizze; vielmehr muß ich mich auf eine dürftige Wiedergabe der mächtigen und großartigen Eindrücke beschränken, welche ich hier in kürzester Frist empfangen. Ich hatte von Bom-

bay früher wenig gelesen und gehört; ich wußte wenig mehr davon, als daß es nach Calcutta die größte und bedeutendste Stadt von Britisch-Indien sei, mit einem höchst großartigen Handel und Verkehr, und einer bunt gemischten Bevölkerung. Auch erinnere ich mich nicht, jemals auf einer unserer Gemälde-Ausstellungen Bilder dieser Stadt und ihrer Umgebung gesehen zu haben. Wie sehr war ich daher überrascht, hier einen Reichthum der schönsten und großartigsten Ansichten zu finden, welche ich nach meinen persönlichen Erfahrungen nur mit denjenigen von Neapel in Europa, von Cairo in Aegypten oder besser noch mit einer eigenthümlichen Combination dieser beiden berühmten und unter sich so sehr verschiedenen Metropolen vergleichen kann. Mit Neapel läßt sich Bombay vergleichen hinsichtlich der herrlichen Lage an einer vielfach ausgeschnittenen, gebirgigen und mit der schönsten Vegetation geschmückten Meeresküste, hinsichtlich des Kranzes von Inseln und Küstenbergen, welche den weiten großartigen Golf umgeben; dagegen erinnert Bombay an Cairo durch die bunte Mischung und malerische Gestaltung seiner südlichen, aus den verschiedenartigsten Rassen zusammengesetzten Bevölkerung, durch das fremdartige Gewühl des Straßenlebens und durch die intensiven Farben, mit denen hier Natur und Kunst gleichmäßig ihre mannigfaltigen Gebilde bekleiden.

Die Stadt Bombay bedeckt eine kleine Insel von 22 englischen Quadrat-Meilen Oberfläche; sie liegt unter 18° 56′ N. Br., 72° 56′ W. L. Diese Insel wurde zuerst von den Portugiesen im Jahre 1529 entdeckt und besetzt, und wegen des vortrefflichen großen Hafens, welchen sie mit einigen benachbarten Inseln und mit der nahen Küste des Festlandes einschließt, Buona-Bahia (d. h. „gute Bay“, Bonne Bay) genannt. (Andere leiten allerdings den Namen Bombay von der indischen Meeresgöttin Bomba-Devi oder Maha-Deva ab). 1661 traten die Portugiesen Bombay an die Engländer ab; diese wußten jedoch anfänglich nicht Viel daraus zu machen; hauptsächlich hinderten ausgedehnte Sümpfe und das dadurch bedingte ungesunde Klima eine günstige Entwickelung. Erst nachdem diese Sümpfe ausgetrocknet, auch sonst bessere Bedingungen geschaffen waren, entwickelte sich Bombay rasch — hauptsächlich seit 1820, seitdem der verdienstvolle Gouverneur Mount Stuart Elphinstone die Regierung übernahm und im Lauf des letzten halben Jahrhunderts ist daraus die drittgrößte Handelsstadt Asiens (nächst Canton und Calcutta) geworden. Die Bevölkerung ist jetzt auf ungefähr 800,000 gestiegen (darunter 8000 Europäer und 50,000 Parsis); sie betrug noch 1834 nur 234,000 Einwohner, 1816 nur 160,000 und 1716 nur 16,000 Seelen. Für den ganzen Handel und Verkehr des indischen Orients und insbesondere die Verbindung von Asien und Europa, hat sich Bombay jetzt zu einer ähnlichen Bedeutung emporgeschwungen, wie sie zur Zeit seiner höchsten Blüthe im Alterthum Alexandria besaß. Der wichtigste Theil des Handels ist der Baumwollen-Markt; Bombay wird in dieser Hinsicht nur noch von New-Orleans in Nord-Amerika übertroffen. Der mächtige, ebenso sichere als umfangreiche Hafen ist der größte und beste Handelshafen Indiens. Er öffnet sich nach Süden, wird nordöstlich vom Festlande begrenzt, westlich von der Insel Bombay und nördlich von einer Gruppe kleiner Inseln, die dicht bei einander liegen.

Die Gestalt der Insel ist ein längliches Viereck, dessen längster Durchmesser von Norden nach Süden gerichtet ist. Das nördliche Ende ist durch mehrere Brücken mit der größeren Insel Salsette und durch diese mit dem Festlande verbunden. Einen großen Theil der nördlichen Hälfte nimmt der ausgedehnte Palmenwald von Mahim ein. Die südliche Hälfte läuft in zwei langgestreckte Vorgebirge aus, welche man den beiden ungleichen Schenkeln einer Krebsscheere vergleicht, und welche eine weite, aber flache, schön gerundete Bucht („Back Bay") zwischen sich einschließen. Von den beiden parallelen Vorgebirgen oder Landzungen ist die westliche kürzer und höher, dem Posilippo von Neapel zu vergleichen; das ist „Malabar-Hill", die herrliche Villenstadt. Reizende Gärten, mit allen Prachtpflanzen der Tropen geschmückt, umgeben hier in üppigster Fülle die zahlreichen eleganten Villen oder Bungalow's, in denen die wohlhabendsten und vornehmsten Einwohner (theils Europäer, theils Parsis) wohnen. Ein hübscher Weg, der zwischen diesen Gärten der Länge nach über den höchsten Grat des Basalt-Rückens von Malabar-Hill führt, bietet eine Fülle der prächtigsten Aussichten, bald nach Westen über das palmengekrönte Gestade des offenen indischen Oceans, bald nach Osten über die weite Back-Bay und die großartige Stadt, die sich rings um letztere ausbreitet. Der südlichste Ausläufer derselben geht bis zur Südspitze von Colaba vor; das ist die östliche und längere von den beiden parallelen Landzungen, der Hauptplatz des Baumwollen-Handels, zum großen Theil noch von den Zeltlagern und Baracken der europäischen Truppen eingenommen.

Am nördlichen Ende der Colaba-Landzunge, zwischen dieser und dem anstoßenden Fort, liegt der vielgenannte Apollo-Bunder, der hübsche Quai, an welchem die meisten Reisenden zuerst landen, und an welchem auch ich zuerst den indischen Boden betrat. Seinen Namen führt dieser vielbesuchte Quai nicht etwa vom schönen Sonnen-Gotte der Griechen, sondern von dem indischen Worte „Pallow" (= Fisch), aus welchem durch Corruption Apollo entstand. Pallow-Bunder war ursprünglich indischer Fischmarkt. Jetzt ist hier eine vortreffliche Restauration (die einzige größere und elegantere in Bombay) errichtet; auf dem Altane derselben, mit prächtigster freier Aussicht über Hafen und Gebirge, nahm ich, der Einladung eines werthen Landsmanns folgend, mein erstes Frühstück in Indien ein. Auf dem freien Platze von Apollo-Bunder, wie auf der „Santa Lucia" in Neapel, entwickelt sich Abends besonders das regste Leben. Oft spielt hier die Militär-Musik und dann gibt sich die schöne und vornehme Welt von Bombay hier ihr Rendezvous. Zahlreiche elegante Equipagen begegnen sich in der erquickenden Abendkühle und fahren längs des Strandes der Back-Bay nach Malabar-Hill zurück. Und dazwischen entwickelt sich dann auf freien Rasenplätzen am Strande das bunte Leben der Eingebornen, die hier ebenfalls auf ihre Weise, um Feuer gelagert und spielend, das Leben genießen.

Der breite Raum der südlichen Inselhälfte zwischen beiden parallelen Landzungen Malabar-Hill und Colaba wird von den beiden wichtigsten Stadttheilen eingenommen, vom Fort und von der „schwarzen Stadt". Das sogenannte Fort, früher eine isolirte Citadelle, stößt an das Nordende von Colaba und umfaßt den weitaus wichtigsten Theil der europäischen Stadt. Hier finden sich

erstens die meisten öffentlichen Gebäude, auf geräumigen, mit Brunnen gezierten offenen Plätzen vertheilt, und zweitens die meisten Comptoire und Geschäftshäuser der Europäer zusammengedrängt; sie bilden die eigentliche „City" mit dem lebendigsten Geschäftsverkehr. Die Mehrzahl der großen öffentlichen Gebäude: das Regierungsgebäude, Secretariat, Postamt, Universität, Kunstschule, Bank, Rathhaus ꝛc. sind erst im Laufe der letzten 20—30 Jahre mit großen Kosten aufgeführt, sämmtlich stattliche Prachtbauten im gothischen Stil, mit Spitzbogen und Säulenhallen, meistens in jener besonderen Form desselben, welche an vielen Palästen Venedig's zu finden ist. Höchst seltsam contrastiren diese venetianisch-gothischen Prachtbauten mit der üppigen Tropen-Vegetation, welche sie umkleidet und mit dem bunten indischen Volksleben, welches in den Straßen zu ihren Füßen wogt.

Den eigentlichen Herd dieses Volkslebens aber bildet die sogenannte „Schwarze Stadt" oder die Stadt der Eingeborenen (Native-Town). Sie ist sowohl von dem südlichen anstoßenden „Fort", als von dem westlich angrenzenden Malabar-Hill völlig abgetrennt und bietet in ihrem farbenreichen und fremdartigen Volksgewühl für jeden Europäer einen Anziehungspunkt vom höchsten Interesse. Beim ersten Betreten derselben wurde ich lebhaft an Cairo erinnert. Die offenen Läden der Eingebornen, die sich hier in buntester Ausstellung dicht aneinander reihen, die lebhaft gefärbten Trachten und die halbnackten Gestalten der sich drängenden Volksmenge, das Geschrei der Verkäufer, das Gewühl der Wagen und Pferde ist in den Bazaren und Laden-Straßen von Cairo und von Bombay sehr ähnlich. Allein je länger man in diesem Gewühl verweilt, desto mehr fallen auch die charakteristischen Unterschiede der indischen und der ägyptischen Metropole in die Augen. Einen ganz verschiedenen und einen viel schöneren Anblick bietet namentlich der nordwestliche Theil der schwarzen Stadt, welche den Namen Girgaum führt. Hier liegen einzelne Hütten und Höfe höchst malerisch im Schatten eines prachtvollen Waldes von Cocos-Palmen, und die Staffage von nackten Kindern, reich geschmückten Weibern, braunen Männern, zierlichen Zebus, dazwischen Pferde, Hunde, Affen ꝛc. im buntesten Gemische, gibt dem Genre-Maler hier eine Fülle der reizendsten Motive.

Die Bevölkerung, welche diese verschiedenen Theile von Bombay bewohnt, ist so mannigfaltig zusammengesetzt und trägt sich so verschiedenartig, daß es vollkommen die Kraft unserer Feder übersteigen würde, wollten wir den Versuch wagen, von ihrem bunten Leben und Weben auch nur ein skizzenhaftes Bild zu entwerfen. Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden die Hindu, eine kleine und schwächliche Rasse von dunkelbrauner Hautfarbe, welche bald mehr in das Caffeebraun, bald mehr in das Kastanienbraun zieht. Allerliebst sind die Kinder dieser Rasse, welche überall nackt auf der Straße spielen und bis zum neunten Lebensjahre jeder Kleidung entbehren. Aber auch die Männer der niedern Kasten gehen größtentheils fast nackt und tragen nur einen schmalen Gurt oder Schurz um die Hüften, ähnlich einer schmalen Schwimmhose; der Maler kann daher den zierlichen Körperbau und die auffallend schlanken Glieder dieser Rasse auf Schritt und Tritt in allen möglichen Stellungen studiren, und besonders unter

den Jünglingen von 16—20 Jahren wird er reizende Modelle finden. Diese bilden hier in der That das „schöne Geschlecht“; ihre Gesichtszüge sind in jenem Alter oft sehr fein und edel, durch einen gewissen elegischen Anflug ausgezeichnet. Auch unter dem weiblichen Geschlechte erblickt man viele zierliche und schlanke Gestalten, und das einfache faltige Gewand, in welches sie ihre Gestalt verhüllen, wird meist mit vieler Anmuth getragen; aber hübsche Gesichter sieht man nur sehr selten: die meisten Mädchen heirathen sehr früh (mit 10—15 Jahren), verblühen rasch und werden im Alter ausnehmend häßlich. Dazu kommt die entstellende Sitte, durch den linken Nasenflügel einen großen silbernen Ring zu ziehen, an welchem Steine, Glasperlen und andere Zierrathen befestigt werden; bei vielen Weibern verdeckt ein solches Gehänge den größten Theil des Mundes und Kinns. Außerdem wird deren Mund noch durch die Sitte des Betelkauens entstellt, wodurch Lippen und Zähne sich gelb färben. Ferner werden auf die Stirne allgemein Striche und Zeichen von verschiedener Farbe gemalt, die Abzeichen der verschiedenen Kasten. Die Arme werden blau tättowirt. Um die Knöchel und um einzelne Zehen werden bei beiden Geschlechtern silberne Ringe getragen. So machen die nackten Figuren der Hindu äußerlich durchaus den Eindruck von echten „Wilden“, obgleich sie in der That Abkömmlinge derselben „mediterranen“ oder arischen Rasse, aus der auch unsere europäischen Volksstämme entsprungen sind. Die bekannten Einrichtungen des Kastenwesens und der brahmanischen Religion haben sich unter ihnen größtentheils noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Todten werden durch Feuer bestattet, und wenn man Abends längs des schönen Back-Bay-Strandes vom Fort nach Malabar-Hill fährt, erblickt man unmittelbar neben den Eisenbahn-Stationen die Feuer in den großen Oefen, in denen die Hindu-Leichen auf Rosten in einfachster Weise verbrannt werden — weit zweckmäßiger und billiger, als es bei unserer kostspieligen modernen Leichen-Verbrennung in Gotha geschieht.

Nach dem Census der Bevölkerung Bombay's von 1872 (wonach die Gesammtzahl der Bevölkerung 650,000 Seelen betrug) kommen mehr als $^3/_5$ dieser Zahl auf orthodoxe Hindus verschiedener Kasten, welche sämmtlich unter der Botmäßigkeit der Brahminen sich befinden, während gegen 140,000, (also über $^1/_4$ der Gesammtzahl) Mohammedaner sind, aber nur 15,000 (also kaum $^1/_{45}$) Buddhisten. Dazu kommen nun noch ein paar Tausend Juden, Chinesen und afrikanische Neger; ferner eine große Anzahl von Mischlingen der verschiedenen Rassen. Man kann also denken, wie bunter Natur das Völkergemisch ist, welches die Straßen von Bombay belebt, und welche verschiedene Typen, Sitten, Anschauungen und Gebräuche sich hier ungestört neben einander bewegen. Vielleicht in keiner Stadt der Erde wird eine größere Zahl von verschiedenen Sprachen durch einander gesprochen als in Bombay, zumal auch die europäische Colonie hierselbst durch alle Zungen vertreten ist.

Einen der merkwürdigsten und wichtigsten Bestandtheile der Bevölkerung bilden in Bombay, wie in anderen Hauptstädten Indiens, die Parsis oder Gebern. Ihre Zahl beträgt nur ungefähr 50,000 (also etwa $^1/_{12}$ der Gesammtzahl); allein durch ihre energische Thätigkeit, ihre Klugheit und ihren Fleiß haben sie sich so bedeutenden Einfluß erworben, daß sie in jeder Beziehung eine hervor-

ragende Rolle spielen. Wenn man, wie es oft geschieht, den Europäern in Bombay alle anderen Classen der buntgemischten Bevölkerung als „Eingeborne oder Natives“ gegenüberstellt, so bilden die Parsis eine dritte Hauptclasse derselben, welche gewissermaßen zwischen ersteren und letzteren in der Mitte steht. Sie sind die Nachkommen der alten Perser, welche nach der Eroberung Persiens durch die Mohammedaner im siebenten Jahrhundert deren Religion nicht annahmen, sondern diejenige Zoroaster's beibehielten. In Folge dessen vertrieben, wandten sie sich zunächst nach Ormus und zerstreuten sich von da aus über Indien. Da sie nur unter sich heirathen, erhalten sie ihre Rasse rein und sind auf den ersten Blick, auch abgesehen von ihrer eigenthümlichen Kleidung, von allen anderen Rassen zu unterscheiden. Die Männer sind stattliche, große Figuren, von gelblicher Gesichtsfarbe, meistens wohlbeleibt, weit ansehnlicher und stärker als die schwachen Hindus. Sie sind in weite und lange weiße Baumwoll-Röcke und Hosen gehüllt und tragen auf dem Kopfe eine hohe schwarze Tiara, welche einem Bischofshut ähnlich ist. Die ausdrucksvollen Gesichter, oft mit schön gebogenen Adler-Nasen, bekunden Energie und Klugheit; dabei sind die Parsis sparsam und genügsam, und haben in ähnlicher Weise, wie bei uns die Juden, die großen Capitalien in ihren Händen zu vereinigen gewußt. Viele der reichsten Kaufleute von Bombay sind Parsis; außerdem haben sie als Gastwirthe, Schiffsbauer, Mechaniker und Techniker sich besonderen Ruf erworben. Ihr Familienleben und ihre häuslichen Tugenden werden sehr gerühmt. Die Parsi-Bauern sind meist stattlich und hochgewachsen, ihr Gesichtsausdruck ebenfalls klug und energisch; ihre Hautfarbe gelblich, Haare und Augen tiefschwarz. Ihre Kleidung besteht aus langen Gewändern von einfacher, aber leuchtender Farbe: grün, roth, gelb u. s. w. Die Kinder der reichen Parsis sieht man häufig in gold- und silbergestickten Gewändern spazieren fahren. Viele wohnen in stattlichen Villen, legen Werth auf schöne Gärten und erregen durch ihre guten Verhältnisse wohl den Neid manches Europäers. Dabei zeichnen sich die reichen Parsis oft durch lobenswerthen Gemeinsinn aus. Viele haben nützliche Anstalten und wohlthätige Institute gegründet. Einige sind von der englischen Regierung in Anerkennung ihrer besonderen Dienste zu Baronets erhoben worden.

Nicht wenig trägt sicher zu der hervorragenden Thätigkeit und Tüchtigkeit der Parsis der Umstand bei, daß sie sich von der Herrschaft der Priester in hohem Maße frei erhalten haben. Ihre Religion, die Lehre Zoroaster's, ist in ihrer reinsten Form eine der edelsten Naturreligionen, auf die Verehrung der schaffenden und erhaltenden Elemente gegründet. Unter diesen gebührt der Vorzug dem Lichte und der Wärme der schaffenden Sonne, und deren Abbilde, dem Feuer. Daher begegnen wir beim Auf- und Untergange der Sonne am Meeresstrande von Bombay zahlreichen frommen Parsis, welche stehend oder auf ausgebreitetem Teppich knieend dem kommenden wie dem scheidenden Tagesgestirne ihre Verehrung betend bezeugen. Ich habe selber den Religionsübungen keines Volkes mit innigerer Theilnahme zugeschaut, als denjenigen dieser „Sonnen-Anbeter“ oder Feuer-Anbeter. Sind doch wir Naturforscher der Gegenwart, die wir in der Wärme und dem Lichte unserer Sonne mit vollem Rechte den

Urquell all' des herrlichen organischen Lebens unserer Erde erblicken, im Grunde auch nichts Anderes als „Sonnen-Anbeter"!

Die Religionsübungen der Parsen sind übrigens höchst einfach und zum Theil, ebenso wie beim Mohammedanismus, auf sehr zweckmäßige sanitäre Principien gegründet, so namentlich die diätetischen Vorschriften und die zahlreichen täglichen Waschungen des Körpers. Ihr kräftiger Körper erfreut sich daher auch meist einer trefflichen Gesundheit, und die muntern, lebhaften Kinder der Parsis machen in Bombay einen weit besseren Eindruck, als die bleichen Gesichter der matten Europäer-Kinder, welche in dem heißen Klima kraftlos dahinwelken. Zu den merkwürdigsten Gebräuchen gehört die Todtenbestattung der Parsis. Hoch oben auf dem Felsenrücken von Malabar-Hill, und zwar auf einem der höchsten und schönsten Punkte desselben, wo das prächtigste Panorama von Bombay (ähnlich dem von Neapel von der Höhe des Posilippo) zu Füßen des staunenden Beschauers sich ausbreitet, besitzt die Parsi-Gemeinde einen herrlichen, mit hohen Palmen und blüthenreichen Bäumen gezierten Garten. Auf diesem Friedhofe erheben sich die sechs Dakhma's oder „Thüren des Schweigens" (Towers of silence). Das sind weiße cylindrische Thüren von 30—40 Fuß Durchmesser und ungefähr ebensoviel Höhe. Einem Amphitheater ähnlich ist das Innere derselben in drei concentrische Ringe abgetheilt, welche durch radiale Scheidewände in zahlreiche offene Kammern geschieden werden. Jede Kammer nimmt eine Leiche auf und zwar kommen in den inneren Kreis die Kinder, in den mittleren die Weiber, in den äußeren die Männer. Sobald die weißgekleideten Todtenwärter die von den Angehörigen zum Friedhof geführte Leiche den Letzteren abgenommen haben, bringen sie dieselbe unter Begleitung singender Priester in eine der offenen Grabkammern und entfernen sich. Alsbald erscheinen zahlreiche von den heiligen Vögeln des Ormuzd, von den stattlichen braunen Geiern, die in dichten Gruppen auf den Kronen der benachbarten Palmyra-Palmen sitzen. Sie stürzen sich auf die Leiche im Innern des offenen Thurmes und haben in wenigen Augenblicken deren Fleisch verzehrt. Scharen von schwarzen Raben vertilgen die kleinen Ueberbleibsel ihres Mahles. Die übriggebliebenen Knochen werden später im Mittelraum des Thurmes gesammelt.

Die meisten Europäer finden diese Todtenbestattung der Parsis entsetzlich, wie es schon im classischen Alterthum für eine besondere Beschimpfung galt, eine Leiche den „Geiern zum Fraße" hinzuwerfen. Als vergleichender Zoologe kann ich jedoch das Geständniß nicht unterdrücken, daß ich persönlich es weit ästhetischer und poetischer finde, eine geliebte Leiche in wenigen Minuten durch kräftige Raubvögel verzehrt zu sehen, oder (gleich den Hindus), verbrannt zu wissen, als sie jenem langsamen Verwesungsprocesse und jenem ekelhaften „Würmerfraße" ausgesetzt zu sehen, der bei der Beerdigung unserer europäischen Culturvölker üblich, und ebenso abschreckend als sanitätswidrig, ja die Quelle vieler Krankheiten ist. Indessen, was macht nicht Alles die liebe Gewohnheit aus, der mächtigste Hebel der „Anpassung"!

Es war ein unvergeßlicher Abend, als ich am 14. November in Gesellschaft meiner Reisegefährten vom „Helios", der Frau Blascheck und des Grafen Hunyadi, die Thürme des Schweigens besuchte. Die untergehende Sonne schmückte

eben den westlichen Horizont mit jenen wunderbaren, nur zu rasch vorübereilenden Farbentönen der Tropenzone, deren Gluth und Anmuth weder Pinsel noch Feder annähernd wiederzugeben vermögen. Gegenüber im Osten prangten mächtige Reihen gehäufter Thurmwolken mit goldenem Saume im magischen Purpurlicht; und darunter schimmerten violett die seltsam geformten Mauern und Thürme der Bhor-Ghats, den Abstürzen des Tafellandes von Dekkan. Zu unsern Füßen aber spiegelte der blanke Golf der Back-Bay die ganze Farbenpracht des Himmelsgewölbes wieder und darüber erhob sich jenseits die Reihe der Prachtgebäude des Forts, überragt vom Mastenwalde der Schiffe. Zu unserer Rechten südwärts verfolgte das Auge die Gärten und Villen von Malabar-Hill bis zur äußersten Spitze, bis zu dem felsigen Vorgebirge Malabar-Point, auf welchem früher Lord Elphinstone in einer einsamen, einfachen Villa gewohnt hatte, auf welchem gegenwärtig der lustige Sommerpalast des Gouverneurs steht. Zur Linken aber verdeckten unten die dichtgedrängten Cocospalmen von Girgaum das bunte Leben der „schwarzen Stadt". Und dazu nun als Vordergrund die „Thürme des Schweigens", umgeben von den hohen Fächerpalmen, auf deren Kronen die gesättigten Geier in dichten Gruppen ihre Abendruhe hielten; und zu ihren Füßen die weißgekleideten Parsi-Priester. Das gab ein Bild, würdig eines großen Malers!

Ganz verschieden von der tief elegischen Stimmung dieses Abendbildes war der Eindruck, den ich am folgenden Morgen von dem benachbarten Belvedere von Cumbala-Hill erhielt. Ich war schon eine Stunde vor der Sonne auf dem Wege und war allein in der einsamen Morgendämmerung, an dem Thurme des Schweigens vorbei, eine Viertelstunde weiter bis zu jener höchsten nördlichen Erhebung von Malabar-Hill gewandert, welche den „Flag-Staff" trägt. So heißt die Thurmwarte des fernblickenden Wächters, der von diesem höchsten Punkte aus die Ankunft der großen Dampfschiffe in Bombay zu signalisiren und die der Postschiffe durch zwei Kanonenschüsse kund zu thun hat. Die steil abfallenden Felsen sind hier theils mit stacheligem Gestrüpp, theils mit Dattel-Palmen bewachsen, unter denen zahlreiche Hindu-Hütten zerstreut liegen. Ganz in der Nähe befindet sich in gleicher Höhe und in herrlichster Lage die Wohnung des deutschen Consuls, der zur Zeit noch in Europa weilte. Der Blick umfaßt von hier aus nicht allein die ganze Stadt mit dem Golfe, sondern schweift auch weiter nordwärts nach dem großen Palmenwalde von Mahim (am Nordende der Insel Bombay) und darüber hinaus nach der großen Insel Salsette und dem benachbarten Festlande. Ein zarter grauer Nebelschleier deckte dieses großartige Panorama, als ich kurz vor Sonnenaufgang dort anlangte; kaum aber war Helios strahlend über der zackigen Felsenmauer der Bhor-Ghats emporgestiegen, als auch der Nebel zerfloß und ein Theil des herrlichen Bildes nach dem andern in voller Klarheit sichtbar wurde.

Ein Ausflug nach dem oben erwähnten Palmenwalde von Mahim, den ich am 13. November in Gesellschaft von Blascheck's unternommen hatte, gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen an Bombay. Es war ein herrlicher Sonntagmorgen — mein erster in Indien! — und ich werde seine mannichfaltigen Eindrücke nie vergessen. Man muß unter den Tropen vor der Sonne

unterwegs sein, wenn man die volle Morgenfrische recht genießen will, und so trafen uns denn die ersten Sonnenstrahlen dieses wunderschönen wolkenlosen Sonntags bereits im leichten Wagen an, mitten unter den riesigen alten Bananen, am nördlichen Fuße von Cumbala-Hill. Die indischen Hütten im Schutze dieser Feigenbäume, oft ganz zwischen deren Luftwurzeln versteckt und durch die daraus entstandenen Stämme gestützt, waren der Schauplatz jener originellen häuslichen Scenen, welche den europäischen Ankömmling so sehr ergötzen. Ganze Familien saßen im Costüme des Paradieses am Wege und verliehen ihrem braunen Fell neuen Glanz durch Einreiben mit Cocosöl. Zugleich suchten sich die liebenden Geschwister — oder auch Eltern und Kinder — gegenseitig die kleinen langsam kriechenden Insekten ab, welche ihr langes schwarzes Haupthaar bevölkerten; da sie aber als fromme Hindu kein Thier tödten dürfen, setzten sie die Gefangenen sorgfältig bei Seite. Andere wandten ein wirksameres Mittel an, indem sie sich das Haupthaar radical abrasiren ließen. Andere badeten in kleinen Teichen am Wege, und noch andere dehnten sich behaglich, ehe sie wieder mit dem weißen Schurze sich bekleideten, unter oder auf den Aesten der Bäume aus.

Der Cocospalmenwald von Mahim, der erste den ich betrat, bot uns noch viel mannichfaltigere Bilder. Da kletterten Toddyzapfer mit affenartiger Behendigkeit an den mächtigen hohen Stämmen empor, um den Palmenwein, der Nachts in die oben aufgehängten Gefäße getröpfelt war, einzusammeln. Auf Seilen, die horizontal zwischen den benachbarten Stämmen ausgespannt waren, kletterten sie geschickt von einer Krone zur andern. Andere pflückten unten die gelben Früchte der edlen Bananen ab, und noch Andere waren mit der Zurichtung des Frühmahls beschäftigt. Ich aber wurde nicht müde, die prachtvollen Lichteffecte zu bewundern, welche der spielende Sonnenglanz auf den zarten zitternden Federblättern der edlen Cocos und ihren weißen, anmuthig gebogenen Stämmen hervorbrachte, sowie auf den breiten frischgrünen Riesenblättern der zu ihren Füßen stehenden Bananengruppen. Und dazu nun überall eine Fülle herrlicher Blumen, ebenso wie die um sie spielenden Schmetterlinge durch riesige Größe, durch bunte Farbe, durch seltsame Gestalt und durch aromatischen Geruch ausgezeichnet! Hie und da erhob sich ein luftiger Busch des zierlichen schlanken Bambusrohres; und allenthalben zerstreut lagen kleine Hütten aus Rohr gebaut und mit Rohr gedeckt. Auf den Wegen allerlei Hausthiere, Schweine und Hunde, Hühner und Enten; und zwischen diesen spielend und tanzend die allerliebsten Gestalten der nackten Hindukinder mit ihren großen schwarzen Augen!

Nachdem wir über eine Stunde auf Kreuz- und Querwegen im Palmenwalde von Mahim umhergeschlendert, versuchten wir links nach dem benachbarten Meeresstrand durchzudringen. Allein der schmale, zwischen zwei Mauern eingeschlossene Pfad endigte in einer großen Pfütze. Gerade zur rechten Zeit kam uns von der anderen Seite ein zweiräderiger Ochsenkarren (Bullock car) entgegen; wir erkletterten dieses saubere Gefährt in sehr heiterer Stimmung und ließen uns von dem leitenden Hindujüngling durch die Pfütze hinüber fahren, wären aber beinahe in dem tiefen Schlamm derselben stecken geblieben! Glücklich hinüber, gelangten wir bald an den sandigen Meeresstrand, der hier in weiter

Ausdehnung mit dem schönsten Cocoswalde gesäumt ist. Hier begegneten wir stattlichen Gruppen des merkwürdigen Pandanus, jener sonderbaren Schraubenpalme, deren gebogener Stamm sich oben armleuchterartig gabelt, an jedem Ast ein agavenartiges Blätterbüschel mit schraubenförmiger Drehung tragend, während er unten auf einen Büschel von Luftwurzeln, wie auf Stelzen steht. Zwischen den Aesten waren mächtige Spinnennetze von 1—2 m Durchmesser ausgespannt, bewohnt von einer prächtig gezeichneten Riesenspinne, deren dicker Leib 6 cm, deren dünne Beine 10 cm lang sind. Die ungeheuerliche Bestie ließ sich ziemlich leicht fangen und fand in meinem Spiritusglase ihr Ende. Die dicken Fäden ihres Gespinnstes, das über einen Meter Durchmesser zeigte, überraschten uns durch ihre Festigkeit, fast derjenigen eines Zwirnfadens gleich. Während wir unten mit dieser aufregenden Spinnenjagd beschäftigt waren, erhob sich oben aus den Palmenkronen ein kreischender Schwarm grüner Papageien, der ersten, die ich wild erblickte.

Eine Reihe anderer zoologischer Ueberraschungen warteten meiner am sandigen Strande von Mahim, welcher gerade durch die tiefe Ebbe in ziemlich weiter Ausdehnung entblößt war. Da lagen ausgeworfene Riesenexemplare einer prächtigen blauen Meduse (einer Crambessa) von mehr als einem Fuß Durchmesser; daneben sonderbare Igelfische (Diodon) mit stacheliger Haut und großem aufgeblasenen Kehlsack. Im Seesande selbst fand sich eine große Anzahl verschiedener Muscheln und Schnecken, lauter charakteristisch indische Formen, die ich bisher nur in zoologischen Museen erblickt; ferner große Röhrenwürmer, verschiedene Krustenthiere (darunter schnellfüßige Sandkrabben, die sich im Sande Löcher graben), sowie viele Reste von großen Fischskeletten, untermischt mit Schädeln und anderen Skelett-Theilen des Menschen. Letztere gehörten Hindu's niederster Classen an, deren Leichen nicht verbrannt, sondern einfach im Seesande verscharrt werden. Meine Umhängetasche war mit diesen und anderen zoologischen Schätzen überfüllt, als wir endlich gegen Mittag nach Hause zurückkehrten.

~~~~~~~~

Einer der interessantesten Punkte von Bombay war für mich das heilige Brahminendorf **Walkeschwan**, nur wenige Minuten vom Bungalow meiner lieben Gastfreunde entfernt, zwischen diesem und dem Gouverneurshause auf Malabar-Point gelegen. Ich besuchte dieses merkwürdige Dorf zu wiederholten Malen und zu verschiedenen Tageszeiten, und wurde stets durch eine Fülle origineller und mannichfaltiger Bilder aus dem Leben der höchsten Hindu-Kasten überrascht; denn nur solche, nur echte Brahminen bewohnen diesen heiligen Ort, und kein unreiner Hindu niederer Kaste darf denselben durch seine Gegenwart entweihen. Den Mittelpunkt desselben bildet hier, wie an ähnlichen, hie und da in der schwarzen Stadt zerstreuten heiligen Orten ein viereckiger Teich, dessen Ufer geradlinige Treppenreihen säumen. Diese sind eingefaßt von zahlreichen kleinen Tempeln und Capellen, zwischen welchen enge Gassen zum Wasser hinabführen. Die Tempel zeichnen sich aus durch charakteristische weiße Thürme, theils von Gestalt einer Bischofsmütze, theils von der eines breiten und niedrigen Obelisken. Das Innere der Tempel, gleich den dazwischen zerstreuten Hütten
~~~~~~~~

nach der Straße geöffnet, zeigt einen einfachen Raum, in dessen Mitte (oder auch in einem besonderen Vorhofe unter einer Säulenhalle) ein heiliger Stier liegt. Andere Gegenstände der Verehrung, gleich den Stieren mit Blumen geschmückt, sind merkwürdige steinerne Symbole der Fruchtbarkeit, zum Theil von obscönster und grotesker Form. Solche sind auch an vielen Stellen der Wege inner- und außerhalb der Stadt zerstreut, mit rother Farbe bemalt. Sie werden namentlich von kinderlosen Eheleuten besucht und ihre rothen Theile werden mit Goldpapierchen beklebt, auch mit duftenden Blumen bedeckt, in der Hoffnung, durch diese Opferspenden mit Kindern gesegnet zu werden. Vor den Stufen der Tempel und auf den Treppen des heiligen Teiches hocken oder bebewegen sich heilige Büßer in den verschiedensten und sonderbarsten Geberden und Andachtsübungen. Die meisten dieser Fakire sind geriebene Betrüger, welche dem Dolce far niente auf Kosten ihrer frommen und wohlthätigen Glaubensgenossen sich hingeben. Ihr nackter Körper ist mit Asche und Oel beschmiert, die langen Haare in wirre Zöpfe geflochten, die niemals gereinigt werden und eine besondere Species des „Weichselzopfes“ repräsentiren, meist ein reich bevölkerter zoologischer Garten. Das einzige Verdienst der meisten Fakire besteht darin, daß sie irgend ein Glied ihres Körpers verstümmeln. Der Eine hat seit vielen Jahren seine Faust krampfhaft geschlossen, so daß die Fingernägel tief in das Fleisch der Hohlhand eingewachsen sind; ein Anderer hat den emporgestreckten Arm in senkrechter Stellung so lange erhalten, bis derselbe alle Beweglichkeit und Empfindlichkeit verlor, so daß er nun gleich einem dürren Aste vertrocknet und atrophisch über das Haupt emporragt; ein Dritter hat sich die verschiedensten Wunden beigebracht und durch Einstreuen von Asche in langer Eiterung erhalten, so daß sein Gesicht und Leib auf das Scheußlichste entstellt ist u. s. w. Bekanntlich gibt es keine Thorheit und keine Verrücktheit, zu der nicht religiöse Wahnvorstellungen den Menschen bringen können, besonders wenn sie mit den üblichen Betrügereien der Priesterschaft Hand in Hand gehen; aber wenige Religionsformen dürften es in dieser Beziehung zu solchen extremen Ausgeburten bringen, wie der Brahma-Cultus.

Während ich stundenlang im heiligen Dorfe Walkeschwan verweilte und unter dem dichten Schatten eines heiligen Banyanenbaums (einer riesigen indischen Feige mit dem sonderbarsten Wurzelwerk) am Ufer des heiligen Teiches saß, um diese seltsamen Eindrücke in meinem Skizzenbuche festzuhalten, hatte ich genügende Muße, um das sonderbare Leben und Treiben dieser privilegirten Faullenzerkaste zu studiren. Die Hauptbeschäftigung dieser edlen Brahminen, die eigentlich als echte „Bettelmönche“ von den reichlichen Spenden der abergläubischen und opferwilligen Hindus niederer Kaste leben, besteht in süßem Nichtsthun, in philosophischer Betrachtung der Welt mit ihrer Narrheit; nur zeitweilig wird dasselbe durch äußerliche Religionsübungen unterbrochen, unter denen wiederholte Waschungen jedenfalls noch die zweckmäßigsten sind; fast ununterbrochen war der heilige Teich von Badenden beiderlei Geschlechts besucht. Vielen Spaß hatte ich mit der munteren, jede Kleidung verschmähenden Jugend, die in Scharen meiner Aquarellarbeit zuschaute und darüber ihre lustigen Glossen machte. Besonderes Vergnügen schien ihr die Carricatur eines heulenden, sich ganz verrückt geberdenden Fakirs

im Teiche zu machen; wie denn überhaupt diese Hindu-Jungen noch nicht von der Orthodoxie der Alten angesteckt erschienen. Andere interessante Bilder in Walkeschwan lieferte mir eine Brahminenschule; der alte graue Schulmeister schien ebenfalls den Ernst des Lebens mehr von der heiteren Seite zu nehmen und war offenbar sehr erfreut, als ich mich ihm pantomimisch als Collegen zu erkennen gab. Dicht neben diesem Tempel der Weisheit hatte ich auch Gelegenheit, Etwas von der praktischen Medicin der Hindu zu sehen; eine Entbindung unter erschwerenden Umständen wurde mit den sonderbarsten Instrumenten auf offener Straße ausgeführt; ein Hindu-Constabler oder „Police-Man“ hielt dabei die versammelten Zuschauer in Ordnung und erklärte mir sehr gefällig die Bedeutung des Actes; daneben war ein anderer Hindudoctor beschäftigt, aus einem armen Rheumatismuskranken den Teufel durch Kneten und Pressen auszutreiben. In diesen Fächern, wie überhaupt in der Thierquälerei, leisten die frommen Hindu wirklich Großes, während sie gleichzeitig sich sehr hüten, irgend ein Wesen, sei es auch das kleinste oder schädlichste Insect, wirklich umzubringen.

Schon am Tage nach meiner Ankunft in Bombay, am 9. November, hatte ich Gelegenheit, an einer Excursion nach der berühmten Insel Elephanta Theil zu nehmen, auf welcher sich die vollendetsten und figurenreichsten unter den zahlreichen indischen Höhlentempeln befinden. Da diese brahminischen Tempel durch zahlreiche Abbildungen und Beschreibungen allbekannt sind, will ich mich auf das kurze Geständniß beschränken, daß sie meinen hochgespannten Erwartungen nicht entsprachen; ich hatte mir den Eindruck weit großartiger und imposanter vorgestellt. Von wirklicher Schönheit ist ohnehin bei den verschnörkelten und fratzenhaften Sculpturen der Inder nicht die Rede; die häßlichen und widernatürlichen Verbindungen von Menschen- und Thierleibern, die Gottheiten mit drei Köpfen (Trimurti), ferner die verzerrten Fratzengesichter, die Leiber mit mehreren Reihen von Brüsten, mit 8 Armen und Beinen u. s. w. sind mir höchlich zuwider, und ich gehöre zu jenen wenigen Ketzern, die auch hier das Urtheil unseres Altmeisters Goethe von den „verrückten Elephanten- und Fratzentempeln“ zutreffend finden. Immerhin sind die Felsentempel von Elephanta durch die sorgfältige Sculptur der Einzelheiten, und durch die Art und Weise, wie der ganze Tempelraum mit seinen drei Säulenhallen und den zahlreichen Figuren aus dem lebendigen schwarzen und sehr festen Gestein des Trapp-Gebirges ausgemeißelt ist, sehr merkwürdig, und die Lage des Tempels auf dem steilen Westabhange der schön bewachsenen Insel ist so herrlich, der Blick auf den Hafen von Bombay so großartig, daß sich Jeder durch diese Excursion reichlich belohnt fühlen wird. Wir machten diese vom Apollo-Bunder aus mit einer kleinen Dampfbarkasse (Steam-Lounch). Die Ueberfahrt dauert nur eine gute Stunde und bietet eine Reihe hübscher Hafenbilder; indische Schiffe und Boote aller Größen und Formen konnte ich hier in der Nähe sehen. Sehr schön ist dabei der Blick auf das Tafelland, den Bhor-Ghat von Pekkar und auf sein palmenreiches Vorland, das Konkan, zwischen welchem und der Insel Bombay die kleine Insel Elephanta gelegen ist. Durch prächtig rothe Färbung der nackten Felsen zeichnet sich die benachbarte größere Insel Trombay aus.

In anderer Hinsicht bot mir die Excursion nach Elephanta das allergrößte Interesse und wird mir immer unvergeßlich bleiben. Denn dieser Tag, der neunte November, war der erste, an welchem ich die tropische Flora ihr Wunderwerk, frei und ungekünstelt entfalten sah. Allerdings hatte ich schon den vorhergehenden Nachmittag, meinen ersten in Indien, dazu benutzt, um mit dem Tramway nordwärts durch die schwarze Stadt nach Victoria Garden zu fahren. Das ist ein hübscher, wenn auch nicht sehr sorgfältig gepflegter botanischer Garten; zwar kann er sich nach Reichthum und Anlage nicht mit anderen botanischen Gärten Indiens messen; indessen ich sah doch zum ersten Male hier eine große Anzahl der schönsten und großartigsten Tropengewächse von Angesicht: insbesondere die Hauptform der indischen Palmen und Bambusen, Bananen und Pandanus, Brotfrucht und Papayo, Lotos und Pistia u. s. w. Wie sehr mich aber auch dieser schöne Victoriapark am ersten Abend in Bombay entzückte und wie wenig ich jemals das prachtvolle Beleuchtungsspiel des glühenden Sonnenuntergangs in demselben vergessen werde, so war doch meine Freude noch ungleich größer und lebhafter, als ich am folgenden Nachmittag auf Elephanta die bedeutendsten Charakterpflanzen Indiens wild in ihrem freien und ungekünstelten Naturzustande erblickte, in jener Ueberfülle der Ueppigkeit, die keinen Gartenzwang duldet. Da bekleiden rankende Schlingpflanzen und kletternde Farne die riesigen Teakstämme; da beugen die edelsten Cocospalmen ihren schlanken gebogenen Stamm mit der herrlichen glitzernden Fiederkrone über den Strand des Meeres, der mit Pandanusbüschen gesäumt und mit einer, im Wasser wurzelnden Mangrovenmauer befestigt ist. Da ranken mächtige Schmarotzerfeigen und Winden, und andere, mit großen bunten Blumen ausgestattete Kletterpflanzen an den kerzengeraden schwarzen Stämmen der gewaltigen Palmyrapalmen empor, und selbst ihre stolze Krone von handförmigen Fächerblättern ist mit Blumen bekränzt. Und dort erheben sich Prachtexemplare vom heiligen indischen Feigenbaum, von den Banyanen; unten löst sich ihr mächtiger Hauptstamm in ein förmliches Netzwerk gewaltiger Wurzeln auf, während oben aus dem dichten dunkelgrünen Laubwerke dicke Riesenäste eine Schar von Luftwurzeln herabsenken; und von diesen erreichen viele wieder den Boden und bilden wurzelschlagend neue Stämme zur Stütze der alten mütterlichen Krone. Und dort, siehe dort, da erstickt ein gewaltiger Würger (eine parasitische Feigenart), mit dem Netzwerk seiner verflochtenen Stammäste die edle Palme, die er zäh umklammert hält — und wenige Schritte weiter da steht ein Bruder dieses Würgers mit todtem, einen cylindrischen Hohlraum umschließenden Gillarstamme, ohne Blätter; erst war die erwürgte Palme gestorben und vermodert, und dann hatte den grausamen Mörder dasselbe Schicksal ereilt. Dazwischen bildet das zierliche Bambusrohr große Riesenbouquets, breiten prächtige Bananen und Stralitzien ihre frischgrünen zarten Blätter aus, entfalten herrliche bunte und große Blumen ihre duftenden Kelche, bilden zartgefiederte Acacien weit ausgedehnte Schirmdächer, verflechten sich stachelige cactusähnliche Euphorbien zu dichten Hecken. So sah ich hier zum ersten Male auf Elephanta in greifbarer Wirklichkeit eine Fülle der merkwürdigsten und schönsten Gestalten der tropischen Flora, von denen ich seit 30 Jahren gelesen und geträumt hatte. Und dazwischen gaukelten in der sonnenglühenden Luft Tausende der schönsten

und buntesten Schmetterlinge, schwirrten durch das Gebüsch große goldglänzende Prachtkäfer, huschten durch das Laub hunderte von behenden Eidechsen und Schlangen, flogen von Stamm zu Stamm lärmende Scharen prachtgefiederter Vögel — lauter neue, nie lebend gesehene Formen, und mir doch großentheils seit Langem alte Bekannte. Wie ein Kind haschte ich nach all den herrlichen Siebensachen und legte meine Hand auf die Stämme der Palmen und Bambusen, um mich zu überzeugen, daß nicht Alles nur ein schöner Märchentraum sei! Und so fuhr ich traumbefangen bei der wunderherrlichsten Abendbeleuchtung von Elephanta nach Bombay zurück und sah in der schlaflosen Nacht, der ersten in Indien, tausende der prächtigsten Bilder an meinem Auge auf's Neue vorüber ziehen.

Leider gestattete die kurze, rasch verfließende Woche in Bombay nur einen einzigen größeren Ausflug auf das indische Festland; dieser war aber sehr interessant und gab mir eine recht gute Vorstellung von der Natur des berühmten Hochlandes von Dekkan. Auf den guten Rath eines freundlichen Landsmanns, Herrn Tintner (dem ich für viel andere Gefälligkeiten bei dieser Gelegenheit herzlich danke), wählte ich unter den verschiedenen, im Raume von zwei Tagen ausführbaren Excursionen diejenige nach Lanaulie und zu den Felsentempeln von Carli. In Gesellschaft des Grafen Hunyady, des Reisegefährten vom „Helios“, verließ ich Bombay am Mittag des 11. November. Das herrlichste Wetter begünstigte diesen Ausflug wie meinen ganzen Aufenthalt in Bombay; nur war es etwas zu heiß: Mittags im Schatten bis 30° R, meistens am Tage zwischen 22 und 26° R; auch die Nächte waren sehr heiß und einmal hatten wir noch um Mitternacht 25° R.! Die Eisenbahnfahrt nach Lanaulie (die erste Strecke der großen Bahn von Bombay nach Madras) dauerte fünf Stunden und entlockte uns neben vielem Schweiße manchen Seufzer über die stechende Sonnengluth; und doch waren die Waggons erster Classe, die wir benutzten, überaus bequem und boten die raffinirtesten Schutzmittel gegen die Tropen-Sonne: doppeltes, seitlich weit vorspringendes Dach, Jalousien und grüne Scheiben an den Fenstern, innen und außen Vorhänge, bequeme und kühle Lederpolster, sinnreiche Einrichtungen für reichliche Ventilation, und was das Angenehmste war —, kleine Badecabinete mit gekühltem Wasser, in denen ich mehrmals während der heißen Fahrt ein erquickendes Bad nahm. Jeder Waggon erster Classe enthält nur zwei geräumige Salons und in jedem Salon dürfen nicht mehr als sechs Passagiere sitzen, während man bei uns die dreifache oder mindestens doppelte Zahl darin zusammenpferchen würde. Nur drei Bänke sind in jedem Salon (zwei der Länge, eine der Quere nach); bei Nacht wird über jeder Bank noch eine zweite, 4 Fuß entfernt, aufgeschlagen; und so erhält man sechs Betten, weit geräumiger und bequemer, als die Betten in Dampfschiffscabinen. Dabei kann man bequem in dem kleinen Salon seinen Koffer unterbringen und auspacken, promeniren und nach beiden Seiten durch die zahlreichen Fenster die Aussicht auf die vorübereilende Landschaft genießen.

Diese Aussicht war für mich höchst anziehend und ich sammelte während der kurzen fünfstündigen Fahrt eine Reihe interessanter indischer Bilder in meinem Skizzenbuche. Zunächst fährt die Eisenbahn durch einen großen Theil der

Stadt Bombay selbst hindurch, an Byculla, Parell und Sassoon vorbei, dann auf eine Brücke über einen schmalen Meeresarm nach der Insel Salsette und von dieser über einen zweiten Meeresarm nach dem Festlande von Vorder-Indien hinüber. Anfänglich zieht sich hier die Bahn ganz flach mehrere Stunden lang durch das ebene und niedere Küstenland, das Koukan. Zahlreiche Dörfer, aus elenden Rohrhütten zusammengesetzt, und einzelne kleine Städtchen von unbedeutendem Umfang geben uns eine Idee von der Mahratten-Bevölkerung dieser Gegend. Die ausgedehnte Ebene ist während der Regenzeit (von Juni bis September) mit dem üppigsten hohen Grase bedeckt, zum großen Theil auch gut cultivirt mit Reis, Mais 2c. Jetzt war die Vegetation seit mehr als einem Monat völlig verbrannt und die weiten Grasflächen strohgelb. Nur die zahlreichen immer grünen Pflanzen erhielten sich frisch, die Bananengebüsche und Feigenbäume rings um die Hütten, und vor Allem der wichtigste Schatz dieser Koukan-Flora, die herrliche Palmyra-Palme (Borassus flabelliformis). Tausende oder vielmehr Millionen von Stämmen dieser edlen Fächerpalme mit dem kerzengeraden schwarzen Stamme sind allenthalben sichtbar, bald einzeln, bald in Gruppen, und geben dem ganzen flachen Küstenlande seine charakteristische Physiognomie; gleich der Cocos- und Dattelpalme ist auch die indische Palmyra-palme einer der nützlichsten Bäume; fast jeder Theil derselben dient für einen oder mehrere häusliche oder technische Zwecke. Besonders schön erscheinen die Gruppen dieser Palme an den Ufern der zahlreichen schilfbekränzten Teiche, an denen wir vorüberfuhren, dazu als malerischen Vordergrund die nackten braunen Eingeborenen mit ihren zweiräderigen Ochsenkarren, badende Büffel und zusammengewürfelte Rohrhütten; im Hintergrunde darüber die malerischen Formen der Bhor-Ghats, der zackigen Felsenwände, die den steilen, 2000 Fuß hohen Absturz des mächtigen Tafellandes von Dekkan bilden.

Auf der Station Kurjut, hinter Noreb, waren wir am Fuße des Gebirges angelangt und die leichte Locomotive, die uns bisher geführt hatte, wurde jetzt mit einer schweren Gebirgslocomotive vertauscht. Die Steigung der Bahn wird bald sehr bedeutend (1 : 37); sie erhebt sich in wenigen Stunden Fahrzeit über 2000 Fuß. Zahlreiche Tunnels und Viaducte, sowie scharfe Biegungen der Bahn an steilen Felswänden vorbei erinnern an unsere malerischen Alpenbahnen, Semmering und Brenner (die stärkste Steigung auf letzterer beträgt nur 1 : 40). Die umgebende Landschaft nimmt alsbald einen ganz anderen Charakter an. Die Palmen, die in so großer Masse das Unterland (Koukan) schmückten, verschwinden schon beim Beginn der Steigung völlig; mächtige, bald säulenförmige, bald astreiche Waldbäume treten an ihre Stelle, darunter die stolzen Tabakbäume, sowie Wollbäume mit sehr großen Blättern. Der steile Abfall des tafelförmigen Hochlandes (Dekkan), der zum Theil treppenartig oder terrassenförmig abgestuft ist, wird vielfach von tiefen Wasserschluchten eingeschnitten und diese Abgründe, mit dichtem Waldgebüsch ausgekleidet, geben dem Gebirgslande einen europäischen Charakter. Ganz eigenthümlich aber, und in ähnlicher Form wie von keinem europäischen Gebirge bekannt, ist die Gestaltung der mächtigen Felsenmassen dieser Bhor-Ghats. Sie erscheinen bald als ungeheure, fast senkrecht aufsteigende schwarze Mauern von mehr als tausend

Fuß Höhe, bald als breite und flache Tafelberge mit horizontal abgeschnittenen Kuppen, bald als zerklüftete Wände, deren thurm- und castellartige Aufsätze aus der Entfernung täuschend eine gewaltige Festung mit vielen Thürmen und Zinnen vorspiegeln. Obgleich die plutonischen Gebirgsmassen der Bhor-Ghats (größtentheils schwärzlicher Trapp und basaltartiger Syenit) von dem geschichteten Quadersandstein unserer „sächsischen Schweiz" völlig verschieden sind, so bleibt die äußere Gestalt der isolirten Tafelberge doch oft auffallend ähnlich.

Wie uns der Anblick des schluchtenreichen Waldgebirges, ohne alle Zuthaten tropischer Vegetations-Pracht, plötzlich vom 19. nach dem 53. Breitengrade versetzte, so erschien auch die Luft, die wir athmeten, mit einem Male gänzlich verändert. An die Stelle der drückenden Hitze trat luftige Kühle und mit Wonne sogen wir die kräftige frische Bergluft ein — eine Wohlthat gemäßigten Klima's, welche man erst dann voll schätzen lernt, wenn man sie unter dem erschlaffenden Einflusse der Tropensonne schmerzlich vermißt. Je höher wir hinauf kamen, desto heimathlicher wurde es uns zu Muthe. Doch erfuhr diese Illusion einige Störung durch die Mittheilung, daß in der tiefen wasserreichen Waldschlucht, an der wir eben vorbeifuhren, vor zwei Jahren ein englischer Capitän durch einen Tiger getödtet worden sei. Hier stürzten aus beträchtlicher Höhe zwei Wasserfälle herab. Während der Regenzeit sind diese überaus zahlreich; jetzt waren sie größtentheils versiegt und gelbes dünnes Gras bedeckte die Flächen, die nicht mit Bäumen oder nicht mit „Dschungle"-Dickicht besetzt waren.

Kurz vor Lanaulie passirten wir die Station M a t h e r o n, eine beliebte Sommerfrische der wohlhabenden Bewohner von Bombay. Mehrere schöne Aussichtspunkte in dessen höchster Umgebung gewähren einerseits wilde und romantische Einblicke in die umgebenden Waldschluchten, andererseits weite und umfassende Ausblicke über das flache Küstenland und das Meer, bis nach Bombay hin. Eine besonders auffallende Felsenform in der Nähe der vorhergehenden „Reversion-Station" führt den Namen Dukes Nose (Herzogs-Nase, Wellington zu Ehren!). Es war bereits völlig dunkel geworden, als wir um 7 Uhr in einer Meereshöhe von 2100 Fuß an unserem Ziele Lanaulie anlangten und in dem kleinen Hôtel eines Parsi recht leidliche Unterkunft fanden.

Der folgende Morgen war für eine Excursion nach den berühmten C a r l i e - C a v e s bestimmt, den buddhistischen Grotten-Tempeln, welche alle anderen an bedeutendem Umfang und Reichthum der Sculptur übertreffen sollen. Wir hatten für 5 Uhr Ponies bestellt, welche uns bis in die Nähe der Grotten und ein Stück bergauf tragen sollten. Als wir aber die Bergpferde besteigen wollten, erschien statt deren eine stattliche Kutsche mit zwei Pferden, deren Lieferung dem schlauen Wirthe vortheilhafter erschien. Wohl oder übel mußten wir uns in die Kutsche setzen, die uns nur eine halbe Stunde weit auf gutem Fahrweg weiter brachte. Dann mußten wir aussteigen und über eine Stunde weit über Wiesen und Felder hinwegmarschiren. Schließlich ging es noch eine halbe Stunde steil bergauf zu den Grotten. Diese liegen in halber Höhe am westlichen Abhange eines Trachytberges, der sich noch mehr als tausend Fuß über das Plateau von Lanaulie erhebt. Letzteres liegt bereits auf der Höhe des Plateau's von Dekkan.

Die buddhistischen Höhlentempel von Carlie sind weit größer und älter, als die brahmanischen Tempelgrotten von Elephanta; auch sind die Sculpturen einfacher und weniger schnörkelhaft, die Figuren der Menschen und Thiere natürlicher. Sie gelten als die vollendetsten Bauwerke ihrer Art. Gleich den Tempeln von Elephanta und vielen ähnlichen in Indien sind auch diejenigen von Carlie durch Aushöhlung aus dem Felsen des Gebirges selbst herausgeschnitten, ebenso wie die Sculpturen von Menschen oder Thieren, welche in großer Zahl die Wände zieren. Der stattliche Hauptraum des Tschaitya-Tempels von Carlie, ein riesiges Tonnengewölbe, wird durch zwei Säulenreihen in ein breites Hauptschiff und zwei schmale Nebenschiffe getheilt. Die zahlreichen Figuren, von männlichen und weiblichen Gestalten, von Elephanten, Löwen u. s. w., sowie die Säulen und Thürpfosten, sind sehr kunstreich aus dem harten schwarzen Trapp-Felsen ausgemeißelt und glatt poliert; sie sollen durch sorgfältige und ästhetische Ausführung diejenigen der meisten anderen indischen Tempel übertreffen. Oberhalb des Haupttempels und zu beiden Seiten desselben, (— in 777 Meter Meeres-Höhe —) sind kleine Räume ausgemeißelt, aus denen wir große Schwärme von Fledermäusen aufscheuchten. An dem Eingange zu den Tempelgrotten stehen außen ein paar kleinere Tempel, von herrlichen heiligen Feigenbäumen überschattet; einige buddhistische Priester, die hier ihr Leben zubringen, bettelten uns um Almosen an. Während sie zum Danke dafür ein Gebet hinmurmelten, ertönte oben von der Höhe der Felsen lautes Geschrei, und als wir hinblickten, sprangen in eiligen Sätzen mehrere große schwarze Affen (Wanderuh's) davon. Es waren dies die ersten Affen, die ich in wildem Naturzustande erblickte; im Vergleiche zu den schmutzigen und nackten Bettelmönchen zu unseren Füßen erschienen sie mir als deren Vorfahren recht verehrungswürdig.

Der Blick von der Pforte der Carlietempel, noch besser von den vorspringenden Felsen oberhalb derselben, auf welche wir den Affen nachkletterten, umfaßt das Plateau von Lanaulie. Dasselbe erstreckt sich in gleichmäßiger Ebene ziemlich weit gegen Puna hin, und ist rings eingeschlossen von einem Kranze niederer, größtentheils kahler Hügel. Hier beginnt das mächtige Tafelland von Dekkan, das den größten Theil der vorderindischen Halbinsel einnimmt und sich gegen Osten, gegen die Coromandelküste allmälig herabsenkt, während es nach Westen, gegen das Konkan und die Malabarküste, größtentheils steil abfällt. Sehr befriedigt von dieser Excursion, welche uns in einen der interessantesten Theile desselben führte, verließen wir Lanaulie am Mittag des 12. November und waren schon vor Sonnenuntergang wieder in Bombay.

Ueber die Verlängerung des Lebens.

Von
W. Preyer
in Jena.

Kein Mensch weiß, wie lange sein Leben dauern wird, und mancher möchte es wissen. Zwar heißt es in den Psalmen, mit siebzig und, wenn es hoch komme, mit achtzig Jahren werde die Grenze erreicht; aber die heilige Schrift selbst berichtet an anderer Stelle von vorsündfluthlichen Stammvätern, deren Alter fabelhafte Ziffern von vielen hundert Jahren umfaßt habe.

Seit diese Angaben nicht mehr wörtlich genommen werden, sind freilich die Patriarchen ihres mythischen Nimbus beraubt worden; doch beträgt das Alter des Methusalah immer noch etwa zweihundert Jahre statt der Mosaischen 969, wenn die älteste biblische Zeitrechnung mit ihrer eigenthümlichen Theilung des Jahres noch so ungünstig angenommen wird.

Mag nun jenes längste, sprüchwörtlich gewordene Leben historisch oder nur eine Legende sein, im Hinblick auf zahlreiche beglaubigte Fälle von Hundertjährigen, erscheint die Frage wohlberechtigt, ob das menschliche Leben über die gewöhnlichen Grenzen hinaus willkürlich verlängert werden könne, so daß es statt achtzig etwa die doppelte Anzahl Jahre dauere.

Selbst wenn es ganz sicher wäre, daß kein Mensch zweihundertmal seinen Geburtstag gefeiert hat, würde es nicht vollkommen verständlich sein, weshalb solches nicht möglich sein soll. Denn wenn ein Greis einhundert Jahre erreicht hat und gesund ist, kann die Erwartung, daß er noch ein Jahr am Leben bleibe, nicht unwahrscheinlich genannt werden; ebenso die, daß ein hundert-und-ein-jähriger bei ungetrübtem Wohlsein die Hundert-und-zwei erlebe und so fort noch lange. Einen Beweis für die Nothwendigkeit des Erkrankens und Sterbens nach einer bestimmten Frist kann Niemand liefern. Nur daß alle Menschen sterben werden, welche gegenwärtig leben, ist vollkommen sicher, ist ein Satz von solcher Gewißheit, wie kaum ein zweiter Erfahrungssatz. Denn Niemand bezweifelt ihn.

Aber er sagt Nichts aus über den Zeitpunkt, wann die jetzt lebenden jungen und alten, gesunden und kranken Individuen ihr Dasein vollenden werden. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung und Statistik in ihrer Anwendung auf die Bestim-

mung der wahrscheinlichen Lebensdauer für jedes Alter können zwar in der Praxis manche brauchbare Resultate liefern, wie die segensreichen Einrichtungen der Lebensversicherung beweisen; aber auf den einzelnen Fall kann die allgemeine Vorhersage nicht prophetisch angewandt werden.

Niemand weiß beim Sonnenaufgang, ob er den Abend erleben wird und ob diese Stunde der Beginn eines neuen Jahres oder Jahrzehntes oder nur der der letzten Lebenswoche ist. Denn es gibt unerwartete und unberechenbare Umstände, welche den Lebensfaden des starken Mannes ebenso wie den des hülflosen Kindes plötzlich und ohne daß irgend Jemanden eine Schuld träfe mit scharfem Schnitt unerbittlich abkürzen können. Noch lebt in Aller Erinnerung frisch die Nachricht von den Städte zerstörenden Erdbeben und Ueberschwemmungen diesseits und jenseits des Oceans. Im Kriege, auf hoher See im Sturm, im tiefen Schacht, wo böse Wetter unheimlich drohen, in dem zerklüfteten Eise der Gletscher mit trügerischer Schneedecke, wie in dem heißen Sande der großen Wüste, weiß der Glücklichste nicht, ob die nächste Minute noch sein ist, ob er sein Heim je wiedersehen wird.

Andererseits kann es geschehen, daß dem Urtheile der besten Aerzte zum Trotz aufgegebene, sogar schon für sterbend erklärte Kranke genesen und lange Jahre weiter leben.

Nur dann ist die Lebensdauer fest begrenzt, nur dann vorher bekannt, wenn gegen den natürlichen Verlauf der Dinge ein Mensch selbst Hand an sich legt. Diese Thatsache von der absichtlichen Lebensverkürzung, ein allein dem Menschengeschlecht zukommendes trauriges Vorrecht, zeigt unmittelbar den Einfluß des Willens auf die Lebenslänge.

Kann nun die Willenskraft die Dauer des Lebens auch im entgegengesetzten Sinne bestimmen? Die Makrobiotik oder Kunst, das Leben zu verlängern, welche noch mehr eine Wissenschaft, als eine Kunst ist, beruht allerdings auf einer solchen Voraussetzung, sofern ihr zwar nicht obliegt, den Zeitpunkt des Ablebens vorher festzustellen, wohl aber denselben weit über die gewöhnlichen Grenzen hinauszuschieben.

Diese Wissenschaft stützt sich vor Allem darauf, daß sehr viele Menschen mehr als ein Jahrhundert, einige mehr als anderthalb Jahrhunderte nachgewiesenermaßen gelebt und sich ihres Daseins gefreut haben. Fleißige Sammler haben lange Verzeichnisse entworfen von hundert- bis hundert-und-zehn-jährigen Personen. Auch einige Dutzend hundert-und-zwanzig- bis hundert-und-vierzig-jährige sind bekannt. Nur wenige überschreiten aber das dritte Halbhundert, wie der Engländer Jenkins. Dieser merkwürdige Mann erschien oft als Zeuge vor Gericht und zwar zum ersten Male als er siebzehn Jahre alt war und zum letzten Male, wie die gerichtlichen Protokolle bezeugen, hundert-und-vierzig Jahre später. Er starb hundert-und-sieben-und-fünfzig Jahre alt. Nachrichten von noch älteren Greisen, die dem zweiten Hundert nahe gekommen sein sollen, sind unzuverlässig.

Aber wenn viele der zusammengestellten Angaben über lange Lebensdauer ganz unbegründet wären und alle aus dem Alterthum überlieferten Fälle wie die Geschichten von den Pandoren und den dreihundertjährigen Arkadischen

Königen und den ebenso bejahrten Brahmanen zu den Märchen gerechnet werden, deren es auf diesem Gebiete eine Fülle gibt, so bleiben doch einige Tausend wohlbeglaubigte Fälle von mehr als hundert Jahre alten Männern und Frauen davon unberührt. Und wenn nur ein einziger sicherer Fall vorläge von einem Menschen, der hundert-und-fünfzig Jahre erreichte und sich dabei einer guten Gesundheit erfreute, es wäre genug, um darauf hin die Lehre von der Lebensverlängerung zu gründen.

Wenn ein Mensch so alt werden kann, dann müssen auch andere es werden können. Die Frage heißt: Wie muß man leben, um diesem fernen Ziele möglichst nahe zu kommen? oder ist es nur Wenigen von vornherein etwa durch besondere Anlagen und Umstände erreichbar?

Viele, deren Freude an der Selbsterhaltung, deren Liebe zum Leben und bloße Lust am Dasein stark ausgebildet war, haben ohne Bedenken in dem Sinne entschieden, daß jeder gesunde Mensch das höchste Alter erreichen könne, wenn er nur die richtigen Mittel anwende.

Die kühnste Phantasie erlahmt bei dem Versuche, all den abenteuerlichen Gedanken und vollends den Vorschriften im Einzelnen zu folgen, welche die Bereitung solcher lebenverlängernder Mittel zum Gegenstande haben. Der Stein der Weisen hatte unter dem Namen „Lebenselixir“ und „Große Panacee“ als das Alles heilende Zaubermittel schon früh den Ruf, er vermöge außer der Verwandelung unedler Metalle in Gold, außer der Vermehrung ihres Gewichts, auch die Verlängerung des Lebens — durch Beseitigung aller todbringenden Krankheiten und Schäden — und unmittelbare Verjüngung zu bewirken.

In der Geschichte der Irrthümer gibt es kaum einen lehrreicheren Abschnitt als diesen, als die Geschichte vom Steine der Unsterblichkeit. Jahrhunderte lang wurde für wahr gehalten, was nur durch mangelhafte Beobachtung ein eingebildetes Dasein hatte und besserer Erfahrung unmittelbar widersprach. Es wetteiferten im Mittelalter Leichtgläubigkeit und Unwissenheit miteinander in der geduldigen geheimnißvollen Herstellung jener alchemistischen Mittel. Nur einige Beispiele[1]):

Der berühmte Raimund Lull, welcher im 13. Jahrhundert viele Millionen mittelst des Steines der Weisen zu Kreuzzügen und Kirchenbauten herbeizuschaffen wußte, sagt, er sei wieder ganz jung und munter geworden, als er hochbetagt, die große Panacee nahm. Auch ein gewisser Salomon Trismosin, Gelehrter in Constantinopel, versichert im Jahre 1490, er habe sich im hohen Alter mit einem Grane des Steines plötzlich verjüngt, so daß seine gelbe, runzelige Haut wieder weiß und glatt, die Wange roth, das graue Haar wieder schwarz, der krumme Rücken wieder gerade geworden seien; Frauen von neunzig Jahren habe er ebenso in die blühende Jugend zurückversetzt. Der Alchemist Artephius im 12. Jahrhundert behauptete, er sei tausend Jahre alt, ohne daß ihm widersprochen ward. Die Eingeweihten sollten öfters dieses Alter erreichen. Noch im Jahre 1724 starb der Venetianer Fridericus Gualdus, ein Rosenkreuzer, angeblich vierhundert Jahre alt. Der sogenannte Graf St. Germain,

[1]) Nach Kopp, Geschichte der Chemie, II, 1844. S. 178 flg. 260.

von welchem 1770 bis 1795 viel die Rede war, erreichte seiner Angabe zufolge durch seinen Thee zur Lebensverlängerung ein Alter von dreihundert-und-fünfzig Jahren. Cagliostro ging in seinen Behauptungen noch weiter. Den durch seine Goldmacherkunst im Jahre 1382 sehr reich gewordenen Nicolaus Flamel, über dessen Tod bis jetzt Nichts bekannt ist, versicherte um das Jahr 1700 ein Derwisch zu Brussa mit seiner Gattin im besten Wohlsein in Indien wiedergesehen zu haben. Das glaubten die europäischen Schwarzkünstler und dankten dem Derwisch.

Es lassen sich noch viele ähnliche märchenhafte Berichte über die verjüngende Kraft des Steines der Weisen anführen. Der Glaube an ihn entstand wahrscheinlich durch den mißverständlichen Ausdruck „kranke Metalle", statt „unedle Metalle" bei den arabischen Schriftstellern des 8. Jahrhunderts. Die Heilung bestand in der Veredelung. Die kranken unedeln Metalle wurden durch den Stein der Weisen in gesunde edle verwandelt. Diese Veredelung ward auf den kranken, gebrechlichen, alten Menschen übertragen und durch sie — auch in sittlicher Beziehung — eine Besserung, eine Verjüngung erstrebt.

Längst ist der Zauber vernichtet. Ebensowenig wie sich Blei in Gold verwandeln läßt, kann sein Gewicht vermehrt werden, kann eine Essenz das Leben verlängern. Die Anerkennung dieser Thatsachen hat aber sehr lange gedauert. Noch im Jahre 1837 wurde dem Gewerbeverein zu Weimar eine veredelnde Tinctur von einem thüringischen Alchemisten zugestellt, damit die Mitglieder sich selbst von ihrer Wirkung überzeugen sollten.

Von größerer Bedeutung als solche vereinzelte Erscheinungen ist die Thatsache, daß verständige Männer und Frauen glaubten durch regelmäßiges Einnehmen von gewissen Arzneien, Salzen, allerlei spirituösen Präparaten sich das Leben verlängern zu können. Der Hauptbestandtheil der meisten Geheimmittel der Art, Weingeist, verdankt seinen Namen Aqua vitae, welcher ihm noch jetzt in romanischen Ländern geblieben ist, seiner belebenden und darum als verjüngend angesehenen Wirkung. Er sollte eher Aqua mortis heißen. Den Salpeter empfahl man früher täglich Morgens in nicht zu kleiner Menge einzunehmen, und die Modethorheit, daß in England auch von Gesunden das Mittel zur Verlängerung des Lebens Jahre lang regelmäßig verwendet wurde, hörte erst auf, als nach längerem Gebrauch üble Wirkungen eintraten [1]). Die Abnahme der Arbeitsfähigkeit heilte den Aberglauben. Doch bald traten andere Mittel an die Stelle. Einige empfahlen das täglich zu wiederholende Umgraben frischer Erde. Ein vornehmer Sonderling ließ sich sogleich nach dem Aufwachen ein Stück frischer Erde vor das Gesicht halten und sog den Humusduft ein [2]). Auch Ambra war ein Mittel zur Lebensverlängerung, welches von Alters her bis in die Neuzeit diesen Ruf behalten hat.

Um Ungewöhnliches zu erreichen, muß Ungewöhnliches geschehen, dachten Viele; es muß ein Opfer gebracht werden. Daher ließen sich auch Gesunde öfters zur Ader. König Ludwig der Dreizehnte von Frankreich wurde in den

---

[1]) Joh. Hummel, Commentatio de arthritide. Büdingen, 1738. S. 32. 33.

[2]) Bacon von Verulam über die Lebensverlängerung, übersetzt und mit einigen Bemerkungen begleitet von Chr. Aug. Struve. Glogau, 1799. S. 175. 176.

letzten zehn Monaten seines Lebens sieben-und-vierzig Mal zur Ader gelassen. Die noch jetzt hier und da auftauchenden mystischen Lebensgeister sollten sich dadurch beruhigen. Andererseits glaubte man um dieselbe Zeit durch Einführung frischen Blutes von jungen, gesunden Thieren in die Adern alter und kranker Menschen das Leben dieser erhalten und verlängern zu können. Derartige Transfusionsversuche — in den letzten Jahren in Vergiftungsfällen und nach großen Blutverlusten wieder aufgenommen — hatten beim Menschen wenig Erfolg. Einige Fälle sind aber günstig verlaufen und Versuche an Thieren bereits im vorigen Jahrhundert in Jena ausgeführt worden.

Ein merkwürdiges Verfahren, das Altern und Erkranken zu verhindern, bestand auch darin, sich von Kindern anhauchen zu lassen, kleine Kinder und Thiere wie Kataplasmen auf schmerzhafte Stellen aufzulegen oder nur mit ihnen lange zusammenzusein, um den „Lebenshauch", der verjüngen sollte, aufzunehmen. Noch jetzt pflegen Landleute in Thüringen allerlei Leiden durch Berührung frisch geschlachteter Thiere und Auflegen lebender Meerschweinchen zu mildern. Da die letzteren fast dieselbe Temperatur wie der Mensch haben, auch nicht wie aufgelegte Umschläge erneuert zu werden brauchen, so erscheint die wunderliche Cur verständlich.

Doch es wäre zwecklos, alle die verschiedenen Arzneien und Heilmittel, deren man sich bedient hat, um das Leben künstlich zu verlängern, namhaft zu machen. Viel mehr Interesse bietet die Betrachtung des Standpunktes, welchen eine vernünftige, von Vorurtheilen und Aberglauben möglichst freie Makrobiotik oder praktische Lebenslehre einnimmt.

Nachdem im Jahre 1623 Bacon von Verulam eine für damalige Zeiten vortreffliche kleine Schrift darüber hatte drucken lassen, erschienen zwar mehrere große und kleine Werke über die wichtige Frage, wie man verfahren müsse, um ein hohes Alter zu erreichen, keines aber kommt dem nahe, welches Hufeland in Jena 1797 unter dem Titel „Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern", herausgab.

Wenige Bücher haben gleich nach ihrem Erscheinen solches Aufsehen erregt, wie dieses. Es wurde eiligst nachgedruckt, so daß der Verfasser bereits in der 1798 erschienenen zweiten Auflage bittet, man möchte es nur beim rechtmäßigen Verleger kaufen. Es wurde sogar ein Katechismus daraus präparirt. Im Jahre 1873 ist das treffliche Buch neu herausgegeben worden. Es verdient in der That trotz vieler veralteter Anschauungen auch heute noch gelesen zu werden. Ein Vergleich desselben mit Bacon's Abhandlung vom Leben und Tode, welches ebenfalls neu, jedoch in dem ursprünglichen Lateinisch, in der Gesammtausgabe seiner Werke (1870) edirt worden ist, zeigt übrigens, daß nicht allein wichtige Ideen, thatsächliche Angaben und Rathschläge des britischen Denkers, sondern auch seine Eintheilung des Stoffs in eine theoretische und praktische Hälfte und die Behandlung mancher Fragen von Hufeland, der ihn wiederholt citirt, beibehalten wurde, soweit die in der langen Zwischenzeit herbeigeführten Fortschritte in der Physiologie und Heilkunde es zuließen.

Beide Autoren vergleichen das Menschenleben mit einer Flamme, welche beständig gleichsam den Körper im Innern verzehre, während von außen die Luft

verzehrend wirke. Um die Geschwindigkeit dieser sogenannten Consumtion zu vermindern, muß dem Feuer ausreichende Nahrung geboten und die austrocknende Wirkung warmer Luft durch Baden und sonstige Hautpflege verhindert werden. Beide Forscher nahmen ferner im Körper eine Lebenskraft oder ein belebendes Princip an, von welchem, wie es früher üblich war, die Lebenserscheinungen und Lebensdauer, unmittelbar abhängig gedacht wurden. Von diesen und damit zusammenhängenden theils unbewiesenen und unhaltbaren, theils auch überflüssigen Ansichten abgesehen, enthalten beide Bücher viele vollkommen richtige Angaben.

So sprach Bacon den Satz aus und suchte ihn zu begründen, daß am längsten dauert was am langsamsten wächst, oder daß die Lebensdauer bestimmt wird durch die Entwickelung des Körpers. Alle Pflanzen und Thiere also, deren Längenwachsthum spät aufhört, überdauern diesen Zeitpunkt lange. Die schnell wachsenden Pflanzen dagegen, welche frühe Früchte zeitigen, sterben früh, wie die frühreifen Thiere.

Diese Behauptungen haben viele Discussionen veranlaßt. Buffon [1]) sprach sich in demselben Sinne aus. Er setzte die Lebensdauer geradezu der Dauer des Längenwachsthums proportional und bemerkte, wie sein Vorgänger, daß darum im Allgemeinen kleine Thiere nicht so lange leben wie große. Ein großes Feuer erlischt nicht so schnell wie ein kleines. Er wählte, allerdings nur beispielsweise, für den Menschen die Zahl sieben, um die natürliche Lebensgrenze zu finden, indem er den Zeitpunkt des Uebergangs der Kindheit in das Jünglings- und Jungfrauen-Alter zu vierzehn Jahren annehmend, das Product beider, also 98, allgemein aber für alle Länder 90 bis 100 Jahre als gegenwärtige wahrscheinliche natürliche Grenze hinstellte. Hufeland meint beiläufig in der ersten wie in der folgenden Auflage seines Werkes an einer Stelle [2]), die höheren Thiere lebten im Allgemeinen fünfmal so lang, als ihre erste Entwickelung, gewissermaßen ihre Kindheit, dauert, an der Hauptstelle [3]) aber achtmal so lang, als die ganze Zeit ihres Wachsthums währt. Er multiplicirte daher die 25 Wachsthumsjahre des Menschen mit 8 und so erhielt er 200 Jahre. „Die Fähigkeit so lange zu existiren, liegt in der menschlichen Natur, absolute genommen“ sind seine eigenen Worte. Die andere Annahme von der 5 als Multiplicator ergibt nur 125 Jahre. Der Widerspruch, daß einmal die Lebensdauer des Säugethieres fünfmal, ein ander Mal achtmal so viel wie die Wachsthumsdauer betrage, ist um so auffallender, als ersterenfalls nur „die Epoche der Mannbarkeit“, also eine kleinere Wachsthumszeit mit 5, letzterenfalls die ganze Wachsthumszeit mit der größeren Zahl 8 multiplicirt werden soll. Für den Menschen würde die erstere Zahl nur fünfmal 14, also 70, wenn aber jene Epoche später eintritt, etwa im zwanzigsten Jahre, schon 100 Jahre ergeben. Die Multiplication mit 8 ergibt dagegen 112 und 160 als Grenzwerthe. In Wahrheit dauert aber in sehr vielen, wenn nicht allen Fällen ungestörter Gesundheit, schon das

---

[1]) Œuvres complètes. Paris, 1844. Vierter Band. S. 109. 110.

[2]) Zweite Auflage. Zweiter Theil. S. 137. 1798.

[3]) Ebenda. S. 220.

Längenwachsthum des Menschen wenigstens 26 und wahrscheinlich 28 Jahre und das Massenwachsthum noch viel länger, oft bis gegen das drei-und-dreißigste Jahr und darüber hinaus. Es würde also nach dieser Rechnung die Grenzzahl noch erheblich steigen.

Die Rechnung ist aber unzulässig. Denn es bestätigt sich weder, daß die höheren Thiere ungefähr fünfmal, noch daß sie siebenmal, noch daß sie achtmal so lange leben, als sie sich entwickeln oder wachsen. Allerdings ist es ungemein schwer dieses Verhältniß zu ermitteln. Die der Beobachtung am leichtesten zugänglichen Hausthiere und das jagdbare Wild werden in der Regel vorzeitig getödtet und die nicht jagdbaren frei lebenden Thiere existiren in den Culturländern meistens nicht mehr unter günstigen Bedingungen. Wahrscheinlich ist es, obgleich das Greisenalter von Thieren nicht oft erreicht wird, daß einige sehr lange wachsende Thiere, sicher daß einige Bäume Jahrhunderte alt geworden sind, und wenn auch aus dem Verhalten der Thiere und Pflanzen in dieser Beziehung nichts Bestimmtes für den Menschen folgt, so liegt doch kein Grund vor gegen die Annahme von hundert-und-sechzig und mehr Jahren als Lebensdauer des Menschen unter den günstigsten Bedingungen. Soweit kann man den früheren Forschern, welche sich bemühten, so hohe Zahlen zu begründen, wohl beistimmen. Nur ihre Ableitung derselben ist nicht genügend und im Besonderen der Zeitpunkt des eben vollendeten Wachsthums nicht allein schwer zu fixiren, sondern individuell höchst verschieden, ebenso wie der Zeitpunkt der Pubertät. Jene hohen Grenzwerthe haben aber die Erfahrung für sich. Und es ist im Allgemeinen richtig, daß ein Mensch, dessen Wachsthum, dessen ganze körperliche und geistige Entwickelung langsam vor sich ging, eine längere wahrscheinliche Lebensdauer hat, als das Wunderkind und der frühreife vorzeitig zum Manne emporgeschossene Knabe, weil bei diesen die ungleichmäßige Entwickelung zwar eine schnelle einseitige Ausbildung, aber auch ein Zurückbleiben in anderer Richtung und damit Schwäche oder geringeres Anpassungsvermögen mit sich bringt.

Prüft man nun die älteren und neueren Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln, nach welchen die gern lange lebenden Menschen sich richten sollen, so ergibt sich, daß vor Allem *Mäßigkeit* und *Mäßigung* nothwendig sind. Die goldene Mitte, der sichere Mittelweg, die Besonnenheit und Vermeidung aller Extreme, die Selbstbeherrschung — diese bereits von den indischen und griechischen Weisen als höchste Güter immer wieder gerühmten Tugenden muß sich der Mann, muß sich die Frau zu eigen machen, wenn sie alt werden wollen.

Aber es kommen noch viele Anforderungen hinzu, welche freilich zum großen Theile unter die allgemeine Vorschrift, als besondere Anwendungen derselben fallen. Zunächst Verbote, dann Gebote.

Eine Reihe von lebenverkürzenden Momenten muß mit eiserner Consequenz vermieden werden. Dahin gehören alle übermäßigen bis zur Erschöpfung fortgesetzten Anstrengungen, sowohl körperliche, als auch geistige — stundenlanges Sitzen mit gekrümmtem Rücken — längeres Athmen unreiner Luft, wie sie beim Zusammenwohnen und Versammeln Vieler in großen Städten regelmäßig vorhanden ist, und in stark geheizten Räumen mit verschlossenen Fenstern überall gefunden wird.

Ferner ist die Ernährung mit künstlich gewürzten, ausgesucht reich zubereiteten Speisen und Getränken, sowie das Zuviel bei beiden ein schnell wirkendes, krank machendes Mittel, das Leben zu verkürzen. Die Nahrung darf auch nie sehr kalt und nie heiß sein, schon weil die für die Ernährung sehr wichtigen Zähne darunter leiden. Die Enthaltsamkeit muß sich namentlich auf die narkotischen und alkoholischen Genußmittel erstrecken. Beide dürfen, wenigstens im ersten Lebensabschnitt, nicht regelmäßig, nicht täglich, sondern nur zuweilen und niemals im Uebermaß zugelassen werden, wie die sämmtlichen starken allgemein üblichen physischen Genüsse.

Ueberhaupt müssen alle Leidenschaften möglichst unterdrückt werden. Ganz zu verbannen sind Mißmuth, Klagen über Menschen und Schicksale und die entnervende Furcht vor dem Tode, welche die größte Thorheit ist, weil Niemand dadurch später, wohl aber Mancher früher in's Grab sinkt. Nur derjenige lebt im vollen Sinne des Worts, welcher darauf gefaßt ist, jeden Augenblick zu sterben.

Sehr energisch ist endlich dauernde Unthätigkeit, Grübeln über den eigenen Zustand, anhaltende Beschäftigung mit den Erzeugnissen der eigenen Phantasie ohne realen Untergrund zu vermeiden.

Wenn schon diese Verbote, welche im Ganzen als Mittel zur Fernhaltung von Schädlichkeiten, als nothwendig zur Vermeidung des heute wie früher alltäglichen langsamen unwillkürlichen Selbstmordes bezeichnet werden können, bei festem Willen, sie zu beachten, viel beitragen, das erhoffte Ziel zu erreichen, so sind doch die Gebote noch wichtiger.

Nur Ehemänner und Ehefrauen haben das höchste Alter erreicht, es ist also rathsam, nicht isolirt zu leben.

Wessen Nachtruhe oft gestört oder gekürzt wird, altert früh. Gewohnheitsmäßige Langschläfer haben eine geringere Thatkraft. Für Gesunde gilt im Allgemeinen, daß sie im Mannesalter nie bei Tage, sondern ungefähr acht Stunden allnächtlich ohne Unterbrechung im ungeheizten Zimmer schlafen sollen.

Viel körperliche Bewegung ist unerläßlich, und dabei der Aufenthalt im Freien dem in warmen Wohnräumen bei Weitem vorzuziehen. Abhärtende Anstrengung, jedoch ohne Uebermüdung, täglich in frischer Luft geübt, ist ein Lebensverlängerer ersten Ranges. Dabei sind Abwechselungen, aber keine plötzlichen Wechsel, also Reisen, und zwar Fußwanderungen, besonders heilsam. Nichts kann die letzteren in ihrer erfrischenden Wirkung für jedes Lebensalter ersetzen. Dann Baden in Flüssen und Seen, welches die Wärmebildung steigert und die Haut frisch erhält. Die Reinlichkeit in Allem, ist zur Erhaltung der Gesundheit und Lebensfreude von der größten Bedeutung. Obgleich die Giftigkeit faulender Stoffe und die krankmachenden Eigenschaften des Staubes, zumal der organischen Bestandtheile desselben, welche die Genesung, die Heilung der Wunden verzögern und verhindern und Gesunde niederwerfen, erst seit Kurzem untersucht und erfolgreich bekämpft werden, so ist doch längst die Schädlichkeit der verwesenden Materien und des Staubes bekannt. Die Desinfection ist ein mächtiger Lebensverlängerer. Die Nahrung muß mit peinlicher Genauigkeit vor Verderbniß geschützt werden. Sie muß ausnahmslos von vorzüglicher Beschaffen-

heit, aber sehr einfach sein, nie vielerlei enthalten. Auch darf nicht sehr viel auf einmal verzehrt werden; nicht hastig muß die Nahrungsaufnahme geschehen. Wer bei jeder Mahlzeit viel und schnell ißt, erreicht das höchste Alter nicht, wer wenig und schnell ißt, kommt weiter, wer wenig und langsam, hat aber noch bessere Aussichten und wer bei jeder der drei täglichen Mahlzeiten nicht wenig und ziemlich langsam ißt, doch nie bis zur Uebersättigung, dem ist die günstigste Prognose zu stellen. Ganz reines Quellwasser sei zwar nicht das ausschließliche, aber das regelmäßige Getränk.

Von tugendhaften Eigenschaften ist vor Allem die strengste Sittlichkeit zu cultiviren. Zufriedenheit, welche dem Aerger, Zorn, Neid und Haß möglichst selten Zugang gewährt, muß ebenso wie Wahrhaftigkeit als Erforderniß zu einem langen Leben gelten, schon weil durch jene Gemüthsbewegungen, ebenso wie durch eine Lüge unangenehme Gefühle und starke Nervenerregungen auch Conflicte und damit Störungen des Wohlseins herbeigeführt werden können, wohingegen die heitere Bemühung in jeder Lebenslage die Lichtseiten hervorzusuchen, sich über das gegenwärtige Angenehme zu freuen, ohne das fehlende Angenehme immer zu vermissen und ohne jedem geringfügigen unliebsamen Eindruck nachzugeben, also gleichsam die Abhärtung des Geistes — nicht Unempfindlichkeit, aber Beherrschung der Empfindlichkeit — höchste Befriedigung schaffen.

Schließlich das Wichtigste: die Thätigkeit. Nur wer arbeitet wird sehr alt. Aber die Arbeit muß freudig geschehen. Von welcher Art sie auch sei, sie muß Gutes fördern oder nutzbringend sein, und zwar nicht bloß dem Einzelnen, sondern der Familie, dem Staate oder der ganzen Menschheit. Eine ersprießliche Thätigkeit macht allein das Leben lebenswerth. Wem die Berufspflicht außerdem zugleich das größte Vergnügen ist, der hat dadurch allein schon eine Anwartschaft auf langes Leben. Denn dieses große Glück pflegt mehrere der anderen Erfordernisse in seinem Gefolge zu haben, zumal jene Frische oder geistige und körperliche Elasticität, welche zwar durch Ungemach, Trauerfälle und Lieblosigkeit vorübergehend getrübt, nicht aber dauernd zerstört wird.

Es ist nicht ganz richtig zu sagen, die Zeit heile alles Leid, in Wahrheit ist es die ersprießliche Thätigkeit. Weder das hastige Sich-mit-Allem-und-Jedem-beschäftigen, noch das überbedächtige Zaudern bei Kleinigkeiten, sondern Arbeit ist es, welche die unvermeidlichen unerfreulichen Begebenheiten in jedes Menschen Dasein an nachhaltiger Schädigung des Wohlseins hindert und dadurch deren lebenverkürzende Wirkungen abschwächt. Denn wer mit Lust und Liebe, mit Erfolg und reiner fester Ueberzeugung das Rechte zu thun, thätig ist, hat keine Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen und dem Taumel der materiellen so leicht im Uebermaß sich aufdrängenden Genüsse sich hinzugeben.

Bei alle dem darf die Regelmäßigkeit der Lebensweise nicht übertrieben werden. Eine gewisse Freiheit oder Zwanglosigkeit, dann und wann eine Abweichung von der gewöhnlichen Tagesordnung ist deshalb nöthig, weil bei starrer Gewöhnung an immer dieselben Verhältnisse schon geringfügige Aenderungen leicht Störungen der Gesundheit bewirken. Daher die Ferien, Urlaubszeiten, Sommerfrischen, auch die Sonntagsruhe ihre physiologische Be-

rechtigung haben. Vollkommene Gleichmäßigkeit ist der Gesundheit ebenso nachtheilig wie ununterbrochene Regellosigkeit.

Damit sind die wesentlichen Grundlagen der praktischen Makrobiotik angedeutet.

Können alle diese Vorschriften wirklich befolgt werden? Wird der mit den besten Vorsätzen Ausgerüstete ihnen gemäß sein Leben einrichten können! widerspricht ein solches Verlangen nicht der Menschennatur, die mit nothwendigen Schwächen behaftet ist?

Die biographischen Nachrichten, welche von langlebigen Menschen bekannt geworden sind, zeigen, daß es nicht allzuschwer ist, jenen Lebensregeln im Allgemeinen zu genügen, wenn auch nicht viele eine solche Energie und Consequenz im Einzelnen gezeigt haben, wie Benjamin Franklin und der Venetianische Edelmann Cornaro. Letzterer, vor dem 35. Jahre durch unvernünftiges sogenanntes Genußleben erkrankt, vor dem 40. durch falsche Heilversuche dem Tode nahe gekommen, änderte mit einem Male sein Leben und brachte es trotz eines schwächlichen Körpers bis zu hundert und vier Jahren. Beide Männer waren glücklich wie wenige durch ihren eigenen Willen. Sie waren weise, einigen der größten Philosophen gleich, einem Pythagoras und Kant. Aber solche Zierden der Menschheit sind höchst selten. Schon die Ansicht des Kaisers Tiberius, der sei ein Thor, welcher nach seinem dreißigsten Lebensjahre einen anderen Arzt als sich selbst brauche, werden nur wenige theilen. Und wenn man die Mehrzahl der alten gesunden Männer und Frauen fragt, wie sie gelebt haben, so stimmen die Antworten nicht immer ganz überein mit jenen Verhaltungsmaßregeln. Der eine sagt, er habe stets gegessen, ehe ihn hungerte und getrunken, ehe ihn dürstete, was freilich noch nicht unmäßig wäre, der andere, er habe sich niemals satt gegessen. Ein dritter hat sich überhaupt keine Lebensregeln angeeignet, wie der 112jährige Mittelstädt. Der 110jährige Baron Longueville verheirathete sich 10 Mal und wurde in seinem hundert und ersten Jahre noch Vater.

Es fehlt auch nicht an Fällen, in denen das höchste Alter erreicht ward nach ziemlich gleichmäßigem Lebenslauf in ärmlichen Verhältnissen. So der englische Bauer Thomas Parre. Dieser von seiner Hände Arbeit lebende Mann erreichte das erstaunliche Alter von 152 Jahren und 9 Monaten. König Karl der Erste wünschte ihn 1635 kennen zu lernen, und als er nach London kam, wurde er königlich bewirthet. Er starb bald darauf an einer Indigestion. Der große Physiologe Harvey, Leibarzt des Königs fand an der Leiche keine der Veränderungen, welche man sonst bei Greisen zu finden pflegt. Doch hatte dieser Mann, welcher im 121. Jahre zum dritten Male heirathete und neun Könige von England erlebte, nicht die Bildung, Gesundheitslehre zu studiren. Ebenso einige schwedische 130- bis 140jährige Fischer und der 157jährige Jenkins. Der 146jährige Draakenberg hatte ein ziemlich heftiges Temperament. Der 103jährige Stender liebte den Tabak, der 104jährige Baron Baravicino de Capellis den Thee, aber Fleisch nahm er immer nur wenig zu sich. Er heirathete im vierzehnten Jahre zum ersten, im vier- und -achtzigsten zum vierten Male.

Aus diesen und anderen ebenso unbezweifelten Nachrichten folgt, daß unter

sehr verschiedenen Umständen, bei unvollkommener Kenntniß der Vorschriften zur Lebensverlängerung gerade das höchste Alter erreicht worden ist, und zwar zuweilen trotz einiger Verstöße gegen die eine oder andere Maxime.

Mancher wird daraus schließen, die vielen Lebensregeln seien unnöthig; da ihr Erfolg sehr unsicher sei und sogar die beiden berühmtesten Makrobiotiker nicht sehr alt wurden — Hufeland starb im 75., Bacon im 66. Jahre — so lohne es nicht die Mühe die zum Mindesten lästige und schwer zu erlernende Lebensweisheit sich anzueignen; man müsse vielmehr alle hochbetagten gesunden Menschen als besonders vom Glück begünstigte ansehen und nicht meinen, jeder könne es ihnen gleichthun; das Beste und Angenehmste sei, gar nicht über die Möglichkeit der Lebensverlängerung nachzudenken.

Solche oft gehörte Einwände gegen die Grundlage der Makrobiotik zeugen von geringer Ueberlegung. Sie verlieren alle Kraft bei näherer Beleuchtung. Daß die möglichst strenge Befolgung der Vorschriften zur Erhaltung der Gesundheit in körperlicher und geistiger Hinsicht lebenverlängernd wirken, ist eine Thatsache. Sie haben nicht nur den Zweck, frühes Sterben Gesunder zu verhindern, sondern auch den, Kränkelnde, Schwächliche gesund, stark, langlebig und glücklich zu machen. Dieses Ziel ist thatsächlich in unzähligen Fällen erreicht worden. Darum allein schon wäre es verkehrt, die Vorschriften für überflüssig zu erklären. Die Befolgung derselben, ja sogar der Versuch, sie zu befolgen, verlängert nachgewiesenermaßen, ihre absichtliche oder unabsichtliche Nichtbeachtung verkürzt das Leben. Den Beweis liefert das häufig vorkommende frühe Sterben nach unvernünftiger Lebensweise, welche tödtliche Krankheiten erzeugt und die Widerstandskraft vermindert. Den Beweis liefert ferner das lange Leben vieler, die theils schon früh, theils spät, nachdem sie kränklich geworden waren, anfingen vernünftig zu leben. Mancher unheilbar Schwindsüchtige, Herzkranke, Magenleidende hat dadurch lange Jahre in verhältnißmäßig heiterer Gewohnheit den grausamen Scherenschnitt der Parze hintangehalten. Etwas anderes als vernünftiges Leben verlangen die makrobiotischen Regeln nicht. Von ihnen gilt, daß wer sie nicht befolgt, sei es aus Unkenntniß, sei es aus falschen Ansichten über wahren Genuß, nicht das höchste Alter erreichen kann. Nur wer sie in der Hauptsache wissentlich oder unwissentlich befolgt, kann es erreichen.

Wenn gerade die beiden Schriftsteller, welche die Lebensregeln zuerst zusammenfaßten, begründeten und ihren Werth klar darthaten, kein ungewöhnlich hohes Alter erreichten, so folgt daraus gar nicht die Unbrauchbarkeit der Vorschriften. Man könnte sie höchstens für unvollständig ansehen und nach Lücken in ihnen suchen, falls nicht ihre hinter der Erwartung zurückgebliebene Wirkung doch mehr auf ungenaues Befolgen derselben zu schieben ist. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß Hufeland Arzt war und Aerzte durch ihren Beruf eine kürzere wahrscheinliche Lebensdauer haben. Bacon konnte sagen: „Thut nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken!“ Vom Glanz der Fürstengunst und höchsten Aemter geblendet stürzte er plötzlich im sechzigsten Jahre und ward wegen Bestechlichkeit verurtheilt. Er schwächte sich durch tollen Luxus und noch mehr dadurch, daß er die letzten drei Jahre täglich 30 Gran Salpeter zu sich nahm, um sich das Leben zu verlängern. Auch rühmte er das Opium als Lebensverlängerer.

Sein Tod erfolgte schließlich in Folge einer Unvorsichtigkeit bei Experimenten zur Erforschung der Verzögerung des Verwesungsvorganges durch Schnee, mit welchem der kränkelnde Mann ein Huhn füllen wollte.

Die Hauptsache bleibt, daß die Verhaltungsmaßregeln nicht etwa vorher ausgeklügelt, sondern der Erfahrung entnommen sind. Wenn in einzelnen Fällen Menschen über hundert, sogar über hundert-und-fünfzig Jahre alt wurden, ohne viel von ihnen zu wissen oder zu sprechen, und sogar gegen dieselben in einigen Einzelheiten hier und da verstoßend, so folgt daraus nichts gegen die Bedeutung der Lebensregeln in ihrem ganzen Umfange, denn gerade diese höchstbetagten Persönlichkeiten sind es, welche das Material zur Aufstellung derselben geliefert haben und sie immer auf's Neue auch in der Gegenwart bestätigen. Erst nachher kommt die Physiologie als theoretische Wissenschaft und zeigt, weshalb die Luft und das Wasser nothwendig rein, die Nahrung einfach sein, die Thätigkeit mit der Ruhe passend abwechseln muß u. a. m. Es ist nicht zu vergessen, daß die Verstöße gegen solche makrobiotische Erfordernisse oft erst, wenn sie sich häufen, gespürt werden und bei hundertjährigen in der That selten sind. Die Mehrzahl derselben war arm und kam nicht in die Lage viele narkotische und alkoholische Genußmittel regelmäßig zu sich zu nehmen wie die mit Unrecht sogenannten Lebemänner. Auch konnten die den größten Theil des Tages im Freien zubringenden Fischer und Bauern viel eher gelegentliche Ausschreitungen in den vorgerückten Jahren ausgleichen, als die durch sociale und andere Pflichten der höheren Cultur hauptsächlich in geschlossenen Räumen verkehrenden Städter. In diesem Falle gilt wörtlich die Bestätigung der Regel durch die Ausnahmen.

Die Makrobiotik ist also eine Erfahrungswissenschaft, welche im Wesentlichen mit der Gesundheitslehre zusammenfällt. Sie verlangt aber nicht kleinlich jeden geringfügigen Fehler für gefährlich zu erachten, sich nicht vor Erkrankungen zu fürchten, durch Mißerfolg sich nicht entmuthigen, ihre Lehren nicht außer Acht zu lassen, wenn die Gesundheit bereits gestört ist, da ja im Gegentheil die Erfahrung zeigt, daß bei vielen Leiden, ganz abgesehen von ärztlicher Behandlung allein schon die vernünftige naturgemäße Lebensweise geradezu das Leben erhält. Der Patient muß sich dabei consequent nach seinen Erfahrungen richten, nach Möglichkeit vermeiden, was er als schädlich erkannte, und üben, was er als heilsam für sein körperliches und geistiges Wohlbefinden erprobte.

Diese Unterscheidung zu treffen ist auch für den Gesunden der Hauptpunkt in der Bemühung, das Leben zu verlängern. Wer weiß, daß ihm zum Beispiel kalte Füße schädlich sind, und nicht, sowie er sie fühlt, den Zustand zu beseitigen sich bemüht, der handelt thöricht; ebenso der, welcher durch verkehrte Rathschläge irregeleitet, meint, um warm zu werden, müsse man stärker heizen, anstatt sich mehr zu bewegen und wärmer zu kleiden. Solche alltägliche Schwäche einerseits und Unkenntniß andererseits verkürzen das Leben. Der Wille nach den Grundsätzen der vernünftigen Lebensweise in jedem Augenblick zu handeln, setzt freilich die Kenntniß der eigenen Achillesferse voraus. Aber diese Kenntniß bedingt noch lange nicht jene Willenskraft. Viele wissen sehr wohl, was ihnen schädlich ist, und vermögen es nicht zu vermeiden, weil die nöthige Energie fehlt.

Außerdem ist die Ansicht verbreitet, es sei ein solches vernünftiges Leben uninteressant und führe zu Hypochondrie, gerade die von der Gesundheitslehre verbotenen Früchte schmeckten am besten, und es sei bei Weitem ein kurzes, aber intensives, an starken materiellen Genüssen reiches Leben dem langen aber vernünftigen, nüchternen, an unschädlichen materiellen, besonders an geistigen Genüssen reichen Leben vorzuziehen. Solche wollen von Makrobiotik nichts wissen und finden die Lehren derselben pedantisch.

Hierin liegt der größte Irrthum. Denn wenn auch das für den gesunden wie den kranken Menschen nachtheilige Vergnügen, wie etwa die künstlich bereitete überreiche Mahlzeit oder die Nächte hindurch fortgesetzte gesellige Vereinigung in geschlossenen Räumen, für Viele einen großen Reiz hat, so ist doch dasselbe im Wiederholungsfalle nicht ohne wenig reizvolle Nachwirkungen möglich und von kürzerer Dauer, als das nicht nachtheilige, sondern zuträgliche Vergnügen, welches die vernünftige Lebensweise vorschreibt, sei es die einfache Mahlzeit, sei es die gesellige Vereinigung bei Tage im Freien. Hier ist die Nachwirkung nicht niederschlagend, sondern erfrischend. Allein schon der Hochgenuß immer einen ganz klaren Kopf zu haben, wie es die Volkssprache ausdrückt, wiegt die sämmtlichen Freuden auf, welche der jahrelang fortgesetzte allabendliche Besuch der Wirthshäuser im günstigsten Falle gewähren kann. Tägliches Biertrinken setzt die geistige Leistungsfähigkeit herab und prädisponirt zu Katarrhen.

Dazu kommt, daß eine bewußte Nichtbeachtung der zur vernünftigen Lebensweise nothwendigen Grundsätze, welche das größte Glück in einer ersprießlichen Arbeit zu finden lehren, unausbleiblich zur Unbefriedigung und Krankheit führt. Beide wünscht sich Niemand. Wenn also im Vollgefühl jugendlicher Kraft und Gesundheit übermüthig ein kurzes intensives sogenanntes Genußleben dem langen, vernünftigen, in Wahrheit unendlich genußreicheren Leben vorgezogen wird, so ist schon der Versuch, es durchzuführen, eine Illusion. Die Voraussetzung, daß man jederzeit genußfähig bleibe, auch bei unvernünftigem Leben, trifft nicht zu. Die unbequeme Thatsache, daß unvernünftige Lebensweise, scheine sie auch noch so anziehend, Lebensüberdruß und Krankheit erzeugt, wird allzuleicht ignorirt.

Wie auch versucht werden mag, den Werth der vernünftigen Lebensregeln zu schmälern, immer führt gründliche Prüfung zu dem einen Ergebniß, daß sie unentbehrlich sind für Jeden, der lange und glücklich leben will. Sie zeigen den Weg an, der zur vollkommenen Anpassung des Menschen an seine Umgebung, an die Welt führt. Das äußere Glück kommt dabei wesentlich nur insofern in Betracht, als es den Einzelnen vor plötzlicher Vernichtung durch unabwendbare Ereignisse und unverschuldete Katastrophen schützt. Die meisten Menschen sind selbst schuld daran, daß sie nicht hundert Jahre alt werden. Es verhält sich mit dem Altwerden ungefähr so, wie mit dem Reichwerden. Wenn ein sehr energischer junger Kaufmann von durchaus zuverlässigem Sinn und mittlerem Verstande sich fest vornimmt, durch seine Thätigkeit sich in zwanzig Jahren ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, so wird es ihm gelingen. Er braucht nur soviel Glück dazu, als die zeitlebens von unberechenbaren todbringenden Naturereignissen verschont gebliebenen Menschen. Ganz

ähnlich ein verständiger gesunder Mann in reiferen Jahren, der sich sagt: ich will lange leben! Er wird es auch ohne glückliche Zufälle, indem er alles Lebenverkürzende vermeidet und alles Lebenverlängernde übt, es sei denn, daß eine Calamität, gegen die es kein Mittel gibt oder die nicht vermieden werden kann, ihn gewaltsam tödtet.

Die theoretische Richtigkeit dieses Satzes wird ohne Zweifel allgemein zugegeben werden. Wie verhält es sich aber in Wirklichkeit mit der praktischen Verwerthbarkeit desselben? Die Kenntniß alles Erforderlichen zur richtigen Zeit, ehe es zu spät ist, findet sich nur selten. So einfach das Verlangen klingt, vernünftig zu leben, es scheint doch den Meisten unausführbar.

Der erste Hauptsatz der Makrobiotik lautet:

Alles die Gesundheit schädigende verkürzt das Leben und ist zu vermeiden.

Der zweite Hauptsatz lautet:

Alles der Gesundheit förderliche verlängert das Leben und ist zu üben.

Angenommen nun das Schädliche und Förderliche sei bereits genügend bekannt, wissenschaftlich begründet und populär dargestellt, so wird es doch gerade dann am wenigstens beachtet, wenn es zur Lebensverlängerung am wichtigsten wäre, in der Jugend. Mit der Jugend verträgt sich die Beschaulichkeit und Prüfung, die Weisheit und Leidenschaftslosigkeit nicht. Die Jugend denkt nicht an sich selbst, sie genießt, prüft nicht, was ihr heilsam und schädlich ist; sie kann nicht vernünftig sein, weil ihr die dazu erforderliche Erfahrung fehlt, und wenn sie nicht mit einer gewissen unbesonnenen Begeisterung vorgeht, den höchsten Zielen nachstrebend, dann fehlt ihr die Jugendkraft.

Demnach bleibt, so scheint es, die Ausübung der Kunst, das Leben zu verlängern, dem reiferen Alter vorbehalten. In der That ist sie bisher fast allgemein so aufgefaßt worden. Sie sollte dazu dienen, den Lebensabend zu verlängern.

Es kann nun streitig sein, ob die erste oder die zweite Lebenshälfte die angenehmere ist — einige Uralte meinen, die Zeit vom sechzigsten zum siebzigsten Jahre sei die schönste ihres Lebens gewesen, andere erklären das dritte Decennium dafür, fast jeder Lebensabschnitt wird seine Vertheidiger finden, je nach den persönlichen Erlebnissen — darüber herrscht aber keine Meinungsverschiedenheit, daß es im höchsten Grade wünschenswerth ist, bis in das Greisenalter jung zu bleiben, den Vollgenuß der Sinne, das Gedächtniß, die Muskelkraft und Beweglichkeit und das Interesse an der Welt und den Menschen neben der reicheren Erfahrung und dem gereiften Verstande zu behalten. Niemand wird den Tithonos beneiden, für den seine Geliebte, die Göttin Eos, ewiges Leben von dem allmächtigen Zeus erbat. Ihr Wunsch ward erfüllt. Da sie aber vergessen hatte, zugleich um ewige Jugend zu bitten, so wurde der unglückliche Mann immer älter und älter und kindisch und endlich wie ein Kind in der Wiege geschaukelt, bis schließlich, nachdem er immer mehr verfallen war, nur noch die Stimme von ihm übrig blieb.

Wer lange zu leben wünscht, will nicht altern, will sich der Morgenröthe mit sehendem Auge und vollem Bewußtsein ihrer berückenden Schönheit erfreuen im höchsten Alter, will jung sein auch in der zweiten Lebenshälfte. Auf dieses berechtigte Verlangen nimmt die bisherige Lebenskunst nicht die gehörige Rücksicht. Die wahre Makrobiotik soll nicht allein alte Menschen in den Stand setzen, noch älter zu werden, sondern auch junge in der Kunst unterweisen, länger jung zu bleiben. Und das ist die Hauptsache. Denn es kann nur der ein sehr hohes Alter erreichen und zugleich sich des Lebens freuen, welcher sich trotz der Last der Jahre die Jugendfrische bewahrt. Der dritte Hauptsatz der Makrobiotik heißt:

Um alt zu werden, muß man möglichst lange jung bleiben.

Das Jungbleiben läßt sich am schwersten erzwingen und der wird als besonders glücklich gepriesen, dem es noch am späten Lebensabend zu Theil wird. Vor allem ist dabei zu bedenken, daß wegen der Unbesonnenheit des Jünglings und der Unmöglichkeit ihn durch noch so eindringliche Ermahnungen und Rathschläge zu einer consequent-vernünftigen Lebensweise zu veranlassen, die einzige Möglichkeit ihn zu einem langen Leben tauglich zu machen in der Erziehung und zwar der Erziehung vom ersten Tage an besteht.

Es ist die Pflicht aller Eltern, ihre Kinder so zu erziehen, daß ihnen die vernünftige Lebensweise geradezu zur zweiten Natur und alles Unedle, Ungesunde widerwärtig wird wie Schmutz und übelriechende Luft, daß ihre Entwickelung keine Beschleunigung und keine unnatürliche Hemmung erfahre, vielmehr gleichmäßig geschehe und dadurch die Vorzüge, welche die Jugend vor dem Mannesalter voraus hat, ohne deren Nachtheile bis in dasselbe hinein und bis über dasselbe hinaus erhalten bleiben.

Wie kann solches erreicht werden?

Vor Allem durch die Mütter, denen die Menschheit vor der Geburt und in den ersten Jahren nach derselben fast ganz anvertraut ist. Gegenüber den Opfern, welche eine Mutter sich selbst auferlegt, um ihr Kind zu nähren, zu pflegen, zu erziehen, zu unterrichten, ist das Verlangen, es nicht zu verziehen, nicht zu verwöhnen, sondern abzuhärten und vom ersten Keime an nach den Regeln der physiologischen Gesundheitslehre zu behandeln, statt nach Vorurtheilen überlieferter mittelalterlicher Ammenweisheit, in Wahrheit sehr gering. Die vernünftige Behandlung des Säuglings und ganz kleinen Kindes, namentlich die anfangs ausschließliche Ernährung mit natürlicher Milch und ununterbrochene Versorgung mit der reinsten Luft, die Vermeidung zu großer Wärme und all' der Schädlichkeiten des Verkehrs mit Fremden, die auf das unbewachte Kind einwirken können, belohnt sich selbst. Die Vernachlässigung rächt sich unfehlbar, wie die Erfahrung zeigt.

In keinem Alter ist bekanntlich die Sterblichkeit annähernd so groß wie im ersten Jahre. Die Ursache muß zum Theil in der verkehrten Behandlung liegen. Junge Frauen, welche zum ersten Male das unaussprechliche Glück haben, ein Kind das ihrige zu nennen, wissen meistens nicht (woher sollten sie es bei der modernen Erziehung wissen?), wie schädlich vieles ist, was sie dulden, wie viele heilsame einfache Vorschriften sie schon vor seiner Geburt nicht befolgen, von denen

die Kraft und Gesundheit, das Glück und die Lebensdauer ihres Lieblings unmittelbar oder mittelbar abhängt. Ein großes Buch ließe sich darüber schreiben.

Hier kann nur Einiges angedeutet werden, um die weitverbreiteten Verkehrtheiten der ersten Erziehung einerseits, die Leichtigkeit sie zu vermeiden, andererseits an Beispielen zu zeigen.

Vor Allem ist Bewachung der Kinder unerläßlich. So lange sie nicht schlafen, dürfen sie nicht einen Augenblick allein sein — wenigstens bis in das fünfte Jahr und möglichst darüber hinaus bis zur Schulzeit. Zahlreiche Todesfälle allein gelassener, eingeschlossener, schlecht beaufsichtigter Kinder beweisen die Nothwendigkeit ein Kind nicht sich selbst zu überlassen. Es weiß sich nicht zu helfen.

Ferner müssen Kinder ununterbrochen passend beschäftigt werden. Die weltumgestaltende Macht der Erziehung beruht darauf, daß die Aufmerksamkeit des Kindes vom Anfang an in eine bestimmte Richtung gelenkt und von anderen Richtungen von nachtheiligen, schlechten Bahnen abgelenkt wird. Dadurch allein ist es möglich den Charakter zu formen. Wenn das gefügige Kind stets beschäftigt, aber nur unschädliches Spielen ihm gestattet wird, dann hat es kaum Zeit Verkehrtheiten auszubilden, dann wird es an das Richtige von vornherein gewöhnt. Und die Macht der Gewohnheit reicht viel weiter als die Macht der Vernunft. Die Gewöhnung des Kindes an das Zuträgliche und Richtige ist ebenso ausführbar wie die an das Unzuträgliche und Verkehrte und beiderlei Gewohnheiten bestimmen das spätere Leben.

Dieser pädagogische Grundsatz hat eine ganz allgemeine Anwendbarkeit. Vergleicht man die vielen Kinder, welche von ihren Angehörigen und Fremden theils zur vermeintlichen Belustigung, theils aus Unwissenheit allerlei unpassende Nahrung, Süßigkeiten, auch gegohrene Getränke erhalten, mit denen, welche gar nicht wissen, wie etwas ungesundes schmeckt, welche vernünftig einfach und reichlich ernährt werden, so daß ihnen, so lange sie Kinder sind, alles Ueberflüssige völlig unbekannt bleibt, dann springt der Unterschied Jedem sofort in die Augen. Jene durch irregeleitete Elternliebe zur Naschhaftigkeit förmlich erzogene, vor der Zeit wie Erwachsene ernährte Kinder können sich nicht in normaler Weise entwickeln, diese, die Erzeugnisse höherer Kochkunst und die starken Genußmittel nicht kennend, haben nicht einmal Verlangen danach.

Hier ist auch die Unsitte zu rügen, daß manche Kinder gezwungen werden neue ihnen widerwärtige Speisen und Getränke zu sich zu nehmen, was durch gar nichts gerechtfertigt werden kann und oft genug der Gesundheit Schaden bringt.

Nicht weniger zu tadeln ist die Art, wie häufig dem zwei- bis fünfjährigen Kinde die Nahrung, obwohl es beißen und kauen kann, erweicht wird. Man taucht das Brod oder den Zwieback in Wasser und Milch und läßt es ungekaut ohne Vermischung mit Mundflüssigkeit in den Kindesmagen gelangen, anstatt das Getränk für sich und die Brotkruste für sich zu verabreichen, wodurch die Speicheldrüsen sich normal entwickeln, die Mundverdauung in Gang kommt und die ganze Ernährung gefördert wird.

Für die Ernährung und das Wachsthum ist auch von großer Wichtigkeit, daß kleine Kinder nicht, wie es allzuoft vorkommt, anhaltend kalte Haut, besonders kalte Hände und Füße haben. Dauernde Abkühlung hemmt die Neubildung der Gewebe.

Bezüglich des Schlafens herrscht die verwerfliche Meinung vor, Schulkinder müßten geweckt werden, wenn sie nicht zeitig aufstehen. Die naturgemäße Entwickelung erfordert aber, Kinder niemals zu wecken. Ihre Tagesordnung muß so eingerichtet sein, daß sie von selbst wach werden und neun bis zehn Stunden schlafen.

Ein Hauptpunkt ist auch die Scheu vor der Luft. Daß ungewöhnlich starker und kalter Wind, Regenwetter und drückende Schwüle im Hochsommer für den Aufenthalt im Freien ungeeignet sind, ist bekannt, daß aber dem gesunden Kinde, so lange es nicht schläft, der Aufenthalt im Freien viel zuträglicher ist, scheint den Meisten unbekannt zu sein, welche sich vor Erkältungen fürchten und nicht wissen, daß man sich um so weniger leicht erkältet, je mehr man die Ofenhitze vermeidet. Der in der Zimmerluft vorhandene Staub, den jeder Schritt auf's Neue emporwirbelt, die Verbrennungsproducte der Lampenflamme und das Fehlen frischen Sauerstoffgases schaden dem Kinde wie dem Erwachsenen viel mehr, wenn es wenig an die Luft kommt, als wenn es so lange wie irgend thunlich im Freien weilt.

Endlich die Ueberladung mit Arbeit. Das Kind wird meistens dazu angehalten zu arbeiten, ehe es ein genügendes Interesse an der Arbeit hat. Aber es muß. Durch eine sehr geringe Ueberschreitung der Leistungsfähigkeit entsteht leicht Widerwillen gegen das Lernen überhaupt, während ein nur ganz allmäliges Umgestalten der kindlichen Spiele zu ernsteren Spielen, z. B. zu dem Spielen mit Buchstaben und Zahlen die größten Schwierigkeiten viel leichter überwindet, als Zwang. Denken lernt Jeder ohne Unterweisung im Umgang mit Menschen so gut wie sehen und hören. Das frühe Beschweren des Gedächtnisses mit unzähligen Einzelheiten kann die Ausbildung des logischen Vermögens nur schwächen. Und daran ist nicht zu zweifeln, daß Verstand ohne Wissen bei Weitem dem Wissen ohne Verstand vorzuziehen sei, zumal ersterer sich noch später das Wissenswerthe aneignen kann, dagegen das Wissen auch bei der größten Ausdauer ein unfähiges Kind nicht intelligent macht. Also sei der erste Unterricht nur ganz leicht. Alle Dressur ist zu verbannen.

Und doch kann die beste Mutter es nicht unterlassen ihrem Kinde allerlei Kunststückchen beizubringen, welche ihm nicht nur unverständlich, sondern auch unnütz sind, und die es sich später wieder abgewöhnen muß.

Anders wurde Lamartine erzogen, der von sich schreibt: „Meine Erziehung lag ganz in den mehr oder weniger freundlichen Augen und dem mehr oder weniger deutlichen Lächeln meiner Mutter. Die Zügel meines Herzens lagen in dem ihrigen. Sie verlangte von mir nur, daß ich wahr und gut sei. Es ward mir nicht schwer. Mein Vater gab mir das Vorbild der Wahrhaftigkeit bis zum Scrupulösen, meine Mutter das der Güte bis zur heroischsten Hingebung. Meine Seele, die nur Güte athmete, konnte etwas anderes nicht hervorbringen. Ich hatte niemals zu kämpfen, weder mit mir selbst, noch mit Anderen. Alles

fesselte mich, nichts verdroß mich. Das Wenige, was man mich lehrte, wurde mir wie eine Belohnung geboten. Meine Lehrer waren nur mein Vater und meine Mutter; ich sah sie lesen und ich wollte lesen; ich sah sie schreiben und bat sie mir beim Gestalten der Buchstaben zu helfen. Das Alles geschah spielend, in verlornen Augenblicken, auf den Knieen, im Garten, in der Kaminecke des Salons, lächelnd, plaudernd, kosend. Es gefiel mir; ich selbst veranlaßte die kurzen und unterhaltenden Lectionen. So habe ich Alles gewußt, ein wenig spät freilich, aber ohne mich zu erinnern, wie ich gelernt habe und ohne daß eine Stirn sich runzelte, mich zum Lernen zu bringen. Ich schritt fort, ohne das Gehen zu merken." So ging es bis zum zwölften Jahre.

Uebertrieben und dichterisch ausgeschmückt, wie diese Erzählung ist, sie enthält doch viel Beachtenswerthes. Das Gewöhnenlassen des Kindes, das spielende Lernen und der Einfluß des Vaters verdienen vor Allem Nachachtung.

In vielen Familien, zumal den großen, bekümmert sich der Vater um die erste Entwickelung seiner Kinder nur wenig oder gar nicht. Und doch würde viel Unheil verhütet werden, wenn er schon vom ersten Tage an das Kind täglich wenigstens einmal genau ansehen wollte. Ein einziger Blick des Menschenkenners lehrt oft mehr als die ausführlichsten Krankheitsgeschichten Unkundiger.

Vor Allem hat der Vater die Pflicht durch Consequenz und Strenge die Nachgiebigkeit der Mutter, ihre mit der Kindesliebe verschwisterte Neigung Ausnahmen von nothwendigen Verboten zu gestatten, nie in Schwäche ausarten zu lassen. Ist einmal die Abhärtung als Princip der physischen Erziehung zu Grunde gelegt, dann darf nicht dazwischen die Verweichlichung wieder aufkommen. Ein Tag der Ausnahmen stellt das Ergebniß wochenlanger Bemühungen in Frage.

Außerdem muß der Vater die Intelligenz des Kindes durch Beantwortung aller Fragen fördern. Auf jedes „Warum"? eine passende Erwiderung haben, immer die Ursachen erläutern, nie etwas verbieten, ohne einen Grund anzugeben, überhaupt möglichst wenig verbieten, früh das Selbstvertrauen wecken, das Gefühl der Hilflosigkeit nicht aufkommen lassen.

Doch es ist hier nicht von den Grundsätzen einer rationellen Erziehung im Einzelnen die Rede, sondern von den Mitteln die Jugend zu verlängern im Allgemeinen. Gute Lehren und eine noch so sorgfältige Erziehung, welche liebevoll und streng zugleich wäre, können allein nicht die wichtigste Bedingung zur Verlängerung der Jugend herstellen, nicht die vernünftige Lebensweise dem in die Welt eintretenden Jüngling zu eigen machen. Es ist dazu noch nothwendig, daß er ihren Erfolg sehe. Die Eltern und Erzieher müssen selbst Muster sein und das ist allerdings leichter gesagt als gethan. Bei dem außerordentlichen Nachahmungsvermögen aller Kinder erscheint es als eine Pflicht, ihnen nichts der Nachahmung Unwerthes zu bieten; wer könnte sich aber solcher Unfehlbarkeit rühmen, wer in Worten und Thaten, in Mienen und Bewegungen immer nachahmenswerth sein?

In erster Linie ist auch hier die Aufmerksamkeit auf die Aneignung heilsamer gesunder Gewohnheiten zu richten und das Entstehen nachtheiliger Ge-

wohnheiten, welche später dem Kinde mit Mühe wieder abgewöhnt werden müssen und oft nicht mehr abgewöhnt werden können, zu verhindern. Dieses vermag der Erzieher durch sein Beispiel. Denn die Kinderseele[1]) ist das gefügigste Instrument, welches treu wie ein Echo und Spiegel zugleich wiedergibt, was man ihr einprägt. Und es prägt sich ihr nicht nur Alles und Jedes, Gutes und Schlechtes, unendlich leicht ein, sondern es haftet auch Dieses wie Jenes gleichermaßen fest. Da das Mustersein der Erzieher außerdem nicht ununterbrochen, vielmehr nur in Gegenwart des Kindes stattzufinden braucht, so übersteigt es keineswegs eine mittlere Leistungsfähigkeit. Den Eltern selbst wird es schließlich zur Gewohnheit. Wenn aber ein Kind öfters bemerkt, daß sich dieselben gehen lassen und die ihm ertheilten Vorschriften gar nicht selbst befolgen, dann wirkt das Beispiel leicht ansteckend und alle Erziehungskunst vermag gegen den unwiderstehlichen Nachahmungstrieb nichts mehr. Jeder Augenblick der Freiheit wird dann gern benutzt, unvernünftig zu sein und auf die Gesundheit anzustürmen, wie es die zügellose Lebenslust der Jugend mit sich bringt.

Nichts wäre verkehrter, als die Meinung, durch solche unmittelbare Einwirkung auf die zu verständigen, glücklichen, langlebigen Menschen zu erziehenden Wesen, würde Pedanterie ihnen eingeimpft und das jugendliche Feuer gedämpft; es wird nur ihnen, ohne daß sie es gewahr werden, eine Abneigung gegen Ausartungen, gegen scheinbar Angenehmes, in Wahrheit Unbefriedigendes erweckt und dem Feuer gleichsam geeignetere Nahrung gegeben, so daß es nicht versengt und verkohlt und vernichtet, sondern erwärmt und erleuchtet und immer auf's Neue belebt. Das Jugendfeuer muß langsam brennen, wenn es lange vorhalten soll. Aber es gehört gerade zu den wesentlichen Grundsätzen der Makrobiotik, sich sorglos des Lebens zu freuen und der hat ihr zufolge am meisten Lebensfreude, von dem man mit Goethe sagen kann, daß hinter ihm in wesenlosem Scheine liege, was die Andern bändigt, das Gemeine.

Diese Veredelung des von Natur ideal angelegten sich normal entwickelnden jugendlichen Menschen ist grundverschieden von der bewußten Selbstbändigung, Bedächtigkeit, Beschaulichkeit, Weisheit des Alters, welches bewußt die der Jugend unbekannten Gefahren vermeidet und nach Maximen handelt. Eine solche reine unbewußt vernünftige lebensfreudige Verfassung des Geistes und körperliche Gesundheit kann wirklich die Erziehung schaffen, so daß mit ihnen der selbständig Gewordene den Stürmen der Welt zu trotzen, jeder Lebenslage gerecht zu werden vermag und viel länger jung bleibt, als der nachlässig ohne nachahmenswerthe Vorbilder Aufgewachsene. Der Stein der Weisen, das Geheimniß der Verjüngung liegt in der Erziehung.

Es ist durchaus unbegründet zu behaupten, dazu seien besondere Anlagen nothwendig. Denn Jeder kommt mit unzähligen Anlagen zur Welt. Es handelt sich darum die einen zu entwickeln, die anderen an der Ausbildung zu hemmen. Jene sind zur Lebensverlängerung, diese zur Lebensverkürzung geeignet. Und wenn man gar davon spricht, in einigen Familien sei die Langlebigkeit, in

[1]) Vgl. meine kürzlich erschienene Schrift: „Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwickelung des Menschen in den ersten Lebensjahren". Leipzig, Grieben. 1882.

anderen die Kurzlebigkeit erblich, wodurch die Makrobiotik als eine Scheinwissenschaft fast ganz in Wegfall käme, so beruht eine solche Meinung auf unzureichender Ueberlegung. Denn erblich sind eben die Anlagen, alle Anlagen und nur Anlagen. Eine Anlage ist für das Lange-Leben nachtheilig oder vortheilhaft. Es gibt erbliche Krankheitsanlagen, Erbfehler, aber auch eine erbliche Gesundheit und Erbtugenden. Wenn Herz, Lunge, Magen, Gehirn, wenn alle lebensnothwendigen Körpertheile vollkommen gesund sind, so daß mehrere Generationen hindurch Niemand mit erblichen organischen Fehlern behaftet geboren wurde, so ist eine günstige Bedingung für langes Leben dadurch gegeben. Aber ohne vernünftige Lebensweise ist sie nichts werth. Vielmehr überlebt der Schwächliche und Kränkliche mit Selbstbeherrschung den anerkannten Regeln folgend oft genug den Gesunden, welcher durch Unvernunft seine Gesundheit zerstörte. Also ist es unzulässig zu sagen, die Langlebigkeit an sich sei erblich. Wenn in der Familie Parre Vater, Sohn, Enkel und Urenkelin das hundertste Lebensjahr überschritten, so ist diese seltene Thatsache dem Umstande zuzuschreiben, daß sie alle gesund waren und zugleich einfach und naturgemäß lebten. Der Vorgänger diente dem Nachfolger zugleich als Vorbild. Niemand wird behaupten die vernünftige Lebensweise selbst sei erblich. Es bedarf nur einer nachlässigen Erziehung, des Mangels an gutem Beispiel, um der jüngsten Generation die Langlebigkeit zu nehmen, weil die vernünftige Lebensweise unbekannt blieb.

Also weder frühes noch spätes Sterben ist erblich, vielmehr ein Hinausschieben der Todesstunde ebenso wie eine Beschleunigung derselben dem Willen des Menschen unterworfen. Von den schlechterdings unvermeidlichen tödtlichen Katastrophen abgesehen wird durch den festen Willen lange jung zu bleiben, thatsächlich eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit lange zu leben erzielt.

Es gibt aber außer schlechter Erziehung, angeborenen Mängeln, Schwäche und Kränklichkeit noch zwei für langes Leben ungünstige Bedingungen, welche nicht ganz in den Machtbereich des Willens fallen: der Einfluß des Klimas und der des Berufs auf die Gesundheit.

Der erstere wird häufig überschätzt. Wenn auch plötzliches Wechseln der Lufttemperatur und Windrichtung, Nässe und Trockenheit einige Länder weniger günstig erscheinen lassen, so kommen doch in allen Erdtheilen Hundertjährige vor. Die gegenwärtig in Europa der neuesten Angabe zufolge lebenden 3108 über hundert Jahr alten Personen vertheilen sich über alle Länder.

Wichtiger ist der Einfluß des Berufs. Die noch junge Wissenschaft der Statistik hat für alle wichtigeren Berufsarten eine mittlere Lebensdauer noch nicht festgestellt, aber für einige ist es gewiß, daß mit ihnen ein hohes Alter sich nicht verträgt. Aerzte werden, wie bereits bemerkt wurde, selten alt. Hippokrates, der angeblich das hundert-und-vierte Jahr erreichte, ist eine große Ausnahme und schon die 85 Jahre Bouillaud's stehen vereinzelt da. Gerade denjenigen, welche ihr Leben damit hinbringen, anderen das Leben zu verlängern, wird durch diese oft ganz uneigennützige Thätigkeit die eigene Lebensfrist verkürzt. Doch könnte ohne Frage mancher junge Arzt dem frühen Ende vorbeugen, wenn er die von ihm selbst zur Verhütung von Krankheiten vorgeschriebenen diätetischen und hygieinischen Anordnungen selbst strenger befolgte.

In einigen anderen Berufsarten freilich helfen alle Bemühungen der Art weniger. Die Eisenbahnbeamten werden sehr selten achtzig Jahre alt. Besonders das Locomotivpersonal, von dem alljährlich über neunzig vom Hundert erkranken, hat nur eine kurze mittlere Lebensdauer. Die außerordentliche Verantwortlichkeit, welche mit der Thätigkeit des Locomotivführers verbunden ist — da eine einzige verkehrte Bewegung, ein Griff nach rechts statt nach links viele Menschenleben auf einmal vernichten kann — die physischen Anstrengungen sind es nicht allein, welche ihm das Leben kürzen, sondern in erster Linie die Nothwendigkeit zugleich der Hitze und der Kälte zu widerstehen, worauf kein Organismus eingerichtet ist. Daher die häufigen Lähmungen, Rheumatismen, Gehörleiden und andere Gebrechen, welche der schweren Arbeit bald ein Ziel setzen. Auch einige Arten der Fabrikthätigkeit, des Bergbaues und Hüttenbetriebes vertragen sich nicht mit langem Leben. Die den feurigflüssigen Kanonengußstahl bereitenden athletischen Männer werden nicht alt.

Dagegen erreichen solche, die ihr Leben mit geistiger Arbeit, sei es lehrend, sei es schaffend, ausfüllen, oft ein hohes Alter, namentlich die Geistlichen, Philosophen, Philologen, Naturforscher, wenn sie in der Jugend die Kräfte nicht zu hoch anspannten und über dem Studium zu keiner Zeit die Gesundheit vergaßen.

Statistische Erhebungen haben gezeigt, daß auch mit anderen Berufsarten eine lange, mit wieder anderen eine kurze Lebensdauer häufiger verbunden zu sein pflegt. Es ist, als wenn viele früh von der schönen Erde Abschied nehmen müßten, damit die übrigen um so länger sich ihrer freuen können. Durch das Sterben der Einzelnen erhält sich das Ganze. Nicht Jeder ist in der Lage sich seinen Beruf zu wählen. Wenn aber nach Wahl des Berufes die wahrscheinliche Lebensdauer als Richtschnur des Handelns betrachtet würde, dann wäre wiederum die Makrobiotik wenig nütze. Glaubt ein Landmann als solcher einen Anspruch auf langes Leben zu haben, ein Arzt als solcher nicht alt werden zu können, so wird jener wie dieser durch Versäumnisse der schlimmsten Art sich sein Leben verbittern und verkürzen. Gerade das Bewußtsein, durch den eignen Beruf nur auf eine kurze Lebensbahn rechnen zu dürfen, ist ein mächtiger Sporn, einerseits sie zu verlängern, andererseits keine Zeit zu vergeuden. Es haben sich auch sehr kurzlebige Menschen unsterblich gemacht. Alexander der Große, Raphael Sanzio und der dem Beethoven congeniale Schubert, in der Naturwissenschaft der jetzt erst zur Geltung gekommene Mayow, dann der Verfasser der Histoire de la vie et la mort, Xavier Bichat, welche jeder auf einem anderen Gebiete die größten Leistungen aufzuweisen haben, starben in einem Alter von 31 bis 37 Jahren. Es kommt also nicht auf die Zahl der Berufs-Jahre an, wenn bleibend Großes gethan werden soll. Vielmehr haben gerade die allerältesten Männer, die 120- bis 150jährigen, gar nichts von Bedeutung geleistet. Aber sie sind, obwohl überwiegend einfache Bauern und Fischer, allein durch ihre actenmäßig beglaubigte Existenz als Vorbilder für die Epigonen von der größten Bedeutung. Sie zeigen, wie weit man es bringen kann; und da auch andere Berufsarten, als gerade das Land- und Fischer-Leben, sich mit dem höchsten Alter vertragen, ist keinem gesund geborenen und richtig erzogenen

Menschen das Ziel unerreichbar. So schädlich der Einfluß einzelner Berufsarbeiten ist, in keinem Falle läßt sich vorhersagen, daß die rationellen Vorschriften zur Lebensverlängerung wirkungslos seien und die ihnen zu verdankende Jugendfrische im Alter ist völlig unabhängig vom Beruf. Es gibt überhaupt wahrscheinlich keine verständige, sei es unmittelbar gemeinnützige, sei es rein theoretische und mittelbar gemeinnützige Arbeit, welche nothwendig mit den Jahren zur Leistungsunfähigkeit führen müßte. Bei alten Männern, die mit der Hand oder mit dem Kopf arbeiten, vermindert sich zwar die Kraft, aber sie erlischt ebenso wenig wie die Liebe zum Leben, mögen die Freuden auch abnehmen.

Die Liebe zum Leben ist in jedem Beruf, von der Morgendämmerung an, da die Sonne der Vernunft aufgeht und das bewußte Dasein zu tagen beginnt, bis zum letzten Hauch, den die Nacht des Todes mit ihren schwarzen Schwingen dem Greise gewährt, der Hebel, an dem die Lehre von der Lebensverlängerung ansetzt. Wem wirklich sein Leben lieb ist, der muß auch bei Zeiten anfangen zu unterlassen, was es verkürzt, der muß auch die Meinung von den Nachtheilen des hohen Alters überwinden. Den Hochbetagten selbst sind meistens diese Nachtheile, wenn sie sich nur einer guten Gesundheit erfreuen, lange nicht so fühlbar, wie die Jüngeren glauben. Schon aus der Thatsache, daß bei Greisen wie bei Kindern die Selbstmordversuche einen niedrigeren Procentsatz ausmachen, aus ihrer Abneigung auf dem Sterbelager an eine Lebensgefahr zu glauben, aus ihrer peinlich genauen Vermeidung von Schädlichkeiten folgt eine intensive Liebe zum Leben. Der heftige anhaltende Schmerz macht dagegen nicht nur im letzten, sondern in jedem Alter wenigstens auf Augenblicke den Tod wünschenswerth. An sich ist aber auch das höchste Alter weder schmerzhaft noch überhaupt eine Krankheit. Die Lebenslust erlischt in vielen Fällen auch dann nicht, wenn nichts mehr zum Besten Anderer geleistet wird wegen Blindheit, Taubheit, Gedächtnißschwäche und allgemeinem Marasmus. Wieviel größer muß sie bei dem rüstigen Neunziger sein, der mit voller Zuversicht die am Hundert noch fehlende Decade zu leben hofft! Sein Auge ist klar, glänzend, beweglich und das Augenlid hebt sich nicht träge. Seine Haut hat trotz der Furchen, welche die letzten Jahre ein wenig vertieften, eine frische Farbe, seine Haltung ist nicht krumm, wenn auch der Rücken sich etwas zu beugen beginnt. Sein Gang ist nicht schleichend, wenn auch bedachtsam, jede seiner Bewegungen ist würdevoll, seine Stimme sonor. Eine thätige Vergangenheit bleichte das Haar, verwehte die einst üppigen Locken, aber der lange weiße Bart erhöht nur den Eindruck stattlicher Männlichkeit. Ein solcher Greis, der Theil nimmt an den Geschicken der nachwachsenden Enkel und Urenkel, an der fortschreitenden Cultur, der an das Wohl seiner Mitmenschen denkt und ihnen mit seinen reichen Erfahrungen hilft, ist nichts weniger als beklagenswerth. Er schaut befriedigt von wolkenloser Höhe auf seine lange Lebensbahn hinab.

Um eine solche Jugendfrische zu behalten, muß vor Allem die mit den Jahren leicht eintretende Abstumpfung und Gleichgültigkeit bekämpft werden. Das schleichende Gift des Indifferentismus, die abnehmende Verehrung der wahrhaften Größe, des ethischen Menschenwerthes, der Nachlaß im Streben nach

Selbstvervollkommnung, diese Schäden führen zu der Behauptung, daß im Alter alle Eindrücke ihre Kraft verlören, nicht aber der natürliche Entwickelungsgang. Denn in jedem lebenden Organismus findet vom ersten Athemzug bis zum letzten eine Zunahme der lebendigen Zellen, welche ihn zusammensetzen, eine Gewebsneubildung statt. Anfangs ist im Verhältniß zu ihr die gleichzeitige Verminderung der alten Zellen verschwindend klein, das Wachsthum rapide, dann kommt eine Zeit des Gleichgewichts von Neubildung und Verbrauch, erst in dem höchsten Alter kann die langsame Neubildung dem rascheren Verfall nicht mehr steuern. Nun hält aber die schnelle Neubildung der Zellen länger an bei gesundem, als bei ungesundem Leben, und auf ihr beruht die länger anhaltende Jugendfrische, Leistungsfähigkeit und Lebenslust, auf ihr das längere Vorhalten der Willenskraft, der willkürlichen Beweglichkeit und Fähigkeit, die Aufmerksamkeit auf das, was interessant erscheint, zu richten.

Viele aber, welche die Abhängigkeit ihrer Thätigkeit vom Körper, von der lebendigen Zelle, nicht beachten, verändern zu einer gewissen Zeit ihres Lebens ihre Denkweise und ihre Gewohnheiten. Sie werden ruhiger, bequemer, meinen sie ermüdeten leichter, und altern, weil sie sich älter machen, als sie sind. Dieses traurige Altscheinen vor der Zeit ist noch schlimmer, als der mehr komische Versuch, im wirklichen Greisenalter Jungsein zu heucheln. Wer dagegen in jener kritischen Zeit nach Erreichung erstrebter Ziele, sich nach wie vor für Alles interessirt, was des Interesses werth ist und das blasirte nil admirari verpönt, der wird über Abstumpfung nicht, vielmehr darüber zu klagen haben, daß jedes Jahr noch schneller, als sein Vorgänger zu vergehen scheint. Je älter man wird, um so rascher dreht sich das Rad der Zeit.

In der ersten Kindheit fehlt noch der Zeitbegriff ganz, das zwei- und dreijährige Kind ist nicht im Stande, heute und gestern zu unterscheiden. Dann folgt die Unmittelbarkeit, das Leben ausschließlich in der Gegenwart, hierauf die Vorbereitung für die Zukunft. Im Mannesalter dringt erst die Erkenntniß von dem unersetzbaren Werthe der Zeit durch. Jede Stunde wird gezählt. Im höheren Alter überwiegt die Beschäftigung mit der Vergangenheit. Rückblicke, Zusammenfassungen, Erinnerungsbilder treten an die Stelle des thätigen Eingreifens und Schaffens. Aber damit ist eine Gleichgültigkeit gegen Neues und eine Unthätigkeit nicht nothwendig verbunden. Es wird nur bei der Beschäftigung des älteren Mannes ein für das Jungbleiben wichtiger Punkt gewöhnlich übersehen.

Jeder gebildete Mensch hat in seiner Jugend unzählige Ideen, Pläne und Hoffnungen; mancher auch glaubt im Sturme die Welt erobern zu können. Aber es mangeln beim ersten enthusiastischen Versuche die Kräfte und Mittel, Ausdauer und Geduld. Im reiferen Alter sind diese meistens vorhanden, dann fehlen aber die guten Ideen. Da also in jungen Jahren die schaffende, kühn vordringende Geistesthätigkeit überwiegt, die Besonnenheit zurücktritt, später dagegen diese zur Herrschaft kommt, während die Productivität abnimmt, so wird es für Jeden, der lange jung bleiben will, zur Pflicht, im Zusammenhang, in bewußter Continuität mit seiner eigenen Jugend zu bleiben. Soviel Zeit steht Jedem zur Verfügung, daß er dann und wann über die eigene Entwickelung

nachdenken kann. Gewöhnlich vergißt der Mann die Gedanken des Jünglings, die ihn bewegten und begeisterten, als er aus der Schule entlassen ward, und wenn er sie nicht vergißt, dann nennt er sie lächelnd Jugendträume, oder hält nicht viel davon. Oft sind aber, zumal im künstlerischen, wissenschaftlichen, staatsmännischen Leben die Gedanken des Jüngeren besser, als die des nicht mehr unbefangenen, durch Erfahrung zum langen Reflectiren geneigten älteren Mannes. Daher muß dieser sich nicht vergessen. Ein jedes Lebensjahr folgt nicht allein auf ein anderes, es hat sich aus allen vorhergegangenen Jahren entwickelt, hängt mit ihnen fest zusammen, und wer die guten Ideen seiner unruhigen schöpferischen Zeit behält und in der ruhigen kritischen Zeit seiner Reife verwerthet, hat die Vortheile der Jugend ohne deren Nachtheile in die zweite Lebenshälfte hinübergerettet. Hierfür liefert der große britische Naturforscher Charles Darwin ein treffliches Beispiel. Er schrieb mit 28 Jahren nieder, was er mit 50 veröffentlichte, und das neueste Werk des 72jährigen ist eine Ausführung seiner vor 44 Jahren angekündigten Anschauungen.

Wer so sich selbst treu bleibt, bleibt jung. Und wer lange jung bleibt, hat die sicherste Aussicht, lange zu leben.

Wenn nun der hier skizzirten Darstellung zufolge unstreitig eine Möglichkeit, die Jugend zu verlängern, der modernen Treibhauserziehung entgegenzutreten, vorhanden ist, so muß sich auch Jeder, welcher Kinder zu erziehen hat, bemühen, das Mögliche zu verwirklichen. Wird es erreicht, oder bleibt es nur beim Versuch, beidesfalls folgt auf die elterliche Hauserziehung und die Schule die Selbsterziehung in der Welt. Mit dieser erst beginnt die andere Möglichkeit, die Jugend zu verlängern, die Kunst bewußt und energisch das Lebenverkürzende zu vermeiden und das Lebenverlängernde zu üben. So schwer es auch anfangs scheinen mag, es wird glücklicherweise leicht zur angenehmen Gewohnheit.

Was würde aber schließlich aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn nicht, wie es gegenwärtig der Fall ist, Wenige, sondern Viele das höchste Alter erreichten?

Es liegt in der Naturordnung, daß nur wenige Individuen sehr lange ausdauern, weil nicht Raum und Nahrung genug für Viele da ist, so lange die Bevölkerung in dem bisherigen Maße zunimmt. Die jungen Lebenskräftigen verdrängen die alten Schwächeren überall und jederzeit. Daran wird durch keine Makrobiotik etwas geändert. Selbst wenn ihre wichtigsten Vorschriften, was in einer fernen Zukunft wohl möglich wäre, Gesetzeskraft erhielten, so daß es nicht mehr jedem Einzelnen völlig überlassen bliebe, gesund oder ungesund zu leben [1]), selbst dann würde die Anzahl der Hundertjährigen nicht sehr zunehmen.

[1]) Im Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich finden sich nur schüchterne Anfänge, z. B. wird mit Haft bestraft, wer sich dem Spiel, Trunk oder Müßiggang dergestalt hingibt, daß er in einen Zustand geräth, in welchem zu seinem Unterhalte oder zum Unterhalte Derjenigen, zu deren Ernährung er verpflichtet ist, durch Vermittelung der Behörde fremde Hilfe in Anspruch genommen werden muß (§ 361, 5). Ferner wird mit Gefängniß nicht unter einem Jahre bestraft, wer sich vorsätzlich durch Selbstverstümmelung oder auf andere Weise zur Erfüllung der Wehrpflicht untauglich macht oder durch einen Anderen untauglich machen läßt (§ 142).

Denn gewaltsam das Leben verkürzende Ereignisse, Kriege und Naturkatastrophen, ungünstige klimatische und Berufs-Einflüsse werden an ihrer tödtlichen Wirkung nicht gehindert. Auch macht es nur einen geringen Unterschied, ob man in jungen Jahren alt, oder in alten jung in plötzliche Lebensgefahr geräth. Außerdem aber müßte, je mehr Menschen das höchste Alter erreichen, um so mehr die Anzahl der gleichzeitig lebenden wachsen. Denn die Anzahl der Geburten nimmt keineswegs ab, wenn die der Hundertjährigen zunimmt. Vermöge der Nachtheile einer Uebervölkerung, welche für die hilflosen Kinder der ersten, und die ganz alten Greise der letzten Jahre zuerst tödtlich ist, kann aber nirgends eine erhebliche ununterbrochene Zunahme beider eintreten. Nach dieser Richtung wird die Makrobiotik keine Umwälzung herbeiführen können.

Anders verhält es sich mit der mittleren Lebensdauer. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß diese zunehmen wird, je mehr Menschen vernünftig den Grundsätzen der Physiologie gemäß leben und ihre Nachkommen erziehen. Und darin liegt ein großer Gewinn. Die Anzahl der Menschen ist in den Culturländern im Zunehmen begriffen. Ob von der mittleren Lebensdauer dasselbe gilt, erscheint fraglich. Es ist jedenfalls wünschenswerth, da das höchste Gut, die Vernunft, erst im reiferen Alter voll zur Geltung kommt. Darum ist es wohlgethan für Jedermann, an die Möglichkeit der Lebensverlängerung zu denken. Ob gerade das höchste Alter erreicht, ja nur erstrebt werde, ist von geringerer Wichtigkeit, falls nur ein hohes Alter das Ziel bildet.

Wenn im Frühjahr ein Baum mit tausend Blättern sich schmückt, die alle frisch und grün hervorsprießen, so läßt sich von keinem Blatte vorhersagen, es werde im Spätherbst vom rauhen Wind, von der Kälte und Trockenheit am längsten verschont werden. Niemand weiß vorher, wieviel Blätter übrig bleiben, wenn der Winter kommt, und nach jahrelangen mühsamen Zählungen hätte man immer nur eine wahrscheinliche Mittelzahl für die welken, an den Zweigen zuletzt festhaftenden Blätter, und wüßte nicht im künftigen Frühling, welche von den jungen Blättern im neuen Jahr die längste Dauer haben werden.

Gerade so im Menschenleben. Von 1000 Kindern können einige 80, auch wohl 90, oder gar 100 Jahre alt werden, aber welche? Das läßt sich nicht vorhersagen, auch wenn die Statistik noch so genau ermittelt hätte, wie viele im Mittel das höchste Alter erreichen.

Stellt man sich nun vor, jener Baum lebe und grüne unter günstigeren Bedingungen, auf besserem Boden, geschützt vor Wachsthum hemmenden und beschleunigenden Einflüssen, so wird er fast alle seine Blätter später verlieren, als vorher. Sie entwickeln sich besser und dauern länger aus. Sie bleiben länger frisch.

Das ist es, was die Makrobiotik auch für den Lebensbaum der Menschheit erreichen kann. Ihre Lehren unterstützen die gedeihliche Entwickelung und gesundes Wachsthum, verhindern die Frühreife und die Verkümmerung, die Schwäche und Kränklichkeit und dadurch verleihen sie dem Menschen die Kraft auszudauern, und beglücken ihn durch die Einsicht in den Werth des Lebens.

Der Verzweifelte.

Aus eigenen und fremden Erinnerungen.

Von

Iwan Turgénjew.

I.

... Wir waren unserer acht im Zimmer – und wir unterhielten uns über Dinge und Leute der Gegenwart.

„Ich begreife diese Herren nicht!" bemerkte A. „Sie sind wie Verzweifelte! Wirklich Verzweifelte. — Etwas Aehnliches war noch niemals da."

„O doch, es war schon —" mischte sich P. ein, ein schon alter, grauhaariger Mann, der um die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts geboren war. „Verzweifelte Leute gab es schon früher; nur glichen sie den jetzigen Verzweifelten nicht. Von dem Dichter Jasykow sagte Jemand, daß er einen Enthusiasmus hatte, der auf nichts gerichtet war, einen gegenstandslosen Enthusiasmus; so war auch bei jenen Leuten — die Verzweiflung gegenstandslos. Und wenn Sie erlauben, so will ich Ihnen die Geschichte meines Neffen von Geschwisterseite, Mischa Poltew, erzählen. Sie kann als ein kleines Muster von damaliger Verzweiflung dienen.

„Er erblickte das Licht der Welt, ich erinnere mich, im Jahre 1828 auf dem Familiengute seines Vaters, in einem der allerdumpfesten Winkel eines dumpfen Steppen-Gouvernements. An Mischa's Vater, Andrei Nikolajewitsch Poltew, erinnere ich mich noch sehr wohl. Es war ein wirklicher Gutsbesitzer nach alter Tradition, ein gottesfürchtiger, würdiger Mann, hinlänglich — für jene Zeit — gebildet, um die Wahrheit zu sagen, ein wenig närrisch und dazu auch an der Epilepsie leidend ... (das war auch eine alte traditionelle adlige Krankheit. Uebrigens waren die Anfälle bei Andrei Nikolajewitsch still und endeten gewöhnlich mit Schlaf und Niedergeschlagenheit.) Von Herzen war er gut, im Umgang höflich, nicht ohne eine gewisse Majestät: ich habe mir immer den Zaren Michail Feodorowitsch so vorgestellt. Das ganze Leben Andrei Nikolajewitsch's verfloß in der unweigerlichen Erfüllung aller seit alten Zeiten festgestellten Bräuche, in strenger Uebereinstimmung mit allen Gewohnheiten des

Lebens des alt-rechtgläubigen heiligen Rußlands. Er stand auf und legte sich nieder, er aß und badete, er war vergnügt und er war ärgerlich (eines wie das andere, in Wahrheit, selten), er rauchte sogar eine Pfeife, er spielte Karten (zwei große Neuheiten) nicht etwa wie es ihm eingefallen wäre, nicht nach seiner Façon, sondern nach dem Vermächtniß und der Ueberlieferung der Väter, emsig und voll Anstand. Er selbst war von hoher Gestalt, gut gewachsen und fleischig, er hatte eine leise und etwas heisere Stimme, wie sie öfter bei soliden Russen vorkommt; er hielt auf Sauberkeit in Wäsche und Kleidung, trug weiße Halstücher und langschößige tabaksfarbene Röcke, aber das adlige Blut sprach sich gleichwohl aus und Niemand hätte ihn für einen Popensohn oder einen Kaufmann gehalten! Immer bei allen möglichen Vorgängen und Begegnissen, wußte Andrei Nikolajewitsch unzweifelhaft, was er zu thun und was er zu reden hatte, und zwar welche Ausdrücke er anzuwenden hatte; er wußte, wann man mediciniren mußte und auch wie, er wußte, welchen Vorbedeutungen man glauben muß und welche man unbeachtet lassen kann ... mit einem Worte, er wußte Alles, was man thun muß ... denn Alles ist von den alten Leuten vorhergesehen und festgestellt worden — nur denke dir nichts Eigenes aus ... und die Hauptsache: was du thust, thue mit Gott! — Es muß gestanden werden: eine tödtliche Langeweile herrschte in seinem Hause, in diesen niedrigen, warmen und dunklen Zimmern, die so häufig von dem Klange der nächtlichen Metten und dem Lobet den Herrn! widerhallten und aus denen der Geruch des Weihrauchs und der Fastenspeisen beinahe niemals sich verlor!

Schon nicht mehr in der ersten Jugend hatte sich Andrei Nikolajewitsch mit einem armen Fräulein aus der Nachbarschaft, einer sehr nervösen und kränklichen Person, einem ehemaligen Institutsfräulein, verheirathet. Sie spielte nicht übel Clavier und sprach französisch, wie man es im Institut lernt; sie enthusiasmirte sich gern und noch lieber überließ sie sich Thränen und sogar der Melancholie ... mit einem Worte — sie hatte einen unruhigen Charakter. Ihr Leben für verloren haltend, konnte sie ihren Mann, der sie ganz und gar nicht verstand, nicht lieben; aber sie verehrte ... sie ertrug ihn, und da sie ein vollkommen ehrliches und vollkommen kaltes Wesen war, so dachte sie sogar nicht einmal an einen andern „Gegenstand“. Dazu verschlangen sie immer die Sorgen, zuerst die über ihre eigene, wirklich schwache Gesundheit, zweitens die über die Gesundheit ihres Mannes, dessen Zufälle ihr immer eine Art abergläubischen Schrecken einflößten, und endlich die um ihren einzigen Sohn Mischa, den sie selbst mit großem Eifer erzog. Andrei Nikolajewitsch hinderte seine Frau nicht, sich mit Mischa zu beschäftigen — aber mit der Bedingung, daß sie unter keinem Vorwand aus dem ein für allemal festgestellten Rahmen heraustrat, in welchem sich bei ihm im Hause Alles bewegen mußte! So z. B. von Weihnachten bis zu den Drei Königen und vor Neujahr, am Sylvesterabend, war es Mischa gestattet, sich zugleich mit den andern Jungen zu verkleiden, ja, es war nicht nur gestattet, sondern zur Pflicht gemacht ... aber Gott behüte zu anderer Zeit u. s. w. u. s. w.

II.

Ich erinnere mich dieses Mischa, als er Dreizehn war. — Er war ein sehr hübscher Junge mit rosigen Backen und weichen Lippen (ja er war überhaupt weich und zart) mit etwas vortretenden feuchten Augen, sorgfältig gekämmt und geschniegelt, liebenswürdig und schämig — ein wirkliches Mädchen! Nur eins gefiel mir an ihm nicht: er lachte selten, aber wenn er lachte — traten seine großen, weißen und wie bei den Thieren scharfen Zähne unangenehm hervor — und das Lachen selbst tönte etwas wie scharf, ja wild — beinahe thierisch — und durch die Augen liefen häßliche Funken. Die Mutter lobte ihn immer, weil er so gehorsam und höflich war — und mit den ungezogenen Jungen nicht umgeht und eher zu weiblicher Gesellschaft inclinirt. „Ein Muttersöhnchen ist immer verzogen," sprach sich der Vater Andrei Nikolajewitsch über ihn aus. „Aber dafür geht er in das Haus Gottes. Und das freut mich." Nur ein alter Nachbar, der ehemals Kreishauptmann gewesen war, sagte einmal zu mir über Mischa: „Ich bitte Sie, er wird noch einmal ein Aufrührer." Das Wort, ich erinnere mich noch, erstaunte mich damals. Der ehemalige Kreishauptmann sah allerdings überall Aufrührer.

Genau ein solch musterhafter Jüngling blieb Mischa bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr, bis zum Tode seiner Eltern, die er beinahe an einem und demselben Tage verlor. Da ich beständig in Moskau lebte, so hörte ich nichts von meinem jungen Verwandten. Es ist wahr, Jemand, der aus seinem Gouvernement gekommen war, hatte mich versichert, Mischa hätte für ein Butterbrod sein Erbe verkauft, aber diese Nachricht erschien mir gar zu unwahrscheinlich! — Und plötzlich, an einem Herbstmorgen, biegt in den Hof meines Hauses eine Kalesche, bespannt mit einem Paar vortrefflicher Traber, mit einem Ungeheuer von Kutscher auf dem Bock; und in der Kalesche, eingehüllt in einen Mantel von militärischem Schnitt mit einem zwei Ellen breiten Biberkragen, die Mütze schief, à la diable m'emporte, sitzt — Mischa! Als er mich erblickte (ich stand am Fenster des Salons und sah mit Erstaunen auf die heranrollende Equipage) — da lachte er mit seinem scharfen Lachen, schlug seinen Pelzkragen auf, sprang aus dem Wagen und eilte in das Haus.

„Mischa! Michail Andrejewitsch!" wollte ich anfangen ... „Sind Sie es?"

„Sagen Sie zu mir „Du" und Mischa!" unterbrach er mich. „Ich ... ich bin es, in eigner Person ... kam nach Moskau ... mir die Leute ansehen .. und mich zu zeigen. So bin ich auch zu Ihnen gekommen. — Was für Traber? ... He?" sagte er, wieder lachend.

Obgleich sieben Jahre verflossen waren, seit ich Mischa das letzte Mal gesehen, erkannte ich ihn doch sofort wieder. Sein Gesicht war ganz jung und wie früher hübsch geblieben — sogar der Bart war noch nicht hervorgesproßt; nur unter den Augen auf den Backen zeigte sich eine Aufgedunsenheit — und aus dem Halse roch er nach Branntwein.

„Bist Du schon lange in Moskau?" fragte ich. „Ich glaubte, Du wirthschaftetest auf dem Dorfe."

„Eh! Das Dorf habe ich sofort auf die Seite gebracht — als die Eltern, Gott gebe ihnen das Himmelreich, gestorben waren (Mischa bekreuzigte sich in-

brünstig ohne die geringste Spötterei) — und sofort, ohne Zögern . . . un, deux, trois! Ha — ha! Ich ließ es billig, Canaillerie! So ein Spitzbube schlich sich herein. — Nun, es ist Alles egal! Zum wenigsten lebe ich nach meinem Vergnügen — und Andern mache ich Vergnügen. Aber warum stieren Sie mich so an? — Sollte ich mich vielleicht immer mit dem Zeuge beschleppen? Lieber Onkel, wie wäre es mit einem Gläschen?"

Mischa sprach entsetzlich schnell, überstürzt und gleichzeitig wie aus einem Halbschlaf.

„Mischa, ich bitte Dich!" rief ich aus. „Fürchte Gott! wem siehst Du ähnlich, wie siehst Du aus? Und noch ein Gläschen! Und ein so schönes Gut für ein Lumpengeld verkaufen . . ."

„Ich fürchte Gott immer und denke an ihn," unterbrach er mich. „Ja, er ist gut — Gott . . . er verzeiht und ich bin auch gut . . . Niemanden habe ich im Leben gekränkt. Und ein Gläschen ist auch gut; und kränken . . . das kränkt auch Niemanden. Und mein Aussehen ist ganz richtig. Wollen Sie, Onkel, so gehe ich auf der Ritze eine Diele entlang. Oder soll ich ein Bischen tanzen?"

„Ach, ich bitte Dich —! Tanzen? Du thätest besser, Dich zu setzen."

„Gut, so werde ich mich setzen . . . Aber Sie sagen ja gar nichts über meine Grauen? Sehen Sie sie an, Löwen sind es! Ich miethete sie, kaufe sie aber sicher . . . sammt dem Kutscher. Eigene Pferde sind viel vortheilhafter. Und Geld war da, gestern hatte ich es in einem Bänkchen verloren. — Es thut nichts, morgen werde ich es mir wieder holen. Onkel, wie steht es mit einem Gläschen?"

Ich kam noch immer nicht zu mir. „Ich bitte Dich, Mischa, wie alt bist Du? Nicht mit Pferden und Karten solltest Du Dich beschäftigen . . . sondern die Universität besuchen, oder in den Dienst treten."

Mischa lachte zuerst wieder, dann pfiff er gedehnt:

„Nun, Onkel, ich sehe, Sie sind heute in melancholischer Stimmung. Ich werde ein anderes Mal wiederkommen. Und noch eins. Kommen Sie einmal des Abends nach dem Falkenhof. Ich habe dort ein Zelt aufgeschlagen. Zigeuner singen . . . Halten Sie sich fest! Und auf dem Zelt ist ein Wimpel, und auf dem Wimpel ist mit gro=oßen Buchstaben geschrieben: „Zigeunerchor von Poltew". Wie eine Schlange windet sich der Wimpel, die Buchstaben sind von Gold und Jedem angenehm zu lesen. Bewirthung, man braucht nur zu wünschen! . . . Es wird nichts abgeschlagen. In ganz Moskau wirbelt es Staub auf — meine Verehrung! Was? Sie kommen? Und ich habe da Eine . . . eine Natter! Schwarz wie ein Stiefel, böse wie ein Hund, und Augen . . . Kohlen! Man weiß nicht — küßt sie oder beißt sie! Kommen Sie, Onkelchen? Nun, auf Wiedersehen . . ."

Und Mischa umarmte mich plötzlich und schmatzte mich auf die Schulter, sprang auf den Hof, in den Wagen, schwang die Mütze über den Kopf, rief Hü! — der wunderbare Kutscher schielte über den Bart nach ihm hin, die Traber zogen an und Alles verschwand.

Am andern Tage ging ich, ich muß es schon gestehen, nach dem Falkenhofe

und sah wirklich das Zelt mit dem Wimpel und der Aufschrift. Die Wände des Zeltes waren etwas aufgeschlagen, man hörte schon von Weitem Lärm, Geprassel, Geschrei. Das Volk schloß einen Kreis herum. An der Erde, auf einem ausgebreiteten Teppich saßen Zigeuner und Zigeunerinnen, sangen, schlugen die Trommel und zwischen ihnen drehte sich Mischa mit der Guitarre in den Händen, in rothseidenem Hemde und mit weiten sammetnen Hosen wie ein Kreisel. — „Meine Herren! Geehrteste! Bitten ganz ergebenst! Die Vorstellung beginnt sofort! Umsonst!“ — rief er mit rasselnder Stimme. — „He, Champagner, Paff! An die Stirn! An die Decke! Ach du Schelm, Paul — de — Kok!“ — Zum Glück sah er mich nicht und ich machte mich rasch davon.

Ich will, meine Herren, mich über mein Erstaunen bei dieser Veränderung nicht verbreiten. Und wie konnte ein stiller und bescheidener Knabe sich plötzlich in einen betrunkenen Taugenichts verwandeln?! War schon seit seiner Kindheit etwas in ihm verborgen gewesen und dann plötzlich nach Außen geschlagen, sobald nur der Druck der elterlichen Hand von ihm genommen war? Und daß, wie er sich ausdrückte, der Staub vor ihm durch Moskau ging — daran war schon kein Zweifel möglich. Auch ich habe zu meiner Zeit tolle Verschwender gesehen; aber hier zeigte sich etwas Unnatürliches, eine gewisse Raserei der Selbstzerstörung, eine gewisse Verzweiflung.

III.

Zwei Monate dauerte das Vergnügen .... Und wieder stehe ich am Fenster im Salon und sehe auf den Hof .... Plötzlich — welches Bild? In die Thür tritt mit leisem Gang ein Novize .... Die Stülpmütze ohne Rand über die Stirn gezogen, die Haare darunter nach links und rechts vorgekämmt .... ein langer Leibrock, lederner Gürtel ... ist das nicht Mischa? er ist es!

Ich ging zu ihm auf die Vortreppe ... „Was ist das für eine Maskerade?“ frage ich.

„Keine Maskerade, Onkelchen,“ antwortete mir Mischa mit einem tiefen Seufzer. — „Und da ich mein ganzes Vermögen bis zum letzten Kopeken verputzt habe — und mich starke Reue ergriffen hat — so habe ich mich entschlossen nach dem Dreifaltigkeitskloster zu gehen und meine Sünden abzubeten. — Denn welche Zukunft ist mir jetzt geblieben? Und so bin ich jetzt zu Ihnen gekommen, Onkel, wie ein verlorner Sohn ...“

Ich sah Mischa lange an. Sein Gesicht war immer dasselbe, rosig und frisch (übrigens hat er es so bis zu seinem Ende behalten) und seine Augen feucht und freundlich und verschleiert, — und die Hände weiß. Und er riecht nach Branntwein.

„Nun,“ sagte ich endlich. „Du thust Recht — wenn Du keinen andern Ausweg hast. Aber weshalb riechst Du nach Branntwein?“

„Alte Säure,“ antwortete Mischa und lächelte plötzlich, nahm sich aber sogleich wieder zusammen, verbeugte sich grade und tief, nach Art der Mönche und fügte hinzu: — „Wollen Sie mir nicht etwas auf den Weg geben? Sehen Sie, ich gehe zu Fuß nach dem Kloster.“

„Wann?“

„Heute . . . sogleich.“

„Und wozu so eilen?“

„Onkel, meine Devise war immer: Rascher! Rascher!“

„Und welche Devise hast Du jetzt?“

„Immer dieselbe . . . Rascher . . . rascher zum Guten!“

So ging Mischa fort und überließ mich meinen Gedanken über den Wechsel menschlicher Geschicke.

Aber er erinnerte mich bald wieder an seine Existenz. Zwei Monate nach seinem Besuch erhielt ich von ihm einen Brief, den ersten von den Briefen, mit welchen er mich später versah. Und bemerken Sie die Sonderbarkeit; ich sah selten eine saubere und deutlichere Handschrift als bei diesem ungeregelten Menschen. Und der Stil seiner Briefe war sehr regelmäßig, etwas rhetorisch. Unveränderliche Bitten um Unterstützung wechselten immer mit Versprechungen ab, sich zu bessern, mit Ehrenworten und Eiden . . . Alles das schien und war vielleicht — aufrichtig. Die Unterschrift Mischa's unter den Briefen war stets von besonderen Schnörkeln begleitet — Pünktchen und Pünktchen — und er gebrauchte beständig das Ausrufungszeichen. In diesem ersten Briefe benachrichtigte mich Mischa von einer neuen „Wendung seiner Fortuna.“ (Später nannte er diese Wendungen — Tauchungen und er tauchte sehr oft.) Er ging als Junker nach dem Kaukasus, um „mit der Brust“ dem Zaren und dem Vaterlande zu dienen. Und obgleich eine wohlthätige Tante seiner dürftigen Lage zu Hilfe gekommen war und ihm eine unbedeutende Summe Geldes geschickt hatte — so bat er doch auch mich, ihm bei seiner Equipirung zu helfen. Ich erfüllte seine Bitte und hörte zwei Jahre lang nichts mehr von ihm.

Ich muß gestehen, ich zweifelte stark, ob er nach dem Kaukasus gegangen sei. Aber es zeigte sich, daß er wirklich dahin gegangen war und durch Protection als Junker in das T . . . . sche Regiment eingetreten war und zwei Jahre in demselben gedient hatte. Ganze Legenden hatten sich dort um ihn gebildet. Ein Officier seines Regiments theilte sie mir mit.

IV.

Ich erfuhr Vieles der Art, was ich auch von ihm nicht erwartet hatte. Allerdings erstaunte es mich nicht, daß er sich als Militär, als Reglementsmensch schlecht, ja einfach untauglich gezeigt hatte; aber was ich nicht erwartet hatte, war, daß er auch keine besondere Tapferkeit bewiesen, daß er in Gefechten ein düsteres und schlaffes Wesen hatte, als ob er sich langweilte oder melancholisch war. Jede Disciplin drückte ihn, beängstigte ihn; kühn war er bis zur Tollheit, wenn die Sache ihn allein und persönlich anging; es gab keine so unsinnige Wette, welche er verweigert hätte, aber Andern Böses thun, tödten, sich raufen konnte er nicht, sei es, weil er ein gutes Herz hatte — oder vielleicht auch, daß ihn seine, wie er sich ausdrückte, baumwollene Erziehung verzärtelt hatte. Sich selbst zu zerstören, war er auf jede Weise und zu jeder Zeit bereit . . . Aber andere nicht. „Der Teufel mag sich bei ihm auskennen,“ sagten seine Cameraden von ihm: — „er ist schwach, ein Lappen — und dann wieder wie ein Verzweifelter, gerade wie — ein Ausgestoßener!“ Ich hatte in der Folge

Gelegenheit Mischa zu fragen, wie der böse Geist über ihn kommt, ihn trinken läßt, das Leben auf's Spiel setzen u. s. w. Er hatte immer nur eine Antwort: „Gram!"

„Und woher — Gram?"

„Wie so, ich bitte Sie! man geht so in sich, man kommt zur Besinnung, man denkt an das Elend, an die Ungerechtigkeit, an Rußland ... Und dann ist es zu Ende! Sofort ist der Gram da, man möchte eine Kugel in die Stirn! Unwillkürlich betrinkt man sich."

„Weshalb bringst Du Rußland mit hinein?"

„Ich muß! Daran zu denken fürchte ich mich."

„Alles das — und diese Qual — kommt von der Unthätigkeit."

„Aber ich verstehe nichts zu thun, Onkel! — das Leben auf eine Karte zu setzen — ... Das verstehe ich. — Lehren Sie mich was ich thun soll, wofür das Leben riskiren! — diesen Augenblick thue ich's!"

„Aber lebe doch einfach! Weshalb riskiren?"

„Ich kann nicht; Sie sagen: ich handle unüberlegt. Wie soll ich anders? man fängt an zu reflectiren und, Herr, was kriecht da in den Kopf! Reflectiren — das ist die Sache der Deutschen!"

Was sollte ich mich so mit ihm verständigen? Er war ein Verzweifelter — das ist genug!

Aus der Zahl der kaukasischen Legenden, von denen ich sprach, werde ich Ihnen zwei oder drei erzählen. Einmal, in einer Gesellschaft von Officieren, rühmte sich Mischa eines ausgetauschten Säbels. Eine wirkliche persische Klinge! Die Officiere zweifelten, ob die Klinge echt sei. Mischa fing an zu streiten. — Nun, rief er endlich, man sagt, daß im Punkte der Säbel der erste Kenner der einäugige Abdulka ist. Ich werde zu ihm gehen und ihn fragen. Die Officiere geriethen in Erstaunen. — „Was für ein Abdulka ist das? Der in den Bergen haust? Der Nichtunterworfene? Abdul-Khan?" „Derselbe." „Aber er wird Dich als einen Spion empfangen, Dich in's Loch setzen — und mehr, er wird Dir mit diesem selben Säbel den Kopf abschlagen. Und wie willst Du zu ihm hinkommen? Man wird Dich gleich fassen. — Und ich werde doch zu ihm gehen. — Paró, Du kommst nicht hin. — Paró! — Und Mischa sattelte sofort ein Pferd und ritt zu Abdulka. Drei Tage war er verschollen. Alle waren überzeugt, daß der Ausgestoßene sein Ende gefunden. Aber seht! er kehrte zurück — stark betrunken und mit einem Säbel, nur nicht mit demselben, welchen er mitgenommen hatte, sondern mit einem andern. Man fragte ihn aus. — Es hat nichts zu bedeuten, sagt er; Abdulka ist ein guter Mensch. Zuerst befahl er allerdings mir Fesseln an die Beine zu legen und schickte sich an, mich auf den Pfahl stellen zu lassen. Aber ich erklärte ihm, weshalb ich gekommen sei und zeigte ihm den Säbel. — Und halte mich nicht zurück, sage ich. Lösegeld, sage ich, erwarte nicht von mir; ich selbst nenne keinen Groschen mein und Verwandte habe ich nicht. — Abdulka erstaunte und sah mich mit seinem einzigen Auge an. — Nun sagt er: Du Russe, bist ein Tollkopf, ein Delibasch! muß ich Dir glauben? Glaube mir, sage ich, ich lüge niemals. (Und wirklich, Mischa log nie.) Abdulka sah noch einmal auf mich. — Und Du kannst Wein trinken?

Ich kann, sage ich. So viel Du mir gibst, so viel trinke ich. Abdulka staunte wiederum und rief Allah an. Und seine Tochter, ein hübsches Mädchen, nur Augen wie ein Schakal, ließ er den Ziegenlederschlauch herbringen. Und ich, ich fing an zu wirken. Aber Dein Säbel, sagt er, ist unecht; hier nimm einen andern. Und jetzt sind wir beide Gastfreunde. — Und Ihre Wette, meine Herren, ist verloren. Bezahlen Sie.

Die zweite Legende ist folgende: er liebte die Karten bis zur Leidenschaft; aber da er kein Geld hatte und Spielschulden nicht bezahlte (obgleich er niemals ein falscher Spieler war), so wollte Niemand mehr sich mit ihm in ein Spiel einlassen. — Einmal wieder drang er in einen Cameraden, mit ihm zu spielen! „Und wenn Du verlierst — so bezahlst Du nicht.“ „In Geld allerdings nicht — aber die linke Hand will ich mir durchschießen, hier mit diesem Pistol.“ „Und was für einen Vortheil habe ich?“ „Einen Vortheil allerdings nicht, aber es ist amüsant.“ Die Unterhaltung fand nach einem Trinkgelage in Gegenwart von anderen Officieren statt. Sei es, daß dem Officier Mischa's Vorschlag amüsant erschien — genug — er stimmte zu. Man brachte Karten; das Spiel begann. Mischa hatte Glück: er gewann hundert Rubel. Da schlug sich sein Gegner an die Stirn. „Was für ein Tölpel bin ich!“ rief er aus; „in welches Netz bin ich gefallen! Wenn Du verloren hättest, hättest Du Dir die Hand durchgeschossen — das glaube ein Anderer!“ — „Und Du lügst,“ entgegnete Mischa. „Ich habe gewonnen — und doch schieße ich mir die Hand durch.“ — Er ergriff das Pistol und schoß sich, bautz, durch die Hand. Die Kugel ging durch und durch . . . und eine Woche später war die Wunde vollständig geheilt.

Ein anderes Mal ritt Mischa in der Nacht mit Cameraden auf der Straße . . . Und sie sahen längs der Straße selbst eine enge Schlucht gähnen, wie eine Spalte, dunkel, sehr dunkel; der Boden ist nicht zu sehen. „Nun,“ sagt ein Camerad, „so desperat Mischa ist, aber in diese Schlucht wird er nicht springen.“ — „Gewiß springe ich hinein!“ „Nein, nein. Du wirst nicht springen, denn sie hat vielleicht zehn Klaftern Tiefe und man kann den Hals brechen.“ Der Freund wußte, wo man ihn fassen mußte: an der Eigenliebe; sie war bei Mischa sehr groß. — „Und ich springe doch! Willst Du pariren? Zehn Rubel.“ — „Es gilt!“ Und ehe der Camerad das Wort ausgesprochen, war Mischa schon vom Pferd herunter — in die Schlucht — und man hörte das Rollen auf den Steinen. Alle waren starr . . . Es verging eine gute Minute, als man plötzlich aus der Erdgruft die dumpfe Stimme Mischa's hörte: „Unversehrt! Ich bin auf Sand gefallen . . . Ich flog lange! Die zehn Rubel seid Ihr los.“ — „Klettere heraus!“ riefen die Cameraden. „Ja, klettere!“ echoete Mischa. „Alle Teufel, wer *kann* da heraus klettern! Ihr könnt jetzt Stricke und Laternen holen. Und damit ich mich unterdessen nicht langweile, werft mir eine Flasche herab“ . . .

Und so mußte Mischa fünf Stunden auf dem Boden der finsteren Schlucht sitzen und als man ihn endlich herauszog, fand sich, daß seine Schulter ausgefallen war. Aber das kränkte ihn nicht. Am andern Tage richtete ihm ein Knochenrenker von den Schmieden die Schulter wieder ein und er agirte damit, wie wenn nichts gewesen wäre.

Im Allgemeinen war seine Gesundheit erstaunlich, unerhört. Ich sagte Ihnen schon, daß er bis zu seinem Tode sein fast kindlich frisches Gesicht behielt. Kranksein kannte er nicht, trotz aller Unmäßigkeiten; die Festigkeit seines Organismus wurde nicht ein einziges Mal erschüttert. Wo ein Anderer unweigerlich krank geworden, vielleicht gestorben wäre, schüttelte er sich nur wie eine Ente im Wasser und blühte kräftiger als vorher auf. Einmal, gleichfalls im Kaukasus (es ist wahr, diese Sage erscheint unwahrscheinlich, aber aus ihr kann man schließen, wessen Mischa für fähig gehalten wurde), also — einmal im Kaukasus rollte er in trunkenem Zustande mit dem unteren Theile des Rumpfes in einen Bach, bloß Kopf und Hände blieben auf dem Ufer. Es war im Winter; ein starker Frost trat ein und als man ihn am andern Morgen fand, schimmerten seine Beine und sein Leib unter einer festen Eisdecke hervor, welche während des Laufes der Nacht gefroren war — und wenn er sich nur einen Schnupfen geholt hätte! Ein anderes Mal (das war schon in Rußland, in der Gegend von Orel und auch bei bitterer Kälte) gerieth er in Begleitung von sieben jungen Seminaristen in ein Wirthshaus vor der Stadt. Die Seminaristen feierten ihr Abgangsexamen und luden Mischa als einen angenehmen Mann, oder wie man damals sagte, einen Mann „mit dem Seufzer" ein. Es wurde außergewöhnlich viel getrunken und als endlich die lustige Compagnie aufbrach, war Mischa, schwer betrunken, schon in bewußtlosem Zustande. Alle sieben Seminaristen hatten nur einen dreispännigen Schlitten mit hohem Hintertheil; wohin sollte man den Körper thun, der wie todt war? Da verfiel einer von den jungen Leuten, von classischen Erinnerungen begeistert, auf den Vorschlag, Mischa mit den Beinen an das Hintertheil des Schlittens zu binden, wie Hector an den Wagen des Achilles. Der Vorschlag wurde angenommen . . . und über die Löcher springend, an den abschüssigen Stellen geschleudert, die Füße nach oben, den Kopf im Schnee herumgewälzt, kam unser Mischa die zwei Werst vom Wirthshaus nach der Stadt und wenn er dann auch nur gehustet, auch nur die Stirn gerunzelt hätte! Mit einer solchen wunderbaren Gesundheit hatte ihn die Natur ausgestattet.

V.

Vom Kaukasus kam er wieder nach Moskau, in einer Tscherkesska mit Patronen auf der Brust, das Dolchmesser im Gürtel, die hohe Pelzmütze auf dem Kopfe. Von diesem Costüm trennte er sich bis zu seinem Ende nicht mehr, obgleich er sich nicht mehr im Militärdienst befand, aus welchem man ihn wegen Unpünktlichkeit entlassen hatte. Er besuchte mich, lieh etwas Geld . . . und hier begannen seine „Tauchungen", begannen seine Betteleien; es begann das plötzliche Verschwinden und Wiederkommen, es wurden schön geschriebene Briefe an alle möglichen Personen von den Metropoliten bis zu Bereitern und Hebeammen ausgeschüttet. Besuche wurden Bekannten und Unbekannten gemacht. Und was dabei zu beachten ist: wenn er diese Besuche machte, so entwürdigte er sich nicht und benahm sich nicht aufdringlich, sondern hielt sich im Gegentheil anständig und hatte sogar ein frisches und angenehmes Aussehen, obgleich der eingewurzelte Geruch des Branntweins ihn überall hin begleitete — und sein

orientalisches Costüm allmälig in Fetzen fiel. „Geben Sie, Gott wird Sie belohnen, obgleich ich es nicht werth bin," sagte er, heiter lächelnd und aufrichtig erröthend: „geben Sie nicht, so haben Sie vollkommen Recht und ich werde nicht ärgerlich auf Sie sein. Ich werde mich durchfüttern, Gott gebe es. Denn es gibt noch Leute, die ärmer sind als ich und würdiger der Hilfe — viel, sehr viel." Besondern Erfolg hatte Mischa bei den Frauen: er wußte ihr Mitleid zu erregen. Und glauben Sie nicht, daß er ein Lovelace war oder sich einbildete, einer zu sein ... o nein, in dieser Beziehung war er sehr bescheiden. Ob er von den Eltern ein so kaltes Blut geerbt hatte, oder ob auch hier sein Wunsch mitspielte, Niemandem etwas Uebles zu thun, da nach seinen Begriffen, mit einer Frau in näherem Verkehr sein, dasselbe ist, wie eine Frau beleidigen — will ich hier nicht entscheiden; jedenfalls war er dem schönen Geschlecht gegenüber sehr delicat. Die Frauen empfanden das und bemitleideten ihn um so lieber und halfen ihm, bis er sie endlich durch seine Zerfahrenheit und ewige Betrunkenheit, durch die Verzweiflung, von welcher ich schon sprach ... ich kann kein anderes Wort finden, abstieß.

Dagegen hatte er in anderen Beziehungen jede Delicatesse verloren und war allmälig bis zur letzten Erniedrigung herabgesunken. Er war einmal dahin gekommen, daß er in der T .... schen Adelsversammlung auf den Tisch eine Armenbüchse mit der Inschrift stellte: „Jeder, dem es angenehm ist, einem Edelmann vom alten Geschlechte Poltew (die authentischen Documente liegen bei) einen Nasenstüber zu geben, kann diesen Wunsch befriedigen, wenn er zuvor einen Rubel in diese Büchse geworfen hat." Und, man sagt, es fanden sich Liebhaber dafür, dem Edelmann einen Nasenstüber zu geben. Allerdings hätte er einen dieser Liebhaber, der in die Büchse einen Rubel gelegt und zwei Nasenstüber gegeben hatte, beinahe erwürgt und zwang ihn dann, um Entschuldigung zu bitten, allerdings vergab er einen Theil der solcher Weise gelösten Gelder an andere arme Teufel ... aber trotz Allem, welcher Unfug!

Im Laufe seiner Wanderungen kam er einst zu seinem heimathlichen Nest, welches er für einen Spottpreis einem damals bekannten Speculanten und Wucherer verkauft hatte. Der Mann war zu Hause und als er erfuhr, daß der zum Landstreicher herabgesunkene frühere Besitzer anwesend sei, befahl er, ihn nicht in's Haus zu lassen und im Falle der Noth, hinaus zu werfen. Mischa erklärte, daß er in das Haus, welches durch die Gegenwart eines frechen Menschen beschmutzt sei, selbst nicht gehen werde, daß er aber Niemandem erlaube, ihn hinauszujagen und daß er sich auf den Kirchhof begeben werde, um bei der Asche seiner Eltern zu beten. Das that er auch. Auf dem Kirchhofe gesellte sich ein alter Hofemann zu ihm, der ihn einst als Kind gewartet hatte. Der Speculant entzog dem Alten sein Monatsdeputat, jagte ihn von seinem Häuschen: seit dieser Zeit hatte er bei einem Bauer Aufnahme in einem Verschlage gefunden. Mischa hatte sein Gut zu kurze Zeit besessen, als daß er eine besonders gute Erinnerung an sich hätte zurücklassen können; den alten Diener aber litt es doch nicht, als er die Ankunft seines einstigen jungen Herrn erfuhr, er lief sofort nach dem Kirchhof, fand Mischa auf der Erde zwischen den Grabtafeln sitzend, küßte ihm nach alter Erinnerung die Hand und vergoß sogar Thränen, als er

auf die Lumpen sah, mit welchen die einst verzärtelten Glieder seines Pfleglings bedeckt waren. Mischa sah lange schweigend auf den Alten. — „Timoféi," sagte er endlich. — Timoféi fuhr zusammen. — „Was geruhen Sie?" — „Hast Du eine Schaufel?" — „Ich kann eine bekommen. Und zu was wünschen Sie die Schaufel, Herr Michailo Andrejewitsch?" — „Ich will mir hier ein Grab graben, Timoféi; — und dort für die Ewigkeit liegen zwischen den Eltern. Nur dies einzige Plätzchen ist mir auf der Welt geblieben. — Hole die Schaufel!" — „Ich gehorche," sagte Timoféi, ging und brachte. Und Mischa fing sogleich in der Erde zu graben an; Timoféi aber stand neben ihm, die Hand auf's Kinn gestützt und sagte: „Nur das ist für uns Beide übrig geblieben, Herr!" Mischa aber grub und grub, während er von Zeit zu Zeit fragte: „Nicht wahr, es ist nicht werth zu leben, Timoféi? — Es ist nicht werth, Väterchen." — Die Grube war schon ziemlich tief. Die Leute sahen Mischa's Arbeit und liefen hin, es dem Speculanten zu sagen. Der Speculant erzürnte sich zuerst, wollte nach der Polizei schicken — das ist ja eine Entweihung! aber wahrscheinlich in der Ueberzeugung, daß mit einem Tollen eine Geschichte zu haben immerhin unbequem ist, es kann ein Scandal daraus werden — ging er selbst auf den Kirchhof, trat an den arbeitenden Mischa heran und grüßte ihn höflich. — Der fuhr fort zu graben, als ob er seinen Nachfolger nicht gesehen hätte. — „Michail Andrejewitsch", begann der Speculant, — „wollen Sie so gut sein, mich wissen zu lassen, was Sie da machen?"

„Sie sehen es ja, ich grabe mir ein Grab." — „Und was soll das?" — „Weil ich nicht mehr leben will." — Der Speculant hob die Arme in die Höhe. „Sie wollen nicht leben?" Mischa sah ihn drohend an. — „Das setzt Sie in Erstaunen? Sind Sie nicht an Allem schuld? — Oder Ihr? Oder Du? Hast Du Judas mich nicht beraubt, indem Du Dir meine Jugend zu Nutze machtest? Ziehst Du nicht den Bauern das Fell über die Ohren, hast Du nicht diesem Hungerbild hier das trockene Brot genommen? Nicht Du? O Herr Gott! Ueberall nichts wie Ungerechtigkeit, dieselbe Bedrückung, dieselbe Bosheit ... Mag Alles zu Grunde gehen — und ich dort hinunter! Ich will nicht leben, ich will nicht mehr in Rußland leben!" — und die Schaufel in seiner Hand ging er immer rascher hin und her.

„Weiß der Teufel, was das ist!" dachte der Speculant — „er gräbt sich wahrhaftig ein." „Michail Andrejewitsch," fing er wieder an, „hören Sie, ich bin Ihnen gegenüber allerdings im Unrecht; man hat mir von Ihnen nicht so berichtet." Mischa grub. „Aber weshalb solche Verzweiflung?" Mischa grub immer weiter — und warf dem Speculanten die Erde vor die Füße als wollte er sagen: „Für Dich gemahlen, Erdefresser!" — „Wirklich, das thun Sie. Wollen Sie nicht lieber mit mir kommen, etwas essen und sich ausruhen?" Mischa hob den Kopf etwas. „Also so bist Du jetzt! Und gibt es etwas zu trinken?" Der Speculant freute sich. — „Ich bitte Sie ... und ob!" — „Und Du ladest Timofin ein?" — „Weshalb nicht? ... Auch ihn." — Mischa dachte nach. — „Nun sieh ... Du hast mich an den Bettelstab gebracht ... denke nicht, daß Du mit einer Flasche wegkommst!" „Beunruhigen Sie sich nicht ... es wird Alles nach Belieben da sein." Mischa erhob sich und warf die Schaufel fort ... „Nun, Timoscha,"

wandte er sich an seinen alten Wächter — wir wollen dem Herrn seine Bitte nicht abschlagen ... Gehen wir!" — „Ich gehorche," antwortete der Alte.

Und alle Drei gingen in's Haus.

Der Speculant wußte, mit wem er es zu thun hatte. — Anfänglich allerdings nahm ihm Mischa das Wort ab, daß er den Bauern „jede Erleichterung von Lasten geben werde;" aber eine Stunde später — tanzte derselbe Mischa mit Timoféi, beide betrunken, eine Galoppade in denselben Zimmern, durch welche beinahe noch der gottesfürchtige Schatten Andrei Nikolajewitsch's schwebte; und noch eine Stunde später war derselbe Mischa (er war sehr schwach im Trinken) tief eingeschlafen und mit sammt seiner Pelzmütze und seinem Dolchmesser auf einen Wagen geladen, fünfundzwanzig Werst weit in die Stadt gefahren und dort an einen Zaun geworfen. Und Timoféi, der noch fest auf den Füßen stand und nur den Schlucken hatte, warf man hinaus. War es der Herr nicht, so war es doch der Diener.

VI.

Wiederum verging einige Zeit und ich hörte nichts von Mischa ... Gott weiß, wo er stecken mochte. — Da sitze ich einmal beim Theekessel auf der Station der T....'schen Chaussée und erwarte die Pferde, als ich plötzlich unter dem geöffneten Fenster des Stationszimmers eine heisere Stimme höre, welche auf französisch sagt: „Monsieur ... Monsieur ... prenez pitié d'un pauvre gentilhomme ruiné." Ich erhob den Kopf und sah hin ... die abgeschabte Pelzmütze, zerbrochene Patronen auf der Tscherkesska, das Dolchmesser in der aufgesprungenen Scheide, ein aufgedunsenes aber immer noch rosiges Gesicht, zerzauste aber immer noch dichte Haare ... Mein Gott! Mischa! — Jetzt bettelte er schon auf der Landstraße. Ich schrie unwillkürlich auf. — Er erkannte mich, fuhr zusammen, wendete sich ab und schien vom Fenster fortgehen zu wollen. — Ich hielt ihn zurück ... doch was sollte ich ihm sagen? Sollte ich ihm eine Moralpredigt halten? Schweigend reichte ich ihm einen Fünf-Rubel-Schein, er ergriff ihn gleichfalls schweigend mit seiner weißen und weichen, wenn auch zitternden und unreinlichen Hand und verschwand um die Hausecke. Ich bekam nicht sogleich Pferde und überließ mich nicht eben heitern Gedanken über das unerwartete Zusammentreffen mit Mischa; ich machte mir ein Gewissen daraus, daß ich ihn so ohne Mitgefühl fortgelassen. — Endlich reiste ich weiter und als ich etwa eine halbe Werst von der Station fort war, bemerkte ich vor mir auf der Straße einen Haufen Leute, welche sich in einem sonderbaren wie abgemessenen Schritt bewegten. — Ich holte den Haufen ein, und was sah ich? Ein Dutzend Bettler mit Säcken über der Schulter gingen zu zweien in einer Reihe singend und hüpfend und vor ihnen tanzte Mischa mit den Füßen den Tact schlagend und dazu sprechend: Natschiki tschikaldy, tschuch, tschuch, tschuch!

Als mein Wagen in einer Linie mit ihnen war und er mich erkannte, rief er sofort: „Hurrah! Richtet euch! In Front! Landstraßen-Garde!" Die Bettler fielen in seinen Ruf ein und machten Halt und er sprang mit seinem gewöhnlichen Lachen auf den Wagentritt und schrie wiederum: „Hurrah!" „Was ist das?"

fragte ich ihn mit unwillkürlichem Erstaunen. — „Das? das ist mein Commando, meine Armen ... Alles Bettler, Gottes Leute; gute Freunde. Jeder von ihnen hat durch Ihre Güte ein Gläschen gepfiffen, und jetzt sind wir alle vergnügt und guter Dinge. Onkelchen! glauben Sie mir, nur mit Bettlern und Gottes Leuten kann man auf der Welt leben ... Bei Gott!" — Ich antwortete ihm nichts ... aber er erschien mir diesmal als eine so gute Haut, sein Gesicht drückte eine so kindliche Einfalt aus ... Mir war es plötzlich, als komme eine Erleuchtung über mich und ich erhielte einen Stich in's Herz. „Setze Dich zu mir in den Wagen," sagte ich zu ihm. Er erstaunte. — „Wohin? in den Wagen?" „Setze Dich, setze Dich," wiederholte ich. „Ich will Dir einen Vorschlag machen. Setze Dich! — Wir fahren zusammen."

„Nun, wie Sie befehlen." Er stieg ein. „Nun — Und Ihr lieben Freunde, geehrte Cameraden," fügte er hinzu, indem er sich zu den Bettlern wandte: „Lebt wohl! Auf Wiedersehen!" Mischa zog die Pelzmütze ab und verneigte sich tief. Die Bettler waren versteinert . . . ich hieß den Kutscher die Pferde anzutreiben und der Wagen rollte dahin.

Was ich Mischa vorschlagen wollte, war Folgendes. Mir kam plötzlich der Gedanke, ihn mit mir in mein Haus im Dorfe zu nehmen, welches dreißig Werst von jener Station entfernt war, ihn zu retten, oder wenigstens zu versuchen, ihn zu retten. „Höre, Mischa," sagte ich zu ihm. „Willst Du Dich bei mir niederlassen? Du wirst Alles haben, man wird Dir Anzug und Wäsche nähen, man wird Dich equipiren, wie es sich gehört, Dir Geld zu Tabak und allem Uebrigen geben, unter der einzigen Bedingung: Du darfst keinen Branntwein trinken! Bist Du einverstanden?" Mischa erschrak förmlich vor Freude; sah mich groß an, wurde purpurroth, fiel mir plötzlich um den Hals, küßte mich und wiederholte mit stockender Stimme: „Onkel ... Wohlthäter ... Gelt's Ihnen Gott!" Er fing endlich an zu weinen und die Mütze abnehmend, schickte er sich an, sich die Augen, die Nase und die Lippen damit abzureiben. „Paß aber auf," bemerkte ich ihm; „erinnere Dich an die Bedingung: nicht trinken!" „Möge der Branntwein verflucht sein!" rief er mit beiden Händen gesticulirend und berührte mich durch diese heftige Bewegung noch stärker mit dem spirituosen Geruch, mit welchem er ganz durchzogen war ... „Wahrhaftig, Onkel, wenn Sie mein Leben kennten ... wahrhaftig, wenn mich das Elend, das grausame Geschick! ... Aber jetzt, ich schwöre, ich schwöre, ich werde mich bessern, ich werde zeigen ... Onkel, ich habe nie gelogen — fragen Sie wen Sie wollen. Ich bin ein ehrlicher, aber ich bin ein unglücklicher Mensch, Onkel; Wohlwollen habe ich von Niemandem gesehen ..."

Und nun zerfloß er in Schluchzen. Ich versuchte, ihn zu beruhigen und es gelang mir auch, denn als wir bei meinem Hause ankamen, schlief Mischa schon längst wie ein Todter, den Kopf auf meinen Knieen.

VII.

Man räumte ihm sofort ein besonderes Zimmer ein und brachte ihn auch zu allererst in's Bad, was ganz unerläßlich war. Seine ganze Kleidung und den Dolch und die Pelzmütze und die Stiefeln voll Löcher, brachte man

vorsichtig in die Vorrathskammer, man zog ihm reine Wäsche, Hausschuhe und irgend einen Anzug von mir, der, wie es bei Bettlern immer der Fall ist, ihm wie angegossen zu Figur und Wuchs paßte. Als er zu Tisch kam, gewaschen, sauber, frisch, sah er so gerührt und glücklich aus, strahlte so vor freudiger Dankbarkeit, daß auch ich Rührung und Freude empfand ... Sein Gesicht hatte sich ganz verändert ... Zwölfjährige Kleine haben solche Gesichter, die am Ostersonntag, nach dem heiligen Abendmahl dick pomadisirt, in neuem Jäckchen und mit gestärktem Kragen, zu ihren Eltern kommen, um sich mit ihnen zu küssen. Mischa betastete sich unaufhörlich, behutsam und mißtrauisch und wiederholte stets: Was ist das? — Bin ich nicht im Himmel? Und am nächsten Tage versicherte er, daß er die ganze Nacht vor Freude nicht habe schlafen können! Bei mir im Hause lebte damals eine alte Tante mit ihrer Nichte; sie waren beide sehr unruhig, als sie die Anwesenheit Mischa's erfuhren; sie begriffen nicht, wie ich ihn zu mir in's Haus einladen konnte! Sein Ruf war schon sehr schlecht. Aber gewiß wußte ich, daß er immer sehr höflich gegen die Damen gewesen war, und zweitens hoffte ich auf sein Versprechen, sich zu bessern. Und wirklich rechtfertigte Mischa in den ersten Tagen seines Verweilens unter meinem Dache nicht bloß meine Erwartungen, sondern übertraf sie sogar; und meine Damen bezauberte er geradezu. Mit der Alten spielte er Picket, half ihr Garn abwickeln, zeigte ihr zwei neue Patiencen; die Nichte, welche ein bischen Stimme hatte, begleitete er auf dem Fortepiano, las ihr russische und französische Verse vor, erzählte den beiden Damen lustige aber anständige Anekdoten; mit einem Worte, er war ihnen in jeder Weise bedienstlich, so daß sie mir wiederholt ihr Erstaunen ausdrückten und die Alte sogar die Bemerkung machte, die Leute seien doch zuweilen ungerecht. Was hätten sie nicht von ihm gesagt und er sei so still und höflich ... der arme Mischa! Es ist wahr, bei Tische beleckte sich dieser „arme Mischa" etwas sonderbar jedesmal, sobald er auf die Flasche sah. Aber ich hatte nur nöthig, ihm mit dem Finger zu drohen, so richtete er die Augen nach oben und drückte die Hand auf's Herz ... „Ich habe geschworen. Ich bin wie umgewandelt," versicherte er mich. Gebe Gott! dachte ich bei mir. Doch diese Umwandlung dauerte nicht lange.

Die ersten beiden Tage war er sehr gesprächig und lustig. Aber schon vom dritten Tag an wurde er schweigsam, obgleich er sich noch wie früher zu den Damen hielt und sich mit ihnen beschäftigte. Ein halb trauriger, halb nachdenklicher Ausdruck flog über sein Gesicht hin, das blässer und, fast hatte es den Anschein, magerer wurde. „Bist Du unwohl?" fragte ich ihn. „Ja," antwortete er, „der Kopf thut mir etwas weh." Am vierten Tage war er schon ganz stumm geworden; er saß größtentheils in der Ecke, ließ traurig, wie eine Waise, den Kopf hängen und erregte mit seinem verfallenen Aussehen das Mitleid der Damen, welche jetzt ihrerseits sich bemühten, ihn zu unterhalten. Bei Tisch aß er nichts, sah auf den Teller und rollte Kügelchen. Am fünften Tage verwandelte sich das Gefühl des Mitleids bei den Damen in ein anderes, das des Argwohns, ja der Furcht. Mischa verwilderte, hielt sich von den Leuten fern und ging immer längs der Wände, als wenn er sich wegschleichen wolle, und dann sah er sich plötzlich um, als ob ihn Jemand riefe. Und wohin war die rosige Farbe seines

Gesichts gekommen? Es sah aus, wie mit Erde überschüttet. — „Dir ist gewiß nicht wohl?" fragte ich ihn. „Nein, ich bin gesund," antwortete er kurz. „Du langweilst Dich?" — „Weshalb soll ich mich langweilen!" Und er wendet sich ab und sieht mir nicht in die Augen. „Oder grämst Du Dich wieder?" Darauf antwortete er nicht. So vergingen noch vierundzwanzig Stunden. Am folgenden Tage kam die Tante in großer Aufregung zu mir in mein Cabinet und erklärte mir, daß sie mit ihrer Nichte das Haus verlassen würde, wenn Mischa hier blieb. „Weshalb denn?" — „Er ist Ihnen unerträglich ... Er ist kein Mensch, ein Wolf, ein wirklicher Wolf ... Nur daß er nicht mit den Zähnen bleckt. Kati, Du weißt, ist so nervös ... Sie interessirte sich vom ersten Tage an sehr für ihn ... Mir ist bange für sie und auch für mich." — Ich wußte nicht, was ich der Tante antworten sollte. Ich konnte Mischa doch nicht fortjagen, den ich eingeladen hatte.

Er selbst erlöste mich aus der schwierigen Lage.

An demselben Tage, ich hatte mein Cabinet noch nicht verlassen, höre ich plötzlich hinter mir eine dumpfe und bösartige Stimme: „Nikolai Nikolajewitsch und Nikolai Nikolaitsch." Ich sehe mich um. An der Thür steht Mischa, mit einem erschreckenden, dunkeln, entstellten Gesicht. „Nikolai Nikolaitsch" wiederholt er ... (nicht mehr Onkel). „Was ist Dir?" — „Lassen Sie mich fort ... sogleich! Lassen Sie mich fort, oder ich richte ein Unheil an; ich zünde das Haus an oder bringe Jemand um." Mischa schüttelte sich plötzlich. — „Lassen Sie mir meinen Anzug zurückgeben und lassen Sie mich in einem Bauernwagen auf die Chaussee fahren und geben Sie mir eine Kleinigkeit Geld!" — „Aber bist Du mit etwas unzufrieden?" fing ich an. „Ich kann so nicht leben!" schrie er mit aller Macht. „Ich kann nicht in Euerem vornehmen verfluchten Hause leben! Mir ist es ekelhaft, gegen mein Gewissen so ruhig zu leben; wie vertragt Ihr das nur!" „Das heißt," unterbrach ich ihn meinerseits, „Du willst sagen: ohne Branntwein kannst Du nicht leben ..." „Nun ja, nun ja," schrie er wieder: „Nur entlaßt mich zu meinen Brüdern, zu meinen Freunden, zu den Bettlern. Fort von Euerer adligen, anständigen, widerwärtigen Race!" Ich hätte ihn an seine Schwüre und Versprechungen erinnern wollen, aber der fanatische Ausdruck des Gesichts Mischa's, seine stockende Stimme, das krampfhafte Zittern aller seiner Glieder, alles das war so schrecklich, daß ich eilte von ihm los zu kommen; ich erklärte ihm, daß man ihm sogleich seinen Anzug geben, einen Bauernwagen anspannen werde, und indem ich aus der Schublade eine Assignate von 25 Rubeln nahm, legte ich sie auf den Tisch. Mischa fing schon an drohend auf mich zuzukommen, plötzlich aber hielt er an sich, sein Gesicht verzog sich augenblicklich, flammte auf, er schlug sich an die Brust, Thränen tropften aus seinen Augen, und murmelnd: „Onkel! Engel! Ich bin ein verlorener Mensch — Dank! Dank!" — ergriff er die Assignate und rannte hinaus.

Eine Stunde später saß er schon in dem Bauernwagen, wieder als Tscherkesse angezogen, wieder rosig und lustig; und als die Pferde sich in Bewegung setzten, rief er ihnen Hü! zu, riß die Pelzmütze vom Kopf, schwang sie über dem Kopf und machte Verbeugung über Verbeugung. Vor seiner Abreise umarmte er mich lange und fest und stammelte: „Wohlthäter, Wohlthäter ... Ich bin nicht zu

retten!" Er lief sogar zu den Damen und küßte ihnen die Hände, fiel auf die Kniee, rief Gott an und bat um Verzeihung. Kati fand ich später in Thränen.

Als der Kutscher, mit welchem Mischa fortgefahren war, zurückkam, berichtete er mir, daß er ihn zur ersten Schenke an der Chaussee gefahren — und daß „sie" sich dort niedergelassen und alle ohne Unterschied bewirthet hätten und bald ihrer Sinne nicht mehr mächtig gewesen wären.

Seit dieser Zeit bin ich mit Mischa nicht mehr zusammengekommen, aber sein endliches Geschick habe ich auf folgende Weise erfahren:

VIII.

Drei Jahre später befand ich mich wieder bei mir auf dem Dorfe, als plötzlich der Diener hereinkommt und mir meldet, daß eine Madame Poltjew mich zu sprechen wünscht. Ich kannte keine Madame Poltjew und der Mensch, der mir die Meldung gemacht hatte, lächelte etwas sarkastisch. Als ich ihn fragend ansah, antwortete er, daß die Dame, welche nach mir frage, jung und ärmlich angezogen sei und daß sie in einem einspännigen Bauernfuhrwerk gekommen sei und selbst kutschirt habe. Ich ließ Madame Poltjew bitten, zu mir in's Cabinet zu kommen.

Ich erblickte eine Frau von fünfundzwanzig Jahren, gekleidet wie eine Kleinbürgerin mit einem großen Tuche um den Kopf. Ein einfaches, etwas rundliches und nicht unangenehmes Gesicht; der Blick gesenkt und etwas traurig, die Bewegungen schüchtern. „Sie sind Madame Poltjew?" fragte ich, und bat sie sich zu setzen.

„Jawohl," antwortete sie mit leiser Stimme, ohne sich zu setzen. „Ich bin die Wittwe ihres Neffen Michail Andrejewitsch Poltjew."

„Ist Michail Andrejewitsch gestorben? Schon lange? Ich bitte, setzen Sie sich."

Sie ließ sich auf den Stuhl nieder.

„Zwei Monat."

„Und sind Sie lange mit ihm verheirathet gewesen?"

„Ich habe mit ihm im Ganzen ein Jahr gelebt."

„Und woher kommen Sie jetzt?"

„Aus der Gegend von Tula. Dort liegt ein Dorf Znamenskoje Glüschkowo. — Vielleicht kennen Sie es. Ich bin die Tochter des dortigen Küsters. — Wir lebten dort mit Michail Andreitsch. — Er hatte sich bei meinem Vater niedergelassen. — Wir lebten im Ganzen ein Jahr mit ihm zusammen."

Die Lippen der jungen Frau zuckten leicht — und sie erhob die Hand zu ihnen. — Es schien sie wollte weinen, aber sie beherrschte sich und hustete nur etwas.

„Der selige Michail Andreitsch," fuhr sie fort, „hat mir vor seinem Tode aufgetragen zu Ihnen zu gehen: Du gehst, sagte er, ganz gewiß! Und er sagte mir, daß ich Ihnen für alle Ihre Güte danken sollte; und daß ich Ihnen ... dies ... diese Reliquie hier ... (sie nahm ein kleines Packetchen aus der Tasche), welche er immer bei sich gehabt hatte, Ihnen übergeben sollte. — Und Michail Andreitsch sagte: wenn es Ihnen gefällig ist, dies zum Andenken anzunehmen,

es müßte Ihnen nicht widerwärtig sein ... mit etwas Anderem, sagte er, kann ich sie ... d. h. Sie ... nicht beschenken ...

In dem Päckchen befand sich ein kleines silbernes Schälchen mit dem Namenszug von Mischa's Mutter. Ich hatte dieses Schälchen häufig in Mischa's Händen gesehen und einmal hatte er sogar zu mir gesagt, indem er von einem armen Teufel sprach, daß er blutarm sein müßte, weil er weder ein Schälchen noch ein Täßchen hat, während er selbst doch dies hätte.

Ich dankte, nahm das Schälchen und fragte: „an welcher Krankheit starb Mischa? wahrscheinlich ..."

Hier biß ich mir in die Zunge ... aber die junge Frau verstand mich auch so ... sie sah mich rasch an, dann schlug sie die Augen nieder, lächelte traurig und sagte: „ach nein! Das hat er ganz gelassen, seit er mit mir bekannt wurde ... aber wie sah es mit seiner Gesundheit aus? Sie war ganz verloren. Als er das Trinken ließ, so zeigte sich sogleich seine Krankheit. — Er wurde so gesetzt; er wollte dem Vater immer helfen in der Hauswirthschaft oder im Gemüsegarten ... oder wo es sonst irgend eine Arbeit gab ... obgleich er von adeliger Herkunft war. Aber woher die Kräfte nehmen? — Auch mit Schreiberei wollte er sich beschäftigen, diese verstand er, wie Ihnen bekannt ist, sehr schön; aber die Hände zitterten ihm — und er konnte die Feder nicht gehörig halten. — Er machte sich immer selbst Vorwürfe: weiße Hände habe ich, Faulenzerhände — Niemandem habe ich Gutes gethan, Niemanden habe ich unterstützt, nicht gearbeitet! Das peinigte ihn am meisten. Er sagte, unser Volk arbeitet — und was thun wir? — ach Nikolai Nikolaitsch, er war ein guter Mann — und er liebte mich und ich ... ach entschuldigen Sie."

Jetzt fing die junge Frau wirklich zu weinen an. Ich wollte sie trösten, aber ich wußte nicht wie.

„Haben Sie ein Kind?" fragte ich endlich.

Sie seufzte. „Nein, keins ... und wie auch?" Und die Thränen rannen noch stärker.

So endeten Mischa's Irrfahrten, schloß der alte P. seine Erzählung. — Sie, meine Herren, werden gewiß mit mir einverstanden sein, daß ich ein Recht hatte ihn einen Verzweifelten zu nennen; aber wahrscheinlich werden Sie mit mir darüber übereinstimmen, daß er den jetzigen Verzweifelten nicht gleicht, obgleich vielleicht ein Philosoph verwandtschaftliche Züge zwischen ihm und Ihnen fände. — Hier wie dort der Durst nach Selbstaufopferung, nach Selbstzerstörung, der Gram, das Unbefriedigtsein ... woher das Alles aber kommt, muß ich schon einem Philosophen zu beurtheilen überlassen.

Kunst und Kunstgeschichte.

Charles Ephrussi. Albert Durer et ses Dessins. Paris, A. Quantin. 1882.

Albrecht Dürer hat von Beginn seiner Laufbahn ab nur Freunde gehabt. Seine Werke sind in Italien, den Niederlanden und Spanien, den drei vornehmsten Culturländern seines Jahrhunderts, sofort bewundert und geschätzt worden. Es genügt nicht zur Erklärung dieser Neigung, welche Dürer überall erweckte, nur die künstlerische Vortrefflichkeit seiner Werke anzuführen. Dürer's Arbeiten wohnt ein Element behaglich freundlicher Tüchtigkeit inne, das vom Wohlwollen dessen Kunde gibt, der sie geschaffen hat und das Wohlwollen derer herausfordert, die sie betrachten. Nur Raphael's Sachen ist diese ganz intime, überwältigende Liebenswürdigkeit in so ausgebreitetem Maße eigen wie denen Dürer's. Eine unser volles Vertrauen besitzende Persönlichkeit redet aus ihnen zu uns wie mit vernehmlicher Stimme, in einer Sprache, die Jeder verstehen muß.

Mit seinen Gemälden hat Dürer diesen Ruhm aber nicht errungen. Er malte wenig und seine Gemälde wanderten nicht wie seine Holzschnitte und Kupferstiche. Erasmus in seiner kleinen Lobschrift auf Dürer behandelt ihn nur als Kupferstecher und glaubt damit die Hauptsache zu betonen. Dürer's Kupferstiche sind eigenhändiger (wenn man diesen Comparativ gestatten will) als seine Holzschnitte, von denen das Meiste (Einige behaupten: Alles) nur von ihm auf den Block gezeichnet und von Andern geschnitten worden ist. Heute jedoch, wo Photographie und Heliogravüre so ungemeine Dienste leisten, tritt neben Stich und Holzschnitt das in erste Linie, was in der That dahin gehört: die Handzeichnungen. Wer verschlösse sich dem Reiz dieser Blätter? Von der mit staunenswerther Sicherheit und Berechnung des Effectes im Fluge hingeworfenen Federzeichnung bis zu den mit dem Blicke und der Hand eines langsam in alle Tiefen dringenden Malers durchgeführten Porträts und Körperstudien haben wir in Dürer's Zeichnungen in unendlichen Abstufungen die Beweise einer Thätigkeit vor uns, bei der eine Unterbrechung kaum stattgefunden zu haben scheint. Dürer's geistige Existenz war eine unausgesetzte Reproduction dessen, was schaffende Phantasie und wirkliches Leben seinen Blicken darboten, und es war ihm dabei so unmöglich, unrichtig zu zeichnen, als anderen Künstlern zuweilen das Gegentheil unmöglich gewesen zu sein scheint. Es soll das nicht als Lob und Tadel hier in Gegensatz gebracht, sondern Folgendes damit ausgesprochen werden: Dürer trifft immer genau die Linie der Natur, er spricht gleichsam im eigenen Dialekte mit jeder Sache, die er darstellt und legt ihr den eigenen Dialekt auch wieder auf die Lippen; während andere bedeutende Meister nur ihre eigene Sprache reden, an die man sich erst gewöhnen muß, so daß, was sie liefern, gewissermaßen stets den Charakter einer umgestaltenden Uebersetzung behält.

Unter diesen Umständen ist es sachgemäß, wenn ein Bewunderer Dürer's, wie der Verfasser der vorliegenden Schrift, „Dürer und seine Zeichnungen", in einem Werke für sich zu behandeln beschließt. Es läuft in dem Buche genug nebenher, das über Dürer's Gemälde gesagt wird, Hauptsache aber sind diese nicht, und so ist der Titel: Albert Durer et ses Dessins, zu verstehen. Der Vorrede nach soll dieser schöne Band nichts als eine Reihe zusammengedruckter Artikel, welche seit einigen Jahren in der Gazette des Beaux-Arts erschienen sind, enthalten, denen durch Ausfüllung der Lücken eine gewisse Consistenz gegeben wäre. Wir erlauben uns den Verfasser zu großer Bescheidenheit anzuklagen. Er hat ein wohlgefügtes Buch von über 400 Seiten geschrieben, dem eine Menge von Heliogravüren, Holzschnitten und Drucken anderer Art bei-

gegeben sind, während ein Generalkatalog sämmtlicher Handzeichnungen Dürer's den Schluß bildet. Dieses Werk ist für jeden Dürerfreund unentbehrlich. Längst schon wurde sein Erscheinen erwartet. Der Verfasser hat alles Material an Ort und Stelle gesammelt. Die erdenklichste Sorgfalt ist auf die äußere Herstellung des Buches gewandt. Nur Eins hat uns ihm gegenüber mit einem gewissen Bedauern erfüllt: daß es nicht von einem Deutschen geschrieben worden und nicht in Deutschland herausgekommen ist.

Paris bewährt seine Superiorität in Sachen der Kunst hier wieder auf das siegreichste. Das seit zwei Jahrhunderten dort gepflegte, in ununterbrochener Thätigkeit und Aufmerksamkeit verharrende kunsthistorische Publicum bleibt einstweilen das erste der Welt und läßt noch kein anderes neben sich aufkommen. Kein Zweifel kann walten, daß wir in Berlin, im königlichen Kupferstichcabinette, an Zeichnungen Dürer's einen Schatz besitzen, der den Vergleich mit keiner anderen Sammlung zu scheuen braucht: ein Buch wie das vorliegende in dieser Gestalt aber hier zu Stande zu bringen, würde noch eine Unmöglichkeit sein. Davon könnte erst gesprochen werden, wenn nicht mehr bloß ein Dutzend Leute in Berlin leben, die dergleichen kaufen und verstehen, sondern wenn eine ganze, durch Bildung höhergestellte Bevölkerungsschichte das Interesse an diesen Dingen und das Verständniß dieser Werke als einen natürlichen Theil der Erziehung ansieht. Wir sind auf gutem Wege, diese Vortheile uns langsam anzueignen, und es wird nichts versäumt, was den Erfolg allmälig vielleicht herbeiführen kann, gegen Paris aber vermögen wir den Vergleich nicht auszuhalten. Auch gegen Wien kommen wir nicht auf.

Auf der andern Seite aber hatte Frankreich wieder ein Recht darauf, dieses Buch als das seinige zu produciren. Mr. Ephrussi's Arbeit ist zu einem bedeutenden Theile den in französischem Besitz befindlichen Zeichnungen Dürer's gewidmet. Seinen Bemühungen meist ist es gelungen, diese Schätze in die Oeffentlichkeit zu bringen, manche sind durch ihn überhaupt erst gefunden und als Dürer's Werke erkannt worden. Auch manches Blatt aus Deutschen Sammlungen sehen wir an seiner Hand zum ersten Male an's Tageslicht kommen: so einige höchst wichtige Zeichnungen aus den Museen zu Bremen und Hamburg. Dazu sind viele aus englischen Sammlungen mitgetheilt, die kein Auge — wenige Bevorzugte ausgenommen — bis dahin erblickte.

Ueberschlagen wir das Resultat der Arbeit, so kann gesagt werden, daß das Studium Dürer's durch sie eine Förderung erfährt, wie ihm seit langer Zeit nicht zu Theil geworden ist. Thausing's Buch, das in's Französische übertragen worden ist, machte das europäische Interesse an Dürer zuerst wieder in weiteren Kreisen rege. Ephrussi's Arbeit zeigt, welche Früchte dieses Interesse getragen hat. Ephrussi steht in seinen Resultaten öfter im Gegensatze zu Thausing, bestätigt dessen Ansichten aber ebenso oft. Er glaubt z. B. nicht an Dürer's erste venetianische Reise, die, früher gänzlich beseitigt, von Thausing dann wieder rehabilitirt worden war und nun abermals ausgestrichen werden soll, was hoffentlich nicht gelingen wird. Ebenso glaubt Ephrussi nicht daran, daß die Löwenköpfe auf dem Blatte mit dem Raube der Europa nach plastischen Mustern gezeichnet seien, sondern will wirkliche Löwen als Modelle angenommen wissen, worin er ebenfalls unserer Meinung entgegen ist. Von solchen Einzelnheiten kann hier nicht die Rede sein: genug daß sie in einer Weise behandelt sind, die die Discussion auch entgegengesetzter Ansichten zu einer angenehmen Lectüre macht.

In gewissem Sinne geht bei dem Buche das Bestreben durch, Neues zu bringen, und so könnte ihm der Name einer Supplementbiographie Dürer's gegeben werden. Mr. Ephrussi beginnt mit Dürer's frühesten zeichnerischen Versuchen. Dürer's eigenes Porträt, das dieser von sich zeichnete als er neun Jahre zählte, läßt er ohne Reproduction, da sich eine bei Thausing findet, dagegen empfangen wir die prachtvolle Zeichnung des Bremer Museums von 1489, Ritter und Damen zu Pferde in einer weiten Landschaft, die uns in einem Facsimile hier zum ersten Male entgegentritt.

Ebenso fremd war uns die auf dem gleichen Museum befindliche Zeichnung der Frau Dürer's, welche als Porträt die von Thausing gegebene Federzeichnung weit übertrifft. In dieser Weise wird Dürer's Laufbahn als Zeichner begleitet und mit der Besprechung seiner letzten bekannten Zeichnung (vom Jahre 1527, publicirt von Thausing) abgeschlossen. Was der Verfasser als Conclusion auf einigen Seiten noch zugibt, ist in wenig Worten ein Rückblick auf diese gesammte Laufbahn, eine Würdigung und Anerkennung des Meisters, bei der kein unnützes Epitheton verschwendet wird.

Die neueren Studien, welche Dürer heute gewidmet werden, schreiten in erfreulicher Weise vor. Eine Reihe von Leuten sind daran betheiligt, die einander zum Theil willig in die Hand arbeiten und denen glückliche Umstände gestatten, mit mehr als gewöhnlichen Mitteln vorzugehen. Sollen diese Studien Erfolg für weitere Kreise haben — ein Gesichtspunkt, von dem aus heute ja Alles in die Hand genommen werden muß — so ist nöthig, daß die Schätze unserer Sammlungen so weit als möglich verbreitet werden. Wie man bei uns unsere Deutschen Classiker jetzt für den geringsten Preis kaufen kann, muß man auch Dürer's Werke billig haben können. Unser Nationalgefühl muß, wenn es nicht zum inhaltlosen Chauvinismus werden soll, auf der intimen Kenntniß dessen beruhen, was der Deutsche Geist in allen Jahrhunderten an besten Erzeugnissen hervorgebracht hat. Dergleichen begreift sich nicht immer auf den ersten Blick. Langsam eindringend aber wird es hinterher um so fester haften.

Manuel de l'amateur d'estampes par M. Eugène Dutuit. Écoles flamande et hollandaise, tome I. Paris, A. Lévy. 1881.

Seitdem Bartsch sein grundlegendes Werk „Le Peintre-Graveur“ herausgegeben und damit eigentlich erst ein rationelles Sammeln, bzw. Ordnen einer Kupferstichsammlung ermöglichte, hat sich die Specialforschung mit Eifer des anscheinend so abseits liegenden Gebietes bemächtigt, und es ist kaum ein Meister so klein, der nicht seinen Homer gefunden. Staunen mag nun der Laie, dem außer Dürer's und Rembrandt's Namen kaum ein oder zwei andere der großen Stecher und Zeichner geläufig sind, beim Anblick der Handbibliothek eines Sammlers, wo neben dem halben Hundert Bände der Peintre-Graveurs von Bartsch, Passavant, Robert-Dumesnil, Andresen ꝛc. eine nicht minder stattliche Reihe von Monographien aufgestapelt ist, der älteren Nachschlagebücher und Lexika zu geschweigen.

Die Handhabung einer Sammlung wird unter diesen Umständen von Tag zu Tag schwieriger; denn Bartsch ist, obgleich an hundert Stellen überholt, doch durch kein Werk ersetzt; er muß unabläſſig zu Rath gezogen werden, da jedes Spätere auf ihn Bezug nimmt, Passavant z. B., der ebenso Unentbehrliche, gar nur Nachträge zu ihm liefert.

So sehr erwünscht also ein Werk käme, das diese gesammte Literatur, den revidirten Bartsch und Passavant mit eingeschlossen, zusammenfaßte, so dünkt uns doch das Unternehmen ein gewagtes in Anbetracht der vielen kunstgeschichtlichen Probleme, die auch hier noch der Auflösung harren.

Aus diesen Andeutungen ergibt sich der Standpunkt, den wir dem soeben erschienenen Werke Dutuit's gegenüber einzunehmen haben. Dutuit nennt seine Arbeit ein Supplement zu Bartsch und dessen Nachfolgern. Dies ist insoweit richtig, als er die Bartsch unbekannt gebliebenen, seitdem ans Tageslicht getretenen Blätter aufgenommen hat. Eine ausgiebige Quelle stand ihm dabei in seiner eigenen reichen Sammlung zu Gebote, wohinzu die sorgfältige Berücksichtigung der neuen Literatur trat. Aber das Werk ist wieder entschieden mehr als bloß Supplement; denn indem es auch das wiederholt, was bei Bartsch zu finden, sucht es sich an

dessen Stelle zu setzen, sowenig dies auch in der Absicht des Verfassers lag. Hier nun steigen uns Bedenken auf, die wir bei aller Tüchtigkeit des Buches nicht verschweigen können.

Während Dutuit, wie gesagt, sich bestrebt, das Stecherwerk der einzelnen Meister vollständig zu geben, hält er dies nicht auch für die betreffende Schule im Ganzen nöthig. Er gibt nur eine Auswahl der die Schule am besten charakterisirenden Meister, nicht alle. Von jedem überhaupt aufgenommenen Meister aber auch jedes, selbst das schwächste Blatt. Es traf sich unter diesen Umständen, daß der vorliegende I. Band (der IV. des Gesammtwerkes), mit welchem die Niederländer beginnen, eine große Anzahl von Meistern enthält, welche bei Bartsch fehlen, und umgekehrt, daß wir andere, die bei Bartsch Platz gefunden, hier vergeblich suchen. Wir finden keine anderen Kriterien für die getroffene Wahl als das objective Gutdünken, den Geschmack des Verfassers. Da empfiehlt sich doch die Untersuchung der Frage, an wen sich eigentlich die umfangreiche Arbeit wende. An die Liebhaber-Sammler? Nun, wer von diesen Interesse für einen Brosterhuisen oder de Frey u. dgl. hat, der dürfte schwerlich die Gelegenheit zum Erwerb eines Blattes von A. Flamen, oder J. le Ducq vorübergehen lassen. Wo aber soll er in solchen Fällen Belehrung holen? Wird Dutuit ihn an Bartsch weisen wollen? Dann hätte die Behandlung des Stoffes in Passavant's Weise genügt.

Die Handbücher nach Art Le Blanc's und Heller-Andresen's haben es eigentlich Niemanden recht zu Danke gemacht. Dutuit versucht mit seinem Werk einen weiten Schritt über sie hinaus — möge er nun auch ganze Arbeit machen! Nicht durch noch so geschmackvolle Auswahl, allein durch Vollständigkeit seines Handbuchs wird er sich den geplagten Sammler verpflichten, der nach Vereinfachung seines Apparates dringend verlangt. B. K. F.

Literarische Rundschau.

Ebers' „Frau Bürgemeisterin".

Die Frau Bürgemeisterin. Roman von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger). 1882.

Schiller sagt in der Vorrede zu seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande: „Als ich vor einigen Jahren die Geschichte der niederländischen Revolution unter Philipp II. in Watson's vortrefflicher Beschreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeisterung gesetzt, zu welcher Staatsactionen nur selten erheben. Bei genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in diese Begeisterung gesetzt hatte, nicht sowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine schnelle Wirkung meiner eigenen Vorstellungskraft gewesen war, die dem empfangenen Stoffe gerade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese Wirkung wünschte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, zu verstärken; diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten und auch Andere Antheil daran nehmen zu lassen."

Es ist Angesichts dieser idealen Gesinnung, die den Dichter zu der Arbeit trieb, wahrlich zu bedauern, daß er die Feder niederlegte, ehe er an die Beschreibung eines der erhabensten Vorgänge jener Freiheitskriege, ehe er an die Vertheidigung der Stadt Leyden gelangte. Andererseits darf man sich fast verwundern, daß vor Ebers kein Schriftsteller auf diesen Stoff gerieth. Das muß man dem Aegyptologen in alle

Wege lassen: als er noch die Gestade des Nil abwandelte, war er glücklich in der Wahl seiner Vorwürfe und er ist es auch diesmal gewesen, ganz abgesehen davon, daß Land und Leute und ihre Geschichte in der „Frau Bürgemeisterin“ dem Leser näher stehen, als das Pyramidenvolk.

Ebers gestaltet seinen Stoff nicht wie Schiller zu einem Hohenlied der Freiheit. Während er gern bei den Herzensbeziehungen seiner Romanfiguren verweilt, gönnt er dem politischen und kriegerischen Treiben der Zeit nur den unumgänglich erforderlichen Raum. Allerdings nimmt unter den Vertheidigern der Stadt, seiner geschichtlichen Stellung gemäß, der Bürgermeister Peter van der Werff den ersten Platz ein; aber den Verfasser interessirt viel weniger der einsichtige und unentwegte Kämpe und Patriot als der Gatte, dessen Eheglück die trüben Zeitverhältnisse stören und zwar zunächst nur indirect stören. Geschickt hat er die Sache so gewendet, daß van der Werff unter dem Druck der schweren Tage und der weitreichenden politischen Verantwortung, die auf ihm lastet, seiner zweiten, um ein Vierteljahrhundert jüngern Frau von Staatsangelegenheiten nichts mittheilt und ihr seine geheimen Gedanken und Pläne verbirgt, da er von ihrer klugen Hochherzigkeit keine Ahnung besitzt; er wünscht sogar, sie möchte, um dem unabweislichen Untergang zu entfliehen, sammt den Kindern die Stadt verlassen; sie weist dieses Ansinnen energisch zurück, trägt starken Herzens alle Mühen und Leiden der Belagerung, und als in der höchsten Noth dem Manne der Muth entsunken ist, da erweist sie sich als die unerschrockene, zum Aeußersten entschlossene Lebensgefährtin. Erst jetzt erkennt der Gatte, welchen Schatz er in ihr besitzt. Den aus dieser geistigen Vernachlässigung der Gattin entsprungenen Conflict verschärft Ebers, indem er einen Jugendgeliebten derselben auftauchen läßt. Ansprechender als dieser etwas blasse deutsche Heldenjüngling erscheinen der taubenhegende Musikus Wilhelm und vor Allen der Fechtmeister Allertson. Henrika steht den beiden völlig gleich, wie sie denn die originellste und gelungenste Frauengestalt des Romans ist. Neben diesen und andern durch mannigfache Wechselbeziehungen effectvoll verbundenen zeigen sich noch eine ganze Reihe zum Theil ebenfalls historische Figuren. Ueberall hat sich Ebers bemüht, ein den Quellen entsprechendes Bild der damaligen Zustände der belagerten Stadt zu zeichnen; es ist ihm wohl gelungen, und in dieser Beziehung wird seinem neuesten Werke ein entschieden bildendes und förderndes Moment so wenig abzusprechen sein, als den ägyptischen Romanen. Zuweilen drängt sich der Gelehrte etwas zu sehr vor und vergißt, daß Culturgeschichte nicht Poesie ist. Diese Breite der Schilderung entspringt kaum dem Herzensantheil, den der Verfasser etwa an dem Heldenmuth und den Schicksalen der Freiheitskämpfer nähme. Seine Kühle wird fast nur unterbrochen durch die Schilderung des Herannahens der rettenden Geusen; hier rafft sich der Dichter zu energischer Handlung auf, hier ist Alles kurz gefaßt und dramatisch bewegt. Sonst beutet Ebers den Stoff vorwiegend nach idyllischen und genrehaften Motiven aus und verwendet alle Mittel der Kleinmalerei auf dieselben; rein epische Scenen thut er möglichst kurz ab, selbst da, wo sie vielleicht eine angelegentliche Bearbeitung und Hervorhebung verdienten; so wird (Seite 441) die wichtige Begebenheit, wo die verzweifelnden Einwohner an dem mannhaften Bürgermeister sich vergreifen wollen, fast ohne Stimmung und kürzer erzählt, als sie wohl in Folge ihrer Wichtigkeit in der Geschichte und im Roman verdiente.

In einem solchen Verfahren liegt zunächst kein Fehler, wenn nur poetische Wirkungen erzielt werden. Aber gerade im Anschluß an die oben citirten Worte Schiller's wird sich fragen lassen, welche Behandlung ein solcher Stoff erfordert. Schiller war zufrieden, einem Theil des Publicums das Geständniß abzugewinnen, „daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden.“ Für einen Roman also wäre — seiner Meinung nach — die von ihm in die Geschichtschreibung hineingetragene pathetische Weise entschieden erst recht ersprießlich gewesen. Dem Zug der Zeit folgend (und hier gewiß dem eignen Naturell) hat aber Ebers sich mehr dem Realismus zugewandt, sicherlich

nicht ohne Erfolg. Es handelt sich — selbst zugegeben, daß der Mangel an politischer Wärme hier keinen künstlerischen Mangel bedeutet — nur darum, ob nicht unter solchen Umständen der Realismus nach mehr als einer Seite weiter hätte getrieben werden müssen. Das vielfache zur Erreichung von Zeit- und Localfarbe verwandte Hereinspielen von Kindergeschichten stört eine reine Wirkung. Anderes widerspricht entschieden dem Geiste jener Tage. Wer sich in der Lyrik des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts auch nur oberflächlich umgesehen hat, der erkennt die Georg in den Mund gelegten Lieder als Kinder des neunzehnten Säculums. Dagegen erweist sich — um nochmals auf diese gute Figur zurückzukommen — der Fechtmeister Allertson als ein rechter Repräsentant seiner Zeit. Von einem Bücherkundigen hat er, dem sonst blanke Klingen mehr am Herzen liegen als verschimmelte Pergamente, Nachricht erhalten von der Seelenwanderungslehre der Alten, und als ihm zufällig die Geschichte vom Helden Roland unter die Hände geräth, da kommt er zu dem felsenfesten Glauben, seine Seele habe ein Mal in dem tapferen Ritter von Kaiser Karls Tafelrunde gelebt, er sei in seinem früheren Leben Roland gewesen. Kurz vor seinem Ende empfindet er einen Schmerz in der Kehle, wie der tapfere Paladin, als er im Thal Roncesvalles mit letzter Kraft in's Horn stieß. Er ahnt auch seinen Tod — er „hat wieder den Roncesvalles-Hals". Und dieser Tod erfüllt ihm zugleich den sehnlichsten Wunsch. All sein Lebtag hat es ihn geschmerzt, daß er, der Bürgerliche, dessen Thun doch eitel ritterlich Werk ist, sich mit keinem Adligen im Zweikampf messen konnte. Beim ersten Heranrücken der Spanier fordert er einen feindlichen Officier heraus und sticht den gefährlichen Gegner im echten und rechten Zweikampf nieder. Wenige Minuten später streckt ihn eine Kugel in den Sand. Neben dieser Gestalt fällt es hin und wieder auf, daß so ziemlich alle Personen in ihrem Reden und Gebahren den Figuren eines Rembrandt, Steen, Franz Hals u. A. nicht immer ähnlich sehen. Aber Angesichts des großen — namentlich weiblichen — Leserkreises, auf den das Buch zählen kann, erscheint die etwas gemilderte Wiedergabe jener derben Zeit und ihrer Gesellen freilich als ein Vorzug. Adolf Frey.

Der zweitausendste Band der Tauchnitz-Edition.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 2000: Of English Literature in the Reign of Victoria. With a glance at the past. By Henry Morley. With a frontispiece. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1881.

Es war am 1. September 1841, daß „Pelham, by Sir Edward Bulwer Lytton" als erster Band einer Sammlung britischer Autoren erschien, deren großartiger Erfolg selbst die kühnsten Hoffnungen ihres damals fünfundzwanzigjährigen Begründers überstiegen hat. Sein Oheim, der wackere Karl Christoph Traugott Tauchnitz, war der Erste in Deutschland, der (1816) eine Stereotypengießerei errichtete und in den correcten und billigen Stereotypausgaben der griechischen und römischen Classiker ein Bildungsmittel schuf, welches seinen Namen in philologischen und Schulkreisen bis auf den heutigen Tag in wohlverdienten Ehren erhalten hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß aus diesem Vorgang der gegenwärtige Baron Tauchnitz die Anregung empfangen hat, etwas Aehnliches für diejenige moderne Literatur zu thun, welche, nach den beiden alten Literaturen, uns Deutschen am Nächsten steht. Der Gedanke war ein gesunder und er ward ausgeführt mit jener Liebe zur Sache, aus welcher die Beharrlichkeit und Energie stammen, auch wo noch kein Erfolg sichtbar ist. Be-

schränkt mag zu der Zeit die Zahl derjenigen außerhalb Englands gewesen sein, welche englische Bücher lasen und es kamen auch noch nicht so viele Engländer nach dem Continent, wie heute. Kein das literarische Eigenthum schützender Vertrag bestand zwischen England und Deutschland; damals und lange noch hätte Tauchnitz die englischen Romane nachdrucken können, wie man in Brüssel die französischen Romane nachdruckte und in Deutschland sowohl die englischen wie französischen Romane nach Belieben übersetzte. Doch von Anfang an machte Tauchnitz es zu seinem Grundsatz, kein Werk eines lebenden britischen Autors zu reproduciren, ohne diesem ein Honorar dafür zu zahlen. Es mag, zumal nach englischen Begriffen, nicht gerade glänzend gewesen sein; und ich glaube, daß es Bulwer selber war, welcher einst scherzend sagte, daß es gerade hinreiche, um das Futter für sein Reitpferd damit zu bezahlen. Aber die Solidität und strenge Rechtlichkeit seines Verfahrens, auch wo kein Gesetz ihn zwang, erwarben dem jungen Leipziger Buchhändler die gute Meinung und das Zutrauen der berühmtesten englischen Schriftsteller und sie sicherten ihm deren Unterstützung, als der Erfolg kam, und mit dem Erfolg — wie stets in Deutschland — die Concurrenz, welche keine eigenen Ideen hat, sondern nur fremde copirt. Aber die Nachahmungen gingen vorüber und die Tauchnitz-Edition lebt. Im Jahre 1860 gab sie den 500. Band heraus: „Five Centuries of the English Language and Literature“; Nr. 1000, „the New Testament,“ folgte im Jahre 1870, und vor wenigen Wochen ist die Nummer: 2000 erreicht.

In diesen vierzig Jahren ihres Bestehens ist die „Collection of British Authors“ fast eine nationale Institution geworden: sowohl für uns Deutsche, denen sie die besten englischen Autoren der Vergangenheit und Gegenwart in der billigsten und handlichsten Form gegeben, als für die Engländer, deren Literatur durch sie eine Verbreitung auf dem Continent gefunden hat, welche — ganz abgesehen von anderen Gründen — die theuren Original-Ausgaben niemals hätten erreichen können. Henry Morley sagt im Vorwort zu der schönen Festschrift, welche den Inhalt des vorliegenden Bandes bildet, daß er keinen englischen Schriftsteller kenne, welcher dem Begründer der Tauchnitz-Sammlung nicht herzlich Glück wünsche zu seinem Erfolg; und ein Gleiches dürfen wir wohl von dem deutschen Leser sagen, welchem sie seit Jahren eine Quelle der Belehrung und des Genusses gewesen ist.

Das Unternehmen fiel in eine für dasselbe besonders günstige Periode. Das Zeitalter der Königin Victoria wird für immer eines der glänzendsten der englischen Literatur genannt werden. Die Namen von Dickens und Thackeray, von George Eliot und Carlyle, von Tennyson und Macaulay bezeichnen eine Literatur-Epoche, welche, mit Ausnahme des Dramas, auf allen anderen Gebieten die höchsten Leistungen aufzuweisen hat. Um diese Größen ersten Ranges gruppirt sich eine Schar von gleichzeitigen Schriftstellern zweiter Ordnung und diesen schließt sich ein Nachwuchs an von solcher Kraft und Fülle, daß der literarische Genius, der vierzig Jahre lang unaufhörlich thätig war, noch immer nicht erschöpft zu sein scheint. Die Zahl derjenigen, deren Werke ganz oder theilweise in der Tauchnitz-Edition reproducirt worden sind, beläuft sich auf 173; und unter ihnen sind die Namen der hervorragendsten Staatsmänner dieser Periode, Disraeli-Beaconsfield's und Gladstone's. So sehr ist die Literatur eine Ergänzung des politischen und eine Macht des öffentlichen Lebens in England überhaupt; so tief gehen ihre Wurzeln bis in den Kern des Volkes und so weit reicht ihr Einfluß bis in die obersten Regionen; so stark ist ihre Vitalität, daß selbst heute noch der englische Roman und das englische Essay die Familienzüge jener Großen tragen, welche jung waren, als die Königin Victoria den Thron bestieg und deren Ruhm die literarische Illustration ihrer Regierung ist.

Noch ein Zug, der uns speciell angeht, gibt dieser Zeit ein unterscheidendes Merkmal: die Annäherung an den deutschen Geist; das Bestreben englischer Denker, einen Contact herzustellen zwischen dem intellectuellen Leben ihrer Nation und der mächtigen Ideenströmung der unsrigen in Dichtung und Philosophie.

Die persönliche Verbindung, in welcher ein nicht unwichtiger Theil Deutschlands

mit England durch mehr als 120 Jahre gestanden hatte, war nach dieser Seite hin ganz unfruchtbar geblieben. Die vier George waren keine Männer mit weiten Interessen. Die beiden ersten waren Hannoveraner, welche die englische Literatur nicht verstanden; und die beiden anderen Engländer, welche die deutsche Literatur nicht verstanden. Von diesen war Förderung nicht zu erwarten. Aber als die Dichter der Seeschule, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, mit einer starken Empfindung für die Natur und ein idiomatisches Englisch den Regelzwang des französischen Classicismus durchbrachen, welcher mit Dryden begonnen und weit über Pope hinaus geherrscht hatte, da zeigten sie zugleich den Weg nach Deutschland. Am 16. Sept. 1798 reisten Coleridge und Wordsworth nach Hamburg und besuchten Klopstock. Im Winter 1798 auf 99 lebte Wordsworth mit seiner Schwester in Goslar und Coleridge ging nach Göttingen, um deutsche Sprache und Literatur zu studiren, er las die Bibelübersetzung des Ulfilas und Otfried's Evangelienharmonie, die Minnesänger und Hans Sachs, Gellert, Klopstock, Ramler, Lessing und vor Allem Schiller —

Ah! Bard tremendous in sublimity!
Could I behold thee in thy loftier mood —

Das erste Jahr unseres Jahrhunderts wird bezeichnet durch Coleridge's Uebersetzung der Wallenstein-Trilogie, welche gleichzeitig mit dem Original erschien. Es dauerte länger, ehe die Sonne Goethe's dieses Inselland erreichte und ihr Lauf war fast vollendet, als die Heimath Shakespeare's ihm die Huldigungen zurückgab, welche er einst in der stürmischen Freude seiner Jugend dem größten Genius Englands dargebracht. Einer der tiefsten und ursprünglichsten Geister im Zeitalter der Königin Victoria, Thomas Carlyle, fand in Goethe's Persönlichkeit und Dichtung den wahren Ausdruck jener Weltanschauung, durch welche er in einem langen und arbeitsvollen Leben den insularen Gesichtskreis seines Volkes erweiterte. Um dieselbe Zeit, wo die richtigere Schätzung deutschen Geistes in England sich verbreitete, sah die Nation zur Seite der Königin einen deutschen Fürsten an ihrem Throne den zweiten, in ihrem Herzen den ersten Platz einnehmen, und sie gewöhnte sich, in dem Prinz-Gemahl einen Mann von seltener Klugheit und seltenen Tugenden zu bewundern; einen Mann, der mit der umfassendsten deutschen Bildung einen intuitiv zu nennenden Blick für englisches Wesen verband, und der — wenn er in gerechter Würdigung desselben vermied, gegen englisches Vorurtheil zu verstoßen — doch durch seine bloße Existenz viel dazu beitrug, es zu mildern oder zu beseitigen. Sein Leben ist von Sir Theodore Martin beschrieben worden; und es war gewiß nicht zufällig, daß die Königin diese Aufgabe dem Schriftsteller anvertraute, welchem England die beste Uebersetzung von Goethe's „Faust" verdankt.

Wenn jetzt ein Literarhistoriker, wie Henry Morley sagt: „Die Deutschen und die Engländer sind Zwillings-Nationen", so wird dieses Wort verstanden werden auf beiden Seiten des Meeres, über welches die Sachsen und die Angeln in kleinen Schiffen gefahren sind. „Nichtsdestoweniger", heißt es weiter, „unterscheiden sie sich von einander wie Brüder, welche für sich leben, jeder mit seinem äußerlichen und durch die Zufälligkeiten seiner Stellung bestimmten Leben, welche auch seine Individualität in Gedanken und Charakter deutlicher hervortreten lassen. Es ist der Zweck dieses kleinen Buches, so viel es auf wenigen Seiten vermag, zu erzählen von dem Geist der englischen Literatur in dem Theile der Regierung der Königin Victoria, welcher der Geschichte angehört."

Mr. Morley, Professor der englischen Literatur an der Londoner Universität, hat uns einen sehr werthvollen Abriß geliefert; ein ernstes Werk, welches auf keiner Seite die Gelegenheitsschrift verräth und um seiner selbst willen gelesen zu werden verdient. Nach einem Rückblick auf die Vergangenheit, von den Anfängen bis zur Königin Elisabeth, von dieser bis zur Königin Anna und von dieser bis zur Königin Victoria, erhalten wir eine Darstellung der neueren und neuesten Literatur, in welcher kein Name von Bedeutung fehlt und die doch weit entfernt ist, eine Nomen-

clatur zu sein. In klarer, gedrungener Sprache, die nicht viel Worte macht, um einen Gedanken auszudrücken, charakterisirt er die Periode, sondert er die Gruppen, läßt er die Köpfe, Brustbilder oder ganze Figuren heraustreten. Mr. Morley besitzt in bewunderungswürdiger Weise die Kunst des Profils und der halberhabenen Arbeit: sein Werk gleicht einem Relief mit hunderten feingemeißelter Gestalten und einem Hintergrunde, der auch in der Andeutung noch individuelles Leben enthält.

Baron Tauchnitz seinerseits hat dem Bande, welcher gewissermaßen ein erklärender Catalog und ein Denkmal seiner Sammlung ist, in der Ausstattung etwas Monumentales gegeben und ihm in den Autographen sämmtlicher Autoren, die zu derselben beigetragen, einen sinnvollen Schmuck hinzugefügt. Viele von den Namen, die sich in dieser langen Liste finden, und die glänzendsten unter ihnen, sind heute nur noch Namen auf einem Leichenstein. Aber wenn ihre Werke die beste Kraft und Stärke der Periode sind, welche nun fast schon der Vergangenheit angehört, so lebt doch in dem gegenwärtigen Geschlecht noch so viel Talent und guter Stil, ist die Literatur in England immer noch so sehr Angelegenheit der Gesellschaft und einer ernsten Kritik, daß man die Tauchnitz-Edition gern ihr drittes Tausend von Bänden beginnen sieht, zumal seit der Aufnahme der jüngeren amerikanischen Dichter und Humoristen, durch welche dem der Zukunft zugewandten Blick ganz neue Perspectiven sich eröffnen.

Julius Rodenberg.

Berichtigung.

Wir erhalten von Sr. Excellenz dem Herrn Grafen v. d. Pahlen folgendes Schreiben:

An die Redaction der „Deutschen Rundschau". Berlin.

Im Decemberheft der „Deutschen Rundschau" ist unter dem Titel „Bericht eines russischen Gouverneurs vom Jahre 1867" eine Schrift veröffentlicht worden, in deren Einleitung die Autorschaft dieses Berichtes mir zugeschrieben wird. Dieses ist ein Irrthum, da ich niemals solchen verfaßt und noch weniger mich an der Verfassung desselben irgendwie betheiligt habe. Zugleich habe ich noch zu bemerken: 1) daß ich niemals den Posten eines Gouverneurs von Samara bekleidet und 2) daß ich die Verwaltung der Provinz Pskow am 1./13. Januar 1867 in Folge meiner Ernennung zum Gehilfen des Justizministers verlassen habe. Ich wende mich daher an die geehrte Redaction mit der Bitte, die im Decemberhefte irrthümlich angeführten Facta gefälligst berichtigen zu wollen.

Graf Constantin v. d. Pahlen,
Staats-Secretär Sr. Majestät des Kaisers von Rußland.

St. Petersburg, 15./27. December 1881.

ϱ. **Das Sinngedicht.** Novellen von Gottfried Keller. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1882.

Den Lesern der „Rundschau" sind diese schönen Novellen Gottfried Keller's, welche hier in einem starken Bande vorliegen, noch in guter Erinnerung. War es doch unserer Zeitschrift vergönnt, sie zuerst (Januar bis Mai 1881) zu veröffentlichen. Lebendig im Gedächtniß Aller, die dem Erscheinen derselben von Monat zu Monat mit steigendem Antheil folgten, werden diese kunstreich verknüpften Begebenheiten sein, die so voll von Poesie, von Humor, von tiefem Ernst und, trotz ihrer zuweilen phantastischen Umhüllung, von Lebenswahrheit sind. Jedes Wort zum Preise des Dichters und seines Werkes an dieser Stelle würde daher überflüssig sein; um so mehr, als wir bereits in einem der nächsten Hefte ein ausführliches Essay zu geben beabsichtigen, welches den Meister Gottfried von Zürich in ganzer Figur darstellen wird. Wir wollten einstweilen nur die Thatsache constatiren, daß die deutsche Literatur um ein Buch der besten Art reicher geworden ist und der Verlagshandlung unsre Anerkennung dafür aussprechen, daß sie es uns in so würdiger Gestalt gegeben hat.

σr. **Agnes von Lilien.** Roman in zwei Bänden von Karoline von Wolzogen, Schillers Schwägerin. Neu herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Ludwig Salomon, Verfasser der „Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts". Zwei Bände. Stuttgart, Levy Müller. 1881.

Es ist entschieden ein verdienstliches Unternehmen des eifrigen Literarhistorikers, den bekannten Roman der geistvollen Schwägerin Schillers einem größeren Publicum vorzuführen. Das Werk ist dieser Wiedererweckung im vollsten Maße würdig. Es ist nicht nur ein getreues und interessantes Bild der culturhistorischen Zustände im letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts, es besitzt auch so viel literarischen Werth, daß es sogar für eine Arbeit Goethe's gehalten wurde und den warmen Beifall der beiden Dichterfürsten fand. Da diese Ausgabe, wie gesagt, für weitere Kreise berechnet ist, so wird man sich mit der vom Herausgeber vorgenommenen sorgfältigen Elimination und Aenderung veralteter Ausdrücke und Wendungen gerne einverstanden erklären. Mit besonderem Interesse haben wir das „Vorwort des Herausgebers" gelesen; aus Dornburg bei Jena datirt, und erfüllt von einer wohlthuenden Pietät, ist in ihm Etwas von dem Bodengeruch jener classischen Stätten, auf welcher uns das Bild Karolinens näher tritt, als irgendwo, selbst Weimar nicht ausgenommen.

o. β. **Prinz Rosa-Stramin.** Von Eduard Helmer (Ernst Koch). Vierte Auflage. Kassel, Georg H. Wigand. 1881.

„Prinz Rosa Stramin" ist zuerst im Jahre 1834 in Kassel erschienen, wo sein Autor als Gerichts-Referendar lebte; es ist ein specifisch hessisches Buch, das um seiner vielen localen Beziehungen willen lange nur in der engeren Heimath des Verfassers berühmt war, bis es allmälig auch einen weitern Weg machte. Heute, nach einem halben Säculum, hat es naturgemäß ein mehr historisches Interesse, aber es ist doch ein starkes Zeichen für den dichterischen Werth des Büchleins, daß die schlagende Kraft seiner Satire und die idyllische Poesie seiner Schilderungen noch jetzt sich wirksam erweist. Der Verfasser darf im Allgemeinen als ein Nachfolger Jean Paul's und Heinrich Heine's bezeichnet werden, der in krausen Arabesken und launenhaften Sprüngen den Leser die Kreuz und die Quer führt, jetzt in seine beschauliche Kinderzeit in dem Städtchen Lenzbach, jetzt in seine empfindsame Gegenwart, dann wieder zu den abderitischen Schinkenburgern, deren wundersame Philisterexistenz er mit dem köstlichsten Humor ausschmückt, und zu dem Göttinger Freunde aus der Studentenzeit, dem langen Theologen Erasmus Gabelstich, dessen Heine'sche Jugendliebe zu theils gefühlsseligen, theils äußerst drastischen Schilderungen den Anlaß gibt. Eine Fülle feiner und geistreicher Einzelbemerkungen hilft dem modernen Leser auch über jene Stellen hinweg, welche jetzt veraltet und allzu überschwänglich erscheinen, und so dürfte das merkwürdige Buch auch heute noch, wie vor fünfzig Jahren, seinen erfolgreichen Gang durch die Lesewelt machen.

ξ. **‚Athenaïs'. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin.** Von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

‚Korfu'. Eine jonische Idylle. Von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Jede neue Schrift des berühmten Verfassers ist uns von je doppelt erfreulich gewesen, nicht nur wußten wir, daß sie stofflich viel Neues, das Alte aber in neuem Lichte bringen werde, wir waren zugleich überzeugt, ein Werk zu erhalten, das durch vollendete Feinheit der künstlerischen Form Anspruch auf besondere Beachtung habe. Unsere Gelehrten, welche — leider — lang genug mit der Sprache recht unfreundlich verfuhren, lernen den Werth der Form immer mehr schätzen und blicken nicht mehr mit so königlicher Verachtung auf jene ihrer Standesgenossen, welche die Ergebnisse der Forschung, goldene Früchte in kunstvoll gefertigter Schale darreichen.

In die erste Reihe der Männer, welche durch das lebendige Beispiel in dieser Richtung wirken, gehört Gregorovius. Seine Sprache schmiegt sich in voller Natürlichkeit dem Werdegange des Stoffes an, ist ruhig gemessen im einfachen Bericht geschichtlicher Ereignisse, klar in der gedankenhaften Betrachtung, plastisch, wo sie sinnliche Wahrnehmungen verkörpert, und bewegt, wo sie vom Gefühl getragen wird. Man merkt die Schule der Alten. Aber Gregorovius copirt die Fügungen antiker Sprachen nicht, sondern bleibt stets dessen eingedenk, was dem Genius der deutschen gemäß ist.

Diese Vorzüge geben auch den beiden uns vorliegenden Werken den bezeichnenden Stempel und, abgesehen vom Inhalt, den literarischen Werth, vor Allem der jonischen Idylle „Korfu". Das „Sonnenlicht und die hellenische Seeluft", welche die „Odyssee" erwärmen und durchwehen, haben sich auch auf diese entzückenden Schilderungen niedergesenkt. Der Verfasser blickt mit

klarem Auge, welchem keine Schönheit entgeht, auf das sagenumwobene Eiland. Von Homer selbst hat Gregorovius die Kunst gelernt, mit Worten zu schildern, ohne das geben zu wollen, was sich nur mit Farbe und Form erkennbar gestalten läßt.

„Athenaïs" erzählt uns das Leben einer Griechin und Heidin, der gelehrten Tochter eines athenienſischen Sophisten, welche durch wunderbare Schicksalsfügung auf den Thron von Byzanz gekommen ist. Nichts ist romanhafter als das Leben und die Geschichte; wir finden es hier von Neuem bestätigt. Noch fesselnder wird das individuelle Bild durch den Hintergrund: die Antike sinkt zusammen, das Christenthum gewinnt an Macht, hat aber in sich selbst stürmische Kämpfe durchzumachen, welche alle Leidenschaften entfesseln. Wie der Verfasser wundern auch wir uns, daß die Gestalt der Athenaïs noch von keinem Romanschreiber der Gegenwart benützt worden ist; mehr zu verwundern wäre es, wenn es jetzt nicht geschähe, nachdem Gregorovius mit dem Ernst des Forschers und der Feinfühligkeit des Dichters das psychische Gefüge der Gestalt und die wirkenden Gegensätze der Zeit so lichtvoll dargelegt hat. Aber freilich, welcher Romanschriftsteller möchte das Werk noch einmal thun, nachdem der Historiker es in so unvergleichlicher Weise gethan hat?

Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger von Dr. Alwin Schultz, ord. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Breslau. Zweiter Band. Mit 136 Holzschnitten. Leipzig, S. Hirzel. 1880.

Wir haben in dem Septemberhefte 1880, Sp. 484, den ersten Band des mit dem uns heute vorliegenden zweiten abgeschlossenen Werkes besprochen. In demselben wird im Wesentlichen das Leben des mittelalterlichen Ritters und seine kriegerische Thätigkeit geschildert. Wir werden mit den Leibes- und Waffenübungen, mit der Kleidung und Rüstung desselben bekannt gemacht; dann lesen wir von Kampf und Sieg, von Tournieren, Gottesfrieden, Zweikampf, Tortur und Todesstrafen, von Heerfahrt und Schlachtordnung, von der Schifffahrt und den Seeschlachten, den Belagerungen und ihren Folgen, von der Behandlung der Gefangenen, bis wir schließlich den alternden Ritter noch in seine Ruhe begleiten und seinem Hinscheiden aus dieser Welt beiwohnen. Die Umstände des Todes, Beerdigung und Grab machen den Schluß, worauf der Verfasser sich noch einmal zurückwendet, um dem Verfall des Ritterthums und der höfischen Kunst einige Seiten zu widmen und ein Gesammtbild der höfischen Gesellschaft zu entwerfen.

Wir können bei diesem Schlußbande im Wesentlichen nur das Urtheil wiederholen, welches wir über den ersten gefällt haben. Ein großer und wichtiger Abschnitt aus der mittelalterlichen Culturgeschichte hat hier eine auf umfassender Belesenheit beruhende Behandlung erfahren und das Werk kann dem großen gebildeten Publicum durchaus nur empfohlen werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch der Fachgelehrte reiche Belehrung aus demselben schöpfen könne, wenn die Darstellung auch vielfach an der Oberfläche der Dinge hängen bleibt und an schwierigeren Problemen vorbeigeht. Ich kann hier nicht daran denken, auf alles das einzugehen, wo ich von des Verfassers Ansicht abweiche oder seinen Angaben entgegentreten muß. Um nur das eine oder andere zu vermerken, so verwechselt derselbe S. 411 die sog. Memoriensteine mit den Grabsteinen; die Blüthe der deutschen und französischen Kunst im 12. und 13. Jahrhundert in erster Linie auf das höfische Leben zurückzuführen, geht nicht an; diese Vorstellung von der Sache verkennt das Ueberwiegen des religiösen Elementes. Zum I. Bande S. 419 muß u. A. nachgetragen werden, daß jetzt, wo seit 1876 van der Linde's großartige Leistung vorliegt, man doch für das mittelalterliche Schachspiel nicht mehr auf das gänzlich antiquirte Werk von Maßmann als auf die Hauptquelle verweisen sollte; hier ist der Verfasser offenbar schlecht zu Hause, sonst hätte ihm der unglückliche Satz S. 419 über Jacobus de Cessolis „einen Predigermönch zu Rheims"(!) als angeblichen Verfasser einer „Anleitung zum Schachspiel"(!) nicht in die Feder kommen können.

Gänzlich vermißt haben wir in dem Buche eine Darstellung des Verhältnisses der höfischen und ritterlichen Kreise zu den übrigen Ständen der mittelalterlichen Welt — zu Volk, Geistlichkeit, König; ebensowenig erfährt der Leser etwas von dem Hereinragen des jüdischen Elementes in die höfische Welt, obgleich darüber manches zu berichten war. Bei dem Capitel über Waffen und Rüstungen des Mittelalters, bei welchem Viollet-le-Duc mit Recht benutzt wurde, hätte man eine eingehendere Berücksichtigung unserer deutschen Sammlungen mittelalterlicher Kriegsgeräthe gewünscht.

Mit dem Bleistift. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Leipzig, Carl Reißner. 1881.

Unter den jüngeren deutschen Feuilletonisten hat sich besonders der Verfasser dieser Sammlung einen geachteten Namen erworben. Es ist in den letzten Jahren zur Sitte, wenn nicht Unsitte, geworden, Aufsätze, welche zumeist nur ein Interesse für den Tag haben, zu vereinen und in Buchform auf den Markt zu bringen; begreiflich, daß sich gegen derartige Sammlungen ein Mißtrauen gebildet hat, unter welchem selbst sehr beachtenswerthe Arbeiten zu leiden haben. Die vorliegende Sammlung kann dazu beitragen, das ungünstige Vorurtheil zu brechen; sie ist die beste von den dreien, welche F. Groß bis jetzt hat erscheinen lassen. Was den Autor vor Allem auszeichnet, ist die Liebe, mit welcher er selbst den kleinsten Stoffen gegenübertritt. Man fühlt, daß er sie nicht nur behandelt, um eine gewisse Zahl von Spalten zu füllen, sondern um irgend etwas innerlich oder äußerlich Erlebtes festzuhalten. Groß ist zu ernst angelegt, um sich's an jenem flachen, wortspielenden Witze genügen zu lassen, der jetzt eine so große Rolle in der Feuilletonistik einnimmt; er sucht das Leben mit objectiver Ruhe zu erfassen, kämpft, oft unter der Maske heitern Scherzes, für ernste Gedanken, gegen wirkliche Mißstände. Es ist natürlich, daß nicht alle 22 Skizzen gleichwerthig sind, daß gewisse Wendungen zu oft wiederkehren (wie „mit heißem Bemühn" S. 106, 159, 277), aber im Ganzen ist zu sehen, daß der Verfasser nicht nur nach selbständigem Inhalt,

sondern auch nach eigener Prägung desselben strebt. Als besonders fein möchte ich die folgenden Arbeiten nennen: „Doppelte Schuld", „Der Realismus", „Shakespeare und die Frauen", „Kirmeß in Brüssel". Die zweite der genannten Skizzen beweist, wie auch viele hier und dort eingestreute Bemerkungen, ein nicht gewöhnliches Feingefühl in ästhetischen Dingen; „die Kirmeß" verräth bedeutendes Schilderungstalent. Der Gesammteindruck des Buches ist ein liebenswürdiger — es erweckt den Wunsch, der feinbegabte Verfasser möge sein Talent in einem größeren Werke zeigen; das Genre, welches er, wenn auch mit Geist und Empfindung pflegt, scheint uns zu klein für die Anlage des Autors.

σ. **Reise um die Pariser Welt.** Von Theophil Zolling. 2 Bände. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Es ist weniger eine Weltreise als ein behaglicher Spaziergang, zu dem der Verfasser uns einladet. Und zwar führt er uns nicht die gewöhnliche Marschroute, wo Sehenswürdigkeit sich an Sehenswürdigkeit reiht, sondern er sucht mit gutem Bedacht aus der Fülle der Erscheinungen das Wesentlichste aus: wir gelangen in seiner Begleitung in Kammer und Senat, in Theater und Salons, zu Victor Hugo und Alphonse Daudet, zu Zola und Labiche, Sarah Bernhardt und Coquelin und zu manch Einem, dessen Bekanntschaft uns erst durch Zolling interessant wird. Viele dieser Personen hat der Autor, wie er berichtet, persönlich gekannt und die Lebendigkeit der Schilderung wird dadurch erhöht, wobei wir jedoch, um Irrthümer zu vermeiden, anmerken wollen, daß der berühmte Verfasser des „Numa Roumestan" nicht mehr „unfern der Julisäule haust", sondern weit draußen, dem Garten des Luxembourg gegenüber. Was Herrn Zolling vor Allem nachgerühmt werden muß, ist die Vielseitigkeit, um nicht zu sagen Vollständigkeit seiner Darstellung; und in diesem Sinne möchte der Titel seines Buches wiederum gerechtfertigt sein, es ist in der That die Pariser Welt, nicht etwa nur ein Stück oder Abschnitt daraus, die wir erhalten. Kein Theil dieses in seinen Dimensionen und Funktionen ungeheuren Organismus wird außer Acht gelassen und auf allen Gebieten zeigt Herr Zolling, der als Feuilletonist der „Neuen Freien Presse" sechs Jahre lang in Paris gelebt hat, sich wohlbewandert. „Ich übernehme die volle Verantwortlichkeit für dies Buch, das ein getreues und möglichst umfassendes Bild des materiellen und geistigen Pariser Lebens unter der dritten Republik geben will", sagt der Verfasser, und mit gutem Fug. Denn man sieht sogleich, daß seine Mittheilungen fast durchweg auf eigener Anschauung beruhen; und daß, wo diese nicht ausreichte oder schwieriges Detail zu bemeistern war, die zuverlässigsten Schriftsteller, wie Tocqueville, Taine, Pelletan, Maxime du Camp, d'Haussonville, zu Rathe gezogen wurden. Von ganz besonderem Reiz sind die Porträts derjenigen Männer, welche gegenwärtig im Vordergrunde des politischen Interesses stehen; von Grévy und Gambetta, von Gallifet und Challemel-Lacour, der Akademiker Maître Rousse und John Lemoinne, der Intransigenten &c. Nimmt man zu der Actualität der behandelten Gegenstände die Vorzüge eines leichten, gefälligen und anschaulichen Stils, so bedarf es nicht erst unserer Versicherung, daß das Buch eines der unterhaltendsten ist, die man lesen kann. Die beiden zierlich ausgestatteten Bände desselben bilden den 10. und 11. Theil der „Collection Spemann", zu deren weiterer Empfehlung sie sicherlich viel beitragen werden.

ρ. **Thomas Carlyle.** Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken. Dargestellt, ausgewählt, übertragen von Eugen Oswald von Heidelberg. Leipzig, W. Friedrich. 1882.

Mit löblichem Eifer und anerkennenswerther Belesenheit hat der Verf. unternommen, uns die wesentlichen Züge von Carlyle's Charakter als Mensch und Schriftsteller vorzuführen und diese Skizze durch eine Auswahl significanter Stellen aus seinen Schriften vervollständigt. Demjenigen, der aus dem Studium der letzteren sich eine Aufgabe gemacht, wird das kleine, hübsch ausgestattete Werk des Herrn Eugen Oswald kaum etwas Neues bringen, obwohl selbst ein Solcher es nicht ohne Vergnügen durchblättern mag; denn überall und in welcher Fassung immer man Carlyle begegnet und wieder begegnet, ist er interessant und zeigt der Betrachtung gleichsam ein neues Gesicht. Als erste Anleitung, um Carlyle kennen zu lernen und eine annähernde Schätzung seines Genius zu gewinnen, wird die vorliegende Schrift gute Dienste leisten. Ueber die Beziehungen Carlyle's zur deutschen Literatur und Philosophie zu sprechen, war der Verf., ein Deutscher, der seit vielen Jahren in England lebt, ganz besonders competent; und er hat diesen Theil seiner Arbeit durch mannigfache Streiflichter, welche bis in die unmittelbare Gegenwart fallen, recht glücklich belebt. — Das Werkchen hat in der englischen Presse bereits eine sehr freundliche Aufnahme gefunden.

ρr. **La Belgique et le Vatican.** Documents et travaux legislatifs concernant la rupture des relations diplomatiques entre le Gouvernement belge et le Saint-Siège. Précédés d'un exposé historiques des rapports qui ont existé entre eux depuis 1830. Tome deuxième et troisième. Bruxelles, Bruylant-Christophe & Cie. 1881.

Wir haben in einem früheren Hefte der „Rundschau" (1881, Band XXVI, S. 148 ff.) den ersten Band dieser wichtigen, von der belgischen Regierung ausgehenden Publication angezeigt. Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Herr Frère-Orban, läßt soeben in Brüssel den zweiten und dritten Band dieser Sammlung erscheinen, welche bestimmt ist, in künftigen Zeiten von den Staatsmännern zu Rathe gezogen zu werden, wenn sie mit dem Vatican in Mißhelligkeiten kommen. Dem zweiten Bande geht eine lange ergänzende Einleitung voran, welche den im ersten Bande begonnenen Abriß der Beziehungen zwischen Belgien und dem heil. Stuhl seit 1830 vervollständigt. Diese Blätter, in einem eben so feinen Styl geschrieben, wie die früheren, beweisen, daß Herr Frère-Orban nicht nur einer der glänzendsten Parlamentsredner in Europa ist, sondern daß er auch als Schriftsteller einen hohen Rang einnimmt.

λ. **Encyklopädie der Naturwissenschaften.** Breslau, Eduard Trewendt.

Das mächtige Werk, welches eine Zusammenstellung der Gesammtheit des heutigen Wissens bezweckt, schreitet in ruhigem Verlaufe vorwärts. Die Absicht der Herausgeber, wie des Verlegers, aus jedem Abschnitte desselben ein abgerundetes Ganzes zu formiren, welches auch ohne die vor ihm, nach ihm, und gleichzeitig erscheinenden Bearbeitungen anderer Theile des großen Werkes, seinen vollen Werth hat, als Zusammenfassung eines ganzen Zweiges der Naturwissenschaften, gewinnt schon jetzt einen vollendeten und klaren Ausdruck. Zwar ist das lexicologisch angeordnete Handbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie in seiner 6. Lieferung erst beim Buchstaben C, Artikel Ctenophorae angelangt, doch ist das in ihm niedergelegte Material so vielseitig, und es tritt ein so ausgeprägtes Bestreben nach Vollständigkeit hervor, daß bei aller Kürze der Einzelartikel eine schnellere Förderung wohl kaum möglich erscheint. Die in den anthropologischen Artikeln vielfach vorgetragenen Jäger'schen Specialansichten vermögen den günstigen Eindruck kaum zu trüben, zumal der gebildete Leser sich leicht über dieselben hinwegsetzen wird. — Ein sehr erfreuliches Bild bietet das Handbuch der Botanik, das bis zu seiner 8. Lieferung gediehen, sowie das Handbuch der Mathematik, welches sich seiner Vollendung nähert und bereits die 10. Lieferung aufweist.

ξ. **Ein Menschenalter Theater-Erinnerungen** (1845—1880) von Max Kurnik. Berlin, Otto Janke. 1882.

Der Verfasser war wie wenige Zeitgenossen vertraut mit dem deutschen Theater; wenn auch seine Warte nicht gerade die höchste Deutschlands war, so trat doch fast jede Bühnenerscheinung mindestens einmal in seinen Gesichtskreis. Das Buch ist keine Geschichte des Breslauer Theaters, aber ein sehr dankenswerther Beitrag zu einer solchen und zugleich zu einer der deutschen Bühne überhaupt, welche uns trotz Devrient's bedeutsamem Werke noch immer fehlt. Das Verzeichniß der in diesen tagebuchartig geführten Erinnerungen besprochenen Persönlichkeiten läßt kaum einen Namen vermissen, welcher mit dem deutschen Theater des Zeitraums in Verbindung steht; Schauspieler und Sänger, wie deren weibliche Berufsgenossinnen und Dichter haben in Breslau, sei es als Anfänger oder auf der Höhe des Ruhmes, ihre ersten Versuche gemacht oder gereifte Lorbeern geerntet. So ist's begreiflich, daß ein fein beobachtender Kritiker im Stande war, eine Fülle von Erfahrungen zu machen, die Schwankungen des Geschmacks, der Richtungen in darstellender Kunst und Poesie gründlich kennen zu lernen. So einfach und anspruchslos sich aber das Buch auch gibt, so sind darin doch eine Menge von Wahrheiten enthalten, deren Verwerthung nicht nur für Breslau allein von Vortheil wäre. Man fühlt immer, daß ein Idealist im besten Sinne das Buch geschrieben hat, ein Idealist, welcher nicht, wie so mancher Kritiker der Gegenwart, im Theater nichts mehr sieht als ein Unterhaltungsmittel, sondern es auch als Pflanzstätte edler Anregungen geachtet sehen möchte. Ich erwähne als bezeichnend nur das Urtheil über Wilbrandt's „Arria und Messalina“. Wir können das Buch unsern Lesern, welche für die Bühnenwelt Interesse haben, bestens empfehlen.

ο. Mit Ablauf des Jahres 1881 hat das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ seinen fünfzigsten Jahrgang beschlossen. Es war in Goethe's letztem Lebensjahr, 1832, daß die erste Nummer dieses Blattes erschien, welches an das Wort unsres großen Dichters und Weisen anknüpfte: „Wenn wir Deutschen nicht aus dem engen Kreise unserer eigenen Umgebung hinausblicken, so kommen wir gar zu leicht in den pedantischen Dünkel einer Ueberlegenheit, die in der That nicht besteht; ich sehe mich daher gern bei fremden Nationen um und rathe Jedem, es auch seinerseits zu thun“. Dem würdigen Begründer des „Magazins“ Joseph Lehmann, war es noch vergönnt, den vierzigsten Geburtstag seiner Zeitschrift im Kreise seiner Mitarbeiter und Freunde zu feiern. Kaum zwei Jahre später starb er, wohlbetagt und allverehrt. Eine Zeitlang redigirte dann Dr. H. Homberger das „Magazin“, und auch hier machte sich seine gründliche Literaturkenntniß, sein feiner Geschmack und sein künstlerischer Sinn bemerklich. Seitdem ist das „Magazin“, in neue Hände übergegangen und hat unter der Leitung seines gegenwärtigen Herausgebers, Dr. Eduard Engel's, eine durchgreifende Aenderung erfahren. Aus dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“ ist das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“ (Leipzig, W. Friedrich) geworden, d. h. neben der ausländischen wird auch der inländischen, deutschen Literatur ein breiter Raum der Betrachtung gewährt; und da Herr Engel auf dem einen wie dem andern Gebiete sich mit Leichtigkeit und Geschick bewegt, so hat sein Organ an Mannigfaltigkeit gewonnen, was es etwa gegen früher von seinem ursprünglichen Charakter verloren hat. Es greift unmittelbar in die literarische Bewegung des Tages ein und entspricht dadurch vielleicht mehr dem Bedürfniß eines größeren, nicht bloß exclusiven Publicums.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. Januar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Beim Kuckuck. Launige zoopoetische Waldgesänge von H. Adler. Frankfurt a. M., W. Erras. 1882.

Berühmtheiten, die, der Welt. Nach Stadt und Beruf geordnet und mit kurzen biographischen Notizen versehen. Ein Vademecum für Jedermann. Leipzig, H. Ellissen. 1882.

Blankenstein. — Herzblättchen's Lebenslauf. Das Gebet der Mutter. Johannes Oswald, oder Die Arbeit ist ein Segen. Erzählungen für Kinder von Amanda M. Blankenstein. Stuttgart, C. Greiner'sche Verlagsbuchhdlg.

Blankenstein. — Kurt's Freund und Annchen's Wunsch. Zwei Erzählungen für Kinder von Amanda M. Blankenstein. Stuttgart, C. Greiner'sche Verlagsbuchhandlung.

Blankenstein. — Albert's Sieg. Eine Erzählung für Kinder von Amanda M. Blankenstein. Stuttgart, C. Greiner'sche Verlagsbuchhdlg.

Bläser. — Deutschlands Interesse an der Erwerbung und Colonisation der nordafrikanischen Küsten Tunis und Tripolis in seiner großen Bedeutung zumal hinsichtlich der handelspolitischen und gewerblichen Beziehungen beleuchtet von C. F. Bläser. Mit 2 Karten. Berlin, J. Bohne. 1882.

Bolze. — Glaube und Aberglaube in der neueren Naturwissenschaft. Von Dr. Heinrich Bolze. Danzig, Fr. Axt. 1882.

Brandhorst. — Neuer Perlenkranz deutscher Schriftsteller in Poesie und Prosa. Gesammelt von Elise Brandhorst. 1. Sammlung. Hannover, A. Weichelt.

Brehm's Thierleben. Chromo-Ausgabe. Mit 170 Tafeln in Farbendruck, unter Leitung der Zoologen Dr. Girtanner, Prof. Dr. Klunzinger, Prof. Dr. O. Schmidt und Prof. Dr. Taschenberg nach dem Leben ausgeführt vom Maler Olof Winkler. Heft 5—8. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Heft 8—10. Almos — Amphidsalze. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Buchner. — Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. Lfg. 9—12. Lahr, M. Schauenburg. 1882.

Chaillu. — Im Lande der Mitternachts-Sonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul B. Du Chaillu frei übersetzt von A. Helms. Mit 48 Tonbildern und 200 Holzschnitten im Text. Mit einer großen Ansicht von Stockholm und Karte. Lfg. 3—5. Breslau, Ferd. Hirt & Sohn.

Curtius. — Alterthum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge von Ernst Curtius. 2. Bd. Berlin, Wilh. Hertz. 1882.

Dahn. — Skalden-Kunst. Schauspiel in 3 Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Ehrlich. — Die Musik-Aesthetik in ihrer Entwickelung von Kant bis auf die Gegenwart. Ein Grundriss von H. Ehrlich. Leipzig, F. E. C. Leuckart. 1881.

Erfindungen, die, der neuesten Zeit. Zwanzig Jahre industrieller Fortschritte im Zeitalter der Weltausstellungen. Mit besonderer Rücksicht auf Patentwesen und die Ziele der Kunstindustrie. Unter Mitwirkung von Ingenieuren des k. Patentamtes und anderen Fachmännern. Herausgegeben von Dr. G. van Muyden und Heinr. Frauberger. Mit zahlreichen Text-Abbildungen und Kunstbeigaben. Ergänzungsband zur Pracht-Ausgabe vom Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Heft 2—4. Leipzig, O. Spamer.

Faulmann. — Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst, ihrer Erfindung durch Johann Gutenberg und ihrer technischen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck, 12 Beilagen und 300 in den Text gedruckten Illustrationen, Schriftzeichen und Schriftproben. Lfg. 2—5. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Fontane. — Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Vierter Theil. Spreeland. Beeskow, Storkow und Barnim-Teltow. Von Theodor Fontane. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1882.

Franklin. — Benjamin Franklin. Sein Leben, von ihm selbst beschrieben. Mit Vorwort von Berthold Auerbach und Einleitung von Friedrich Kapp. 3. Aufl. Berlin, A. B. Auerbach. 1882.

Freund. — Texte und Glossen. Resultate kritischer Gänge durch politische und unpolitische Gebiete mit besonderer Rücksicht auf socialpsychiatrische Phänomene. I. Parteiwesen, Tagespresse und Justiz im Spiegel deutscher Gegenwart. II. Nachworte zur Signatur der Zeit. Von Dr. Leonhard Freund. Zürich, Verlags-Magazin. 1881.

Geschichte, Allgemeine, in Einzel-Darstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen rc. rc. herausgegeben von Wilhelm Oncken. 33.—45. Abthlg. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhdlg. 1881.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 20. Jahrg. Heft 1. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882.

Giacomelli. — Idylle aus der Vogelwelt. Achtzehn Originalzeichnungen von H. Giacomelli. Mit Gedichten von Julius Sturm. Randzeichnungen von David Franz. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Heiberg. — Acht Novellen von Hermann Heiberg. Leipzig, W. Friedrich.

Heimgarten. Eine Monatsschrift gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. VI. Jahrg. Heft 4. Jänner 1882. Graz, Leykam-Josefsthal.

Heinze. — Hungarica. Eine Anklageschrift. Von Dr. Rudolf Heinze. Ordentl. Professor der Rechte a. d. Univ. Heidelberg, Großh. Bad. Geheimrath, Königl. Sächs. Geh. Hofrath. Freiburg i. B. und Tübingen, Akadem. Verlagsbuchhdlg. von J. C. B. Mohr. 1882.

Heß. — Streifzüge durch die Natur. Populär-wissenschaftliche Schilderungen von Dr. W. Heß. Hannover, A. Weichelt.

Hillern. — Der Skalde. Episches Gedicht von Hermine von Hillern. Berlin, A. Duncker, Kgl. Hofbuchhandlung. 1882.

Hübner. — Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Mit ca. 350 Abbildungen. Lfg. 33—39. Leipzig. H. Schmidt & C. Günther. 1881.

Hüll. — Dichtungen eines Pfälzischen Poeten. Von Johannes Hüll. Leipzig, C. Reißner.

Humboldt. Monatsschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Herausgegeben von Dr. G. Krebs. 1. Jahrg. 1. Heft. Januar 1882. Stuttgart, Ferd. Enke.

Jonas. — Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. Aus den Quellen zusammengestellt von Dr. Fritz Jonas. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1882.

Jugend, Deutsche. Illustrirte Jugend- und Familienbibliothek. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Künstlerischer Leiter Oscar Pletsch. 18. Band. Leipzig, Alphons Dürr. 1881.

Kielland. — Else. Eine Weihnachtsgeschichte von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Capitain C. von Sarauw. Berlin, A. B. Auerbach. 1882.

Klein & Thomé. — Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé; Seitenstück zu v. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 54—57. (Schluß des Werkes.) Stuttgart, W. Spemann.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 9. 10. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1881.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. Lfg. 22. 23. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Kunst und Gewerbe. Zeitschrift zur Förderung deutscher Kunst-Industrie. Herausgegeben vom Bayerischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. Otto von Schorn. XV. Jahrg. 1881. Heft 1—12. Hierzu als Beiblatt: **Mittheilungen** des Bayrischen Gewerbe-Museums zu Nürnberg. Redigirt von Dr. Otto von Schorn. VIII. Jahrg. 1881. Nr. 1—24. Nürnberg, G. P. J. Bieling (G. Dietz).

Lazarus. — Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze von Prof. Dr. M. Lazarus. Zweite, erweiterte und vermehrte Auflage. 3. Band. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1882.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 35. 36. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Ludolf. — Der Sprachen- und Völkerkampf in Ungarn. Ein Bericht- und Mahnwort an das deutsche Volk von Karl Ludolf. Leipzig, C. Mutze. 1 82.

Mariano. — Das jetzige Papstthum und der Socialismus. Von Raffaele Mariano. Berlin, R. Wilhelmi. 1882.

Meitzen. — Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen. Behufs Ermittelungen über die Geographie und geschichtliche Verbreitung besprochen auf dem Geographen-Tage zu Berlin von August Meitzen. Mit einer Kartenskizze und 6 Tafeln Abbildungen. Berlin, Dietr. Reimer. 1882.

Metternich. — Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons v. Klinkowström. Autorisirte deutsche Original-Ausgabe. 5. Band. Wien, W. Braumüller, k. k. Hof- und Univ.-Buchhdlg. 1882.

Moldenhauer. — Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von E. F. Moldenhauer. Lfg. 2. 3. Köln, E. H. Mayer. 1882.

Müller-Köpen. — Fluss- und Eisenbahnkarte vom Deutschen Reich. Specialabdruck in 8 Farben. (Die Provinzen sind durch farbige Flächen deutlich hervorgehoben). Entworfen und gezeichnet nach amtlichen Quellen von Müller-Köpen, Ingenieur und Regierungs-Feldmesser. Berlin, Selbstverlag des Verfassers.

Muster altitalienischer Leinenstickerei. — 1 Sammlung. Gesammelt und herausgegeben von Frieda Lipperheide. Berlin, Franz Lipperheide. 1881.

Novellenbuch, Italienisches. Uebersetzungen von Heinrich Hart, Julius Hart, Wilhelm Lange und Konrad Telmann. Mit einer Einleitung von Julius Hart. Berlin, A. B. Auerbach. 1882.

Oberländer. — Fremde Völker. Ethnographische Schilderungen aus der alten und neuen Welt von Richard Oberländer. Mit mehr als 200 Text-Illustrationen. Lfg. 3. 4. Leipzig, Jul. Klinkhardt. 1881.

Philanthrop, der. Zeitschrift für die gesammten Bestrebungen auf dem charitativen Gebiete, für Wohlthätigkeit und Armenpflege. Herausgegeben von Dr. Bernhard Heßlein. 1882. Nr. 1. Friedrichshagen bei Berlin, Expedition des Philanthrop.

Reissmann. — Handlexikon der Tonkunst. Herausgegeben von Dr. August Reissmann. Lfg. 12—20. Berlin, R. Oppenheim. 1882.

Richter. — Bilder aus der deutschen Kulturgeschichte von Albert Richter. I. Band. 1. Lfg., 2. Hälfte. 2. Lfg. Leipzig, Fr. Brandstetter.

Richter. — Aus der Messias- und Wertherzeit. Von H. M. Richter. I. Klopstock's Wiener Beziehungen. — II. Der junge Werther in Wien und Wien in der Werther-Epoche. Wien, L. Rosner. 1882.

Rocholl. — Der Königlich Polnische Oberjägermeister und Kämmerer Herr Gebhard von Müllenheim-Rechberg (aus dem Elsaß) 1599—1673. Ein Charakterbild aus bewegter Zeit. Von Dr. Heinrich Rocholl, Königl. Divisions-Pfarrer. Mit zwei Photographien. Straßburg, R. Schultz & Co. 1881.

Rückert. — Friedrich Rückert's gesammelte Werke. Neue billige Ausgabe. Lfg. 5—11. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. IV. Jahrg. Heft 4. Wien, A. Hartleben. 1882.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 71. Das Weib im altgermanischen Recht und Leben. Von Professor Dr. Felix Dahn. Prag 1882.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. XVI. Serie. Heft 380. Badewesen und Badetechnik der Vergangenheit. Von Hugo Marggraff, Ingenieur. — Heft 381. Die Grundprincipien der Schelling'schen Naturphilosophie. Von Dr. R. Koeber. Berlin, C. Habel. 1881.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. Nr. 31/32. Ueber den Stand der öffentlichen Musikpflege in Deutschland. Von Hermann Kretzschmar. — Nr. 33. Felix Mendelssohn-Bartholdy. Von Josef Sittard. — Nr. 34. Luther als der Vater des evangelischen Kirchengesanges. Von H. A. Köstlin. — Nr. 35/36. Berlioz und seine Harold-Symphonie. Von Franz Liszt. Deutsch bearbeitet von L. Ramann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Sänger aus Helvetiens Gauen. Album deutsch-schweizerischer Dichtungen der Gegenwart. Aus Originalbeiträgen zusammengestellt und herausgegeben von Ernst Heller. Neue Ausgabe. Bern, B. F. Haller. 1882.

Schandorph. — Ohne innern Halt. (Uden Midtpunkt). Erzählung von S. Schandorph. Aus dem Dänischen von J. D. Ziegeler. 2. Aufl. Bremen, H. Fischer. 1881.

Schaubühne, die deutsche. Organ für Theater, Musik, Kunst, Literatur und sociales Leben. Herausgegeben von Martin Perels. 23. Jahrg. 1882. Separatheft. Frankfurt a. M., Expedition der deutschen Schaubühne.

Schmidt. — Der Leonhardsritt. Lebensbild aus dem bayerischen Hochlande von Maximilian Schmidt. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1881.

Schulenburg. — Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte. Von Wilibald von Schulenburg. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchh. 1882.

Schweiger-Lerchenfeld. — Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des Hellenischen Königreiches von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illustrationen. Lfg. 1. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1882.

Sehrwald. — Deutsche Dichter und Denker. Geschichte der deutschen Literatur mit Probensammlung zu derselben. Für Schule und Haus bearbeitet von Dr. Friedrich Sehrwald. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage. 1. Lfg. 2. Lfg. 1. Abth. Altenburg, O. Bonde. 1881.

Semmig. — Die französische Schweiz und Savoyen. Ihre Geschichte und Litteratur, Kunst und Landschaft. Mit Auszügen aus den einheimischen Schriftstellern (Choix de lectures françaises). Von Professor Dr. Hermann Semmig. Lfg. 1. 2. Zürich, Trüb'sche Buchhandlg. 1882.

Stavenow. — Schöne Geister. Künstler-Novellen und Skizzen von Bernhard Stavenow. 3. Aufl. Bremen, H. Fischer. 1881.

Teutsch. — Schwarzburg. Historische Erzählung aus dem Siebenbürger Sachsenlande. Von Traugott Teutsch. Lfg. 4. 6. 7. Kronstadt, H. Dreßnandt. 1882.

Teweles. — Die Schauspielerin. Schauspiel in vier Acten von Heinrich Teweles. Prag, H. Dominicus. 1881.

Universal-Bibliothek. Nr. 1540. Der Hellseher oder Bilder aus Norwegen. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen von Wilhelm Lange. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Universal-Lexikon der Kochkunst. Wörterbuch aller in der bürgerlichen und feinen Küche und Backkunst vorkommenden Speisen und Getränke, deren Naturgeschichte, Zubereitung, Gesundheitswerth und Verfälschung. Zweite, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Lfg. 7—12. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Verbrugghe. — Reisen und Jagden in Nord-Amerika von Louis und Georges Verbrugghe. Autorisirte Uebersetzung von H. Schubert. Bremen, H. Fischer. 1881.

Walter. — Der Golem. Eine Prager Sage von Hans Walter. Wien, L. Rosner. 1882.

Wohin steuern wir im deutschen Reich? Ein Entweder-Oder für den deutschen Liberalismus. Basel, B. Schwabe. 1882.

Wolf. — Der neue Universitätsbau in Wien. Eine historische Studie von G. Wolf. Wien, A. Hölder, k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. 1882.

Zeit- und Streitfragen, deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers rc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. X. Heft 158. Ursachen und Tragweite der Nordamerikanischen Concurrenz mit der Westeuropäischen Landwirthschaft. Von Prof. Dr. Heitz. Berlin, C. Habel. 1881.

Zeitschrift, historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jahrgang 1882. Heft 1. München, R. Oldenbourg. 1882.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Die Unverstandene auf dem Dorfe.

Novelle

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

VII.

Wie ein Familienunglück wurde der Tod des Grooms, der das Opfer einer übermüthigen Laune seines Herrn geworden war, im Schlosse betrauert. Man ehrte sein Andenken in jeder Weise. Der Fürst ließ ihm ein Monument auf das Grab setzen mit der Inschrift „Der Treue" und zu gleicher Zeit ergingen aus der Cabinetskanzlei zwei Befehle. Der eine an das Rentamt: „Die von Sr. Durchlaucht Head-groom, Peter Walter, hinterlassenen Schulden sind sofort zu bezahlen." Der andere an die Hausverwaltung: „Die von Sr. Durchlaucht Head-groom, Peter Walter, hinterlassene Wittwe ist sofort in die jetzo vacante Stelle der hochfürstlichen Wäschmeisterin zu übernehmen."

Die letzte Entschließung erregte im Orte eine Gährung, die sogar von dem sonst unerschrockenen Herrn Kanzleirath als an das Bedenkliche streifend bezeichnet wurde. In den Augen fast aller Frauen schrumpfte die respekteinflößende Frau Marie Walter plötzlich zum kleinen Mariechen Lakomy zusammen. Sie wurde mit einem Rucke in die Kinderschuhe zurückgestellt, und nahm sich in dieser Verfassung nicht besser aus als eine Caricatur dessen, wofür sie gelten sollte: die Vertreterin eines der wichtigsten und bestbesoldeten Aemter im fürstlichen Haushalte.

Es gehörte damals viel Charakterstärke dazu, um ihr nicht aus dem Wege zu gehen, so tief war sie durch ihre Erhöhung in der Meinung ihrer Mitbürger gesunken. Der Neid hatte über Nacht die wunderlichsten Verleumdungen ausgebrütet und sie durchzogen die Luft in dichten Schwärmen. Jeder Argwöhnische schwor auf eine andere; die Wohlwollenden aber, die sich nicht entschließen konnten an eine derselben zu glauben — glaubten an alle. Man erinnerte sich, wie oft es geheißen, wie oft Josepha triumphirend verkündet hatte, Walter verdanke sein Verbleiben im Dienste einzig und allein den Fürbitten seiner Frau. Ueber die Natur dieser Fürbitten war man nun im Reinen. Nur die Person,

an welche sie sich gerichtet hatten, blieb eine Zeitlang problematisch. Nach einigem Hin- und Herschwanken schoß plötzlich der Verdacht gleich einem Geier auf das unschuldigste Haupt nieder und krallte sich daran fest. Ach, es war das edle, greise, perrückengeschmückte Haupt des Herrn Kanzleiraths!

Der Kanzleirath hatte den Vortrag beim Fürsten, sein Einfluß war unbegrenzt. Wenn er ihn bisher nie zu Gunsten seiner eigenen Interessen ausgebeutet hatte, wußte er sich jetzt mit einem Mal schadlos dafür zu halten, der alte Fuchs. So lautete im großen Ganzen das Urtheil der Menge, und die guten Freunde, die dazu da sind, um den Leuten zu sagen, was ihre Feinde von ihnen denken, brachten es den Opfern der öffentlichen Meinung zur Kenntniß. Die alte Josepha verlor beinahe den Verstand darüber. Sie, die Friedfertige, erklärte der ganzen Welt den Krieg und meinte die Rechtfertigung Mariens durch fanatische Lobpreisungen ihrer Einzigen bewerkstelligen zu können.

Sie machte auf diese Art das Schlimme nur schlimmer.

Ihrerseits trug die Frau Wäschmeisterin nichts dazu bei, die allgemeine Mißgunst zu vermindern und wenigstens Einzelne aus dem großen Publicum zu gewinnen. Sie vereiste immer mehr, zog die Oberlippe immer verächtlicher in die Höhe und bemitleidete schweigend „die liebe gute Mutter", die sich vermaß die Verleumdung nieder *reden* zu wollen.

Ihres Amtes waltete Marie mit großartiger Umsicht. Sie ging langsam durch die Waschküche und die Plättstuben; das Schlüsselbund an ihrem Gürtel klirrte und begleitete ihre Schritte, wie die eines antiken Feldherrn, mit Erzesklang. Ihre Augen waren falkenscharf für das kleinste Versehen der Mägde. Wenn sie lobte, geschah es wehmüthig, und nie ohne sich selbst mitzuloben.

„Hast Du das endlich von mir gelernt, Ursula? — Folgst Du endlich meinem Beispiel, Cordula?"

Wenn sie tadelte, geschah es schmerzlich, mit einem schwermüthigen Ausdruck in den wundervollen Augen:

„Wie kann man ein Tischtuch so zusammenlegen, Veronica? — Gott im Himmel! Ein Riß in einer der neuen Servietten, Katherženka!"

Sie ging von hinnen, gekränkt in ihren besten Empfindungen, bestärkt in ihren heiligsten Ueberzeugungen, und betrauerte in der Nachlässigkeit dieser Magd den Mangel an Pflichtgefühl der gesammten heutigen Jugend.

Die leichtsinnigen Wäschermädchen kicherten hinter ihr her. Echte Kinder der Neuzeit, trugen sie Köpfe auf ihren Schultern, denen das Organ der Ehrerbietung fehlte.

„Die treibt's heute wieder!"

„Wegen einer dummen Serviette!"

„Als ob die Herrschaft sich keine neue kaufen könnt'!"

„Nein, *die* Kränkung! Sie hätte bald geweint," sagte Veronica, ein derbes, übermüthiges Ding mit breitem Gesicht und Wangen so roth und glänzend wie Himbeeräpfel.

„Ach was!" entgegnete die kleine Ursula, die Seniorin der Gesellschaft, „sie wird sich schon trösten, ein Küßchen des Herrn Kanzleiraths wird sie trösten."

Alle lachten und Alle erklärten und betheuerten, daß sie viel lieber ihr

lebenlang einfache Taglöhnerinnen bleiben, als sich den Reichthum einer Prinzessin erkaufen wollten um den Preis eines Küßchens vom Herrn Kanzleirath.

Die gedankenlosen Kinder ahnten nicht, welches Unheil ihre Reden stifteten. Ihre frevelhaften Reden, die, einmal hinausgestoßen in das unendliche Bereich des Schalles, immer weitere Ringe bildeten, einen immer größeren Kreis umspannten, bis sie endlich in den des Mannes gelangten, dem sie eine unheilbare Wunde schlagen sollten — des Kanzleiraths.

Er feierte eben eine Weihestunde. Er falzte mit eigenen, tabakgebräunten Fingern die Foliobogen seiner, auf dem Wege der Lithographie in fünfundzwanzig Exemplaren reproducirten „Darstellung der Rechtsverhältnisse des vormals reichsständischen Hauses Herburg“.

„Es scheint eine kleine Arbeit, Folteneck,“ sagte er zu seinem Schreiber, „aber es ist eine große. Welche Mühe es mich gekostet hat, actenmäßig festzustellen, daß Wilhelm Franz Johann, nicht wie bisher ausgemacht schien, Anno 1483, sondern schon 1481 die allodiale Grafschaft Scheer Kaiser und Reich zu Lehen auftrug und solches in ein Kunkel-Lehen verwandelte — das kann ein Gründling, wie Sie, sich nicht vorstellen.“

Der „Gründling“, der dreißig Jahre alt war, und in Folge seiner sitzenden Lebensweise an chronischer Gelbsucht litt, entgegnete giftig, daß er sehr wohl im Stande sei, die „beregte“ Mühe zu ermessen, um so mehr als er an derselben participirt habe. Uebrigens stelle er, mit Rücksicht auf das Recht, das er durch diese Mühe sich erworben zu haben glaube, den Antrag: ein Exemplar der „Darstellung“ rc., dem Wäschdepot zuzutheilen, aber nicht als Lehen, sondern als eine ewige Inhabung.

Der Kanzleirath nickte freundlich mit dem Kopfe: „Nicht unfein! nicht unfein! In's Wäschdepot, zu dem jene Kunkelherrschaft den Grund gelegt haben dürfte. Als Huldigung überdies, dargebracht den Manen der Beschützerin der Spinnerei und Weberei, der hochseligen, auch in der „Darstellung“ erwähnten Augusta Maria. . . .“

„Und! Und! Und! . . .“ fiel ihm der Schreiber in's Wort, der beide Beine mit einer unnachahmlichen Kunst um die Füße seines Sessels geflochten hatte, und sich vor Bosheit zuckend hin und her wiegte.

„Und — was?“ fragte der Kanzleirath.

„Und der anderen Maria,“ entgegnete mit nervösem Gelächter Herr Folteneck. Sein Vorgesetzter verlangte eine Erklärung, ein Wort gab das andere und so erfuhr der alte, höchst empfindliche Ehrenmann die schamlosen Gerüchte, die seinen reinen Namen befleckten.

Er sank zusammen unter ihrer erdrückenden Wucht, und es dauerte lange, bevor er die Kraft aufbrachte, mit gebrochener Stimme zu sagen:

„Gehen Sie, Folteneck — Zulukaffer! Sie haben ein vergiftetes Messer in die Brust Ihres Freundes, ich darf sagen, Ihres Wohlthäters gestoßen. Gehen Sie, rufen Sie mir meine Frau.“

Folteneck ging und fühlte sich zerfallener denn je mit sich selbst. Er wäre vielleicht ein guter Mensch geworden, wenn er täglich drei Stunden Bewegung hätte machen können.

Der Kanzleirath verließ das Amt, gestützt auf seine Gemahlin, und begab sich, von ihr begleitet, zum Fürsten.

„Durchlaucht," sprach er, „man hat meiner oft gespottet, weil ich viel eifriger beflissen war, einem seit Jahrhunderten in Gott ruhenden Herburg Ansehen zu verschaffen, als meiner eigenen geringen, aber lebendigen Person. Ich habe mich darüber hinweg gesetzt. Jetzt jedoch geht man weiter, als ich mich setzen kann. Man bringt meinen Namen in Verbindung mit dem einer hübschen Frau; das ist schändlich, und das lasse ich mir nicht gefallen. Ob ich je nach einer hübschen Frau gefragt, mich je nach einer solchen umgesehen habe, dafür bürgt meine hier anwesende Gemahlin."

Der Fürst, eine hohe Gestalt, noch jugendlich und schon etwas kahl, stemmte beide Hände in die Seiten, suchte ein überaus freundliches Lächeln zu verbeißen, sah über den Kopf des Kanzleiraths zum Fenster hinaus, und fragte was dieser eigentlich wolle?

„Meine Unbescholtenheit, Durchlaucht! geben mir Durchlaucht meine Unbescholtenheit wieder!" entgegnete der Alte, zitternd vor Schmerz und Grimm.

Er wurde mit einer ausweichenden Antwort entlassen. Im Laufe des Tages jedoch ließ der Fürst den Herrn Dechant rufen, und warf ihm die Verwahrlosung seiner Gemeinde vor, die sich kein Gewissen daraus machte, dem Besten — „ohne Frage Besten!" ihrer Mitglieder durch ganz elende und unbegründete Nachreden das Leben zu vergällen.

Die Nähe des geistlichen Herrn hatte immer etwas Aufregendes für den Fürsten. Der Dechant war ein Mann wie ein Baum, und der einzige auf dem Gute, der den Kopf nicht tiefer vor Sr. Durchlaucht senkte, als die strenge Höflichkeit erforderte. Wenn das Gespräch auch noch so friedlich begonnen hatte, es endete von Seite des Fürsten immer im gereizten Tone. So sagte er denn auch dieses Mal lauter und schärfer, als ihm selbst lieb war, einiges von „lauer Seelsorge" und von „unchristlicher Gesinnung der christlichen Gemeinde".

Der Dechant sah ihm dabei unverwandt in die Augen und half mit einem oder dem andern Worte aus, wenn Se. Durchlaucht stockten. Als diese schwiegen, erwiderte der Priester ruhig, er halte die Demüthigung, die den gelehrten und freigeistigen Kanzleirath betroffen habe, für eine Zulassung Gottes.

„Ich will ihn ermahnen sie in Ergebung zu tragen," schloß er. „Die verleumderische Gemeinde aber verdient jedenfalls eine kernige Zurechtweisung und diese werde ich ihr in der nächsten Sonntagspredigt ertheilen."

VIII.

Sonnabend war's, ein gar feiner Decembermorgen, acht Wochen nach dem Tode Walters, und eine vor dem holden Christfest, dem Tag Adam und Eva's, der über das Wetter für den Rest des Jahres entscheidet.

Vor Sonnenaufgang hatte Marie sich aufgemacht, um zu einer Kranken zu wandern. Es war dies eine alte, einst als Hexe verschrieene, jetzt halb blöde Bettlerin. Die Abwartung des verwahrlosten Weibes kostete der Reinlichkeitsschwärmerin Marie nicht wenig Selbstüberwindung. Aber sie hatte sich die Last aufgebürdet und trug sie wacker und treu. Nicht aus Christenliebe, sondern

aus Christenpflicht; wohl auch ein wenig aus Widerspruchsgeist und Trotz gegen die Dummheit und den Aberglauben, die sich in der allgemeinen Verfehmung eines hilflosen und armseligen Geschöpfes äußerten.

Der wieder für einen Tag gelösten Aufgabe froh, begab sich Marie auf den Heimweg. Sie trat rasch aus der dunkeln Hütte, mußte aber plötzlich stehen bleiben und die Hände an die geblendeten Augen drücken.

Während sie da drinnen geweilt, hatte sich das unendliche Grau, das noch kurz zuvor die Welt umhüllte, in ein schimmerndes Weiß verwandelt. Die Sonne war aufgegangen am Rand der schneebedeckten Ebene, gar nicht so weit schien's vom Ende der langen und breiten Dorfgasse. — Marie besann sich, wie oft sie als Kind, an dieser selben Stelle, in dieser selben Weihnachtszeit gedacht hatte: Ach, wenn Eines nur recht laufen dürft'! jetzt wo der Schnee eine Brücke spannt über Berg und Thal, gleich wäre es dort, und spränge mitten in die Sonne hinein, und stände da von ihrem Purpur umwallt und von einem Strahlenkranz, schöner als der der Muttergottes.

Warst ein hoffärtiges Kind — flog es ihr durch den Sinn, strafbar hoffärtig. Aber so arg treibt es eben nur ein Kind. Später wird man bescheidener. — Wird man?

Mariens Kopf senkte sich in verworrenen Gedanken, die einem Gefühl der Anbetung entsprangen vor jener Lichtspenderin, die beide verklärte: den reinen Himmel, und die unlautere Erde. So wunderbar verklärte, daß es keine sichtbare Grenze mehr zwischen ihnen gab. Die Sonne gehört wohl nicht zu den Wesen, die immer nur scheiden und unterscheiden wollen; sie gleicht hier die Unterschiede aus. Wer könnte sagen, ob der goldige Streifen, auf den Mariens Blick sich heftet, noch den Schnee der Ebene oder schon das Gewölk des Himmels säumt?

Ja — so thut die Sonne, der wir alles Licht verdanken, neben das freilich auch, ihr zu Hohn und Tort, der tiefste Schatten fällt ... wie eben jetzt zum Beispiel in den glitzernden Schnee der schwarze Schatten, in den Marie die Spitze des Fußes gesetzt.

Sie erhob die Augen und erblickte den Alois im schweren Schafpelz, in Schneestiefeln, die Pfeife im Mund, das Gesicht, so viel Marie davon sehen konnte, hoch geröthet. Vor Kälte konnte es nicht sein, denn er kam ja eben erst aus seinem Hause. Und nach dem Hause wandte er sich auch und rief zurück: „Nicht von der Stelle! Keinen Schritt! — Moni! Franzi! wollt Ihr gehorchen, Rangen?“

Nein, die Rangen wollten nicht. Sie humpelten dem Vater nach, so gut es ging auf ihren noch unverläßlichen Beinen, sanken auch nicht allzu tief in den Schnee, die Däumlinge, aber so kurz der Weg, den sie zurückgelegt hatten, waren ihre Strümpfe doch schon pudelnaß, und Schuhe hatte man vergessen ihnen anzuziehen. Sie antworteten auf alle Befehle, die ihnen ertheilt wurden, nur mit dem Rufe: „Vater! Vater!“ Einer suchte dem andern zuvor zu kommen und Moni, dem das gelang, bezahlte den Sieg theuer, denn plötzlich purzelte er nieder, und zwar ziemlich derb. Alois sprang hinzu, hob den schreienden Jungen vom Boden, nahm ihn auf den Arm, und deckte seinen weiten Pelz über ihn,

so daß er eben noch athmen und mit seinen hellen Aeuglein in die Welt hinaus gucken konnte. Sein Brüderchen aber, das ihn da oben thronen sah, stimmte ein lautes Gekreisch an und verlangte ungestüm zu ihm.

Ja — wie sollte der Alois da helfen? Er bückte sich zwar und streckte seinen freien Arm einladend nach dem Bübchen aus; aber das vermochte nicht, sich auf den dargebotenen zu schwingen, versuchte es auch gar nicht, sondern schrie nur immer.

„Sei still! sei still!" befahl der Vater, und bückte sich von Neuem, und streckte von Neuem den Arm aus, und war sehr drollig mit seinen ungelenken Bewegungen in den schweren Stiefeln, mit der Pfeife zwischen den Zähnen, dem Kind in seinem Pelze und dem bekümmerten und rathlosen Ausdruck in seinem Gesicht.

„Wartet," sagte Marie plötzlich, „bleibt nur stehen." Und sie näherte sich, um Alois das Kind zu reichen.

Das verstand ihre Absicht sofort und hüpfte frohlockend an ihr empor. Ach, wie federleicht das kleine Ding, das vor Hast und Aufregung bebend, Marien anlachte mit strahlendem Gesicht und lieblich und liebreich das halboffene Mündchen an ihre Wange drückte. Jetzt aber, nachdem der Fahrlohn bezahlt war, wollte es auch befördert sein und strebte mit Händen und Füßen von ihr weg zum Vater und zum Bruder hin. Einen Augenblick hielt Marie es noch fest, zum ersten Mal ein Wesen fest, das fort von ihr verlangte. Eine unbekannte Empfindung beklemmte und — erhellte ihre Brust, scheu und zärtlich, geheimnißvoll und süß: die Liebe des kinderlosen Weibes zu einem Kinde.

— Gib's nicht her! wandelte es sie an. Aber schon hatte sie dem Knäblein seinen Willen erfüllt, schon saß es wie im warmen Neste dem Moni gegenüber.

Gern hätte Alois Marien für den geleisteten Dienst gedankt, er brachte jedoch nur ein elendes Gestotter heraus. In zorniger Verlegenheit blickte er den Leuten nach, die des Weges kamen und mit Stichelreden nicht sparten, als sie ihn und die junge Wittfrau neben einander stehen sahen. Er that, als bemerke er es nicht und sprach überlaut, damit Jeder hören könne, daß er kein Geheimniß mit Marien verhandle. Bitter klagte er über Barbara, die sich um nichts kümmere. Seine Buben hätten erst den Scharlach durchgemacht, und sie lasse sie da im Schnee herumlaufen.

Ein altes Mütterchen mischte sich unberufen in's Gespräch: „Geschieht Ihm recht! warum bleibt Er so lange ledig."

„Ja," entgegnete ein kecker Bursche, „er fürcht't sich. Es is ihm gar zu schlecht gegangen in seiner ersten Eh'."

„Ach was!" meinte das Mütterchen und schielte nach Marien, „jetzt könnt' er's ja besser haben."

„Wenn's der Herr Kanzleirath erlaubt!" sprach der Bursche, wartete aber die Wirkung seines Spaßes nicht ab, sondern machte sich eilends davon.

Die Alte und Barbara, die inzwischen auch herangekommen war, thaten entrüstet und schmunzelten einander dabei vergnüglich zu.

Alois hatte eine zerstreute Miene angenommen und sich mit seinen Jungen

beschäftigt; jetzt bemerkte er die Barbara, fuhr sie heftig an und wandte sich, von ihr begleitet und immerfort scheltend, nach seinem Hause zurück.

Marie hatte die ganze Zeit über nicht mit einer Wimper gezuckt. Die neugierigen Augen, die auf ihrem Gesichte ruhten, suchten vergeblich eine Spur dessen, was in ihr vorging, zu entdecken.

Sie schritt weiter mit gewohnter Gelassenheit und sah kalt zum Alois hinüber, der eben jetzt seine Kinder auf der Schwelle absetzte.

„Der wird nie frei!" dachte sie, „der wird immer einen Herrn haben. Weil's sein Vater nicht mehr is, muß es der erste beste Narr sein, der an ihm vorbei geht."

IX.

Die Kirche war überfüllt, wie immer an den Sonntagen, an denen der Herr Dechant selbst die Predigt hielt. Männer und Weiber drängten sich heran, um kein Wort des Priesters zu verlieren, der nur selten zu seiner Gemeinde sprach.

Durch den schwülen Raum zog ein dumpfes Wogen, als er hinter dem Altar hervortrat und mit gesenkten Augen an dem Oratorium vorbeischritt, in dem sich die Herrschaften vollzählig eingefunden hatten. Die Honoratioren in den Chorstühlen standen zu stummer Begrüßung auf, zuerst der schmächtige Kanzleirath sammt stattlicher Gattin und Tochter, denn nie mehr anders als durch die Bande der Eintracht mit seiner Familie verbunden, ließ der alte Herr sich öffentlich sehen. Steif und starr wandte er sich nach der Altarseite und ab vom Kirchenschiffe, in dessen erster Bank er die unheilvolle Nähe der Frau Wäschmeisterin ahnte.

Der Dechant ging auf die Kanzel zu, eine Gasse öffnete sich vor ihm, ehrfurchtsvoll war die Menge zurückgewichen.

Nun stand er oben, sprach ein kurzes Gebet und verlas sodann das Evangelium des Tages: Johannes am I. 19.—28. Vers: „Die Juden sandten Priester und Leviten zu Johannes, daß sie ihn frageten, wer bist du?"

Zu Ende gekommen, legte der Dechant beide Hände auf die Brüstung der Kanzel, neigte sich ein wenig vor und hob mit klangvoller Stimme an im Ton eines ruhig Sprechenden und Erklärenden:

„Der Apostel, der dem Herrn die Wege bereitet hat, wandelt nicht mehr auf Erden; ihn können die Abgesandten der Heuchler und Pharisäer nicht mehr zur Rede stellen und fragen: Wer bist du?

„Aber seine Nachfolger sind unter uns, treue Arbeiter im Weinberge des Herrn und dem Ungerechten ein Dorn im Auge. Wie dereinst den Täufer treten die Ruchlosen heute noch die Kinder Gottes an und fragen: Wer seid Ihr, die Ihr anders seid als wir?

„Und wahrlich, auch diese Reinen könnten antworten: Wir sind die Stimme des Rufenden in der Wüste, denn unser Beispiel predigt Euch umsonst. Ihr solltet es lieben, aber Ihr haßt es. Unser Wandel erweckt nicht Eure Lobsprüche und Eure Verehrung, er weckt Euren Verdacht, und dieser die schwarzzüngige, die giftige Schlange: die Verleumdung! —

„Die Verleumdung gleicht dem Diebe, sagt der heilige Johannes Chryso-

stomus, dem Diebe, der sich in ein Haus einschleicht, erspäht, was zu entwenden ist und sich verbirgt. Was der Dieb an fremdem Eigenthum, thut der Verleumder am guten Ruf des Nächsten. — Die Verleumdung ist eine Art Mord, sagt der heilige Franciscus von Sales. Wir haben drei Leben: das geistige, das körperliche, das bürgerliche. Das letzte ist es, das durch die Verleumdung getödtet wird."

Der Redner machte eine Pause, richtete sich auf, Zornesflammen leuchteten aus seinen Augen, er erhob die Arme und schleuderte in alle zu ihm emporbangenden Gesichter eine furchtbare Anklage:

„Diebe und Mörder!"

Ein Schauder lief durch die Schar der Anwesenden, viele Wangen erbleichten.

„Ihr seid es!" fuhr die machtvolle Stimme fort, „Verleumder und Ehrabschneider! — Es gibt Eurer aus Neid, das sind die Schlimmsten; es gibt Eurer aus Thorheit, das sind die Gefährlichsten, es gibt Eurer aus Bosheit, das sind die Verworfensten. Verleumder und Ehrabschneider, glaubt nicht, daß es Mitleid mit Euren Opfern ist, das mir das Wort der Verdammniß auf die Lippen zwingt. Sie bemitleide ich nicht! Auf ihrer Stirn erglänzt schon hier auf Erden der Widerschein der Märtyrkrone, die sie einst im Himmel tragen sollen."

War es Zufall, daß die ausgestreckte Hand des Predigers mit segnender Geberde auf ein junges Weib hinwies, das verklärten Angesichts, marmorweiß, wie unter dem Einfluß eines Wunders entgeistert und verzückt in der ersten Reihe der Kirchenbänke stand und nun wie überwältigt in ihre Kniee sank. Eine Secunde nur streifte sie sein Blick, dann richtete er sich wieder auf die Menge.

„Ihr seid's, die ich bedaure, und ich bin's. Ich, von dem der ewige Richter einst Eure Seelen fordern wird."

Und nun, nachdem er die Herzen erschüttert, suchte er sie zu rühren, und es gelang ihm, und er wußte, daß es ihm gelingen müsse. Die Stumpfsten horchten mit dem Gefühl, daß es ihr eigenes Gewissen war, was aus diesem Apostelmunde zu ihnen sprach. Ein paar hundert Köpfe neigten sich zustimmend, als er sagte: „Die Lüge, die Ihr verbreitet, Ihr selber glaubt nicht an sie!" Und die Hände falteten sich wie gelobend, als er seine Gemeinde aufrief zur Reue und Buße, zur lebendigen, thatkräftigen Reue und Buße.

Als der Dechant die Kanzel verließ, drängte ein Weib sich zu derselben hin und preßte die faltenreiche Wange an die Stufen, die sein Fuß betreten hatte. Es war die alte Josepha.

Marie blieb auf den Knieen, hatte das Gesicht in die Hände gedrückt und konnte sich nicht entschließen aufzublicken. Sie hatte im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit dem Verdacht ruhig die Stirn geboten, er hatte sie empört, aber nicht verwundet. Dazu besaßen die ihr gleichgiltigen Menschen, die ihn hegten, nicht die Kraft. Jetzt aber, nach der öffentlichen Lossprechung, die ihr zu Theil geworden, nach einem Augenblick erdrückender Seligkeit, fühlte sie ihre Stärke und ihren Stolz entschwinden. Ihr verschlossenes Herz hatte sich plötzlich geöffnet, und der Zweifel an sich selbst brach mit seinem Gefolge an Bangen und Zagen herein.

Die unerhörte Verherrlichung, die sie erfahren hatte, war die verdient?

Konnte sie ihrer werth sein, die den Preis jeglichen Erdenglückes noch schuldig war, die ihn noch nicht bezahlt hatte in Liebe und Leid?

Da lag sie nun, die vor allem Volk Gepriesene, und hätte gern nachgedacht: wie fängst du es an, demüthiger und liebreicher zu werden? und hätte gern gebetet und vermochte es nicht und stieß überall an die Grenzen ihres Wesens.

Allmälig jedoch — wie wurde ihr? Wie kam es so beschwichtigend über sie, die Ringende erlösend, weil es sie weit fort von dem Schauplatz ihres Kampfes trug. In wortloser Sprache und doch so verständlich rief es ihr zu, lieh ihrer Andacht Flügel und ihrem unbestimmten Sehnen einen Ausdruck. Und mehr, weit mehr als sie fassen und begreifen konnte, erweckte es in ihrer Seele die Ahnung einer Anbetung ohne Ende, eines Friedens ohne Gleichen. Lange blieb sie dem wunderbaren Eindruck ganz hingegeben; endlich kam es ihr zum Bewußtsein, daß es die alte Orgel war, die sang, und was sie sang, war das alte Kirchenlied. Und dennoch meinte Marie es heute zum ersten Mal gehört zu haben; und nicht sie allein, auch Andere lauschten voll Erstaunen den Fluthen von Wohlklang, die die Kirche durchbrausten.

„Der neue Schullehrer spielt," flüsterte Eines dem Andern zu, und nach der Messe hieß es: „Das ist ein Meister! Kommt aber auch von weit her, gar von Wien!"

Viele Leute wollten wissen, was denn Frau Walter zu der herrlichen Musik sage, ob es nicht eine Freude sei, daß man es jetzt immer so gut und schön haben solle? Sie war gezwungen, stehen zu bleiben, um all den Fragern und Fragerinnen Bescheid zu geben, die sie umringten; einige ängstlich, andere zutraulich, die meisten in Verlegenheit, und in der offenbarsten — der Alois. Er hielt sich in schüchterner Entfernung, stopfte seine Pfeife, sah die Leute mit verstohlenen Blicken an und schien sich bei jedem erkundigen zu wollen: Was meinst du nun?

Auf der Schwelle der Kirche erschien jetzt der Kanzleirath, heiter lächelnd, verjüngt, vergnügt. Statt, wie es in letzter Zeit bei ihm Brauch worden war, der Frau Wäschmeisterin von Weitem in großem Bogen auszuweichen, ging er, wie auf Springfedern, leichten Schrittes auf sie zu und sprach sie vor aller Welt mit freundlicher Stimme an. „Guten Morgen, Frau Walter! ... Das war heute ein Gottesdienst, Frau Walter! Und die Musik! Sehr brav der Schullehrer! Was mich betrifft, meine Andacht wurde durch diese Musik nicht gestört wie sonst, sondern erhöht."

Er lüftete den Cylinder von Anno siebenundvierzig. „Adieu, Frau Walter!"

Seine Gemahlin aber neigte mehrmals in herablassender Weise das Haupt und sagte huldvollst:

„Auf Wiedersehen, Frau Walter, auf recht baldiges Wiedersehen!"

Josepha machte tiefe Bücklinge vor der Honoratiorenfamilie, nahm aber bereits den Gleichgestellten gegenüber wegwerfende Mienen an. Während des Heimwanderns legte das strenge Schweigen der Tochter auch der Mutter Schweigen auf; kaum zu Hause angelangt jedoch, öffnete sie die Schleußen ihrer Beredsamkeit.

Sie stellte sich mitten in's Zimmer, die kurzen, dicken Finger beider Hände

ausgespreizt und mit den Spitzen an einander gepreßt, und hörte nicht auf zu fragen, ob es denn eine Frau gebe — Kaiserin, oder Prinzessin, alles Eins! der eine so große Ehre wie ihrer Marie widerfahren sei?

Nachmittags betete sie eine Litanei und sprach, nachdem sie damit zu Ende gekommen:

„Wenn unser Herr Dechant nicht auch einmal bei den Heiligen da steht, will ich selber nicht in den Himmel kommen. Was meinst, Marie?"

Marie saß im Fenster, das geschlossene Gebetbuch im Schoße. Bei der Ansprache der Mutter fuhr sie ein wenig zusammen, wie aus einem Traum geweckt, und gab die verkehrte Antwort:

„In den Himmel? Heut' früh hab' ich gemeint, ich bin schon dort und hör' einen Engel Orgel spielen."

X.

Das Waschküchenpersonal war sehr besorgt, daß es von nun an schwerer denn je sein würde, unter Mariens Befehlen zu dienen. Indessen hatte man sich, wie gewöhnlich, in der unberechenbaren Frau geirrt. Die Mägde mußten bald zugeben, daß sie weniger herb als früher war. Allerdings blieb ihr Scharfblick für jegliches Versehen, das in ihrem Bereiche begangen wurde, ihr treu; allerdings blieb nach wie vor keines ungerügt, doch verletzte ihre Rüge nicht mehr, und die Getadelten kamen auf dem Wege der Besserung rascher vorwärts, weil sie ihn jetzt freudiger betraten.

Gegen Ihresgleichen benahm sich Marie seit jener Sonntagspredigt viel eher wie Jemand, der etwas abzubitten, als zu verzeihen hat. Die Stimmung wurde für sie immer günstiger, so günstig, daß Herr Folteneck, in dem die Galle nicht aufhören konnte zu kochen, die giftige Bemerkung machte:

„Wenn die Wählbarkeit der Frauen einmal durchgesetzt sein wird, was gewiß geschieht, nicht weil sie so gescheit, sondern weil wir so dumm sind, erleben wir noch den Anblick der Frau Walter im Parlament als Abgeordnete für Herburg."

Einige Wochen nach Neujahr begab sich etwas, das Marie nicht erwartet hatte. Der Alois erschien, städtisch gekleidet, ohne Strauß im Knopfloch, aber doch als Bewerber, und hielt um ihre Hand an.

Sie hatte ihm einen Platz angeboten, er saß ihr gegenüber mit gekrümmtem Rücken und ausgespreizten Knieen und drehte den Hut in seinen Händen. Er war noch hübscher als in seinen Jünglingsjahren, befand sich ja auch erst im Beginn des Mannesalters. Und wie von Herzen gutmüthig sah er aus, dieser Mensch! Und ehrlich überdies, und so solid und ordentlich.

Die Augen Mariens ruhten lange fest und nachdenklich auf seinem Gesichte; dann sagte sie traurig:

„Ach Alois, wie viel wäre an Dir, wenn Du nur ein bischen anders wärst!"

Er erwiderte, er sei eben, wie er sei, und davon wäre jetzt nicht die Rede, sondern von seiner Bewerbung, und auf diese erwarte er Antwort.

Sie seufzte: „Was willst also? Mich zum Weibe? — Denk' doch an so was nit."

„Warum denn nit? Wer kann denn was dagegen sagen?“ versetzte er. „Im ganzen Ort is Niemand, der was dagegen sagt.“

„Hast um Erlaubniß gefragt?“

Er überhörte diese spöttische Rede und fuhr fort: „Bin ich nit lang genug allein? Bist Du nit schon seit fast sechs Monaten Wittwe?“

„Wenn's auch sechs Jahre wären,“ antwortete sie. „Für mich is ein solches Glück nit mehr. Der mich lieb gehabt hat, is todt, und der, den ich lieb gehabt hab', is auch todt.“ Sie zögerte ein wenig und setzte, zum Fenster hinausblickend, hinzu: „Der is an Deinem Hochzeitstag gestorben.“

Alois verstand sie nicht gleich, schmunzelte aber geschmeichelt, als die Bedeutung ihrer Worte ihm klar wurde und versicherte, derjenige, den sie meine, lebe noch.

Aber Marie schüttelte den Kopf: „Das muß ich wissen, darüber kann kein Anderer mir Auskunft geben.“

Nun begann er ihr Vorstellungen zu machen und fragte, als sie nutzlos blieben: „Warum willst mich denn nit nehmen, sag's?“

„Weil ich Dich nit mehr so lieb hab', wie dazu gehört.“

Da schmunzelte er wieder und meinte, wenn nur er sich's genügen lasse an dem Bischen Liebe, das sie ihm noch spenden wolle, sei Alles in Ordnung; um das Uebrige brauche sie sich nicht zu kümmern.

Jetzt hatte er seine Sache verdorben; er fühlte es gleich. Nachdem er das gesagt, war es als ob plötzlich ein eisernes Gitter zwischen ihnen niedergefallen wäre.

Marie wurde feuerroth: „Ohne Lieb' oder mit wenig Lieb', es kommt auf Eins heraus. Und“ — sie zog die Augenbrauen zusammen und schoß einen so finstern Blick nach ihm, daß der seine sich erschrocken senkte — „Und ohne Lieb' heirathen, ich hab's früher nit gewußt, aber jetzt weiß ich's — is eine Sünd' und eine Schand'.“

Alois war verblüfft. Die Sünde und Schande luden alljährlich ein Dutzend sehr achtbarer Leute im Orte auf sich. Ihr zu widersprechen wagte er nicht, sie sah gar zu böse aus, und Recht geben konnte er ihr doch wahrlich auch nicht; so schwieg er und dachte still bei sich:

„Mit der wird's am Ende doch wieder nichts sein!“

Sie schien sich ein wenig ihrer Heftigkeit zu schämen und begann in sanfterem Tone, sogar mit einem Anflug von Herzlichkeit:

„Schau, Alois, wenn Du mich am Samstag vor vier Wochen, wo wir einander im Schnee begegnet sind, couragirt gefragt hättest: Willst meine Frau werden? Vielleicht hätt' ich Ja gesagt.“

Er sah sie groß an und murmelte: „So? So?“

„Ja, so,“ wiederholte sie. „Wenn Du mich damals in Schutz genommen hättest gegen das Gered' der Leute, und treu zu mir gestanden wärst, wie die gespottet haben — dann — ja, wer weiß, was dann geschehen wär'! — Aber so was kannst Du halt nit, und darum, Alois, wenn ich Dich heirathen thät, müßt' es mir vorkommen, als hätte ich drei Kinder, zwei kleine und ein erwachsenes.“

Er hatte sich beleidigt erhoben und verließ das Zimmer nach kurzem

Abschiedsgruß. Marie geleitete ihn bis zur Thür und rief ihm nach: „Nix für ungut, Alois!" Er sah sich aber nicht mehr um.

Als Josepha erfuhr, was vorgegangen war, entstand ein großer Zwiespalt in ihr. Sie wußte nicht, ob sie Marien Recht oder Unrecht geben solle. Einerseits fand sie jetzt den Alois zu gering für ihre Tochter; denn ein besseres Leben als dasjenige, das sie bereits hatte, konnte er ihr nicht bieten. Andererseits erschien es ihr doch unmöglich, daß Marie ewig eine Wittwe bleibe. Darin widersprach diese und fragte melancholisch: „Was geht mir denn ab?"

Hatte sie nicht einen großen Wirkungskreis; hatte sie nicht ihr theures Mütterchen, und am Sonntag den erhebenden Gottesdienst mit der göttlichen Musik?

Wie bald indessen, und sie gerieth in Gefahr, eines der Güter zu verlieren, die ihr Dasein erfüllten.

Ihre Mutter erkrankte.

Zum ersten Mal, seitdem die alte Frau zurückdachte, kam ein Siechthum über sie, und kam vom ersten Augenblick an schwer und bedrohlich. Monate lang rang ihre kräftige Natur mit einer Reihenfolge von Uebeln, Josepha fiel von einer Krankheit in die andere. Hatte der Arzt heute gesagt: Wenn nur *das* nicht geschieht! Wenn wir nur vor *jenem* bewahrt bleiben — morgen war das Gefürchtete schon eingetreten.

Was sie selbst betraf, leidensmüde und ruhelechzend, sie wünschte nichts als erlöst zu werden. Sie wäre hinübergegangen bei vollem Bewußtsein, freudig und hätte einmal wieder gezeigt, wie kleine Leute oft so groß sterben können. Aber die Marie zu verlassen, das kam ihr hart an. O Gott! wenn sie schon am offenen Himmelsthor gestanden und dort der Herzensschrei sie erreicht hätte, den sie jetzt manchmal in dem Wirrsal ihrer Fieberträume zu hören bekam: „Mutter, stirb mir nicht!" — sie wäre umgekehrt.

So verging der Winter, und wie Marie es anstellte, um in jener Zeit nichts zu versäumen, weder in ihrem Dienste noch in der Abwartung ihrer kranken Mutter, ja nicht einmal an einem einzigen Sonn- oder Feiertag den Gottesdienst — die gescheitesten Leute konnten es nicht begreifen. Daß sie, obwohl am Ende schwach zum Umsinken, sich doch aufrecht hielt und jeder Pflicht genügte, das *grenzte* nicht an das Wunder, es *war* eines.

Endlich, an einem milden Frühlingstag, die Schwalben waren schon angelangt, der Kastanienbaum im Hofe blühte, da führte Marie ihre Genesene in den lieben Sonnenschein, zu der Bank vor dem Hause.

Sie hatte die Mutter zur Feier ihres ersten Ausgangs bestens geschmückt, ihr die weiß gewordenen Haare sorgsam gescheitelt, ihr eine fein garnirte Haube aufgesetzt und ein Mousselintüchlein um den Hals geknüpft. Das kleine blutlose Gesicht des alten Weibchens hatte etwas Geisterhaftes, die sonst so lebhaften Augen waren wie erloschen und sahen zu den Händen nieder, die auf der Decke lagen, mit der Marie die Kniee ihrer Mutter umhüllt hatte. Josepha schien sich zu fragen, ob diese abgemagerten Finger mit der dünnen schlottrigen Haut auch wirklich die ihren wären und bewegte einen nach dem andern um zu sehen, ob sie noch Herrschaft über ihn besäße.

Marie legte den Arm um sie und beantwortete ihre Gedanken: „'S is schon alles richtig. Ihr seid nach wie eh' die ganze theure Mutter."

Die Alte zog die Achseln in die Höhe und wandte den Kopf: „Schau Dich um," sprach sie, „wer kommt denn da? Hab' noch gar kein Verlangen nach fremden Leuten."

Aber es rief bereits von Weitem: „Wir gratuliren zur Genesung!" Herr und Frau Kanzleirath waren es, und in ihrer Begleitung befanden sich eine ältliche Dame und ein junger Mann.

Man hatte vollauf Zeit sie zu betrachten, während sie sich langsam näher bewegten.

Die Dame — denn als solche erschien sie Marien sogleich — trat feierlich auf und hielt sich ungemein gerade. Ein Strohhut mit weit vorspringendem Schirm beschattete ihr kleines Gesicht. Die Züge desselben mußten einst gar lieblich gewesen sein, jetzt erschienen sie verwelkt und verschwommen. Aber lauteres Wohlwollen glänzte aus den hellgrauen Augen, über denen die Brauen wie verwischt waren. Den blassen Mund umspielte ein schöner Ausdruck von unerschöpflicher Geduld und Leidensfreudigkeit. Die Fremde trug ein schwarzes fadenscheiniges Kleid und einen kleinen altersmüden türkischen Shawl. Ihre Hände staken in grauen, gewirkten Handschuhen und hielten mit ausgesuchter Zierlichkeit ein winziges Parasölchen.

Der junge Mann an ihrer Seite sah ihr ähnlich, nur hatte er schöne dichte Augenbrauen und dunkelrothe Lippen. Im Uebrigen war sein glatt rasirtes rundes Gesicht ganz farblos. Lange schlichte aschblonde Haare umgaben es und verdeckten zur Hälfte eine mächtige Stirn. Der breitkrämpige Hut saß im Genicke, ein weiter zurückgeschlagener Ueberrock, der ihm bis an die Fersen reichte, umwallte ihn. Die ganze Erscheinung, das sanfte Antlitz, besonders aber der Blick der klaren blauen Augen, hatte etwas priesterlich Stilles und in sich Gesammeltes.

Marie war aufgestanden und verneigte sich vor der Gesellschaft, die nun herangetreten war. Sie fühlte sich seltsam bewegt, und ein Schauer der Ehrfurcht durchrieselte sie, als der Kanzleirath mit bedeutender Geberde auf das ihr unbekannte Paar wies, und in einem Tone, der von Hochachtung ganz durchdrungen war, sprach: „Der Herr Schullehrer und seine Mutter."

XI.

Man wechselte herzliche Glückwünsche einerseits und Danksagungen andererseits für die Beweise von Theilnahme, die Herr und Frau Kanzleirath während der Zeit von Josepha's Krankheit gespendet hatten. Der Schullehrer und seine Mutter verhielten sich stumm, er vor sich niederschauend, sie mit gütigen von Marie zu Josepha und von dieser wieder zu jener wandernden Blicken. Sie wandte, nachdem man sich verabschiedet hatte, wiederholt den Kopf, und Marie vernahm Ausrufungen, die für sie keinen oder nur einen dunkeln Sinn hatten: „Verkörpertes Idyll! Poetisch! Rührend! Moderne Nausikaa!"

Sie setzte sich zu ihrer Mutter und sprach nach langem Schweigen: „Also — so ist er?"

„Wer denn?“ fragte Josepha, im Begriff zu einem kleinen Schläfchen einzunicken.

„So ist er!“

„Wie hätt' er denn sein sollen?“ murmelte die Alte schon halb im Traume, ohne sich weiter zu erkundigen, von wem die Rede war.

„Wie der Erzengel Michael auf dem Altarblatt,“ lautete die Antwort. „Und seine Mutter habe ich mir vorgestellt wie die heilige Monika.“

Auch den nächsten Vormittag und alle folgenden brachte die Reconvalescentin auf der sonnenbeschienenen Bank vor dem Hause zu, und jeder Bekannte, der am Thor des Hofes vorüberkam, trat ein, um einige Worte mit ihr zu wechseln. Es plauderte sich so gut in dem freundlichen Raum. Er war gegen die Dorfstraße und gegen die übrigen Wirthschaftsgebäude zu beiden Seiten mit Mauern abgeschlossen, die von Wein- und Pfirsich-Spalieren überdeckt waren und bis zu einer steilen grünen Böschung liefen, vor der sich ein Wiesenplatz befand. In der Mitte desselben, zwischen zwei Blumenbeeten, stand ein Kastanienbaum von unvergleichlicher Schönheit. Einen weiten Kreis umspannend, reichten seine ausgespreizten Aeste bis an die Erde, und hoch gegen Himmel ragte die Spitze seines prachtvollen Wipfels. Eine Welt für unzählige fliegende und kriechende, singende, summende Existenzen, dieser Baum, der strotzend in Gesundheit und Kraft so stolz die Last und den Schmuck seines üppigen dunkeln Laubes und seiner überreichen Blüthen trug.

Josepha war alt geworden, ohne sich mit Naturbeobachtungen befaßt zu haben; aber nun, als sie dem grünen Riesenjüngling in gebotener Unthätigkeit gegenüber saß, bemerkte sie zu ihrem Erstaunen, daß allerlei verschiedene Dinge vorgehen können auf einem und demselben Baum. Es gab dort immer etwas zu sehen und zu hören. Ein paar Finkennester mußten im Gezweig verborgen sein, denn täglich konnte man auf einen Sängerkrieg zwischen den Herren und Rittern der brütenden Weibchen zählen. Hoch oben im Wipfel hatte ein Stieglitzpaar sich angesiedelt. Die Gemahlin, eine phlegmatische Natur, der Gatte unstät und neugierig, immer in Bewegung, unter dem Vorwand, für seine Familie die Nahrung herbeischaffen zu müssen. Er flog aus und ein, genoß sein Leben und kümmerte sich um die Streitigkeiten der Nachbarn nur, um sich über sie lustig zu machen. Wenn die einander am Kragen packten und wirbelnd zur Erde niederstürzten, schwang er sich auf einen hohen Zweig und rief spöttisch: Stieglit! Stieglit!

Und wieder über ihn und über sein buntes Gefieder und über sein zierliches Liedchen zuckte ein alter Spatz verächtlich die Flügel. Er hatte sein zerzaustes Nest im niedern Gezweig des Baumes stehen, brütete und klatschte abwechselnd mit seinem Weibchen, verzärtelte mit ihr zur Wette seine ungezogene Nachkommenschaft, machte Jagd auf ehrwürdige Hummelmütter und paddelte sich oft dicht vor Josepha's Füßen im feinen Sande des Hofes.

Die Genesende dankte es den Menschen nicht, die sie stören kamen in ihren bequemen duseligen Betrachtungen. So recht eigentlich Freude hatte die Müde doch nur an dem Beisammensein mit ihrer Marie. Diese wurde von der Mutter nie ohne die vorwurfsvolle Frage entlassen: „Gehst schon?“ und wenn sie

wiederkam, um Josepha in's Haus abzuholen, da hieß es regelmäßig: „Na — endlich!"

„War Niemand bei Euch, Mutter?" fragte dann Marie, und erhielt sehr oft zur Antwort: „Der Herr Dechant, der Herr Vicar, die Frau Kanzleiräthin" — und so weiter. Fast täglich jedoch war der Besuch der Frau Judica Wellner zu melden. Marie hätte gern gewußt, wovon denn die beiden Frauen sprachen; aber eine Scheu, die ihr selbst merkwürdig vorkam, hielt sie ab zu fragen, und Josepha verlangte nach all den ertheilten Audienzen nichts besseres, als den Rest des Tages schweigen zu können.

Eines Sonntags, am Nachmittage, Josepha war schon nach Hause zurückgekehrt, und saß ganz klein zusammengebückt in einem würdigen Lehnstuhl, der auf expressen Befehl der Fürstin aus der Rumpelkammer des Schlosses herbeigeschafft worden war. Da faßte sich Marie ein Herz und machte eine bedauernde Bemerkung über das heutige Ausbleiben Frau Wellners.

Aber der undankbaren Alten war dieses Ausbleiben gerade recht. Die gute Wellner langweilte sie am Ende, sie brachte immer dieselben Geschichten vor und alle drehten sich um ihren Sohn.

Marie schob der Mutter den Schemel unter die Füße, glättete die Decke auf ihren Knieen, stellte eine Schleife des Haubenbandes, die umgekippt war, wieder auf und sagte langsam und bittend: „Geht Mutter, laßt mich auch einmal eine solche Geschichte hören."

Ihr Wunsch blieb unerfüllt. Es fiel Josepha nicht ein, von „dem Zeug" zu sprechen. Sie pries sich glücklich, einmal einen ganzen Tag lang nichts davon hören zu müssen.

Das Wort war kaum ausgesprochen, als sich ein leises, äußerst rücksichtsvolles Pochen an der Thür vernehmen ließ und gleich darauf Dame Judica eintrat.

Sie entschuldigte sich sehr, daß sie heute Vormittag nicht habe kommen können; aber die Messe hatte so lange gedauert, und nach derselben mußte das Haus bestellt werden. Wie freute sie sich jetzt, daß ihr das seltene Glück widerfuhr, die beiden Frauen zugleich anzutreffen. Sie wollte in ihrer Höflichkeit auf einem Holzsessel Platz nehmen, und es kostete Marien viele Mühe, sie endlich doch auf das Sopha zu nöthigen. Dieses war kürzlich mit gleißendem, schwarzem Wachstuche überzogen worden, weil das, wie der Sattler versicherte, jetzt so modern ist. Judica konnte nicht umhin es zu bewundern, obwohl sie in ihrem seidenen Fähnchen auf dem glatten, fest wie das Fell einer Trommel gespannten Ding gar keinen festen Halt zu gewinnen vermochte.

Sie ertheilte auch dem spiegelhellen und spiegelblanken Zimmer großes Lob, nicht minder der Hochzeitstruhe, dem Kasten am Pfeiler zwischen den Fenstern und den Tassen, die auf dem Kasten standen. Aber nun — was entdeckte sie nun? ach, wie hübsch war das! — Eine dieser Tassen bekundete sich als Zwillingsschwester derjenigen, die Anton seiner Mutter zum letzten, dem fünfzigsten Geburtstag verehrt hatte.

Er war ihren Lippen entflohen, der geliebte Name, und Josepha hatte alsbald die Bosheit dergleichen zu thun, als ob sie ein Gähnen unterdrücke, und

schloß die Augen, während Marie die ihren weit öffnete, und die Rednerin fortfuhr: „An Aufmerksamkeit läßt mein Anton es nicht fehlen. Ueberhaupt habe ich alle Ursache, Gott zu danken, der ihn werden ließ, wie er ist, wenn ich bedenke, was für ein wilder Junge er war.“

„Wild? der Herr Schullehrer waren ein wilder Junge?“ fragte Marie gespannt und etwas ungläubig.

Judica erhob ihre Augen und ihre Hände gegen Himmel: „Ach liebe Frau! der hat mir etwas aufzulösen gegeben! Sie würden staunen, wenn Sie hörten ... Aber,“ unterbrach sie sich mit einem schüchternen Blick auf Josepha, „Ihre Frau Mutter kennt diese Geschichten.“

„Meine Mutter schlaft, sie schlaft sich jetzt gesund,“ bemerkte Marie entschuldigend, und dabei äußerte sich in ihren Mienen eine deutliche Bitte, die Judica alsbald erfüllte.

Einem so aufmerksamen Auditorium gegenüber verfährt man jedoch gründlich: dem erzählt man nicht Geschichten, sondern Geschichte, und nicht erst bei der ihres Sohnes, schon bei ihrer eigenen begann Judica.

Sie war die jüngste von sechs Töchtern des Directors einer Volksschule in Wien. Zu fünfzehn Jahren hatte sie sich mit dem damaligen Lehrer Wellner verlobt und zehn Jahre hatte ihr Brautstand gedauert. Im elften war es dem geliebten Mann endlich gelungen, die langersehnte und erhoffte Stelle eines Gymnasial-Professors gleichfalls in Wien zu erlangen, die es ihm möglich machte, einen Hausstand zu gründen und seine Verlobte heimzuführen.

Judica wußte, daß Marie in ihrer Ehe kein Glück gefunden hatte; so sprach sie denn von demjenigen nicht, das ihr in der ihrigen erblüht war. Sie glitt rücksichtsvoll über diese Periode ihres Lebens hinweg und kam gleich bei den Schmerzenstagen an, die dem Tode ihres Mannes folgten. Anton stand im neunten Jahre und war ein Wildfang wie es je einen gab. Selbständig von klein an, lief er am Sonntag von einer Kirche zur anderen — nicht aus purer Andacht, leider; der Gesang, das Orgelspiel, die übten Zaubermacht auf ihn. Er wußte genau Bescheid über jedes Graduale, jede Motette, die er gehört hatte, und niemand ahnte, wie er dazu gelangt war — es flog ihn so an. Einmal kam er nach Hause gestürmt, und schrie: „Mutter, ich will Regens chori werden!“ Die Mutter hatte davon einen Todesschreck.

Eines stand ihr fest — sein Beruf war der des Lehrers und Erziehers. Von frühester Jugend an hatte er sich bei ihm geäußert. Er schnitt Puppen aus Papier — das waren seine Schüler, stellte sie in eine umgekehrte Fußbank — das war der Schulsaal und hielt ihnen Vorträge, sprach ihnen zu Gemüth, und belohnte oder bestrafte sie. Zu vierzehn Jahren hatte er schon Unterricht gegeben, die Kinder liebten und fürchteten ihn und liefen ihm zu, ohne daß er sich besonders um ihre Gunst bemühte. Sein Weg war ihm deutlich vorgezeichnet, da fiel es ihm ein plötzlich einen andern einzuschlagen! — Mit Leidenschaft warf er sich denn auch auf die Musik, und es war nur ein Glück, daß er seine anderen Studien darüber nicht vernachlässigte. Die Gefahr, vor der Judica gezittert hatte, ging vorbei. Dafür freilich kam mehr als eine andere, und wenn sie nicht gekommen wäre, hätte Anton sie aufgesucht. Wie ward

seiner armen Mutter eines Tages, als sie durch dumpf dröhnende Feuersignale an's Fenster gerufen, gerade noch den letzten im Galopp hinsausenden Wasserwagen gewahren, und in einem der Feuermänner, die an dem Gefährte hingen, wie Bienen am Stock, ihren Sohn erkannte!

„Und das Alles," sprach Judica, „war noch immer nicht das Schlimmste. Das Schlimmste für mich war die Zeit, in welcher er sein Freiwilligen-Jahr abdiente ... Da schien er dem Militär-Leben und -Wesen ordentlich Geschmack abzugewinnen, und ich wartete nur auf den Augenblick, in dem es heißen würde: „Mutter, ich will Soldat werden!"

Sie drückte ihre Hand an ihre Brust, nachträglich noch erschaudernd: „Mußte ich doch einmal das furchtbare Wort von ihm hören: „Der schönste Tod ist der auf dem Schlachtfelde!" — Da wies ich ihn aber zurecht: „Mir wäre nur leid," sagt' ich, „um Denjenigen, der pflichtgemäß an mir zum Mörder hätte werden müssen!" ... Nun — auch die soldatische Neigung verflog, wie früher die musikalische, doch gab es immer noch so Manches zu bekämpfen ... Ja, liebes Kind, ein Jüngling, ein werdender Mann! was nicht Alles in dem kocht und gährt, welcher Thatendrang, welche Genußsucht ... Was die letztere betrifft, zum Beispiel, so fehlte nicht viel, und er hätte die Gewohnheit angenommen, zu rauchen und Wein zu trinken ..."

„Das scheint mir aber nichts so Unrechtes," wandte Marie ein.

„An sich nicht, und gegen Zahnschmerzen oder öden Magen halte ich auch immer ein paar Cigarren und eine Flasche Weines im Hause; aber Jemandem, der, wie ein Dorf-Schullehrer, so viel mit Menschen verkehrt, denen es am Nothwendigen gebricht — steht es nicht wohl an, sich Ueberflüssiges zu gestatten. Man schämt sich ja ohnehin seines Behagens," fügte die Professorin im Flüstertone hinzu, „gegenüber der großen Armuth, die hier herrscht, und möchte jeden Mühseligen und Beladenen um Verzeihung bitten, daß man so mit schlenkernden Armen an ihm vorübergeht. Wir Städter meinen immer, bei uns wohne das wahre Elend. Ich finde es auch hier; aber hier leiden die Menschen stumm, und brechen klaglos zusammen, als ob sich das von selbst verstände."

Die Professorin senkte die Augen auf ihre gewirkten Handschuhe und zog den Shawl fester um die Schultern. „Es sieht übermüthig aus, ich weiß es, Seide zu tragen und türkisch Zeug; doch glauben Sie mir, es sieht nur so aus, im Grunde geht es sehr ökonomisch zu bei der Beschaffung meiner Toilette, und eine Müßiggängerin wie jetzt, war ich nicht immer. Wenn ich mich auch nicht rühmen darf, mich ernstlich geplagt zu haben, eine Zeitlang wenigstens hatte ich das Glück, meinen kleinen Haushalt von dem Erlös meiner Arbeit erhalten zu können. Ich trieb sie eigentlich nur zu meinem Vergnügen — ich verfertigte künstliche Blumen, die mir merkwürdig gut bezahlt wurden."

Marie warf einen Blick der liebevollsten Ehrfurcht auf die zwei Mohnblumen, die an dem Hute Judica's schwankten. Gewiß stammten sie aus der zur Kurzweil betriebenen Fabrik der Frau Professorin.

Nachdem man auf diese Weise eine Stunde verplaudert, erinnerte sich Judica, daß sie ihrem Sohne den Auftrag ertheilt habe, sie abzuholen, und daß er sie vielleicht schon im Hofe erwarten dürfte. Marie trat sogleich an's Fenster, sah

hinaus — wandte sich rasch und sagte über und über erröthend: „Der Herr Schullehrer sind bereits da."

Ja wohl. Der Schullehrer stand vor dem Hause und schaute empor, und als Marie am Fenster erschienen war, hatte sein Gesicht sich verklärt wie beim Anblick einer lieblichen Vision.

XII.

Der Verkehr zwischen Judica und Marie wurde sehr rege, doch blieb anfangs der Herr Schullehrer von demselben ausgeschlossen. Mit unverkennbarer Absicht wählte die junge Frau zu ihren Besuchen bei seiner Mutter die Stunden, in denen sie ihn auswärts beschäftigt wußte.

Später, als das Wetter immer schöner und wärmer wurde, und Josepha auch die Nachmittage im Freien zubrachte, fand die Professorin sich gegen Abend im Hofe ein, und eine halbe Stunde danach kam ihr Sohn, um sie abzuholen. Meistens hatte die alte Josepha schon früher einen Vorwand ergriffen, um sich aus der Gesellschaft, in der es ihr nicht behagte, zurückzuziehen. Marie blieb allein mit Anton und Judica, und das Gefühl einer großen aber bänglichen Wonne, das sie dabei empfand, stumpfte sich auch mit der Zeit nicht ab, im Gegentheil, es nahm beständig zu.

Bisher, wenn sie sich falsch beurtheilt gesehen hatte, war alles Bedauern darüber mit einem Achselzucken erledigt worden. — Du lieber Gott — diese Menschen, was wissen die? Was kann man von ihnen verlangen?

Aber jetzt!

So oft Judica ihre lebhaften, grauen Augen höchst angeregt und wißbegierig auf Marie richtete und fragte: „Wie meinen Sie das, liebe Frau?" — So oft der Schullehrer über eine Aeußerung ihres naiven Pessimismus staunte und nicht begreifen zu können schien, wie ein rasch verdammendes Urtheil, eine schlimme Voraussetzung so unbefangen von Marien ausgesprochen werden konnte, hätte sie vor Beschämung weinen mögen.

Ihre Ueberlegenheit war es doch gewesen, die sie den Andern räthselhaft gemacht hatte. Diesen Beiden gegenüber konnte aber von Ueberlegenheit keine Rede sein. Wenn *diese* Menschen sie nicht verstanden, dann lag die Schuld an ihr, dann war es traurig für sie selbst.

Sie wurde von einer heißen Sehnsucht erfaßt, sich zu den so hoch über ihr Stehenden zu erheben. Mit ungeschickten Worten, mit beklommener Stimme bekannte sie, in einer stillen und vertrauten Stunde der Frau Professorin ihren kühnen — ach unerreichbaren Wunsch und klagte der Verehrten ihr Leid.

Sogleich öffnete Judica ihre schwarzseidenen Arme, preßte Mariens Kopf an den türkischen Shawl und spendete die Fülle des Trostes.

„Ein Unterschied zwischen Ihnen und uns? O liebe Frau, wenn er besteht, so ist's zu Ihren Gunsten. Daß wir etwas gelernt haben, das macht uns zu Ihren Schuldnern. Ja — gewiß! denn Sie plagten sich, indessen wir Muße hatten, uns in aller Bequemlichkeit, unterstützt auf alle erdenkliche Weise, Bildung anzueignen. O liebe Frau, dürften wir Ihnen von derselben Einiges mittheilen, wir würden uns glücklich schätzen!"

Der Sohn dachte in dieser Beziehung genau so wie seine Mutter und war von tiefstem Dank gegen die Frau Wäschmeisterin erfüllt, die ihm gestatten wollte, ihr Tag für Tag zu berichten, womit er heute seine Schulkinder beschäftigt hatte. Er brachte, um es ganz deutlich demonstriren zu können, und dem Gedächtniß Mariens, die sich alle diese Sachen merken wollte, zu Hilfe zu kommen, dünne Büchlein in lichtgrauen und lichtbraunen Umschlägen herbei. Die grauen führten den Namen „Deutsche Sprachschule“ und die braunen den Namen „Lesebuch“. Die besonders wichtigen Stellen, diejenigen, die seine Schüler auswendig zu lernen hatten, waren durch den Herrn Schullehrer mit blauen Strichen bezeichnet worden.

Mariens Neugier wuchs von einem Vortrage zum andern, sie konnte nicht müde werden, Herrn Anton zuzuhören. Als er einst das Wort Weltgeschichte aussprach, bat sie schüchtern und dringend: „O haben Sie die Gnade — erzählen Sie mir die!“

Der junge Lehrer lächelte, und Judica, die neben den Studirenden saß und ein Taschentuch säumte, richtete plötzlich die Augen auf den Hollunderbusch in der rechten Ecke des Hofes.

Marie verstummte in Bestürzung. Sie war sich sogleich bewußt worden, daß sie eine völlig ungehörige Bitte gestellt habe.

Anton brach für heute den Unterricht ab. Seine Gedanken hatten eine ganz andere Richtung genommen, und wie die beschaffen war, das erhellte aus der Art, in welcher er das Gespräch wieder anknüpfte:

„Sie haben sich jetzt wieder erholt, Frau Wäschmeisterin. Vor sechs Wochen aber, da waren Sie blaß wie eine Lilie.“

„Es war gerade nach der Krankheit meiner Mutter.“

„Sie hatten viel ausgestanden, man sah es Ihnen an.“

Er hielt ihre Büchlein in seinen Händen, hielt sie ordentlich liebkosend. Sie begleiteten ihre Eigenthümerin, wie es schien, sogar in's Wäschdepot und ruhten dort wohl stundenlang, denn sie dufteten gar lieblich nach Veilchen und Lavendel.

„Wie hätte es denn anders sein können?“ entgegnete Marie.

„Freilich — nach Allem, was Sie gelitten haben.“

„So muthig gelitten,“ fiel Judica ein. „Wir wußten davon, bevor wir Sie kennen lernten.“

„Muthig?“ sprach Marie, „das weiß ich doch nicht recht. Mir kommt eher vor, ich hab' in der Zeit den Muth oft verloren. Aber alle Wochen einmal ist er mir gewiß wieder gekommen ... am Sonntag, wenn ich in der Kirche Ihr Orgelspiel gehört habe.“

„Am Sonntag in der Kirche?“ wiederholte Anton beseligt und preßte mit begeisterter Zärtlichkeit sein Gesicht in die kleinen Bücher.

„Ich bin gekommen im Sturm, heißt es in der Schrift, und so ist auch Ihre Musik gekommen und hat mich getragen, wenn ich schon gemeint habe: jetzt kannst nicht mehr, jetzt sinkst du um. Und wenn ich nicht mehr im Stande war zu beten, da hat Ihre Musik für mich gebetet.“

Sie schwieg — er schwieg auch, und Judica warf verstohlen einen schwär-

merischen Blick auf die geneigten Häupter der Beiden und gedachte ihrer eigenen Jugend.

Beim Nachhausegehen begann Anton, nachdem er eine Weile stumm neben seiner Mutter gewandert war: „Wie schade, Mutter, daß sie schon eine Wittwe ist!"

„In meinen Augen schadet ihr das nicht," entgegnete Judica.

„In den meinen auch nicht!" betheuerte Anton. „Aber besser wäre es doch gewesen, besonders für sie, wenn ich ihr früher hätte begegnen dürfen — bevor sie noch, zu ihrer Qual und ihrem Unglück, verheirathet war."

„Das ist so eine Sache," sprach Judica nachdenklich. „In der Jugend gelitten zu haben, scheint mir im Grunde für jeden Menschen gut. Und was ihre Ehe betrifft ... Ich frage mich, ob eine Frau, die ihren Mann nicht geliebt hat, auch weiß, was das heißt, verheirathet sein."

„Es fehlte noch, Mutter, daß sie den geliebt hätte!" grollte Anton und war dann eine Weile ganz still. Auf einmal rief er: „Ich bin froh, daß ich ihn nicht gekannt habe! An dem Elenden hätte ich mich vergriffen!"

Judica unterdrückte kaum einen Schrei des Entsetzens. Sie erfaßte den Arm ihres Sohnes: „Wirst Du Deine Wildheit nie bezähmen, Unglücklicher? Wirst Du Dich immer von Deinem leidenschaftlichen Temperament hinreißen lassen? Du, dem das wichtigste Amt anvertraut worden, das ein Mensch bekleiden kann, Du, der Du ein Lehrer sein willst und ein Führer der Jugend!"

XIII.

Während Judica ihren Sohn so energisch zurechtwies, gab es auch eine lebhafte Erörterung zwischen Josepha und Marie.

Seitdem die Letztere „nicht" statt „nit", „ist" statt „is" sagte, von den Umlauten manchmal Notiz nahm und sogar in Büchern las, die keine Gebetbücher waren, nährte die Alte einen bittern Groll gegen sie.

„Sprich, wie sich's für Unsereins schickt!" fuhr sie heraus, und als Marie erwiderte, schlecht und fehlerhaft sprechen schicke sich für gar Niemanden, gerieth Josepha in Zorn. Sie, die sich bisher um die Sprachen und Nationalitätenfrage blutwenig gekümmert, sie, eine geborene Unter-der-Ennserin, die heute noch die Sprache ihres seligen Lakomy auf das Kläglichste radebrechte, fand es ungehörig, daß derselbe Lehrer, der den Unterricht in der Schule in böhmischer Sprache zu ertheilen hatte, außerhalb der Schule deutsch redete. Ganz empörend aber erschien es ihr, daß er sich vermaß, Marien in dieser Sprache zu unterweisen, die sie doch schon als Kind von ihrer Mutter gelernt. Josepha sprudelte Alles heraus, was ihr seit Langem auf dem Herzen lag: ihre Mißbilligung des Umgangs mit den Schullehrersleuten, ihren Hohn über die Bildungsbestrebungen der Tochter, ihre Eifersucht auf deren Liebe zu Judica. Sie warf ihr in einem Athem ihr Alter und ihre Jugend vor.

„Wenn man schon so alt is, lernt man nix mehr! ... Wenn man noch so jung is, sitzt man nit stundenlang mit einem Mann vor'm Haus und plauscht!"

Je mehr Eindruck ihre Rede hervorbrachte, je mehr suchte sie dieselbe zu verschärfen. Mit Grausamkeit fiel sie über die zarten, kaum erwachten Hoffnungen und Träume Mariens her und richtete unter ihnen einen Bethlehemiti-

schen Kindermord an. „Was bild'st Dir ein?" fragte sie, „glaub'st vielleicht, der wird Dich heirathen?"

„Aber Mutter, wer denkt denn daran?"

„Wer seine fünf Sinn' beieinander hat, freilich nit! ... Ein Mann wie der! Hoch in die Zwanzig, einer der aus Wien kommt, der hat seinen Schatz, darauf darfst Gift nehmen."

Marien war zu Muth, als ob sie das Gift bereits genommen hätte. Sie weinte viel und schlief wenig in dieser Nacht. Zum Glück war es just die kürzeste, die es im Jahre gibt. Noch hatte die vierte Morgenstunde nicht geschlagen, noch schwebte die blasse Mondessichel wie ein Wolkenflöckchen am Himmel, und schon erhob sich in Herrlichkeit die Sonne über dem Horizont.

Die junge Frau stand auf, kleidete sich an, schlüpfte an dem Zimmer ihrer Mutter vorbei und hinunter in den Hof.

Sie sah nach ihren Blumen. Das Rosenbeet, von dunkelm Rittersporn eingefaßt, duftete ihr entgegen; eine Feuerlilie hatte über Nacht den Kelch erschlossen, die blühenden Gräser trugen schwer an den großen, glitzernden Thautropfen in ihren feinen Federbüschen. Marie streckte rasch die Hand aus, um die schönste der Rosen zu brechen — und zog sie wieder zurück.

Wie lautete das Verslein, das sie jüngst von dem Herrn Lehrer gehört hatte?

„O Herr in Deinen Hulden ... Laß mich durch diese Welt ..." Sie wußte nicht weiter, sie wußte nur noch den Schluß:

... „Das Kreuz auf meinem Rücken
Getrost des Weges gehn,
Kein Blümlein vorschnell pflücken,
Und keines übersehn."

Er hat recht! Blühe du dich nur aus, du Blumenkönigin. Wer wird auch Rosen pflücken. wenn er nicht weiß, wem er sie schenken soll?

Marie ging auf den Kastanienbaum zu, schob zwei seiner Aeste auseinander, und wie in einen Dom trat sie unter seine hochragende Kuppel. Auf eine schmale Bank, die den Stamm des Baumes umgab, ließ sie sich nieder und blieb eine Weile regungslos, die Arme um die Kniee gespannt, die Hände verschränkt.

Plötzlich raffte sie sich auf.

Nein! Die Gedanken, die ihr jetzt im Sinne lagen, die mußten fort! Die durften sie nicht begleiten durch's lange Tagewerk. Sie zog ein Buch aus ihrer Tasche, und trotzig, als gälte es einen recht festen Entschluß durchzusetzen, in einer Hand das Buch, die andere zur Faust geballt, begann sie:

„Das tiefe Thal, des tiefen Thales, dem tiefen Thale, das tiefe Thal." Eine kleine Pause — Wiederholung, und nun auswendig: „Das tiefe Thal ... dem tiefen — das ... dem ..."

„Des tiefen Thales," klang es, bescheiden berichtigend von der anderen Seite des Baumes herüber, und Marie erbebte.

„Mein Gott! — Sie sind da, Herr Schullehrer?"

Sie hatte sich in großer Verwirrung erhoben und in nicht geringerer stand er vor ihr, den Hut in der Hand.

„Ich bin da, verzeihen Sie, Frau Wäschmeisterin, ich bin schon lange da. Ich habe Sie aus dem Hause treten, Sie hierher kommen sehen, und studire die ganze Zeit, wie ich es anfange, Ihnen ein Zeichen meiner Anwesenheit zu geben, ohne Sie zu erschrecken ..."

Er sprach leise und ungewöhnlich schnell. „Ich konnte heute Nacht nicht schlafen, ich hatte schwere Träume, und weil der Morgen gar so schön war, lockte es mich hinaus, und als ich am Thor des Hofes vorbei kam und es nur eingeklinkt fand, da lockte es mich herein ... Und dann hört' ich einen Finken so merkwürdig schlagen, so ganz merkwürdig schön ... „Harzer Gutjahr" nennt man diesen Schlag. Hören Sie nur — jetzt hebt er wieder an ..."

Er schien erfreut, dem kunstreichen Sänger das Weiterführen der Unterhaltung überlassen zu können. Marie aber befand sich selbst in viel zu großer Verlegenheit, um die seine zu bemerken. Es verdroß sie, daß sie von ihm belauscht worden war beim Auswendiglernen einer Lection. Ihn mit Resultaten zu überraschen, machte ihr Vergnügen, aber wozu brauchte er zu wissen, wie mühselig diese Resultate errungen wurden? Jetzt schämte sie sich vor ihm, schämte sich ihrer Lernbegier, die ihr mit einem Male läppisch und lächerlich vorkam, und als er nach einer langen Pause zögernd begann:

„Ich muß nochmals um Entschuldigung bitten — ich habe Sie in Ihrem Fleiße gestört —" fiel sie erröthend ein:

„Ach, mit meinem Fleiß! ... Was kommt dabei heraus? ... Ich bin zu alt, um noch etwas zu lernen."

Da widersprach er mit solcher Ueberzeugung, daß sie, schon weniger kleinlaut, sagte: „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie wir aufwachsen, wir Frauen auf dem Land. In der Stadt wird es gewiß ganz anders sein, dort ..." sie hielt inne und dachte: dort, wo er seinen Schatz hat!

„Die Mädchen in der Stadt lernen allerdings mehr; die, aus dem Volke nämlich. Die vornehmen Fräulein aber, die lernen entweder sehr viel, oder nichts ... Eine kenn' ich, die sehr viel gelernt hat."

Die war's!

Marie zweifelte keinen Augenblick, die besaß sein Herz. In wie verhüllter Weise, wie scheinbar unbewegt er auch von ihr gesprochen hatte, Marie wußte es: Die war's!

„Wie heißt sie?" fragte sie und erschrak über die Kühnheit, mit der sie ihn zur Rede stellte, und über den scharfen Klang der eigenen Stimme.

Er blickte nicht ohne Bestürzung zu ihr nieder und antwortete: „Sie heißt Aglaja."

„Ein schöner Name; aber mir scheint, er steht nicht im Kalender."

„Er ist griechischen Ursprungs und bedeutet: die Glänzende; ihn führte eine der drei ..."

„Aber ich bitte," unterbrach ihn Marie, und war ungemein traurig. „Setzen Sie sich doch, wenn Sie so gut sein wollen und wenn Sie Zeit haben, Herr Schullehrer."

Der Einladung wurde ohne Zögern Folge geleistet. Anton sah seine liebliche Nachbarin von der Seite an und sprach:

„Ich wünschte so sehr, daß Sie mein ganzes Leben kennten, daß Sie Alles von mir wüßten, Frau Wäschmeisterin.“

„Und von dem Fräulein Aglaja,“ fügte sie leise hinzu und horchte gespannt, was nun kommen würde.

„Meine Mutter,“ begann er, „will es nicht Wort haben, doch ist es so — wir darbten meine ganze Kindheit hindurch. Trotz des beispiellosen Eifers, mit dem sie sich an ihre Blumenarbeit hielt, darbten wir. Ich mußte vierzehn Jahre alt und ein großer Bursche werden, bevor ich ihr eine Stütze sein und meinerseits durch Unterricht, den ich jüngeren Schülern gab, etwas verdienen konnte. Später dann ging es besser, ich verschaffte mir gute Lectionen, und zu zwanzig Jahren traf mich ein Glücksfall. Ich wurde durch einen meiner Professoren in ein reiches Haus, als Lehrer des Contrapunkts empfohlen — das ist die Kunst des Tonsatzes, das heißt gleichsam ...“

Wieder unterbrach sie ihn mit respectvoller, aber entschiedener Ungeduld: „Sprechen Sie von dem reichen Haus, Herr Schullehrer.“

„Reich und — arm. Der Herr desselben hatte eine geliebte Frau und drei Kinder besessen, und Alles verloren, bis auf eine einzige Tochter. Die machte nun sein ganzes Leben aus ... Sie war auch schön und hochbegabt ...“

„Und die nahm bei Ihnen Unterricht in dieser Kunst des — — wie haben Sie gesagt?“

„Des Tonsatzes — die Kunst, mehrere Stimmen ...“

„Hat sie gut gelernt und oft, und wie alt war sie?“ fiel die unermüdliche Fragerin hastig ein, und ihre Wangen brannten.

„Siebzehn Jahre.“

Marie seufzte: „Jetzt weiß ich schon — sie hat sich halt in Sie verliebt.“ —

„Und ich mich in sie, und ich war sehr unglücklich.“

„Warum denn unglücklich?“

„Weil ja nicht die geringste Hoffnung für mich vorhanden schien ... Die Tochter eines reichen Mannes und ein armer Lehrer! ... Ich schwieg, nahm mich zusammen — bis ich mit einem Schrecken, der halb dem Himmel und halb der Hölle angehörte, entdeckte, daß auch sie mir gut war.“

„Und was haben Sie ihr dann gesagt?“

„Ihr nichts, meiner Mutter — Alles; und die that, worauf ich gefaßt war, sie sprach: „Du betrittst das Haus nicht mehr.“

„Haben Sie das über's Herz gebracht?“

Er nickte: „Ich schrieb, ich log. Ist Ihnen noch nie aufgefallen, daß lügen manchmal Pflicht ist? Man kann sich nicht anders helfen, man muß die Lüge anwenden wie eine ekelhafte Medicin ... Ich log, daß Mangel an Zeit mich zwinge, die Lectionen aufzugeben. Nachdem der Brief abgeschickt war, meinte ich: Jetzt ist das Leben aus! Jetzt kann nichts Wichtiges sich mehr ereignen ... und, denken Sie, ein paar Wochen danach geschah — ein Wunder. Der Vater Fräulein Aglaja's kam zu uns. Sie war nicht getäuscht worden durch meinen Brief, sie hatte die Wahrheit errathen, ihrem Vater Alles gestanden, und — heute noch weiß ich nicht, wie es ihr gelang — seine Einwilligung errungen. Er gab sie, ich vernahm es wie im Taumel, ich hielt mich für toll und wahn-

sinnig, während er sprach — ich lachte nur, als er einige Bedingungen stellte, so geringfügig, so außer allem Verhältniß zu dem, was er dafür verhieß, erschienen sie mir. Meinen Beruf sollt' ich aufgeben — ich hatte ja keinen mehr als den, sie zu lieben und anzubeten. In's Comptoir sollt' ich und mich dort allmälig zum Geschäftsmanne qualificiren — das kam mir sehr leicht vor, ein Hohlkopf, der es nicht träfe! — Endlich hatte ich tiefstes Schweigen über mein Glück zu bewahren."

„Ich sage nicht mehr nein, aber ich habe noch nicht ja gesagt, sprach der Banquier, Sie sind so jung, an eine Verbindung kann erst in Jahren gedacht werden, ich will vorher keine Glossen über die Sache hören!"

Hatte er nicht Recht? konnte ich anders als auch darin seinen Willen freudig ehren? . . . In seiner Gegenwart sah ich Aglaja täglich, vor Fremden waren wir einander fremd, und eigentlich wäre ich von allem Anfang an gern aus ihren Gesellschaften fortgeblieben. Aber sie duldete es nicht. Das Fest war ihr kein Fest, wenn sie mich nicht anwesend wußte. Wie ein Crösus, der außer dem Reichthum, den er zur Schau trägt und um den er beneidet wird, im Geheimen ein Gut verbirgt, echter, sicherer als all sein übriger Besitz, so wollte sie mich da wissen, versteckt im Gewühl, mit meinem Herzen voll unendlicher Liebe für sie. Gefeiert und umringt, lachend und scherzend rauschte sie in ihrer Pracht an mir vorbei und warf mir einen verstohlenen Blick zu, und ich bildete mir ein, daß ich glücklich war . . . Und später als ich mir das nicht mehr einbilden konnte, dann freute ich mich, daß ich litt, um sie leiden durfte . . .

Meine Mutter besuchte das Haus nicht . . . Anfangs war dort nicht die Rede von ihr, und das fiel mir nicht auf . . . So verblendet war ich, so verzaubert und ein solcher Narr, daß mir das nicht auffiel . . . Einmal aber — ganz überraschend, kam Aglaja mit ihrem Vater zu uns . . . Sie war wunderschön; einfach gekleidet, wie ich sie nie gesehen, die Wangen von der Winterkälte geröthet. Sie, die sonst die Straße nicht betrat, war zu Fuß in unsere entlegene Vorstadt gekommen . . ."

Marie zuckte die Achseln, sah trotzig vor sich hin, und sprach mit aufgeworfenen Lippen:

„Diese große Gnade!"

„Und wie liebenswürdig benahm sie sich meiner Mutter gegenüber! . . . Ich hätte vor sie hinknieen und ihr göttliche Ehren erweisen mögen . . . Es schnitt mir in die Seele, daß meine Mutter, meine gütige Mutter, kein liebreiches Wort für sie hatte — und kein Wort des Lobes, nachdem der holde Besuch uns verlassen. — Es schnitt mir in die Seele, daß ich mir denken mußte: was ich nicht begriff: Die Geliebte hat meiner Mutter mißfallen!"

„Ganz mein Geschmack! Mir hätt' sie auch nicht gefallen," rief Marie.

„Warum? Sie wissen ja noch nicht, was kommt, und wozu ich, um es zu erfahren, zwei Jahre gebraucht habe: daß sie mich im Grund nicht liebte, sich's nur eingebildet hatte in ihrer überspannten Phantasie, daß sie, als ein verwöhntes Kind, das sie war, statt unter ihren vielen Bewerbern zu wählen, einen haben wollte, den sie dem väterlichen Widerstand erst abringen mußte und der im Werthe sank, nachdem der Widerstand aufgegeben war."

„Wissen Sie was?“ sagte Marie munter und zwinkerte mit den Augen: „Der alte Herr war gescheit.“

„Sehr gescheit,“ bestätigte Anton, „aber mir ist seine Klugheit hoch zu stehen gekommen... Sie sollen alles von mir wissen, habe ich gesagt, und halte Wort. Als ich meine Sache schon für verloren ansah, gab ich doch den Kampf nicht auf... Die Arbeit in der großen Geldfabrik war mir ein Greuel, ein Greuel auch das Zusammenleben mit Rechenmaschinen, die sich für Menschen hielten. Ich vertiefte mich in diese Arbeit und vertrug mich mit diesen Menschen... In den seidenen Gemächern des Banquiers schmachtete ich nach den kahlen Wänden im Stübchen meiner Mutter. Unter den hohlen und leichtfertigen Puppen, mit denen Aglaja umging, hatte ich das brennende Heimweh nach meinen armen Cameraden, nach meinen Schülern. Es gab rohe und borstige Gesellen unter ihnen, aber sie lebten, sie rangen; sie kämpften mit der Noth des Daseins, sie standen an den Quellen, aus denen das allgemeine Menschenschicksal strömt... Die Andern! — ja, die kennen von diesen Quellen nur den verfälschten Tropfen, der ihnen aus zehnter Hand im goldenen Becher gereicht wird... All' das wußte ich schon — es war mir so klar wie heute, und dennoch klammerte ich mich an meine Liebe ... Sie ist kalt, sie ist nichtig, sie hat nicht mehr Empfindung als ein Schmetterling, und dennoch — dennoch! ... Zuletzt sagte ich: „Wählen Sie! — Die Armuth mit mir, oder den Reichthum ohne mich.“ — Sie entschloß sich nicht gleich, ich glaube, daß sie einige Tage lang mit dem Gedanken gespielt hat, die Frau eines Schullehrers auf dem Lande zu werden — aber sie entschloß sich doch, und — gab mich frei.“

Wie von einem Alp befreit, athmete Marie tief und selig auf, und er fuhr fort:

„Sie *gab* mich frei, deshalb *war* ich es aber noch nicht. — Noch in Jahren nicht — ich habe sie noch lange geliebt, noch geliebt, nachdem sie schon verheirathet war ...“

„Und noch gesehen?“

„Aus der Ferne, manchmal, aber nie wieder gesprochen, mich nur im Stillen gekränkt und gesehnt. Der Schmerz um sie wollte nicht weichen. Er war noch nicht ganz überwunden, als ich hierherkam ...“

„Und — jetzt?“

Er breitete seine Arme aus und blickte mit ganz verklärten Augen in das grüne Gezweig: „Vorbei! — Ich bin genesen! ... Und niemand Anderes hat mich geheilt als Sie!“

Kühn wie ein Held und zuversichtlich wie ein Mann ergriff er ihre Hand, „vollenden Sie ihr Werk ... heirathen Sie mich — ich brauche eine Frau, die mich nimmt, wie ich bin, mit meinen vielen Schwächen, mit meinem wenigen Guten. Eine Frau, die meinen Schülern eine Mutter, meiner Mutter eine liebe Tochter sein will ... Wollen Sie? darf ich hoffen? ...“

„Gott im Himmel!“ rief Marie.

Er sprang auf, sie hatte den Kopf an den Stamm des Baumes gelehnt und blickte unter Thränen zu ihm empor ...

Unnennbare Glückseligkeit, unbegreifliche! — Sie war sechzehn Jahre alt,

sie hatte nichts erlebt, nichts erlitten, die Zukunft lag vor ihr wie vor einem Kind — im Morgenschein. Die Welt war ein Paradies, bewohnt von guten Menschen, und der Beste unter ihnen stand vor ihr glühend vor Wonne und Begeisterung und nannte sie seine Braut.

XIV.

Der Schullehrer, der sich bisher nicht hatte rühmen dürfen in Josepha's Gnaden zu stehen, genoß von der Stunde der Verlobung an ihre ausbündige Hochachtung. Sie entdeckte plötzlich, er sei das Muster eines Mannes, dem gerade nur sein Recht geschehe, wenn man ihm den Rang neben den höchsten Persönlichkeiten im Orte anweise.

Sie verbrauchte an einem Tage mehr Worte des Lobes für Anton als seine eigene Mutter im ganzen Jahre. Diese war nur bemüht die Auslagen an Wohlwollen, die sich die Schwiegermutter zu Gunsten des Bräutigams verursachte, durch eben solche zu Gunsten der Braut zu decken, und so entstand ein Austausch von Complimenten, deren Anzahl und Temperatur nichts zu wünschen übrig ließ.

Bei der Bevölkerung des Dorfes erregte die bevorstehende Verbindung des Herrn Schullehrers mit der Frau Wäschmeisterin lebhafte und nicht unsympathische Theilnahme.

„Daß die Marie immer etwas Apartes haben will, das weiß man ja!"

„Der muß von weit herkommen, der ihr recht sein soll."

„Das erste Mal hat's freilich nicht gut angeschlagen."

„Na, vielleicht wird's dieses Mal besser gerathen."

„Ich wünsch' ihr's, denn ein braves Weib ist und bleibt sie!"

Diese Reden wurden von den verschiedensten Leuten geführt, ein Einziger äußerte sich gar nicht über das Ereigniß des Tages — das war der Alois. Meistens schlich er trübselig umher, brachte die Pfeife nicht aus dem Munde und rauchte wie ein Schlot. Dann wieder lachte er laut auf ohne Grund. Am dritten Tag erschien er, um Frau Waltern seine Gratulation darzubringen, und am vierten erfuhr man, daß er einen längst geplanten Schritt ausgeführt, und mit der Schwester seiner Verstorbenen Verspruch gehalten habe. Barbara trug diese Nachricht in's Waschhaus, und machte dazu die wegwerfende Bemerkung: „Jetzt wird ihm erst wieder wohl sein, jetzt hat er wieder einen Teufel, vor dem er sich fürchten kann."

Marien that er leid, dieser Tausendkünstler seines Unglücks, und sie fühlte sich von ihrem Unbehagen bei dem Gedanken an ihn nicht befreit durch die Ueberzeugung, daß *sie* ihm nicht zu helfen vermocht hätte.

Das Bewußtsein, Andere ihrem Mißgeschick überlassen zu müssen, bildet das Pförtlein, durch welches die Trauer in die Herzen der Glückseligen schleicht. Ach, und eine Glückselige war sie ja! Der Mann, der ihr Ehrfurcht einflößte, erwies ihr Ehrfurcht, schenkte ihr sein Vertrauen und zog sie zu Rath, und wie in ein höheres, ein lichteres Leben, führte er sie in das Leben seiner Seele ein.

Er hatte keinen Ehrgeiz, oder den größten, den — keinen zu haben. Auf

dem Dorfe wollte er seine Laufbahn beginnen und enden, und sie für eine siegreich zurückgelegte halten, wenn er einst die Kinder der Kinder, die jetzt auf den Schulbänken saßen, um einen Schritt, vielleicht auch nur um den Ansatz zu einem Schritt vorwärts gebracht sähe.

„Vorwärts in der Einsicht, die zur Pflichttreue führt, zur Strenge gegen sich, zur Verachtung niedriger Genüsse und träger Schläfrigkeit im Denken und im Thun," rief er und in seinen blauen Augen glomm ein Lichtschein auf.

„Es gibt eine Entwickelung der Menschen, einen Fortschritt im Guten, und seine gefährlichsten Feinde sind die, die ihn leugnen. Der Glauben an das Gute ist es, der das Gute lebendig macht, und in dem Zeichen dieses Glaubens werde ich kämpfen und auch dann nicht verzweifeln, wenn es mir nicht beschieden sein soll in ihm zu siegen. Was mir nicht gelingt, gelingt vielleicht einem derjenigen, dem ich als alter Mann ein Lehrer sein werde, oder seinem Sohn, oder seinem Enkel."

Wenn er so sprach, trat Marien das Priesterliche seines Wesens, Verehrung erzwingend, entgegen. Sie empfand seine feste, geduldvolle Hoffnungsfreudigkeit wie die Nähe von etwas Heiligem.

In seiner Gegenwart war sie ruhig, verließ er sie, bemächtigte sich ihrer eine unerträgliche Bangigkeit.

„Ihr werdet sehen," sagte sie zu ihrer Mutter, „ich werde mein Glück nicht erreichen. Es kommt nicht dazu."

Die Alte lachte: „Bist närrisch? In ein paar Tagen wirst zum ersten Mal aufgeboten."

—„Und wenn ich zum dritten Male aufgeboten wäre, und wenn ich neben ihm vor dem Altar stände — noch im letzten Augenblick wird etwas geschehen, das mich von ihm wegreißt. Es kann nicht anders sein — für solches Glück bin ich nicht bestimmt, mir kann ein solches Glück nicht blühen."

„Geh weg!" rief die Mutter. „Du red'st recht wie Eine, die verliebt is! Ein Mädel könn'st sein, ein junges dummes, Deinen Reden nach."

Marie antwortete nicht und behielt von nun an ihre selbstquälerischen Gedanken für sich.

So kam der Tag herbei, an welchem die Verlobung in einem kleinen Kreise von Gönnern und Freunden, in der Wohnung der Frau Wäschmeisterin gefeiert wurde.

Ein festlich geschmückter Tisch stand, für zehn Personen gedeckt, in der großen Stube. Die beiden Mütter hatten einander gegenüber an den schmalen Seiten der Tafel Platz genommen, an den breiten saßen rechts von Josepha der Herr Vicar, der in Vertretung des Herrn Dechant erschienen war, der Schulgehilfe, das Fräulein Kanzleirath und Herr Folteneck; links aber das Brautpaar, zwischen Herrn und Frau Kanzleirath. Die letztere hatte sich um keinen Preis entschließen wollen, ihren Hut abzunehmen. Da er ein sehr stattliches Gebäude war, auf dem, wie Gestrüppe auf einem alten Thurme, drei zusammengebogene Straußfedern (allerdings mit mehr Kiel als Bart) ragten, machte sich die Sache sehr imposant.

Im Anfang herrschte spanische Etikette.

Die Braut war still und bleich, ein hoher Ernst ruhte auf ihrer Stirn. Der Bräutigam nicht weniger schweigsam als sie, vergaß Essen und Trinken über der holderen Beschäftigung, sie anzusehen. Der kleine muntere Vicar hatte noch keinen einzigen Witz zum Besten gegeben, und Josepha sich auf dringende Einladungen und Bitten beschränkt, den aufgesetzten Schüsseln doch Ehre zu machen, als die Thür geöffnet wurde und ein Diener aus dem Schlosse eintrat, der zwei Körbe trug, von denen einer zwölf Flaschen Champagner und der andere zwölf Flaschen Bordeaux enthielt.

Seine Durchlaucht, der Fürst, hatten dem Kellermeister Befehl gegeben, die reiche Spende auf den Speisetisch des Waschhauses stellen zu lassen.

Judica gerieth in Bestürzung, als sie zusehen mußte, wie der Auftrag pünktlich erfüllt wurde.

Sie winkte Marien zu sich.

„Gestatten Sie nicht, daß mehr als zwei dieser Flaschen geöffnet werden," flüsterte sie ihr zu. Das ist Vorrath an Wein für Euer ganzes Leben; bei Eurer goldenen Hochzeit darf er noch nicht erschöpft sein ... Zwei Flaschen, liebes Kind, zwei Flaschen höchstens! ... Bringen Sie das Uebrige bei Seite ..."

Marie hätte diesem Wunsche gern Folge geleistet, aber es war nicht mehr möglich. In übereilter Dienstfertigkeit hatten Folteneck und der Schulgehilfe sich bereits mit Messer und Korkzieher über eine Anzahl Champagner-Bouteillen hergemacht und die enthülsten vor Anton hingestellt, der mit souveräner Gleichgültigkeit die Korke gegen die Decke fließen ließ, und das perlende Getränk in die Gläser schüttete, unbekümmert darum, ob einer oder der andere der Herren sich in der Eile vergriff, und statt des Weinglases das Wasserglas hinreichte.

Judica räusperte sich laut, und fragte: „Was thust Du, mein Sohn?" Josepha sagte: „Aber — ich bitt'!" Die Kanzleiräthin sagte nichts. Sie hatte bereits an dem bis zum Rand gefüllten Glas genippt, das Folteneck galant vor sie hingestellt. Champagner war einmal ihre Leidenschaft, sie vermochte nicht zu widerstehen, und ließ nun ihre Blicke, um den strengen Augen, die Judica machte, zu entgehen, wie zerstreut im Zimmer herumschweifen. Der Kanzleirath und der Vicar nickten einander über den Tisch zu und lachten herzlich.

Jetzt hob der Erste sein Glas:

„Meine Herren und Damen, ich bitte um Permission, ein unterthänigstes Hoch ausbringen zu dürfen auf das Wohl der Edlen, die das unsere im Auge hatten, als sie uns dieses köstliche Naß großmüthig zugewiesen. Es lebe Seine Durchlaucht, unser gnädigster Fürst, und hochdessen durchlauchtigste Gemahlin!"

Alle thaten Bescheid und Anton wurde ausgelacht, weil er es mit Wasser that. Der eifrige Schenke, der die andern so großmüthig betheiligt, hatte für sich selbst zu sorgen vergessen.

Rasch wurde noch eine Flasche geöffnet, Antons Glas daraus gefüllt, und es hieß dasselbe auf einen Zug leeren, denn der zweite Toast, zu dem der Kanzleirath die Gesellschaft ermunterte, galt der Braut. Dann kam ein dritter auf den Bräutigam, und ein vierter auf die Brautmütter, und ein fünfter auf die Schuljugend, den Anton ausbrachte.

Seine selige Befangenheit hatte sich in eine noch seligere Heiterkeit verwandelt;

und statt eines sanften Lichtes wie sonst, glühte in seinen Augen ein lebhaftes Feuer.

„Der Jugend!" rief er. „Ich bring's der Jugend, meinen Schulkindern, denen ich mein Leben widmen will, im Verein mit meiner geliebten Frau, meiner Herzensgebieterin."

Judica stand auf, umarmte ihren Sohn und sagte ihm dabei in's Ohr: „Trink' nicht mehr!" Josepha warf ihm eine Kußhand zu, die Kanzleiräthin brach in Thränen aus und knüpfte die Schleifen ihres Hutes auf; ihre Tochter eilte herbei, um ihr dieselben mittelst eines Knotens im Nacken zu befestigen.

Endlich ertönte vom Hofe herauf eine rauschende Musik. Mit schrillen Mißklängen ging es an, und Fräulein Kanzleirath klagte etwas affectirt „O weh! o weh!" Aber der Schulgehilfe bat, sich ein wenig zu gedulden. „Das ist nur im Anfang so, sie werden sich in die Melodie schon hineinarbeiten ... Hören Sie — jetzt wird's eine Polka!" sprach der junge Mann — und „O — sehen Sie, im Hofe tanzt schon Alles!" setzte er, ganz begeistert aufspringend, hinzu.

Richtig, vor dem Hause hatte sich bei den Klängen des Ständchens, das die Dorfmusikanten dem Brautpaar brachten, ein Ball improvisirt.

„Tanzen wir auch!" riefen Mutter und Tochter Kanzleirath, und Folteneck, der sogleich bemerkte, daß Judica und Marie mit dem Vorschlag nicht einverstanden waren, beeilte sich ihn lebhaft zu unterstützen, denn sein liebenswürdiger Charakter verleugnete sich nie.

Im Nu hatten die Herren den Tisch in die Ecke und die Sessel an die Wand gestellt.

Da näherte Judica sich Josephen und flüsterte ihr zu: „Es ist schon zu viel getrunken worden. Ich brächte so gern den Rest des Weines in Sicherheit. Aber wohin?"

Josepha nickte, und deutete nach der Hochzeitstruhe: „Dort wär' Platz."

Anton war jetzt mit seiner Braut an eines der Fenster getreten, hatte es geöffnet, und hielt eine kleine Anrede an die Musikanten. Die übrige Gesellschaft drängte sich um ihn, seine Worte mit Beifalls-Gemurmel begleitend.

Den Augenblick benützten die Verschworenen.

Josepha hob den Deckel der Truhe in die Höhe, und auf die in derselben säuberlich geordnete Wäsche legte Judica rasch die noch verkorkten Flaschen, vierzehn an der Zahl, vorsichtig hin, daß sie dort neben einander lagen wie schlafende Kindlein.

Glücklich war das Werk vollbracht und Josepha steckte den Schlüssel der Truhe triumphirend zu sich, während die Musik den Schluß der schulmeisterlichen Rede mit einem Tusche verherrlichte. Nun aber gingen die schmetternden Fanfarenklänge in die eines gemüthlichen Walzers über, und schon sah man die Frau Kanzleiräthin sich behend ihres monumentalen Hutes entledigen, und von dem Arme Folteneck's, so weit dies möglich war, umspannt, durch den Saal rollen. Das Paar bot einen ungemein erheiternden Anblick. Der Vicar, der neben Josepha auf dem Kanapee Platz genommen hatte, rief: „Bravo.". Der Kanzleirath wiegte sich schmunzelnd hin und her:

„Schaut meine Alte an! Die ist heute wie ausgewechselt. Dem Exempel,

so bedenklich es ist, muß der Gatte folgen. Frau Marie Walter, demnächst Wellner, darf ich bitten?"

Sie konnte nicht anders, als die Einladung ihres vornehmsten Gastes annehmen, aber es fiel ihr schwer. Ihr war feierlich und ernst und keineswegs tanzlustig zu Muthe. Und völlig traurig wurde sie, da sie den schmerzlichen Blick gewahrte, den Anton ihr zuwarf, als sie mit einem Andern zum Tanze antrat. Er schien Einsprache thun zu wollen und sie erwartete es auch, und hätte sich dessen gefreut. Doch meinte der Schullehrer, sogar an solch einem einzigen und nie wiederkehrenden Festtage sei er schuldig für fremdes Vergnügen mehr als für sein eigenes zu sorgen, bemeisterte seinen Unmuth und schwieg.

Auf dem Tisch, an welchem er Marien traurig mit den Augen verfolgend, lehnte, stand noch ihr Glas mit Champagner gefüllt, von dem sie kaum genippt hatte. Er nahm es und lehrte es auf einen Zug.

Sogleich wurde ihm wohl und leicht, ja sogar lustig zu Muthe. Das kommt davon, wenn man sich männlich bezwingt! Und nun gilt's auch ein Uebriges thun. Die Höflichkeit, die seiner Braut durch das Haupt der Familie des Kanzleirathes erwiesen wurde, beschloß er einem Mitgliede derselben zu vergelten. Er ging auf das Fräulein zu, verbeugte sich kurz und unternehmend, und die Beiden flogen durch das Zimmer.

Nun wagte auch der Schulgehilfe Frau Judica ehrfurchtsvoll zu einem Tourchen aufzufordern, das ihm unter der Bedingung zugestanden wurde, daß es bei dem einen verbleibe.

Inzwischen hatte Folteneck seine Dame ohne Unfall bis zum Kanapee gesteuert, auf dem sie sich, sehr erhitzt, zwischen Josepha und dem Vicar niederließ. Es war aber keineswegs ihre Absicht sich bereits Ruhe zu gönnen. Vielmehr wartete sie nur den Moment ab in dem Anton aufhörte mit ihrer Tochter zu tanzen, um ihn sehr gnädig herbei zu winken und zu sprechen:

„Herr Schullehrer, nun wir Zwei!" Er war im Begriff auf Marien zuzueilen, die der Kanzleirath so eben sittiglich zu einem Sessel geleitete, als dieser Ruf an ihn erging. Wie vom Donner gerührt blieb er stehen. Eine große Empörung gegen das Geschick bemächtigte sich seiner. Dennoch leistete er Gehorsam stumm und grimmig.

Seine Mutter bemerkte ängstlich, wie die Zornesader auf seiner Stirn schwoll, während er seine schwere Bürde durch das Gemach schleifte.

Er hatte kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als Folteneck sich Marien näherte und sie zum Tanze einlud. Sie erhob sich — sehr langsam allerdings, und nickte nur mit zögerndem Gewähren dem Schreiber zu, der sein Gesicht zum süßesten Lächeln verzog, das ihm zu Gebote stand, und die zierlich gerundete Rechte nach ihr ausstreckte.

Anton sah es — wie durch eine Wolke. Der Champagner begann zu wirken bei dem seiner Ungewohnten, und jagte ihm eine Fluth von unheimlichen Gedanken durch den Kopf ... Immer wird es so fortgehen! raunten sie ... Immer wird sie mit Anderen an dir vorbeischweben, und du wirst immer, wie Sisyphus einen Stein wälzen den Berg hinan ... Einen Stein? nicht doch! Der Berg selbst war es, den Anton vorwärts bewegen sollte. Und das wurde

ihm schwerer von Secunde zu Secunde ... und während er sich an der unlösbaren Aufgabe mühte, entführte ein gelber Unhold die Geliebte. Eine unsagbare Bangigkeit erfüllte seine Brust: „Marie!“ schrie er plötzlich auf. Die wuchtige Dame in seinen Armen zerfloß für ihn in Luft und stand auf einmal allein da, sie wußte selbst nicht wie.

„Welche Unart!“ sprach sie, und erröthete für ihn, oder eigentlich mit ihm. denn sein Gesicht hatte sich beunruhigend dunkel gefärbt.

„Tanzen Sie nicht mehr! Ich bitte Sie! Ich beschwöre Sie!“ rief er seiner Braut zu.

Marie wandte sich betroffen, Judica erschrak und stammelte verweisend: „Mein Sohn! mein Sohn!“ Folteneck kicherte giftig: „Oho — was ist denn das?“

Die Gesellschaft drängte sich zu einen Knäuel in der Mitte des Zimmers zusammen. Anton war allein an einem, Marie mit Folteneck am anderen Ende desselben geblieben. Josepha und Judica condolirten der Kanzleiräthin, die sich für beleidigt erklärte. Der Kanzleirath tröstete seine Frau.

„Geh Alte, komm! tanzen wir die unterbrochene Tour zusammen fertig, und Sie, folgen Sie uns nach mit ihrer Braut, Herr Schullehrer. Sie stilles Wasser, Sie feuerspeiender Vesuv, Sie!“

„Flammen sind's, Herr Kanzleirath, Flammen der Eifersucht, die er speit!“ höhnte Folteneck und mit bebender Stimme erwiderte Anton:

„Scherzen Sie nicht, Herr!“

„Es ist das Beste, das man hier thun kann,“ fiel der Vicar mit Strenge ein.

Diese Zurechtweisung hatte das Mißgeschick — nicht zurecht zu kommen. Sie erweckte die Entrüstung dessen, dem sie zu Theil wurde. Ihn erfaßte das beklemmende Gefühl, daß er von Feinden umringt sei und kämpfen müsse, ein Einzelner gegen Alle.

„Was will ich denn? Einen Tanz mit meiner Braut will ich! Mein Recht fordere ich! ... Aus dem Wege!“ rief er, und drängte vorwärts wie ein Löwe. Alle wichen aus.

„Saperment, jetzt wird's Ernst! Rette sich wer kann!“ scherzte der Kanzleirath mit unzerstörbar guter Laune, ergriff in gespielter Angst die Flucht und stieg auf die Hochzeitstruhe, um von dieser Warte aus die Situation zu beobachten.

Anton sah nicht rechts und nicht links, sondern stürmte unentwegt auf Marie zu.

Diese hatte sich wieder auf ihren Sessel sinken lassen; einen Arm im Schoße, den Ellbogen des andern auf der Lehne des Stuhls. Sie stützte ihr Gesicht mit ihrer Hand und blickte den herantretenden Bräutigam aus weit geöffneten Augen finster und grollend an.

Was ging nicht Alles in ihr vor in diesem schrecklichen Augenblick? Da kam er heran der Mann ihres Herzens, ihrer Verehrung, ihrer Anbetung — und erweckte eine fürchterliche Erinnerung, einen entwürdigenden Vergleich ... Ein Bild stieg vor ihr auf, das an Jahre des Elends mahnte, und der Erniedrigung. ...

„Marie, kommen Sie, Marie!“ rief er, und sie schüttelte den Kopf und antwortete leise:

„Nein — nein.“

„Wie? was sagen Sie? ... Nein?“

„Ich tanze nicht mehr!“

„Nicht mehr?“ wiederholte er bestürzt. — „Mit keinem Andern mehr, aber mit mir tanzen Sie!“

Sie besann sich, zog die Stirn zusammen und — „Auch nicht mit Ihnen,“ gab sie trotzig zurück.

Dicht hinter Anton erscholl Folteneck's spöttisches Lachen: „Einen großen Anlauf haben Sie genommen, um sich einen Korb zu holen. Haha!“

„Einen Korb? ... Marie, das thun Sie mir nicht an — das können Sie nicht! ...“ stammelte der Verhöhnte.

Der Andere aber erhob von Neuem sein teuflisches Gelächter und mahnte eifrig:

„Bleiben Sie dabei! lassen Sie sich nicht jetzt schon tyrannisiren!“

Aus der Brust Antons brach ein dumpfer Schrei des Schmerzes und der Wuth:

„Marie! Wenn Alle wider mich sind — Sie müssen zu mir stehen. Beweisen Sie's! Tanzen Sie mit mir! ... Geben Sie mir die Hand und mehr noch — vor diesen Allen, Marie, geben Sie mir einen Kuß!“

Marie sprang auf.

„Jetzt einen Kuß?“ rief sie. Der böse Geist, der von ihr gewichen war, seitdem sie diesen Mann kennen gelernt, der Geist der Hoffahrt bemächtigte sich ihrer, dräute von ihrem Antlitz ... Anton sah das unheilverkündende Zeichen nicht, oder mißachtete es; in kühner Vertrauensseligkeit beugte er sich zur Geliebten nieder, da — erhob sie die Hand ...

Ein in der Weltgeschichte berühmt gewordener Vorgang, das Gericht, das eine große Königin dereinst an ihrem stolzesten Günstling vollzog, wiederholte sich hier ...

Man vernahm einen leichten Schlag, dann ward es todtenstill. Diejenige, die den Streich geführt, und er, der ihn empfangen, blickten einander an — starr und schreckgelähmt in wortlosem Entsetzen.

Die übrige Gesellschaft blieb gleichfalls stumm. Den Verbrecher Folteneck würgten bereits die Furien der Reue. Was im Busen Judica's und Josepha's vorging, entzieht sich der Beschreibung.

Fast empfand man es wie eine Erlösung, als aus der Gegend der Hochzeitstruhe her ein lautes Krachen ertönte und zugleich Hilferufe sich erhoben.

Es war der Kanzleirath, der sie ausstieß. Er hatte das Mißgeschick gehabt, in den morschen Deckel der alten Truhe einzubrechen, und mit jeder Anstrengung, die er machte, seine ominös gewordene höhere Stellung aufzugeben, sank er tiefer in's Verderben und richtete neues Unheil an. So oft er einen Fuß fest aufsetzte, um den andern heben zu können, klirrte es unter demselben, zischte es, brauste es empor wie aus einer heißen Quelle.

Der Vicar, Folteneck und der Schulgehilfe eilten hinzu, und als es ihnen gelungen war, den Kanzleirath aus seiner Bedrängniß zu befreien und ihm auf

den Boden zu helfen, waren seine Stiefel naß bis an die Knöchel und mit kleinen Bläschen bedeckt.

Der Schullehrer und seine tiefgebeugte Mutter hatten in aller Stille das Zimmer verlassen. Der Vicar und der Schulgehilfe folgten ihrem Beispiel, nachdem sie sich summarisch bei den noch Zurückbleibenden empfohlen. Folteneck harrte aus bei seinem Chef und dessen Familie.

Verbindlich eilte der Kanzleirath auf die Damen des Hauses zu:

„Ich entschuldige mich tausend Mal und wir bedanken uns für alle genossene Ehre. Es war sehr schön ... Der kleine Zwischenfall am Schlusse, immerhin — interessant ... Eine ganz eigenthümliche Handhabung der Gerechtigkeitspflege — ich glaube nicht, daß die moderne Wissenschaft eine Bezeichnung dafür besitzt ... Was der Walter verdient hätte, hat der Wellner bekommen ... Wir empfehlen uns hochachtend, und wünschen recht guten Abend!"

XV.

Mutter und Tochter waren allein. Josepha machte sich an der Hochzeitstruhe zu schaffen. Sie hatte das Schloß geöffnet, die Reste des Deckels gehoben und entfernte nun dessen Trümmer und die Scherben der Flaschen. Jammernd betrachtete die Alte die in Champagner und Bordeaux getränkte Wäsche, jammernd nahm sie Stück für Stück heraus, und legte sie auf den Tisch und die Sessel.

Marie aber rang die Hände und biß die Zähne im Schmerz zusammen. „Mutter! Mutter!" schrie sie plötzlich auf, und Josepha wandte sich, erschüttert durch den Klang der Verzweiflung in der Stimme, die zu ihr rief.

„Jetzt ist's aus mit mir! O Mutter, was hab' ich gethan?"

Die Mutter hatte keinen Trost für sie.

„Aus is', das glaub' ich selber. Wenn er Dir heut' noch den Abschiedsbrief schreibt — mich wundert's nit. Es g'schieht Dir aber recht. Vom Walter hast Dir Alles g'fallen lassen und hast aus Stolz nit g'muckst, und den kreuzbraven Mann traktirst wie einen Schulbuben wegen ein bissel Uebermuth .... Was hat er denn von Dir wollen? — Einen Tanz, einen Kuß! Häst nachgeben, er hätt' Dir noch abgebeten, wie ich ihn kenn' ... Man hat's ja g'sehen, er is' den Wein nit g'wohnt, war gleich weg von den paar Tropfen. Der Bursch, der G'hilf hat sechs Mal mehr getrunken, und hat ausg'schaut wie ein Käs'."

Marie nickte stumm bejahend zu Allem, was die Mutter sprach. Sie weinte und schluchzte, und so oft die Hausthür ging, so oft Schritte auf der Treppe vernehmbar wurden, so oft horchte sie, ob nicht ein Bote kam mit dem von ihrer Mutter angekündigten Abschiedsbrief.

Bis tief in die Nacht wachte sie in Todesbangigkeit, aber es kam nichts.

„Mutter, er hat nicht geschrieben," sagte Marie am Morgen, und Josepha antwortete:

„Er meint halt, zu was denn schreiben, was sich das Andere auch so denken kann."

Den Tag über wandelte Marie im Waschhause umher und versah ihr Amt wie im Traume. Gleich nachdem Anton ihr Jawort erhalten, hatte sie ihre Entlassung genommen; ihre Nachfolgerin sollte demnächst eintreffen. Gestern, in ihrem Glücke noch, dachte sie nicht ohne Bedauern an den bevorstehenden Abschied von dem Schauplatz ihrer langjährigen Thätigkeit — jetzt hätte sie ihn lieber heute als morgen verlassen. Ach, und am liebsten hätte sie sich in tiefste Einsamkeit vergraben. Sie hatte eine Handlung begangen, durch welche sie in eine Reihe gestellt wurde mit den Gemeinen; sie fühlte sich gesunken, tiefer noch als in's Unglück — in die Schmach.

Zwei Tage verflossen — aus dem Schulhause kam keine Botschaft.

In der Nacht zum dritten erwachte Josepha und sah durch den Thürspalt einen Lichtschein aus dem Zimmer ihrer Tochter dringen. Beunruhigt erhob sie sich, und bei Marien eintretend, fand sie diese ganz angekleidet am Tische sitzen.

„Was thust denn?" fragte sie.

„Ich möcht' gern schreiben, aber es geht nicht," antwortete eine von Thränen erstickte Stimme, und ein blasses, zerquältes Gesicht erhob sich zu der Alten:

„Seht nur — drei Bögerln hab' ich schon verwüstet. Kaum hab' ich ein paar Zeilen auf's Papier gebracht, so löscht mein dummes Weinen die Hälfte wieder aus .... O Gott!" stöhnte sie, „ich hab's ja gewußt, daß mein Glück in Trümmer geht; aber daß ich selbst es zerschlagen muß — das hätte ich nicht geglaubt!"

„Warum Du g'rad g'mußt hast, das weiß ich nit," sagte die Mutter.

„Jetzt ist's geschehen, und das Schrecklichste ist — jetzt muß es auch dabei bleiben," entgegnete Marie. „Ich weiß, wie gut er ist. Wenn ich hingehe und sage: Verstoße mich nicht, nimm mich in Gnaden wieder auf! — Er thut's."

Ein menschlich Rühren und ein menschlich Hoffen war bei diesen Worten in Josepha erwacht:

„Na, wenn'st das denkst," sagte sie, „dann probir's, geh hin."

„Weil ich's denke, darf ich nicht hingehen. Es gehört sich nicht für ihn, daß er mir verzeiht. Ich habe ihn so lieb, daß ich ihm eine bessere Frau vergönn' und wünsche, als ich bin. Und mich selbst hab' ich doch auch noch zu lieb, um einem Menschen zu sagen: Ich verdien' Dich nicht, ich seh' es ein, aber ich bitte Dich — nimm mich doch! . . ."

Josepha versuchte es, die Tochter zu einem versöhnenden Schritte zu bewegen, aber sie fand kein Gehör. Marie blieb unerschütterlich und sagte zuletzt:

„In den Brief da habe ich ihm seinen Ring hinein legen wollen und dazu schreiben: Lebwohl, wir passen nicht für einander, und sonst nichts ... Aber so gern ich möchte — ich bring' es nicht zu Stande. Ihr müßt den Ring selbst hintragen, Mutter, und dürft kein einziges Wort dazu sprechen. Ich hätte freilich gern, daß er den meinen behielte, denn ich brauche gewiß und wahrhaftig keinen Verlobungsring mehr. Aber, man darf nicht d'rum bitten, wenn er es nicht von selber thut."

Traurig schlich am folgenden Morgen Josepha durch das Dorf nach dem Schulhause, Mariens Treugut in der zitternden Hand.

Von Weitem schon hatte Judica sie herankommen sehen und eilte ihr bis auf die Schwelle entgegen.

„Ach liebe Frau, was bringen Sie mir Gutes?"

„Gutes nit," sagte Josepha in tiefster Niedergeschlagenheit, und Judica stieß einen kläglichen Seufzer aus:

„Sie kann kein Vertrauen mehr zu ihm haben — wer sieht das besser ein als ich? . . . Sich so zu benehmen, einen solchen Exceß zu machen an seinem eigenen Verlobungsfeste . . . . Viel habe ich mit ihm durchgemacht, aber das hätte ich ihm doch nicht zugetraut, einer solchen — es wird mir schwer das Wort zu gebrauchen, und mein Herz blutet dabei — einer solchen Rohheit hätte ich ihn unfähig gehalten."

Die kleine Josepha blickte in unendlichem Erstaunen zu der Professorin empor. Daß der unselige Vorgang auch in dieser Weise aufgefaßt werden konnte, überraschte sie; doch nahm sie augenblicklich den Vortheil wahr, der aus einer solchen Beleuchtung der Sache für ihre Tochter entsprang.

Sie veränderte sogleich ihre Haltung.

„Es war freilich nicht schön von ihm, und hat die Marie sehr gekränkt," sprach sie in traurigem, vorwurfsvollem Tone. Hätte ihr nicht der Muth zum directen Ungehorsam gegen ihre Tochter gefehlt, die Rückgabe des Ringes wäre unterblieben. Aber unter allen Umständen mußte Mariens Wille geschehen.

Judica steckte den Ring, den die Alte ihr überreichte, mit ebenso großer Betrübniß an ihren Finger, als sie ihn freudig von demselben gezogen hatte, um ihn dem Sohn für seine Braut zu geben. Es war ja ihr eigener Verlobungsring, das Wahrzeichen eines Bundes, den kein Zwiespalt je gelockert, kein Mißverständniß je getrübt hatte; der in starkmüthiger Geduld erhofft worden war, in Treue und Liebe bestanden, dessen Erinnerung noch alles Thun und Denken der alternden Matrone verklärte.

„Unsere Kinder!" sprach sie — „das ist ein ungestümes Geschlecht. Das will alle seine Ziele erstürmen, erjagen. Daß auch etwas er — duldet werden kann, davon wissen sie nichts . . . Wie oft hätten wir uns getäuscht sehen müssen, bevor wir uns enttäuscht gefühlt und" — sie streckte die Hand aus, an der ihr alter Ring wieder stak — „diese Enttäuschung so streng, so unwiderruflich geahndet hätten! . . . Ach, Ihre Tochter, liebe Frau, und ach, mein Sohn — der schweigt und schweigt — und verzweifelt still, nachdem er sich um sein Lebensglück getobt hat."

Marie ließ sich umständlich über jedes Wort der Unterredung zwischen ihrer Mutter und Judica Bericht erstatten. Und daß auch nicht eines des Tadels gegen sie gesprochen worden war — das steigerte ihre Beschämung auf das Höchste.

Am Sonnabend dann, zu einer Stunde, in welcher die Frau Professorin Josepha allein wußte, erschien sie und war sehr aufgeregt.

„Mein Sohn schickt mich, liebe Frau, um Sie und Ihre Tochter für morgen Nachmittag zu uns zu laden. Was er vorhat, weiß ich nicht. Wird Ihre Tochter kommen wollen? O möge sie! Wenn mein Sohn für mich auch

dieses Mal ganz undurchdringlich und ein Räthsel ist, dafür steh' ich gut — eine unedle Handlung mit Bedacht zu vollziehen, dessen ist er nicht fähig."

Sie eilte hinweg, denn sie wußte wohl, daß Anton jede Minute ihres Ausbleibens zählte, und nicht erwarten könne, zu hören:

„Dein Auftrag ist bestellt."

Als Marie erfuhr, was sich in ihrer Abwesenheit zugetragen, jubelte sie auf: „Er ruft mich, er will mich noch sehen!"

Doch erlosch gar bald der leuchtende Hoffnungsstrahl.

Was stand ihr bevor? Eine Demüthigung nicht. — Die wollte der vortrefflichste aller Menschen ihr auch jetzt nicht bereiten. Und sich selbst vor ihr demüthigen, das konnte und durfte er auch nicht wollen. Was also? — Wozu lud er sie? — Galt's einen Abschied, wie er seiner würdig war, und sie einschneidender noch, als sie es ohnehin empfand, sollte fühlen lassen, welch ein Herz sie gekränkt und verloren hatte. War es das? — Von welchen Zweifelsqualen hätte sie derjenige erlöst, der ihr die Fragen beantwortet hätte!

Und am folgenden Tage, auf dem Wege in's Schulhaus, sagte sie:

„Ich glaube, Mutter, daß ich jetzt weiß, wie den armen Sündern sein wird beim letzten Gericht."

Die Gesellschaft, die in der vorigen Woche bei Josepha und Marie zusammengetroffen war, hatte sich bei Judica versammelt. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch für zehn Personen gedeckt. Die Frau Professorin erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten für ihre Gäste, war sehr echauffirt, höflicher denn je, und dabei nicht im Stande, ihre Zerstreutheit und innere Unruhe zu verbergen.

Und jetzt öffnete sich die Thür und Marie wußte, obwohl sie die Augen nicht erhob: Er war eingetreten. Er wechselte einige Worte mit einer Frau in ihrer Nähe und küßte derselben die Hand. Und diese Frau war die Kanzleiräthin, und dieser Handkuß eine Abbitte, und keine vergebliche, wie es schien. Die gute Dame, deren Züge bisher nur Majestät ausgedrückt hatten, lächelte jetzt voll Huld.

Man setzte sich zu Tische in derselben Rangordnung, die bei'm Verlobungsmahle beobachtet worden war, mit dem einzigen Unterschied, daß Marie ihren Platz nicht neben Anton, sondern ihm gegenüber erhielt.

Sie hatte noch nicht gewagt, ihn anzusehen; erst als er sich erhob und zu sprechen begann, richtete sie verstohlen einen Blick auf ihn. Es ging ihr wie ein Schwert durch das Herz; denn sie las auf seinem Gesicht die Sprache eines Schmerzes, der dem ihren nichts nachgab.

„Meine verehrten Gönner und Freunde," begann er mit leiser, aber deutlich vernehmbarer Stimme. „Sie waren Zeugen meiner Verlobung mit Frau Marie Walter; wir haben Sie heute hierher gebeten um Zeugen der Lösung dieses Verlöbnisses zu sein."

Ein Gemurmel der Mißbilligung und des Bedauerns durchlief die Reihen der Anwesenden, der Vicar wollte sprechen, aber Anton kam ihm zuvor.

Er schöpfte tief Athem und fuhr fort:

„Frau Marie Walter hat sich entschlossen, mir mein Wort zurückzugeben."

„Sie also, Frauchen?“ rief der Kanzleirath; doch wurde auch er von Anton unterbrochen:

„Frau Marie Walter straft mich für ein strafwürdiges Vergehen, die Strafe ist gerecht und ich nehme sie an. Vor Ihnen Allen habe ich die Ehrfurcht außer Acht gelassen, die ich meiner Braut schuldig war, vor Ihnen Allen leiste ich ihr Abbitte. Sind Sie mit dieser Genugthuung zufrieden, Frau Walter?“

Alle wandten die Augen nach ihr; die ihren schwammen in Thränen, sie bemühte sich „Ja“ zu sagen, doch entrang sich ihrem Munde nur ein dumpfer Wehelaut.

„Wenn ich nicht irre, ist meine Entschuldigung angenommen worden,“ sprach Anton. „Dennoch sind wir nicht fertig mit einander. Wir scheiden, aber wir wollen nicht im Grolle scheiden; deshalb muß zuvor zwischen uns alles ausgeglichen sein. Wie ich Genugthuung gegeben habe, so fordre ich sie auch. Geben Sie mir jetzt Genugthuung, Frau Walter.“

Er blickte sie ernst und fest und voll gespannter Erwartung an.

Marie rang im Zweifel mit sich selbst, von Todesbangigkeit vor einem Mißverstehen ergriffen. Plötzlich jedoch schien sie errathen zu haben und erhob sich. Anton stand regungslos, sie schritt auf ihn zu, schlang den Arm um seinen Hals und drückte ihre Lippen an seine Wange. Sie that es demüthig und zugleich würdevoll; und dieser Kuß, den das blühende Weib dem angebeteten Mann spendete, war kein beglückender Kuß der Liebe, es war ein Kuß feierlicher Sühne. Und als solcher wurde er von Anton empfangen — ohne Dank, wie ein ihm gebührendes Recht.

Den Anwesenden war zu Muthe, als wohnten sie einer heiligen Handlung bei; sogar der Herren bemächtigte sich eine leise Rührung. Der Kanzleirath wollte ein Scherzwort wagen, um die seine zu verbergen; aber seine Gattin und seine Tochter bedräuten ihn mit so eisigen Mienen, daß sein unschuldiges Späßchen ihm auf der Zunge erfror.

Unter allgemeiner Stille ließ die Stimme Anton's sich wieder vernehmen:

„Jetzt sind wir quitt, Frau Walter, und Jedem von uns steht es frei seinen einsamen Weg weiter zu gehen.“

Marie sah ihn lang und innig an, als wolle sie sich sein Bild einprägen für alle folgende Zeit, dann sprach sie:

„Kommt, Mutter.“

„Halt!“ rief Anton, und seine stolz bewahrte Ruhe verließ ihn. „Wir sind quitt, Jedem ist sein Recht geworden; aber — wollen wir Zwei einander denn nicht mehr gewähren, als nur das Recht? . . .“

Marie, die sich schon zum Gehen angeschickt hatte, wandte sich ihm wieder zu. Sie zitterte am ganzen Leibe, und aus dem tiefsten Leid in's höchste Glück versetzt fühlte sie sich, als Anton ihre Hand erfaßte und sprach:

„Ich will ein Leiter und ein Lenker sein und bin nur ein fehlbarer Mensch. Was wäre mir, dem Soldaten im Dienst der Menschheit, der Besitz eines tapferen Weibes! Eines Weibes, das im Fall der Noth sogar dem abgeirrten Herrn und Meister eine Zurechtweisung zu ertheilen versteht.“

— „O Herr Schullehrer!“ flehte Marie in Zerknirschung.

Er hatte schon ihre zweite Hand erobert und zog die vielgeliebte Frau an sich:

„Und so werb' ich denn noch einmal, Marie!“ sagte er.

Sie sank in seine Arme, überwältigt, lautlos.

Eine Weile herrschte tiefste Stille, dann sagte der Kanzleirath:

„Frauchen! just noch im letzten Moment haben Sie eingelenkt. Er hätte Ernst gemacht, der eiserne Ritter da, wenn Sie ihm Satisfaction verweigert hätten.“

„Und wäre sich's schuldig gewesen,“ sprach Marie.

Anton preßte ihren Kopf mit unsäglicher Zärtlichkeit an seine Brust: „Auch — Dir. Aber wie ich's vermocht hätte, das weiß ich jetzt nicht mehr!“

Zur Geschichte der römischen Frage und des Garantiengesetzes.

Von

Flaminio.

I.

Die römische Frage ist also von den Todten wieder auferstanden: Hoffnungen, die mit ihr begraben, Besorgnisse, die für immer abgethan schienen, leben von Neuem auf. Ist es wirklich etwas Lebendiges, Handgreifliches, mit dem wir zu thun haben, oder gehen Gespenster um, die Kinder zu erschrecken? Müssen wir ernstlich der Sache näher treten, oder starrt uns nur eine galvanisirte Leiche entgegen, die der große Künstler auf dem Schachbrett der modernen Politik zu irgend einem Zweck an seinen Drähten heraufzieht?

Das sind Probleme, die nun für einige Zeit nicht von der Tafel verschwinden werden. Die nachfolgenden Zeilen bedrohen den Leser indessen in keiner Weise mit einer theoretischen Erörterung über diese Dinge. Was wir beabsichtigen, ist bloß einen historischen Beitrag zu Beurtheilung einer Frage zu liefern, bei welcher überhaupt das Thatsächliche weit mehr als apriorische Erörterungen mitzusprechen haben. — — —

Unter den verschiedenen Publicationen, welche sich in den letzten Wochen mit unserm Gegenstande beschäftigten, dürften die in dem ersten Januarheft der „Rassegna nazionale" 1882 enthaltenen Aufsätze die bemerkenswerthesten sein. Diese Zeitschrift gehört seit einigen Jahren zu den hervorragendsten Revuen Italiens und stellt gegenwärtig das Organ derjenigen Richtung dar, welche zugleich italienisch-patriotisch und katholisch denkt; mit andern Worten, ihre Herausgeber und Mitarbeiter arbeiten durchschnittlich im Geiste der Balbo, Rosmini, Manzoni.

Es wird hier von einem namhaften Gelehrten Italiens zunächst der internationale Charakter des Garantiengesetzes herausgestellt und gezeigt, wie irrthümlich das Vorgeben des „Diritto" ist, welches jenem Gesetze einen rein internen Charakter zu- und jeden internationalen Charakter abspricht. Indem das Garantiengesetz dem in Italien wohnenden Papst den Empfang fremder Gesandten,

diesen selbst die bisher von ihnen in Anspruch genommene Stellung sammt allen ihren Vorrechten zugestand, erkannte Italien implicite den internationalen Charakter seines Garantiegesetzes an. Diese Thatsache mag in diesem Augenblicke als besonders unbequem empfunden werden; sie ist aber jetzt weder wegzuleugnen, noch so leicht zu ändern. Der Verfasser des angezogenen Artikels der „Rassegna" kann daher nicht umhin, das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 als im italienischen Interesse bedauerlich, als eine Quelle fortwährender Verlegenheiten für die italienische Regierung anzusehen. Seiner Ueberzeugung nach hätte die römische Frage eine bessere Lösung durch ein Statut oder eine Uebereinkunft gefunden, wie sie s. Z. von dem Ministerium Ricasoli beabsichtigt wurde.

Ricasoli's Grundgedanke war, zunächst durch ein organisches Gesetz die Beziehungen zwischen Staat und Kirche in Italien zu regeln: er hielt das für die Grundbedingung jeder künftigen Vereinigung der römischen Frage; erst mit diesem Gesetze in der Hand dachte er sich in Rom zu präsentiren und nach Umständen die materiellen Garantien festzustellen, welche den Papst als Oberhaupt des Katholicismus in der Ausübung seines Amtes frei und unabhängig machten. Die namhaftesten Mitglieder des Cabinettes Ricasoli waren darin einig, man dürfe nicht (wie das die Gesetzgebung von 1871 gethan hat) zwei vollkommen verschiedene Dinge, das Verhältniß von Staat und Kirche in Italien, einen Gegenstand rein nationalen Rechtes, und die dem Papste nothwendigen Garantien, bei welchen es durchaus auf internationale Beziehungen ankam, in ein Gesetz zusammenwerfen. Das Ministerium dachte also zunächst daran, durch den Gesetzentwurf Borgatti-Scialoia vom Jahre 1867 die Grundlagen eines italienischen Staatskirchenrechtes im Sinne der Cavour'schen Formel „Libera Chiesa in libero Stato" herzustellen. Die Urheber dieses Gesetzes waren entschlossen, mit dem in Toscana hergebrachten leopoldinischen System offen zu brechen und Zustände herzustellen, mit denen die Curie alle Ursache hatte zufrieden zu sein. Sobald das Verhältniß von Staat und Kirche für Italien gesetzlich geregelt gewesen wäre, sollte ein zweites Gesetz die Bedingungen fixiren, unter welchen der Papst in dem mit Italien vereinigten Rom zu existiren hätte. Dies Gesetz sollte zu Stande kommen, ehe man nach Rom ginge und unter Umständen, wo Italien durch eine übereilte Besitznahme von Rom nicht selbst eine Situation geschaffen hätte, in der ihm allerdings kaum etwas anderes zu thun übrig blieb, als was Sella und Bonghi im Jahre 1871 wirklich gethan haben. Die Umstände scheinen einem solchen Vorgehen günstig; die Franzosen hatten sich endgültig aus Rom zurückgezogen und die weltliche Macht des Papstes konnte das Experiment ihrer Lebensfähigkeit machen. Gefiel es den Römern, Unterthanen des Papstes zu bleiben, so dachte Ricasoli nicht daran, ihnen die Einverleibung in das Königreich zu octroyiren; es war aber sehr möglich, daß Unruhen ausbrechen und den Bestand der päpstlichen Regierung, ja die Sicherheit der Person des Papstes bedrohen würden; in diesem Falle wäre Italien als Hersteller der Ordnung in Rom eingerückt und hätte die Position des heiligen Stuhles nach dem in seinen Grundzügen bereits angenommenen, nur noch in Detailfragen auszubauenden Gesetze geregelt. Die bekannte Mission Tonello war ein Versuch, eine friedliche Lösung der Schwierigkeit anzubahnen; sie wurde

ihrem Urheber als eine Schwäche ausgelegt: die leidenschaftliche Erregung der Geister brachte das Gesetz Borgatti-Scialoia und damit das Ministerium Ricasoli zum Falle. Es liegt eine Ironie des Schicksals darin, daß die nämlichen Männer, welche damals jede Art von Garantiegesetzgebung bekämpften, heute als Minister für dieselbe in die Schranken treten müssen.

Hier erhebt sich die Frage: welche Aussichten hatten Ricasoli und seine Freunde, die Zustimmung der Curie, auf die doch Alles ankam, für ihre Pläne zu gewinnen? Die Darstellung der „Rassegna" bricht hier ab, und der Verfasser begnügt sich mit einer leisen, nicht eingeweihten Lesern unverständlichen Anspielung. Wir sind in der Lage, diese Lücke auszufüllen und halten es nach reiflicher Ueberlegung für nützlich, die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen Vorgang zu lenken, welcher in den Erwägungen Ricasoli's eine gewichtige Rolle spielen und ihm eine bedeutende Handhabe zur Einwirkung auf den heiligen Stuhl geben mußte.

Jedermann erinnert sich des Neujahrsgrußes, den Napoleon III. 1859 an die Adresse Oesterreichs richtete und mit dem der Kaiser damals das erschreckte Europa überraschte. Die Lage der Dinge war nicht der Art, daß die öffentliche Meinung einen Bruch mit Oesterreich für Frankreich nothwendig machte; welche Gründe hatte der persönlich gar nicht kriegslustige Kaiser, das Tischtuch zwischen sich und Oesterreich zu zerschneiden und sich in ein Abenteuer zu stürzen, dessen glücklichen Ausgang er nur den unerhörten Fehlern der gegnerischen Heeresführung zu danken hatte?

Wir sind durch langjährige Beziehungen zuverlässigster Art in Stand gesetzt dies Räthsel zu erklären.

Gegen Ausgang des sechsten Jahrzehntes waren die Zustände in Italien in einer Weise gespannt, daß sowohl Oesterreich als die römische Curie sich die fernere Unhaltbarkeit derselben nicht mehr verhehlen konnten. Das Königthum Victor Emmanuels war mit den freiheitlichen und unitarischen Aspirationen des Volkes unlösbar verknüpft. Seit Cavour die sardinischen Truppen an der Seite Frankreichs und Englands hatte kämpfen lassen, wußte man in Wien wie in Rom, wessen man sich von Piemont zu versehen hatte. Man kannte an beiden Orten die Macht der auf Befreiung Italiens und Einigung der Nation ausgehenden Bestrebungen zu wohl, um sich dem Wahne hinzugeben, es könnten die Geister anders als auf dem Wege der gewaltthätigsten, jede freie Regung niedertretenden Politik beruhigt werden; an beiden Orten war man durch die Vertraulichkeit Cavours mit Napoleon erschreckt und glaubte keine Zeit verlieren zu dürfen. In Wien entschloß man sich, Alles daran zu setzen, um Italien ganz in die Hand zu bekommen und das verhaßte Piemont völlig lahm zu legen; in Rom war dasselbe Piemont als der Vorkämpfer des Liberalismus ebenso gehaßt und gefürchtet, um dessen Niederwerfung selbst um den Preis schmerzlichster Opfer zu verlangen. Dieser Stimmung Oesterreich's und Rom's entsprang der geheime Vertrag, welchen der Cardinal Antonelli unter Zustimmung des Papstes mit dem österreichischen Hofe 1858 einging und der Italien zu Gunsten Oesterreich's eine ganz neue Physiognomie, dem

wankenden Papstthum den unbedingten Schutz des österreichischen Kaiserstaates gewähren sollte.

Der Papst verstand sich dazu, in diesem Vertrage auf die Bedingungen des Friedens von Tolentino zurückzugehen; er verzichtete auf die Romagna, welche an Toscana, auf die Marken und Umbrien, welche an Neapel fallen sollten, so daß ihm nur das damals durch französische Waffen beschützte Patrimonium Petri verblieb. Es war Antonelli's Dank für die französische Intervention von 1849. Selbstverständlich folgte dieser geheimen Vereinbarung ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Oesterreich, Toscana und Neapel, Parma und Modena, welches Piemont in den Flanken faßte und den Sieg des Absolutismus auf der Halbinsel sicherte.

Napoleon III. erlangte durch Cavour Kenntniß von dem geheimen Uebereinkommen. Der Krieg von 1859 zerstörte die Dispositionen der Verbündeten; aber er schuf in dem Frieden von Zürich eine Situation, welche für Sardinien in keiner Weise behaglich war. Der Züricher Vertrag machte aus Italien einen Bundesstaat oder vielmehr einen Staatenbund, von welchem Oesterreich nicht ausgeschlossen war; Italien hatte die Fremdherrschaft nicht völlig abgeschüttelt und fühlte sich in der Mitte zwischen den beiden Kaiserreichen in kaum angenehmerer Lage als Preußen nach dem Tilsiter Frieden zwischen Rußland und Frankreich.

Camillo Cavour ging damals von dem Grundsatze aus: extrema mala, extrema remedia. Er setzte die Annexion der Romagna durch, er ließ die berühmten Tausend in Sicilien landen, er fiel in die Marken und Umbrien ein und annectirte nach der Schlacht am Garigliano und der Einnahme von Gaëta das Königreich beider Sicilien, ohne die Erlaubniß, aber mit Zulassen Napoleons. Damals verschlimmerte sich die Lage des Kaisers gegenüber den Bischöfen und der katholischen Partei Frankreichs, die im Jahre 1859 noch dem Feldzuge gegen Oesterreich theilweise zugejubelt hatten. Dupanloup ging für die weltliche Herrschaft des Papstes in's Feuer und Msgr. Pie von Poitiers verglich in seinem bekannten Hirtenbriefe die Politik des Kaisers mit der Aufführung des Pontius Pilatus. Kein Zweifel, daß es Napoleon höchst unbequem war, wenn Italien sich nicht beruhigte; er drang in den Papst, auf die Provinzen zu verzichten, und ließ die öffentliche Meinung seiner Franzosen durch About und den Vicomte de la Guéronnière bearbeiten. Rom setzte sein unerschütterliches „Non possumus“ entgegen. Ja es beauftragte eines Tages seinen Nuntius, den Kaiser förmlich um Restitution der geraubten Provinzen anzugehen. Napoleon zeichnete sich bekanntlich durch ein großes Maß von Ruhe aus; damals aber mochte ihm der Faden seiner Geduld zerrissen sein, er zog die Copie des geheimen Vertrags von 1858 aus seinem Tische hervor, reichte sie dem Nuntius und sprach: „Wenn der heilige Stuhl Oesterreich für den Fall, daß es siegreich gewesen wäre, die Romagna, die Marken und Umbrien zum großen Schaden Frankreichs verschenken konnte, so kann es das jetzt auch für mich thun, nachdem Frankreich gesiegt hat. Rom zahlt jetzt die Strafe für seine unehrliche Politik gegen mich. Ich ließ meine Truppen in Rom, und das von mir besetzte päpstliche Gebiet blieb unberührt. Oesterreich zog seine Truppen aus den Marken und der Romagna zurück,

um sie nach Solferino gegen mich zu führen; der heilige Stuhl hatte nichts dagegen einzuwenden; er möge sich selbst und seine Vorliebe für Oesterreich wegen des Verlustes der Provinzen anklagen. Ueber den Theil des Kirchenstaates, den ich dem Papste meinem Versprechen getreu erhalten habe, kann ich nicht hinausgehen“ [1]).

Wir entnehmen, wie gesagt, diese Mittheilungen über bisher der Oeffentlichkeit vorenthaltene nur sehr Wenigen bekannte Vorgänge einer durchaus sichern Quelle, welche mit den handelnden Personen in naher Beziehung stand. Die Zuverlässigkeit unserer Angaben erhält eine Bestätigung durch die im Jahre 1858 von dem Cardinal Viale-Prela gemachte Aeußerung: die Romagna werde innerhalb Jahresfrist aufhören eine päpstliche Provinz zu sein.

Wenn angesichts dieser Thatsache behauptet würde: die unaufrichtige Politik Antonelli's, das „Non possumus“ Pius' IX. hätten Piemont seit 1860 nothwendig und unaufhaltsam auf die Bahn der unbedingten Unification Italiens und der schließlichen Annexion auch des Restes des Kirchenstaats getrieben, was könnte man dagegen sagen? Wenn aber Rom für eine fremde, Italien beherrschende Monarchie den größten Theil seiner Staaten abtreten konnte, so dachten sich die Minister des Jahres 1867, man könne ihm billigerweise ein ähnliches Opfer für die Herstellung des Friedens zwischen der Kirche und der Nation zumuthen.

II.

Ich kehre indessen zu der Geschichte des Ministeriums Ricasoli zurück, um betreffs desselben das zu ergänzen, was aus irgend einem Grunde der Correspondent der „Rassegna“ nicht sagen durfte oder wollte.

Ricasoli's und Borgatti's Aussichten auf eine Verständigung mit der Curie erscheinen in einem günstigen Lichte, wenn man weiß, was sich während des ersten Ministeriums Ricasoli zwischen Rom und Turin, bez. Florenz zugetragen hatte. Der Graf Cavour hatte bereits durch Passaglia (dessen Austritt aus der Gesellschaft Jesu, beiläufig bemerkt, wesentlich durch diese Beziehungen bedingt worden ist) geheime Unterhandlungen mit Antonelli begonnen, welche Bettino Ricasoli, der ihm folgte (Juni 1861 — März 1862), fortsetzte. Diese Unterhandlungen scheiterten, weil das Geheimniß nicht, wie der Cardinal-Staatssecretär als conditio sine qua non stipulirt hatte, vollständig gewahrt wurde.

---

[1]) Die Wichtigkeit der Sache dürfte es rechtfertigen, wenn wir Napoleon's Antwort in dem Originaltext, wie er uns vorliegt, wiedergeben: „Se la Sta Sede potera far a meno delle Romagne, delle Marche e dell' Umbria, ove la vittoria fosse stata dell' Austria, e questo a gran pregiudizio di Francia, può farne a meno anche ora che la vittoria fu della Francia. Romo poi paga il fio della sua condotta subdola verso di me. Jo lasciai le mie truppe a Roma, e la parte di Stato pontificio da me difesa non fu toccata: l'Austria invece ritirò le sue truppe dalle Marche e dalla Romagna per condurlo contra di me a Solferino; nè la S. Sede di oppose. Incolpi se stesso e i suoi amori austriace delle perdute provincie. Più in là di quelle parte di Stato pontificio che io ho conservato fedelmente al Pontefice non posso andare.

Es ist unbekannt, wer den Fehler beging; Antonelli mochte ihn vorausgesehen und absichtlich eine Bedingung gestellt haben, deren voraussichtliche Nichteinhaltung ihm den Vorwand zum Abbrechen der Verhandlungen geben konnte.

Diese Präliminarien waren indessen nicht ganz nutzlos. Sie hatten den geheimen Gedanken der Curie bloßgelegt und gezeigt, daß eine Aussöhnung Italiens mit dem Vatican kein Ding der Unmöglichkeit war.

Als Vorbedingungen einer solchen Verständigung erschienen nachstehende Punkte:

1) An die Stelle der alten josephinisch-leopoldinischen Bevormundung der Kirche durch den Staat (in Italien nennen wir dies „il giurisdizionalismo") sollte das Princip der absoluten Freiheit treten. Der Staat verzichtete also in allen geistlichen Materien auf die bisher geübten Kronrechte, das Exequatur, das Placetum, die Ernennung der Bischöfe (ausgenommen die Fälle königlichen Patronats), die Beschränkung der synodalen Versammlungen u. s. f.

2) Dem Papste sollte ein wenn auch noch so winziges Territorium verbleiben, auf welchem er wirklich Souverän war: man erinnere sich, daß damals und neun Jahre später die päpstliche Herrschaft noch bestand.

Die extreme Partei stürzte 1862 das Ministerium Ricasoli, und mit ihm fielen auch diese Projecte hinsichtlich Roms und der Curie. Als dann der florentinische Staatsmann, im Juli 1866, zum zweiten Male die Regulirung übernahm, stellte sich, nach dem Ausgang des österreichischen Krieges, die Nothwendigkeit ein, ein neues Gesetz über die geistlichen Genossenschaften zu geben, als Ergänzung desjenigen, welches von Ricasoli's erstem Ministerium erlassen war und welches die regulären Orden in Italien aufgelöst hatte.

Ricasoli besaß und übte einen förmlichen Cult für die Freiheit; er war ein feingebildeter Mann, aber ohne eigentliche juristische oder gar kanonistische Kenntnisse: den Abgang solcher ersetzte freilich in den großen Fragen eine glänzende Intuition, — eine Gabe, die dem Staatsmann zuweilen bessere Dienste leistet, als die sorgfältigste fachmännische Ausbildung des Specialisten, wenn diesem der freie große Blick in die Dinge dieser Welt abgeht.

Immerhin mußte Ricasoli Angesichts der neuen Aufgaben es als einen besondern Vortheil ansehen, daß ihm in seinem zweiten Ministerium in Francesco Borgatti und Scialoia zwei Männer zur Seite standen, welche den kirchlichen Fragen ebenso viel Verständniß wie Interesse entgegenbrachten, und unter denen der Siegelbewahrer Borgatti geradezu als Derjenige bezeichnet werden muß, der unter den parlamentarischen Capacitäten in Bezug auf diesen Gegenstand am meisten Auctorität besaß.

Borgatti und Scialoia, denen die Formulirung des neuen Gesetzes von dem Ministerpräsidenten überlassen wurde, bildeten zunächst eine Commission, welche sich mit der Vorberathung desselben beschäftigte: das Werk dieser Commission erschien ungenügend, von keinem einheitlichen Geiste getragen und unsicher zwischen dem alten „Giurisdizionalismo" und dem neuen Princip der „freien Kirche im freien Staate" schwankend. So sah sich denn das Ministerium veranlaßt, die Arbeit einem der hervorragendsten Juristen Italiens, dem Professor C. zu übertragen, welcher (12. November 1866) den Auftrag erhielt, das

Gesetz zu formuliren. Auch dies neue Gesetz ging von einer Grundlage aus, welche eine Art Compromiß zwischen dem bisherigen Staatskirchenrecht und Cavour's berühmter Formel darstellte. Am 30. November war der Entwurf zur Zufriedenheit der Minister vollendet; dann aber entschlossen sich diese, einen ganz neuen Weg zu betreten; C. ward im Januar 1867 abermals telegraphisch nach Florenz beschieden und beauftragt, ein ganz neues organisches Statut über die Beziehungen von Staat und Kirche zu entwerfen, für welches ihm sehr freie Hand gelassen und nur folgende Gesichtspunkte als Basis gegeben wurden:

1) Volle Freiheit der Kirche durch Trennung der beiden Gewalten.

2) Zurückgabe des Kirchengutes, welches der Staat bei Unterdrückung der Orden theilweise in Beschlag genommen hatte.

3) Umwandlung des unbeweglichen Vermögens der Kirche in italienische Rente; diese Conversion sollte indessen von der Kirche selbst bewerkstelligt und vom Staate nur dann erzwungen werden, wenn die kirchlichen Behörden sie verweigerten.

Einflüsse, welche von hochgestellter Seite geltend gemacht wurden, berechtigten zu der Hoffnung, Papst und Curie würden ein derartiges Gesetz günstig aufnehmen.

Ricasoli und sein Ablatus, der Siegelbewahrer Borgatti, hatten sich soeben mit Pius IX. wegen der Besetzung der vacanten Bisthümer geeinigt. Zu diesem Zwecke hatte man Tonello, einen hohen Beamten des Justizministeriums, in geheimer Mission nach Rom gesandt; die ihm gegebenen Instructionen waren gleichfalls mit Professor C. vereinbart worden.

Das Odium, welches die Mission Tonello, die seiner Zeit so viel Staub aufwirbelte, dem Ministerium Ricasoli Seitens der Linken zuzog, war in keiner Weise berechtigt. Der Justizminister Borgatti hat sich am 3. Februar 1871 im Abgeordnetenhause über diesen Gegenstand verbreitet und ausdrücklich erklärt: der Commendatore Tonello sei angewiesen gewesen, Alles zu vermeiden, was Italiens nationalem Recht auf Rom präjudiciren konnte und ebenso das Verhältniß des Staates zur Kirche und dem heiligen Stuhl nicht zu berühren, damit dem Parlament bei Verhandlung dieses Gegenstandes vollkommene Freiheit bleibe; man habe also in keiner Weise daran gedacht, ein Concordat mit dem römischen Stuhle aufzurichten und mit dem Papste nicht anders als mit dem Oberhaupt der Religion verhandelt, welcher die Mehrzahl der Italiener angehört [1]).

Der Ausfall der ersten Verhandlung Ricasoli's mit Rom verhieß also dem künftigen Statut keine ungünstige Aufnahme Seitens der Curie. So gab sich der Vertrauensmann des Ministeriums an die Arbeit und er entwarf auf der

[1]) Franc. Borgatti, Delle garanzie per la indipendenza del sommo Pontefice e della libertà della chiesa. Discorso. Tornata della Camera dei Deputati del 3 di Febbrajo 1871, p. 1—7. Es sei hier zugleich auf einige andere Reden Borgatti's, betr. den uns hier beschäftigenden Gegenstand verwiesen: Discorsi pronunciati alla camera elettiva nella Discussione sull' asse ecclesiastico, Fir. 1867. — Delle Garanzie per le Indipendenza del Sommo pontefice e della libertà della Chiesa, secondo Discorso. Tornata della Camera dei Deputati del 15 di marzo 1871, Firenze 1871. — Discorso del Senatore Fr. Borgatti pronunziato in Senato del 13 dicembre 1881, Roma 1882.

ihm vorgeschriebenen Basis fußend ein Gesetz in sechs Artikeln, welches dann zwischen ihm, dem Ministerpräsidenten Ricasoli, dem Siegelbewahrer Borgatti und dem Finanzminister Scialoia erörtert und schließlich auf fünf Artikel reducirt wurde.

Die vier ersten dieser Artikel finden sich in der Zeitschrift „La Riforma disciplinari cattolica" (1876 S. 372) des Bologneser Professor Cassani und in desselben Werke „Delle principali questioni politiche-religiose" (III. 638) abgedruckt. Ihr wesentlicher Inhalt ist nachstehender:

Art. 1. Die katholische Kirche ist im Königreiche frei von jeder Einmischung des Staates in die Ausübung des Cultus und die innern Angelegenheiten der religiösen Gesellschaft.

Art. 2. Die Ernennung oder Präsentation der Bischöfe, der ihnen und andern geistlichen Würdenträgern vorgeschriebene Eid, das königliche Placet und Exequatur und alle andern ähnlichen Formalitäten und beschränkenden Dispositionen, wie sie aus den Privilegien, dem Gewohnheitsrecht oder den Concordaten entspringen, sind abgeschafft.

Ebenso sind abgeschafft alle Privilegien, Exemptionen, Immunitäten, Prärogative, welche die Kirche in dem Königreich besessen hat.

Art. 3. Nachdem die Constitutionen und Canones der katholischen Kirche ihre Geltung als Staatsgesetze verloren haben, kommen sie künftighin nur als kirchliches Recht in Betracht. Hinsichtlich ihrer bürgerlichen Wirkung können dieselben künftighin vor der bürgerlichen Auctorität und den Gerichten nur insofern angerufen werden, als sie dem öffentlichen Recht und der Gesetzgebung des Staates nicht widersprechen.

Art. 4. Die katholische Kirche sorgt im Königreiche für ihre Bedürfnisse durch die freiwilligen Beiträge ihrer Mitglieder und vermöge der Mittel, welche sie besitzt oder welche sie nach den im Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen legitimer Weise erwerben wird.

Es hören demnach alle Leistungen des Staates, der Provinzen, der Gemeinden und von Privatpersonen auf, wie sie das kirchliche und das bürgerliche Recht sowie die Concordate bisher auferlegten, ausgenommen jene, welche auf einem titolo oneroso e convenzionale beruhen.

Als der Gesetzentwurf dem Parlament vorgelegt wurde, schrie die Linke wie über das Ende der Welt: es entwickelte sich eine ministerielle Krisis, der zunächst (Februar bis März 1867) Borgatti und Scialoia, dann, im Mai, auch Ricasoli zum Opfer fielen. Ratazzi übernahm wieder die Führung der Geschäfte. Sein erstes Ministerium hatte Italien Aspromonte gebracht; sein zweites verschaffte ihm Mentana und die Rückkehr der Franzosen.

Gerade diese fremde Intervention hat das Ministerium Ricasoli vor Allem von Italien abzuwenden gesucht, und es war ihm das vorübergehend gelungen. Der Einfluß des Ministerpräsidenten, die Mission Tonello, der persönliche Credit, dessen sich der Siegelbewahrer Borgatti erfreute — er war einst unter dem liberalen Regimente Pius' IX., 1848—49 Generalsecretär oder wie man in Rom sagte, primo sostituto di Ministero gewesen und einflußreiche Personen der Curie, wie der Cardinal-Staatssecretär Lambruschini, verdankten ihm die Rettung

ihres Lebens bei Gelegenheit der Flucht Pius' IX. nach Gaëta — hatten die Entfernung der Franzosen aus Rom wesentlich herbeigeführt. Ohne den frühzeitigen Sturz des Ministeriums Ricasoli-Borgatti hätte das Papstthum den ernstlichen Versuch machen können, auf eigenen Füßen zu stehen; Ricasoli und seine Freunde dachten nicht im Entferntesten daran, gewaltsam durch eine Bresche in Rom einzuziehen. Sie lebten, wie wir oben ausgeführt haben, zunächst der Absicht, mit Cavour's Formel „Libera Chiesa in libero Stato" wirklich Ernst zu machen und die kirchlichen Zustände in einer Weise zu regeln, welche ihrer Ueberzeugung nach die Curie schließlich zwingen mußte, die Zustände in Italien befriedigender als in irgend einem andern Lande Europa's zu finden. Sie hofften bestimmt, durch solches Vorgehen das Mißtrauen des katholischen Auslandes wie dasjenige des h. Stuhles selbst zu besiegen. Blieb Rom ruhig, und Rom wäre sicher ruhig geblieben, hätte Ricasoli's Partei die Herrschaft in Florenz behalten —, so war der weltlichen Macht des Papstes die letzte und traurigste Katastrophe erspart. Brachen Unruhen aus, so hätte Italien für die Sicherheit des Papstes gesorgt und die Ruhe in Rom hergestellt; aber auch in diesem Falle dachte das Ministerium Ricasoli nicht daran, den Papst seiner Souveränetät zu entkleiden. Die endgültige Regelung hätte natürlich im Detail von den Umständen abgehangen; in jedem Falle dachte man, dem Papst die unbeschränkte Souveränetät auf einem kleinen Gebiet zu lassen, welches mindestens die Leoninische Stadt, einen Rom benachbarten Hafen und Castel Gandolfo, umfaßt hätte; alle diese Punkte des päpstlichen Territoriums hätte man durch eine Eisenbahn mit dem Vatican verbunden, welche ausschließliches Eigenthum des päpstlichen Stuhles gewesen wäre.

Italien wäre demnach nicht als der Feind, jetzt gar als der Feind des Papstes par excellence in Rom eingedrungen; man kann behaupten, der h. Stuhl hätte sich dem neuen Protector gegenüber in einer überaus freiern und glücklichern Lage befunden, als einst Leo III. gegenüber Karl d. Gr.

* * *

Wir haben nicht die Absicht, die Politik des Cabinets Ricasoli einer Kritik zu unterziehen oder in dem Rahmen dieses kurzen Aufsatzes auf die große Frage einzugehen, ob Cavour's „Freie Kirche im freien Staat" als ein Princip gelten könne, dessen Einführung für die alten Staaten Europa's möglich und heilbringend sei. Das aber wird man Ricasoli und seinen Collegen zugeben müssen, daß ihre Anschauungen und Absichten hinsichtlich der Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche und desjenigen Italiens zum h. Stuhle der Größe und Hoheit nicht entriethen und daß sie hinsichtlich der technischen Fragen durch einen der Kirche wie der nationalen Sache gleich ergebenen Mann vortrefflich berathen waren. Es hat seither diesseits und jenseits der Alpen eine Reihe von Ministerien gegeben, welche die Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten, man möchte sagen, meistbietend denjenigen überlassen haben, welche am wenigsten davon verstanden. Wenn Ricasoli und seine Freunde geirrt haben, so irrten sie aus Liebe zur Freiheit und aus tiefer innerer Achtung vor ihr: ein Irrthum nobler Art, um den ich sie beneiden möchte in einer Zeit, wo Diogenes mit seiner La-

terne die Freunde wahrer Freiheit in den Ministerien und parlamentarischen Coterien nicht allzu leicht gefunden hätte.

Aber Geschehenes ist nicht so leicht ungeschehen zu machen. Das Jahr 1870 hat eine Kluft zwischen Italien und dem Papstthum gegraben, die für das Königreich wie für den h. Stuhl gleich verhängnißvoll ist. Gibt es eine Brücke über diesen Abgrund und wird sie betreten werden? Die Frage ist inhaltschwer für die Zukunft Italiens, das, wenn es eine Zukunft haben will, sich den Armen des Radicalismus entreißen muß; sie ist ebenso inhaltschwer für die gesammte katholische Kirche, deren Zukunft nicht minder dadurch bedingt ist, daß sie sich von politischen Tendenzen loslöst, welche seit Jahrhunderten ihre Action auf dem religiösen und sittlichen Gebiete behindert und verdunkelt haben.

Die Schrift „Il Papa e l'Italia" (Rom 1881), welche kürzlich am Tiber wie an der Spree so viel Staub aufgewirbelt hat, wird allgemein auf Inspiration Leo's XIII. zurückgeführt. Personen, welche mit dem Gedankengange und der Ausdrucksweise des gegenwärtigen Papstes bekannt sind, wollen solche in der Broschüre wiederfinden und glauben diese selbst, wenigstens theilweise, von Leo dictirt. Da ist denn freilich in hohem Grade bemerkenswerth, daß die Flugschrift keine fremde Intervention, keine ausländische Armee mehr herbeiruft! Der hohe Verfasser sieht nur zu gut ein, daß damit die Frage nimmer gelöst, und nur die italienische Revolution in Permanenz erklärt wäre. Er verlangt auch die Marken, Umbrien und die Romagna nicht zurück: das Königreich solle sich nur von der „fatal Roma" zurückziehen und das Programm der alten Guelfen verwirklichen: „Papa sovrano in Italia indipendente". Ist diese Mäßigung der Ansprüche eine Frucht der Erinnerungen von 1858 und 1867? Jedenfalls ist Antonelli's Programm nun auch im Vatican bereits ein überwundener Standpunkt und die römische Frage ihrer endgültigen Lösung ein gutes Stück näher gebracht, wenn es wahr ist, daß hier der Papst selbst sich unmittelbar an Italien wendet und das Jahrhunderte alte Spiel aufgibt, eine ausländische Macht gegen die andere und alle gegen die eignen Landsleute zu gebrauchen. Verstehen wir etwas von den Interessen der Halbinsel und denjenigen der Kirche — Dingen, die dem Schreiber dieser Zeilen beide unendlich theuer sind — so möchten wir dies für den Weg halten, um das zu erreichen und wahr zu machen, was die päpstliche Flugschrift den Italienern zuruft: der Schatten des Papstes werde, wie einst derjenige Petri den Kranken, so Italien die Gesundheit wiedergeben: L'ombra del Papa, come già quella di Pietro, è salutare all' Italia".

Hector Berlioz in seinen Briefen und Memoiren.

Von

Eduard Hanslick.

Eine dankenswerthe Frucht der jetzt so üppig blühenden Berlioz-Verehrung in Frankreich ist die Veröffentlichung seiner Correspondenz. Die erste (von Daniel Bernard) herausgegebene Briefsammlung erschien 1879 bei Calman Lévy in Paris unter dem Titel „Correspondance inédite“ und enthielt 150 Briefe von Berlioz an verschiedene Freunde und Kunstgenossen. Es folgte ganz kürzlich (1882) im gleichen Verlag ein Band „Lettres intimes de Berlioz“ mit einer Vorrede von Charles Gounod. Während die erstgenannte Briefsammlung mehr das künstlerische Schaffen und Erleben Berlioz' angeht, bewegt sich die zweite vorzugsweise in dem engeren Kreis intimer persönlicher Mittheilungen. Die „Lettres intimes“, 141 an der Zahl, sind sämmtlich an Herrn Humbert Ferrand in Paris gerichtet, den die Vorrede als Berlioz' vertrautesten Freund bezeichnet. Dieses Freundschaftsband knüpfte sich 1825, in Berlioz' 24. Jahre, und währte ungetrübt bis zu dessen Tod 1869. Durch häufige Reisen oft und anhaltend getrennt, mußten beide Freunde ihre Zuflucht zur Correspondenz nehmen, sie war insbesondere dem stets mittheilungsbedürftigen Berlioz unentbehrlich. Seine Briefe an Ferrand sind mit schrankenloser Aufrichtigkeit geschrieben, gewissenhafter und unbefangener, als seine für die Oeffentlichkeit bestimmten Memoiren, und deshalb für die Kenntniß des Menschen Berlioz von besonderem Werthe. Wenn Gounod in seiner Vorrede einige unehrerbietige Aeußerungen Berlioz' über den „illustre vieillard“ Cherubini und den „petit polisson“ Bellini bedauerlich findet, so scheint uns das übertrieben empfindlich; in Berlioz' Memoiren sind noch ganz andere, hundertmal stärkere Ausfälle gegen berühmte Zeitgenossen zu lesen. Gounod's Vorrede ist übrigens mehr rhetorisch effectvoll, als sachlich bedeutend. Man kennt den Componisten der Oper „Faust“ als einen geistreichen Mann, der das Wort wie die Feder virtuos handhabt. Als lebhafter Causeur kann er höchst anregend, ja bezaubernd sein, doch neigt er zur Phrase und diese nimmt sich gesprochen doch weit besser aus, als gedruckt. Gounod beginnt seine Vorrede mit einem Hymnus auf Berlioz und einem Bannfluch gegen

„Die Majoritäten“, die sogenannte Volksstimme, welche sich anmaßt Gottes Stimme zu sein. „Die Geschichte lehrt uns, daß überall das Licht von Individuen auf die Menge ausstrahlt, nicht von der Menge auf die Individuen, vom Weisen auf die Unwissenden, nicht von den Unwissenden auf den Weisen, von der Sonne auf die Planeten und nicht von den Planeten auf die Sonne. Hé quoi! Glaubt ihr, daß 36 Millionen Blinde ein Teleskop ausmachen und 36 Millionen Schafe einen Hirten? Wie! War es die Menge, welche die Raphaels und Michelangelos gebildet hat, die Mozarts und Beethoven, die Galilei und Newton? Der Erfolg bei Lebzeiten ist sehr häufig nur eine Frage der Mode; er beweist, daß das Werk auf dem Niveau seiner Zeit steht, aber keineswegs, daß es seine Zeit überdauern werde. Berlioz war, gleich Beethoven, eines der erhabenen Opfer des schmerzlichen Privilegiums: eine Ausnahme zu sein. Er hat diese schwere Verantwortlichkeit theuer bezahlt.“ Was Gounod nach diesem oratorischen Feuerwerk an persönlichen Erinnerungen vorbringt, ist sehr dürftig und beschränkt sich eigentlich auf die Mittheilung, daß Gounod als neunzehnjähriger Schüler des Pariser Conservatoriums für Berlioz schwärmte und jede Gelegenheit benützte, sich in Berlioz' Orchesterproben zu schleichen. Hier fühlte sich Gounod besonders von einer Stelle aus Berlioz' Romeo-Symphonie so bezaubert, daß er sie ganz im Gedächtniß behielt und andern Tags dem erstaunten Componisten auswendig vorspielen konnte. Eine sehr richtige Bemerkung Gounod's ist, daß Berlioz' so hart angefochtene Compositionen doch eine Fülle früher unbekannter Effecte und Orchestercombinationen in die Welt geworfen haben, deren selbst hochberühmte Meister sich später bemächtigten. Auf dem Gebiet der Instrumentation hat Berlioz thatsächlich Schule gemacht. Berlioz ist, nach Gounod's Ausspruch „an der Verspätung seiner Popularität“ gestorben. Auf Berlioz' letzte Oper „Die Trojaner“ anspielend, die für den Autor eine Quelle unsäglicher Enttäuschungen wurde, schließt Gounod mit dem geistreichen „mot“: Berlioz sei, wie sein heldenmüthiger Namensbruder Hector unter den Mauern von Troja gefallen.

Die Publication der erwähnten Correspondenzen konnte zu keinem günstigeren Zeitpunkt erfolgen, als eben jetzt, da Berlioz plötzlich eine populäre Größe geworden ist in seinem Vaterlande. Um den so heiß und vergeblich ersehnten Ruhm endlich doch zu erlangen — sagt der Herausgeber der Correspondenz, Daniel Bernard — hatte Berlioz bloß etwas sehr Einfaches zu thun: zu sterben. In Deutschland war Berlioz als genialer Componist gefeiert worden zu einer Zeit, da man ihn in Frankreich noch ignorirte oder verspottete; vielleicht findet man heute in Deutschland wiederum die plötzlich für Berlioz auflodernde Begeisterung der Franzosen etwas übertrieben und gewaltsam. Gleichviel, die eigenartige, mächtige Persönlichkeit dieses Mannes übt auf Deutsche und Franzosen die gleiche Anziehungskraft, und überall, wo man sich für Musik interessirt, werden Berlioz' jetzt zum ersten Mal an's Licht gelangende Briefe mit Interesse gelesen werden. Jedenfalls sind sie eine wesentliche Ergänzung der „Mémoires“ von Berlioz, die 1870, also bald nach seinem Tode, erschienen waren. Ich konnte mir nicht versagen, dieses Buch, eine der merkwürdigsten Autobiographien, die wir besitzen, jetzt neuerdings im Zusammenhang mit der „Correspondance inédite“

und den „Lettres intimes" vorzunehmen. Aus diesen drei einander ergänzenden Büchern, also durchaus eigenen Mittheilungen des berühmten Tondichters, gewinnen wir ein vollständiges Bild seines Lebens. Berlioz begann die Abfassung seiner Memoiren im Jahre 1848 in London und schloß sie am Neujahrstag 1865, also vier Jahre vor seinem Tode. Wenn man an dieser reichhaltigen Selbstbiographie etwas beklagen darf, so ist es deren übergroße, gar viele Leser abschreckende Ausdehnung. Es gehört schon ein sehr lebhaftes Interesse für den Autor dazu, um sich durch mehr als 500 Seiten größten Octavformates mit seiner Person zu beschäftigen. Dazu die bequeme Breite, mit welcher Berlioz, gewohnt an den Ton der feuilletonistischen „Causerie", manchmal recht unerhebliche Scenen oder Gespräche wiedergibt. Die Lebhaftigkeit seines Temperaments verleitet ihn, überall zu dramatisiren, wodurch seine Erzählung allerdings den Reiz der Frische gewinnt, aber an Haltung und Stetigkeit verliert. So ist Berlioz z. B. nicht im Stande, kurz zu erzählen: „Ich ging trotz wiederholter Abmahnungen meines Freundes nach Meylan", sondern er führt dies (Seite 440) ganz als wenn er ein Bühnenstück schriebe, in einem sehr lebhaften Dialog aus, welcher doch nichts Anderes enthält, als das fortwährend wiederholte: „Geh' nicht!" des Freundes und Berlioz' stereotyp darauf einschlagendes: „Ich gehe doch!" Eine launige Conversation Berlioz' mit dem alten Thürsteher des Conservatoriums füllt das ganze 23. Capitel! Es dürfte vielen Musikfreunden willkommen sein, wenn ich ihnen hier das Wesentlichste dieser Selbstbiographie zusammenhängend und unter Controle der eben bekannt gewordenen Correspondenzen mittheile.

Das Merkwürdigste in Berlioz' Biographie ist ohne Zweifel seine Jugendzeit. Hector Berlioz, geboren am 11. December 1803 in Côte-Saint-André, einem Städtchen zwischen Lyon und Grenoble, ist der Sohn eines verdienstvollen, geachteten Arztes daselbst. Man erzieht ihn natürlich im katholischen Glauben, „einer reizenden Religion, seitdem sie Niemanden mehr verbrennt". Sie machte ganze sieben Jahre lang seine größte Seligkeit aus; später hat er sich mit ihr überworfen. Hector's Vater war ein sehr aufgeklärter Mann, der nichtsdestoweniger seiner bigotten Frau förmlich versprochen hatte, den Sohn niemals vom strengen Glauben abwendig zu machen. Er ließ ihn sogar manchmal den Katechismus aufsagen — „eine Gewissenhaftigkeit oder philosophische Gleichgültigkeit", zu welcher sich Hector seinem eigenen Sohne gegenüber für unfähig erklärt. Hector's Vater unterrichtete ihn mit größter Sorgfalt selbst und ausschließlich, konnte ihm aber niemals Geschmack an den classischen Studien beibringen. Hingegen schwärmte der Junge für Landkarten und Reisebeschreibungen, welche seiner Phantasie ein unermeßliches Feld eröffneten. Er war zwölf Jahre alt, als er gleichzeitig die zwei großen Passionen seines Lebens kennen lernte: die Musik und die Liebe. Gegenstand der letzteren war ein schönes achtzehnjähriges Mädchen, das Hector auf dem Landsitze seines Onkels, Meylan an der savoyischen Grenze, kennen lernte. Estella (schon der Name entzückte ihn) hatte natürlich nur ein mitleidiges Lächeln für die heftige Leidenschaft des Knaben, der seinerseits dieses Jugendideal niemals vergessen hat. Mit ergreifender Wahrheit schildert er die Qualen dieser leidenschaftlichen ersten Liebe. In dieselbe Zeit fielen seine ersten, unbeholfenen Versuche in der Composition. Etwas früher hatte er unter An-

leitung seines Vaters das Flageolet und die Flöte spielen gelernt, hierauf auch die Guitarre. Dies waren die drei ersten Instrumente, durch welche Berlioz in die Musik eingeführt wurde, und die drei einzigen, die er in seinem Leben spielen gelernt! Gewiß der seltsamste Anfang und das dürftigste Material gerade für den Meister der großen Instrumentaleffecte und Orchestercombinationen! Berlioz freut sich übrigens, daß sein Vater ihn nicht im Clavierspielen unterrichten ließ: „Ich wäre sonst wahrscheinlich ein gefürchteter Pianist geworden, wie vierzigtausend Andere." Seine ersten Compositionsversuche trugen, unter dem Einflusse der unglücklichen Liebe von Meylan, den Stempel tiefster Melancholie; Berlioz hat sie sämmtlich vernichtet, nur die schwermüthige Melodie zu einer Romanze aus „Estella" (!) von Florian, rettete er später in den ersten Satz seiner „Phantastischen Symphonie" (1829) unverändert hinüber. Die Biographien großer Componisten, insbesondere Gluck's und Haydn's, bildeten nun die Lieblingslectüre des jungen Berlioz, der den Beruf des Tondichters als das höchste denkbare Glück träumte. Sein Vater war anderer Ansicht und entschlossen, aus Hector einen Mediciner zu machen.

Um ihn für die medicinischen Studien vorzubereiten, begann der Vater das riesige Handbuch der Osteologie von Munzo mit ihm durchzunehmen. Hector empfand den größten Widerwillen dagegen, und nur das Versprechen, man werde ihm eine werthvolle Flöte mit allen neuartigen Klappen aus Lyon kommen lassen, ermuthigte ihn, diesen Widerwillen vorläufig noch zu bekämpfen. Mit neunzehn Jahren verließ er schweren Herzens das Vaterhaus, um in Paris die medicinische Schule zu besuchen. Der erste Anblick der zerstückelten Leichen im Secirsaale erfüllte ihn mit solchem Grausen, daß er zum offenen Fenster hinaussprang und lief, so weit ihn seine Füße trugen. Sein College und Stubengenosse Robert erschöpfte seine Beredtsamkeit, um Berlioz bald nachher zu einem zweiten Besuche des anatomischen Saales zu bewegen. Und seltsamerweise ließ ihn der gefürchtete Anblick diesmal unerschüttert, er empfand nichts weiter als kalten Ekel. Die medicinischen Studien wurden fortgesetzt, und Berlioz gewöhnte sich bereits an den Gedanken, die große Zahl gemeinschädlicher Aerzte noch um einen Unglücklichen zu vermehren, — als ein Abend in der Großen Oper seinen Gedanken eine neue Wendung gab. Man spielte „Die Danaïden" von Salieri; es war die erste Oper, welche Berlioz hörte. Die entzückende, berauschende Wirkung, welche auf den jungen Mann eindrang, steigerte sich mit jedem Besuche des Opernhauses und erreichte ihren Gipfel bei der Aufführung von Gluck's „Iphigenie in Tauris". Unter dem Eindruck dieser Vorstellung that Berlioz noch auf der Schwelle des Opernhauses den Schwur, trotz Vater und Mutter, Onkel und Tanten, nichts Anderes zu werden, als Musiker. Er verschaffte sich Zutritt zu dem greisen Lesueur, dem berühmten Componisten der „Barden", welcher ihn unter seine Schüler aufnahm und stets mit aufrichtigem Wohlwollen behandelte. Die Aufführung einer Messe, auf welche Berlioz große Hoffnungen gesetzt, scheiterte an einer Probe, welche in Folge fehlerhaft ausgeschriebener Stimmen einem Charivari glich. Berlioz machte sich sofort an eine Umarbeitung der Messe und verwendete drei Monate angestrengter Arbeit auf die eigenhändige Copiatur aller Auflagstimmen. Doch fehlten ihm vollständig die Mittel, eine neue Aufführung

zu bezahlen. Seine Bitte an Chateaubriand um ein Darlehn von zwölfhundert Francs wurde mit einigen höflichen Zeilen abgelehnt. Der Verzweiflung nahe, erhielt Berlioz unerwartet Hilfe von einem enthusiastischen (später im äußersten Elende verstorbenen) Kunstfreunde, Namens de Pons. Dieser lieh die nöthigen zwölfhundert Francs, und die Messe wurde mit vorzüglichen Kräften in der Kirche St. Roch aufgeführt. Inzwischen war die Spannung zwischen Berlioz und seinen Eltern auf's Aeußerste gediehen; der Vater erklärte, den abtrünnigen Sohn nicht mehr unterstützen zu wollen. Um den letzten Versuch zu wagen, eilte Berlioz in's väterliche Haus zurück. Er fand eine eisige Aufnahme. Der Vater erklärte, Hector müsse der Musik entsagen und dürfe nicht mehr nach Paris zurück. Berlioz verfiel darüber in eine an Stumpfsinn grenzende dumpfe Verzweiflung; er berührte keine Speise, sprach mit Niemandem und brachte die Tage entweder eingeschlossen auf seinem Zimmer oder in Wäldern umherirrend zu. Dieser Anblick ängstigte denn doch endlich den Vater und milderte seinen Starrsinn. Hector dürfe wieder nach Paris und zu seinen Musikstudien zurück, aber nur probeweise, für einige Zeit; falls er da keine künstlerischen Erfolge, keine Anerkennung seines Talentes zu erringen vermöchte, müsse er unweigerlich eine andere Laufbahn einschlagen. Diese Entscheidung sollte, der strengen Mutter wegen, Geheimniß bleiben. In seinem Herzensjubel vermochte aber Hector nicht zu schweigen; er vertraute das Geheimniß der Schwester an, und diese verrieth es an die Mutter. Letztere, von religiösen Vorurtheilen vollständig befangen, hielt ihren Sohn auf Erden entehrt und jenseits verdammt, wenn er sich einer mit dem Theater so eng verbundenen Kunst widme. Nachdem sie ihre Drohungen machtlos abprallen sieht, wirft sie sich vor ihrem Sohne auf die Knie und beschwört ihn, der Musik zu entsagen. Er sucht sie zu beschwichtigen. Da springt die alte Frau auf, ihm zurufend: „So ziehe hin! Entehre Deinen Namen, tödte mich und Deinen Vater durch Kummer und Schande! Ich verlasse das Haus. Du bist mein Sohn nicht mehr; ich fluche Dir!“ Damit verschwand sie und flüchtete sich in ein entferntes Landhaus. Als unmittelbar vor der Trennung Hector mit seinem Vater sich dahin begab, um ein Lebewohl von ihr zu erbitten, lief sie davon, sobald sie die Beiden erblickte. Berlioz hat diese entsetzliche, unglaubliche Scene niemals vergessen; ihr schreibt er zumeist den Haß zu, der ihn seither gegen allen religiösen Fanatismus und frommen Unverstand erfüllte.

Nach Paris zurückgekehrt, nahm Berlioz sofort seine Studien bei Lesueur wieder auf und war vor Allem bemüht, seine Schuld an de Pons so schnell als möglich zu tilgen. Er erhielt vom Hause nur ein Monatsgeld von hundertundzwanzig Francs; dazu kam der bescheidene Ertrag einiger Flöten- und Guitarrelectionen. Trotzdem gelang es Berlioz, indem er sich die größten persönlichen Entbehrungen auflegte, nach einigen Monaten sechshundert Francs zu ersparen und damit die Hälfte seiner Schuld abzuzahlen. Es ist eines der rührendsten und für Berlioz' Charakter ehrenvollsten Bekenntnisse, daß er, um jene Schuld bezahlen zu können, eine winzige Kammer im fünften Stockwerke miethete und, anstatt wie früher beim Restaurant zu diniren, sich monatelang von Brot, Weintrauben und Pflaumen nährte. Diese Mahlzeiten, zu dem Preise von höchstens sechs bis acht Sous, verzehrte er auf dem Pontneuf, zu Füßen der Statue Hein-

richs des Vierten. De Pons, von diesen Entbehrungen seines Freundes unterrichtet und selbst in Geldverlegenheit, hatte den unglücklichen Einfall, sich um die Bezahlung der zweiten Hälfte seines Darlehns direct an Hectors Vater zu wenden. Dieser Schritt wurde verhängnißvoll. Vater Berlioz sendete zwar sofort die gewünschten sechshundert Francs an de Pons, erklärte aber, seinen Sohn nicht weiter zu unterstützen, falls dieser nicht unverzüglich die Künstlerlaufbahn verlasse. Der alte Herr fühlte längst Reue über seine Nachgibigkeit, sein Sohn hatte nun fünf Monate in Paris zugebracht, ohne eine Stellung zu erlangen, einen Erfolg zu erringen; anstatt ein berühmter Componist, war er in den Augen des Vaters nichts geworden, als ein leichtsinniger Schuldenmacher und unpraktischer Phantast. Hector ließ aber nicht mehr ab von seinem Lebensideal; er blieb in Paris, entschlossen, sich mit Hilfe einiger Lectionen und großer Sparsamkeit allein fortzuhelfen. Mit Feuereifer componirte er eine große Oper: „Les Francs-juges" (die Vehmrichter), und eine heroische Cantate auf ein Sujet des griechischen Freiheitskampfes, welcher damals alle Gemüther erfüllte. Alle Bemühungen des jungen Componisten um eine Aufführung seiner Werke scheiterten vollständig. Der Winter kam. Berlioz konnte sein lucullisches Mahl nicht mehr im Freien einnehmen, er brauchte Holz, Licht, wärmere Kleider. Seine Lectionen, zu einem Franc die Stunde, hatten beinahe sämmtlich aufgehört. Er hat nur die Wahl, demüthig zum Vater zurückzukehren oder Hungers zu sterben. Da gibt die unbezähmbare Leidenschaft für die Musik ihm neue Kraft. Berlioz läßt sich als Chorist im Théâtre des Nouveautés engagiren, einer kleinen Bühne, welche Vaudevilles und leichte komische Opern gab. Trotz seiner nur mittelmäßigen Baritonstimme siegt Berlioz durch seine musikalische Sicherheit bei der Aufnahmsprobe über seine fünf Mitbewerber: einen Leinweber, einen Hufschmied, einen invaliden Schauspieler und einen Kirchensänger von Saint Eustache. Sein Dienst begann unverzüglich und wurde mit einer Monatsgage von fünfzig Francs entlohnt. Es gelang Berlioz, der seinen Eltern diesen größten Schmerz ersparen wollte, seinen neuen Theaterdienst vollständig geheim zu halten. Sie erfuhren von dieser Choristen-Carrière ihres Sohnes erst sieben bis acht Jahre nach deren Abschluß, und zwar durch Journale, welche zuerst biographische Notizen über ihn veröffentlichten.

Berlioz, der inzwischen bei Reicha Contrapunkt studirt hatte, meldete sich zu dem Compositions-Concurs am Conservatorium; seine Cantate „Orpheus" wurde jedoch nach sehr oberflächlicher und übelwollender Prüfung für „unausführbar" erklärt. Nach so vielen Schicksalsschlägen fiel Berlioz in eine gefährliche Krankheit. Da erscheint glücklicherweise sein Vater, den so viel Festigkeit und Ernst doch endlich besiegen mochten, und gewährte Hector die frühere Unterstützung wieder. Nun konnte er seinen Choristendienst aufgeben, welcher, abgesehen von der physischen Anstrengung, den jungen Componisten verrückt zu machen drohte. „Nur ein wahrhafter Musiker," ruft er aus, „der zugleich unsere französischen kleinen Bühnen kennt, vermag zu begreifen, was ich bei dem Lernen und Ausführen dieser dummen Musiken gelitten habe!"

In dem ersten kurzen Briefe der „Correspondance inédite" trägt der junge Berlioz dem Musikverleger Ignaz Pleyel in Paris einige concertane Potpourris

über italienische Opernmelodien an. Bekanntlich hat auch Richard Wagner, gleich Berlioz ein eingefleischter Gegner aller Unterhaltungsmusik und Feind der Italiener, ähnliche Arrangements für Pariser Verleger geliefert, um das Leben zu fristen. Warum wundert es uns viel weniger, wenn wir Haydn und Mozart kleinliche Lohnarbeit verrichten sehen, als wenn Berlioz und Wagner dies thun? Weil wir Jene als die universellsten und zugleich anspruchlosesten aller Künstler kennen, denen nichts Menschliches und nichts Musikalisches fremd gewesen. Mit ihnen verglichen, erscheinen Wagner und Berlioz einseitig in ihrem Idealismus, unduldsam, stolz.

Berlioz hatte sein Choristenjoch glücklich abgeschüttelt und widmete sich nun mit ganzer Kraft dem Studium zunächst der dramatischen Musik. Der Mann seiner größten, ja schrankenlosen Bewunderung ist Gluck; sein leidenschaftlichster Haß gehört Rossini und den Rossinisten. Bei Vorstellungen Gluck'scher Opern fungirte Berlioz im Parterre geradezu als Chef einer Handvoll Gluck-Enthusiasten und solcher, die er dazu machen wollte. In den Zwischenacten erklärte er ihnen die Schönheiten des Textbuches und der Partitur, und wehe dem Sänger oder Orchester-Dirigenten, der sich die geringste Aenderung erlaubte. „Wo bleiben die Posaunen? Hier stehen keine Becken! Wer untersteht sich, Gluck zu corrigiren?" so schrie der junge Enthusiast ganz laut während dieser Vorstellung und erlebte meistens die Satisfaction, daß der Dirigent, aus Furcht vor der Wiederholung solcher Scandale, die gerügten Unrichtigkeiten verbesserte. Neue, ungeahnte Ideale erschlossen sich nun in rascher Aufeinanderfolge dem jungen Berlioz: er stieß zum ersten Male auf C. M. Weber, Beethoven und Shakespeare. Der „Freischütz" entzückte ihn trotz der bekannten Verstümmelung, welche Castil-Blaze, „dieser musikalische Thierarzt", sich damit erlaubt hatte. «Sei verflucht! Verzweifle und stirb!» ruft Berlioz jedem „Verbesserer" eines Meisterwerkes zu. Gegen Mozart fühlt Berlioz zeitlebens eine gewisse Voreingenommenheit, welche er hauptsächlich darauf zurückführt, daß er „Don Juan" und „Figaro" in Paris nur in der ihm verhaßten Italienischen Oper von Italienern aufführen sah. Außerdem kann er seinen Abscheu vor der Coloraturstelle im Allegro der „Brief-Arie" Donna Anna's niemals verwinden; für diesen allerdings nicht erfreulichen Sonnenfleck in der „Don Juan"-Partitur findet Berlioz das Epitheton „schändlich" noch zu milde.

Eine englische Schauspielertruppe, welche im Odéon-Theater gastirt, führt nun eine der bewegtesten und folgenreichsten Perioden in Berlioz' Leben herbei. Er sieht zum ersten Male ein Shakespeare'sches Trauerspiel („Hamlet") mit Miß Smithson als Ophelia. Gleichzeitig mit dem überwältigenden Eindrucke des Shakespeare'schen Dramas trifft ihn blitzartig eine rasende Leidenschaft für die schöne Schauspielerin. Wer diese Capitel nicht bei Berlioz selbst in den Memoiren oder in den Briefen an Ferdinand Hiller nachliest, kann sich kaum eine Vorstellung machen von der unbändigen vulkanischen Natur seines Gemüthes. Ruhige Leser dürften wohl darin übereinstimmen, daß sich Berlioz wie ein Narr benommen hat. Er verliert vollständig „den Schlaf, die Lebhaftigkeit des Geistes, jedes Interesse für seine Lieblingsstudien, jede Möglichkeit zu arbeiten". Erschöpft von tagelangem ziellosem Umherirren in den Straßen und Umgebungen von Paris,

schläft er ein Mal im Schnee, am Ufer der gefrorenen Seine, ein zweites Mal auf freiem Felde, ein drittes Mal auf einem Tische in einem Boulevard-Kaffeehause. Nach jener Hamlet-Vorstellung hatte sich Berlioz fest vorgenommen, sich niemals wieder einer ähnlichen Erschütterung auszusetzen. Doch kann er der Anzeige von „Romeo und Julia“ nicht widerstehen. Die Wirkung ist furchtbar. Vom dritten Acte an vermag er — der übrigens kein Wort Englisch versteht — kaum mehr zu athmen, eine eiserne Faust preßt sein Herz zusammen, er sagt sich aus innerster Ueberzeugung: „Jetzt bin ich verloren.“ Von den Shakespeare-Vorstellungen hält er sich mit einer Art Todesangst fern, doch grübelt er unablässig, wie er die Aufmerksamkeit Miß Smithson's erregen könnte, welcher er doch niemals in die Nähe zu kommen wagt. Es gelingt ihm, mit einer Concert-Aufführung mehrerer seiner Compositionen Aufsehen zu erregen — nur sie allein hat nie davon reden gehört. Er schreibt wiederholt an sie, ohne jemals eine Zeile von ihr zu erhalten; endlich verbietet sie ihrer Kammerfrau, Briefe von diesem schrecklichen Menschen anzunehmen. Unter dem Eindrucke dieser verzehrenden Leidenschaft componirte Berlioz seine „Sinfonie fantastique“, die (in späterer radicaler Umarbeitung) zuerst den Ruhm des originellen Tondichters begründete und über die Grenzen seines Vaterlandes trug.

Endlich gelingt es ihm, den zweiten und bald darauf den ersten Preis in dem musikalischen Concurse des „Instituts“ zu erringen. Viermal hatte Berlioz um diesen Preis concurrirt und errang ihn erst in seinem 27. Jahr, 1830, durch die außerordentlichste Ausdauer. Mit diesem ersten Preise ist ein fünfjähriges Staatsstipendium von jährlich dreitausend Francs verbunden und die Verpflichtung, zwei Jahre in Rom zuzubringen. Berlioz begibt sich nach Rom, wo er in Horace Vernet, dem damaligen Director der französischen Akademie (in der Villa Medici) einen wohlwollenden Vorgesetzten und väterlichen Freund findet. Der Aufenthalt in Rom, dieser höchste Lebenswunsch fast aller Künstler, ist für Berlioz eine Pein. Er fühlt sich in unerträglicher Gefangenschaft, obgleich die französischen Laureaten dort eine fast unbegrenzte Freiheit genießen; nach Belieben größere Reisen in ganz Italien machen dürfen, in der Akademie mit allem Nöthigen versorgt und mit jeder Controle ihrer Studien verschont sind. Aber Berlioz hat wenig Sympathie für das Land und dessen Bewohner, die italienische Musik ist ihm ein Greuel, für Gemälde und Statuen interessirt er sich nicht. Den Ruhm der päpstlichen Capelle nennt er einen ganz unverdienten, den Kirchen-Compositionen Palestrina's gesteht er zwar „Geschmack und Gelehrsamkeit“ zu, findet es aber komisch (une plaisanterie), von dem „Genie“ des Meisters zu sprechen. In Rom verkehrt Berlioz häufig mit Mendelssohn-Bartholdy, von dem er jedoch in seinen Memoiren in auffallend kühlem, fast gereiztem Tone spricht. An dieser Stelle wird uns die „Correspondance inédite“ sehr wichtig und erfreulich. Denn der ungemein herzliche, fast schwärmerische Ton, mit dem Berlioz hier über Mendelssohn schreibt, unter dem unmittelbaren Eindrucke ihres freundschaftlichen Verkehrs, sticht beträchtlich ab von der kühlen Zurückhaltung, die Berlioz in seinen fünfunddreißig Jahre später geschriebenen Memoiren über Mendelssohn beobachtet. In seine „römische Gefangenschaft“ fiel der Verkehr mit Felix Mendelssohn-Bartholdy wie ein holder

Lichtstrahl. „Das ist ein bewunderungswürdiger Junge," schreibt Berlioz 1831 aus Rom, „sein Reproductions-Talent ist ebenso groß wie sein musikalisches Genie, und das will viel sagen. Alles, was ich von ihm gehört, hat mich entzückt; ich glaube fest, daß er eine der höchsten musikalischen Erscheinungen dieser Epoche ist. Er hat mir hier den Cicerone gemacht; jeden Morgen suchte ich ihn auf, da spielte er mir eine Beethoven'sche Sonate, wir sangen Gluck's „Armida", dann führte er mich zu allen den berühmten Ruinen, die mir, ich gestehe es, wenig Eindruck machten. Mendelssohn ist eine jener reinen Seelen (âmes candides), wie sie uns nur höchst selten begegnen." Noch in viel späteren Briefen spricht Berlioz mit gleicher Wärme von Mendelssohn. „Ist Mendelssohn angekommen?" fragt er F. Hiller und fährt fort: „Das ist ein enormes, außerordentliches, wunderbares Talent. Ich kann nicht in den Verdacht der Camaraderie kommen, wenn ich so spreche, denn er hat mir aufrichtig gesagt, daß er von meiner Musik absolut nichts verstehe. Er ist ein durchaus jungfräulicher Charakter und glaubt noch an etwas; ein wenig kühl ist er im Umgange, aber ich liebe ihn sehr, mag er es auch vielleicht nicht vermuthen." Das sind schöne, für beide Theile ehrenvolle Worte. Herr Daniel Bernard hätte sich daran ein Beispiel nehmen sollen, anstatt in seinem Vorworte Mendelssohn's Charakter auf das Unwürdigste zu verunglimpfen. Mendelssohn fühlte gegen Berlioz' Compositionen eine entschiedene, unüberwindliche Abneigung, die jedem mit Mendelssohn's Musik Vertrauten sehr begreiflich erscheinen muß. Den eigentlichen Grund dieser Antipathie findet nun Herr Bernard in dem künstlerischen Neide Mendelssohn's, der auf Berlioz „eifersüchtig wie ein Tiger" gewesen und gleichwohl nicht geahnt habe, „daß Berlioz ihm einst die Palme musikalischen Ruhmes streitig machen werde". Mendelssohn neidisch, eifersüchtig — und auf Berlioz? Es ist zu albern. In Deutschland weiß es Jedermann, daß Mendelssohn in Wahrheit eine „reine Seele" war, und die Franzosen können es ihrem Berlioz auf's Wort glauben. Herr Daniel Bernard hätte im Gegentheil zweierlei rühmend hervorheben sollen in Mendelssohn's Benehmen: ein Mal die collegiale, freundschaftliche Bereitwilligkeit, die er stets, in Rom wie später in Leipzig, Berlioz entgegenbrachte, sodann die Aufrichtigkeit, mit der er seine Abneigung gegen die musikalische Richtung des Franzosen gestand. Solch mannhafte Wahrheitsliebe sollte in unserer Zeit der conventionellen Höflichkeit doppelt laut gepriesen werden. Und Berlioz selbst hat sie gepriesen, wenngleich nicht ohne einen begreiflichen bitteren Geschmack auf der Zunge, denn „Mendelssohn," schreibt er aus Leipzig 1843 an einen Pariser Freund, „hat mir über meine Sinfonien, und mein Requiem niemals auch nur ein Wort gesagt."

Auch Berlioz war im Innersten eine wahrhafte, redliche Natur. Unglückliche Verhältnisse zwangen ihn leider, als Musik-Kritiker des Journal des Débats seine Ueberzeugung nicht selten zu maskiren; das war ihm schwer und peinlich. Mendelssohn wäre es unmöglich gewesen [1]).

---

[1]) „Ich möchte, Sie könnten die neue Oper von Billeta, dem berühmten englischen Clavierprofessor, hören," schreibt Berlioz am 13. November 1857 an seinen Freund A. Morel. „Glauben Sie nicht ein Wort von den mächtigen Lobsprüchen, welche mein heutiges

Fahren wir fort in Berlioz' Biographie. Er hat keine Ruhe mehr in Rom und geräth in einen kaum begreiflichen Jubel, als H. Vernet ihm erlaubt, seine „zweijährige italienische Verbannung" um sechs Monate abzukürzen und (im Sommer 1832) nach Paris zurückzukehren. Hier folgt er gleich einem unwiderstehlichen Triebe, indem er sich gerade gegenüber der ehemaligen Wohnung von Miß Smithson einquartiert. Die alte Leidenschaft erwacht sofort, als er von der Anwesenheit der für ihn seit zwei Jahren Verschollenen hört. Berlioz arrangirt so schnell als möglich ein großes Concert mit der „Phantastischen Sinfonie" an der Spitze und bringt es durch Vermittelung von Freunden dahin, daß seine angebetete Henriette der Production beiwohnt. Sie erräth rasch den Zusammenhang und erlaubt ihm am folgenden Tage, sie zu besuchen. Um seine Ruhe war es nun wieder für lange Zeit geschehen. Sowohl Berlioz' Eltern, als die Familie der Smithson erklärten sich auf das Entschiedenste gegen eine Verbindung zwischen den Beiden. Ein Jahr lang dauerte dieser Kampf, währten diese Qualen, denen Berlioz zu unterliegen fürchtete. Was seinen Wünschen hilfreich entgegenkam, war leider eine Reihe von Unglücksfällen, welche seine Geliebte trafen. Miß Smithson hatte als Directrice der Theaterunternehmung ihr Vermögen eingebüßt und war von Gläubigern belagert; am Abend ihrer Benefizvorstellung springt sie rasch aus dem Wagen und bricht den Fuß. Die Heilung ging sehr langsam vorwärts. Endlich, im Sommer 1833, heirathete Berlioz seine Henriette Smithson. „Sie hatte," so erzählt er, „an unserem Hochzeitstage nichts mehr auf der Welt als Schulden und die Aussicht, nur noch hinkend die Bühne betreten zu können; ich selbst besaß Alles in Allem dreihundert Francs, die ein Freund mir geliehen, und war von Neuem entzweit mit meinen Eltern. Allein *sie* war jetzt mein Eigen, ich trotzte allem Ungemach."

Für Berlioz beginnt nun eine Zeit der Arbeit und Entbehrung, zugleich aber auch gekräftigter künstlerischer Zuversicht. Ein Concert, das er unter Mitwirkung Franz *Liszt's* gibt, trägt siebentausend Francs ein, welche sofort den Gläubigern seiner Frau in die Hände fallen. Erst mehrere Jahre später und unter empfindlichen Entbehrungen gelang es Berlioz, diese Schulden gänzlich zu tilgen. Auf Anregung Paganini's, der für seine Productionen ein Concertstück von Berlioz' Compositionen wünschte, schrieb dieser die Harold-Sinfonie. Bekanntlich durchzieht diese ganze Sinfonie, gleichsam deren Helden repräsentirend, eine Solo-Viola; Paganini fand die Partitur für seine Zwecke nicht concertant genug. Als aber Paganini ein Jahr später die Harold-Sinfonie und die „Fantastique" in Paris unter Berlioz' Leitung hörte, war er so entzückt davon, daß er dem Componisten am andern Morgen zwanzigtausend Francs nebst einem enthusiastischen Schreiben zuschickte. Berlioz, der krank zu Bette lag, rief, seiner Sinne kaum mächtig, Frau und Kind herbei, welche an seinem Bette auf die Knie fielen und mit Freudenthränen Gott für die unerwartete Hilfe dankten.

Hier müssen wir Berlioz' Erzählung mit einer aufklärenden Berichtigung unterbrechen, die Wenigen bekannt worden und Berlioz selbst zeitlebens unbe-

---

Feuilleton darüber enthält! Im Gegentheile, ich mußte mir die größte Gewalt anthun, um nur ruhig darüber zu schreiben."

kannt geblieben ist. Alle Welt war nämlich erstaunt, daß ein so königliches Geschenk gerade von Paganini gemacht worden sei, von dessen Geiz die unerhörtesten Beweise allgemein bekannt waren. Das Räthsel ist erst in neuester Zeit von Ferdinand Hiller gelöst worden. In seinem geistreichen Essai über Berlioz[1]) erzählt Hiller, welche merkwürdige Aufklärung jener unglaublichen Großmuth Paganini's ihm Rossini gegeben hat: „Armand Bertin, der reiche, mächtige Besitzer des Journal des Débats, hatte durch Berlioz selbst von der fanatischen Begeisterung des berühmten Geigers gehört und machte, da er den genialen Berlioz liebte, Paganini den Vorschlag, sich ohne Unkosten als Spender der genannten Summe zu bekennen. Paganini that, wie von ihm verlangt wurde. „Ist das denn wahr, möglich, glaublich?" frug ich Rossini. — „Ich weiß es," erwiderte der Maëstro, mit dem festen Ernste, der ihm nicht minder wohl anstand als der scherzende Humor, in dem er sich meistens gefiel. Kein Zweifel, daß diese Thatsache noch manchen Anderen bekannt war — Andere mögen sie bezweifeln — ich bin von ihrer Wahrheit überzeugt." —

Paganini's — oder richtiger Bertin's Großherzigkeit setzte Berlioz in den Stand, sich durch längere Zeit ausschließlich und sorgenfrei jenem großen Werke zu widmen, in das er seine beste Kraft legen wollte, um es Paganini zuzueignen: die dramatische Sinfonie „Romeo und Julia". „Nun brauche ich kein Feuilleton mehr zu schreiben!" ist der erste Ausruf, mit welchem Berlioz das unerwartete Geschenk von zwanzigtausend Francs jubelnd begrüßt. Durch sein ganzes Buch zieht sich dieser Gedanke, — in bitteren Klagen über die ihm entsetzliche Thätigkeit als Kritiker, in lebhaften Schilderungen der peinlichen Mühe und Anstrengung, mit welcher er ein Feuilleton für das Journal des Débats fertig bringt. Einmal erzählt er sogar, wie er sich durch drei Tage in sein Zimmer eingeschlossen hatte, um über eine ihm ganz uninteressante komische Oper ein Feuilleton zu schreiben. Die Qual, durchaus keinen Anfang finden zu können, brachte ihn in solche Verzweiflung, daß er sich die Haare ausriß, wie ein Kind weinte, endlich, eine Pistole herablangend, dem Selbstmorde nahe war! Und doch verdankte Berlioz seinen Ruhm und Einfluß in Frankreich zum großen Theile seinen vortrefflichen Journalkritiken, die ihm auch, wie er selbst hervorhebt, glänzend honorirt wurden! Seine wiederholte bittere Klage, gänzlich unbedeutende Kunsterscheinungen ernsthaft besprechen und mittelmäßige Componisten loben zu müssen, gibt jedenfalls die beste Aufklärung über seinen fast krankhaften Widerwillen gegen ein von ihm so glänzend vertretenes Fach. Bei dem herrschenden Lob- und Complimentirsystem der französischen Tageskritik (wenigstens einheimischen Künstlern gegenüber) war es ihm, dem selbstproducirenden Tonkünstler, doppelt schwer gemacht, seine abfällige Meinung unverblümt auszusprechen. Ganz irrthümlicher Weise hielt man in Deutschland Hector Berlioz für einen besonders strengen Kritiker. Man braucht nur einen beliebigen Jahrgang des Journal des Débats aufzuschlagen, um sich gar sehr vom Gegentheil zu überzeugen. Compositionen französischer Collegen, welche er in seinem Herzen verachtete und verlachte und die er im vertrauten Gespräch gnadenlos

[1]) „Künstlerleben" von F. Hiller. (Köln, 1880, bei M. Dumont.)

mit einigen zweischneidigen Worten hinrichtete, hat er in seinem Journal in der Regel erstaunlich milde, sogar freundlich behandelt. Allerdings gewahrt der Kundige zwischen den Zeilen die Anstrengung dieses kritischen Eiertanzes. Man vergleiche Berlioz' zahlreiche apologetische Kritiken über den „großen Meister Meyerbeer" im Journal des Débats mit den wegwerfenden Worten, welche er ihm in den Memoiren widmet. Vollkommen freien Lauf hat der Feuilletonist Berlioz seiner künstlerischen Opposition vielleicht nur in zwei Fällen gegönnt: gegen die Verstümmler Gluck'scher, Weber'scher, Beethoven'scher Partituren und gegen Richard Wagner, dessen Erfolge ihm das Herz abfraßen. Im Uebrigen vermochte er sich nicht aus den zahllosen Fäden und Fädchen loszumachen, welche den Pariser Feuilletonisten umwinden und sein Urtheil, wenn auch nicht verkehren, so doch unwiderstehlich nach rechts oder links biegen. Und diesen Zwang mußte gerade ein Musiker von so strenger, ja unduldsamer Exclusivität des Geschmackes wie Berlioz als Folterqual empfinden.

Berlioz hat in seinen Memoiren die bekannten „Musikalischen Reisebriefe" aus Deutschland, Oesterreich und Rußland vollständig aufgenommen. Auf das Publicum, die Künstlerschaft und die Kritik in Wien und Prag ist Berlioz sehr gut zu sprechen. Die Aufnahme, die er in diesen Städten gefunden, zählte er mit Recht zu den Glanzpunkten seines Lebens. Manche irrthümliche Angabe oder Auffassung wird man einem des Deutschen gänzlich unkundigen Reisenden leicht nachsehen. Nur Eines berührte mich peinlich: Berlioz' kindische Behauptung, Beethoven's A-dur-Sinfonie sei noch im Jahre 1820 in Wien mit der äußersten Geringschätzung (avec le plus mortel dédain) behandelt worden, während man sich gleichzeitig zu den Opern von Salieri drängte! Bei der oberflächlichsten Nachforschung hätte Berlioz erfahren müssen, daß im Jahre 1820 längst kein Mensch mehr von den Opern Salieri's sprach, sondern Rossini, Weigl, Cherubini, Boieldieu, Catel und Mehul das Theater beherrschten. Und daß gerade die A-dur-Sinfonie von Beethoven gleich bei ihrer ersten Aufführung in Wien (1813) einen unerhörten Triumph gefeiert und denselben fortan bei jeder Wiederholung behauptet hat, weiß in Deutschland der letzte Orchestergeiger. Aber ein Franzose, sei er selbst Componist und Musikschriftsteller von dem Range eines Berlioz, läßt sich seine alten Kindermärchen nicht nehmen. Unter diese von Berlioz geglaubten und neu aufgetischten Kindermärchen gehört es auch, daß C. M. v. Weber in London aus Kränkung über den Mißerfolg seines „Oberon" gestorben sei! Das Wahre daran ist, daß Weber bereits sehr leidend, den Todeskeim in der Brust, nach London gereist war, von wo er selbst den glänzenden, alle seine Erwartungen übertreffenden Erfolg des „Oberon" in mehr als Einem Brief geschildert hat.

Ueber Richard Wagner und dessen Verhältniß zu Berlioz geben uns die intimen Briefe mehr Aufschluß als die Memoiren. Je weiter und lauter Wagner's Ruf sich verbreitet, desto heftiger regt sich die Opposition in Berlioz. Im Jahre 1858 schreibt dieser über Hanns v. Bülow: „Dieser junge Mann ist einer der eifrigsten Zöglinge jener unsinnigen Schule, welche man in Deutschland die der Zukunft nennt. Sie geben nicht nach und wollen durchaus, daß ich ihr Haupt und ihr Fahnenträger sei. Ich sage gar nichts und schreibe

nichts; die Vernünftigen werden ohnehin wissen, was daran ist.“ Er schrieb aber doch, schrieb gelegentlich der Pariser Orchesterconcerte Wagner's eine Kritik, welche bei aller anerkennenden, theilweise sogar bewundernden Höflichkeit doch sehr schneidig ausfiel gegen Wagner, und mehr als zweischneidig gegen die „Zukunftsmusik“. War Berlioz streng gegen Wagner, so ist Wagner gegen Berlioz grausam gewesen. Mit dem Scharfblick des Hasses entdeckte und enthüllte er alle Schwächen in Berlioz' Musik, alle Verirrungen und Widersprüche seines Kunstprincips. Merkwürdig ist in diesem literarischen Zweikampf, daß beide Gegner einander besonders nachdrücklich diejenigen Eigenschaften als Verirrungen vorwerfen, die ihnen selber mehr oder weniger anhaften. Wenn Berlioz schon die Ouverture zum „Fliegenden Holländer“ — die ihm überdies „maßlos ausgedehnt“ erscheint — als Beweis anführt für die falsche Tendenz Wagner's, welche „unbekümmert um die musikalische Gestaltung und den sinnenfälligen Eindruck, nur die poetische oder dramatische Idee auszudrücken trachtet,“ so vergißt er, wie sehr seine eigenen Instrumentalwerke diese „Tendenz“ verrathen. Wenn seinerseits wieder Wagner an seinem Gegner die überreizte Exaltation tadelt und die vom Außersichsein in Ermattung zurücksinkende Phantasie Berlioz' mit dem Zustande eines Opiumessers vergleicht, so erinnern wir uns sofort, daß Aehnliches von unbefangenen Kritikern auch über die Musik zu „Tristan“ und zum „Nibelungenring“ gesagt worden ist. Kein Zweifel, daß Berlioz von Wagner's Urtheil und noch mehr von dessen steigenden Erfolgen in Deutschland auf das Schmerzlichste berührt war. Am Morgen nach dem berühmten Fiasco des „Tannhäuser“ in der Pariser Großen Oper kann Berlioz in einem Briefe an Madame Massart einen wilden Jubelschrei nicht unterdrücken. Und nach dem unwürdigen Spectakel der zweiten Aufführung ruft er, gleichsam erleichtert aus: „Was mich betrifft, so bin ich fürchterlich gerächt!“ Es ist bedauerlich, zu sehen, wie die Verbitterung über sein eigenes Künstlerloos diesen so scharfen Geist trübt, sein Urtheil umnebelt. Nicht nur hat er gar keine Empfindung dafür, daß jenes von dem Jockeyclub im „Tannhäuser“ verübte Spektakel vorausgeplant und eine Büberei war, Berlioz verkennt in seinem Haß gegen die „Zukunftsmusik“ obendrein die unleugbare nahe Verwandtschaft, die seine eigene Musik mit jener verbindet. Anfangs waren es Berlioz' Orchesterwerke, die auf den jüngeren Wagner einwirkten, am Ende wird wieder, umgekehrt, Berlioz (in seiner Oper „Les Troyens“) von Wagner beeinflußt, und wenn nicht von Wagner's Musik, so doch gewiß von seinen Grundsätzen. Berlioz' prophetisches Auge war blind für die mögliche Zukunft der „Zukunftsmusik“ in Frankreich. Die Zeit des „Fliegenden Holländer“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ wird für Frankreich so sicher kommen, wie sie für Italien gekommen ist. Ja, wenn Richard Wagner nicht heute schon in Paris gespielt wird, so sind lediglich nationale und politische Antipathien daran schuld. Musikalisch ist dem Componisten des „Tannhäuser“ in Paris vollständig der Boden geebnet durch die neufranzösische Schule und vor Allem — durch den wiedererweckten Berlioz selbst!

Berlioz' Briefe werden, seinen Erlebnissen entsprechend, je weiter, desto trübsinniger und grollender. Er begräbt seine zweite Frau (die Sängerin Ricio,

dieselbe, die ihn 1846 auf seinen Concertreisen begleitet hatte) und muß seinen einzigen Sohn, Louis Berlioz, überleben, der als Seemann auf fernem Meere stirbt. Die letzte große, ungetrübte Freude hatte Berlioz, seinem eigenen Ausspruche nach, Wien zu verdanken. Auf die Einladung Herbeck's war Berlioz Ende 1866 nach Wien gekommen, um seine hier noch unbekannte dramatische Sinfonie „Faust's Verdammniß" im großen Redoutensaale zu dirigiren. Der begeisterte Empfang, den das Wiener Publicum ihm und seinem „Faust" bereitete, machte Berlioz ganz glücklich.

Auch London besuchte er wiederholt in seinen letzten Jahren, wo er als Künstler stets ehrenvollste Aufnahme und auch pecuniär seine Rechnung fand. Er ist deshalb auf die Engländer und ihr musikalisches Verständniß nicht schlecht zu sprechen. Wo findet er daheim ein Publicum wie in Deutschland, England oder Rußland? „Nichts um mich her zu sehen, als Stumpfsinn, Gleichgültigkeit, Undank oder Schrecken — das ist mein Loos in Paris. Frankreich ist vom musikalischen Standpunkt nur ein Land von Cretins. In England ist wenigstens der Wunsch, Musik zu lieben, wahr und nachhaltig."

In Paris vergräbt er sich immer tiefer in die Ueberzeugung, von lauter Feinden und Intriganten umgeben zu sein. Seine Bannflüche gegen Künstler, Kritiker, Theater-Directoren, Concertleiter, vollends gegen die „barbarische Nation" der Franzosen werden immer häufiger und heftiger. In seinem einundsechzigsten Jahre ergreift ihn nochmals die ehemalige Leidenschaft für seine damals siebenundsechzigjährige Jugendliebe Estella, die er als Wittwe und Mutter erwachsener Söhne nach langen Nachforschungen in Lyon wiederfindet. An diese würdige alte Frau, die sich dabei sehr vernünftig benahm, schreibt nun Berlioz Briefe voll kindischer rasender Leidenschaftlichkeit. Stephen Heller erzählte mir, wie Berlioz sich ihm eines Tages, überwältigt von dieser verzweifelten Spätliebe, schluchzend an die Brust warf. Heller verwies ihm mit sanftem Ernst solche Thorheit, die ihn zugleich unglücklich und lächerlich mache. „Was wollen Sie?" entgegnete Berlioz, „es ist eine alte Erfahrung, daß der verwundete Stier sterbend immer zu demselben Thor hinausrennt, durch welches er in die Arena hereingekommen ist." Auf diese wiedergefundene Estella beziehen sich die wahrhaft tragischen Schlußworte seiner Memoiren. Sie lauten: „Ich schreibe nichts mehr, ich componire nichts mehr. Die musikalische Welt von Paris und anderwärts, die Art und Weise, wie die Künstler geschätzt werden, das Alles erregt mir Brechreiz und Wuthanfälle. Aber denken wir nicht mehr an die Kunst, Stella! Stella! Ich kann jetzt ohne Zorn und Bitterkeit sterben."

Berlioz starb in tiefem Grolle gegen sein Vaterland, in welchem er nicht hoffte, jemals nach Verdienst anerkannt zu werden. Hingegen baute er, in Erinnerung an seine früheren Triumphreisen darauf, daß seine Werke in Deutschland nicht nur die gleiche Begeisterung wie ehemals erregen, sondern an Verbreitung und Popularität noch stets wachsen würden. Er hat sich in beiden Vermuthungen, jener schmerzlichen sowohl, als dieser freudigen, getäuscht. In Frankreich ist bekanntlich nach Berlioz' Tode, oder noch präciser gesagt, nach dem deutsch-französischen Kriege von 1871 ein förmlicher Berlioz-Cultus entstanden, in welchem die Franzosen ihre früheren Versäumnisse nicht bloß nach-

holen, sondern auch schon über ihr lobenswerthes Ziel ein wenig hinausschießen[1]). In Deutschland hingegen ist die Begeisterung für Berlioz ohne Frage von ihrer ursprünglichen Höhe gesunken, fast von dem Momente an gesunken, da Berlioz' mächtige Persönlichkeit uns den Rücken kehrt. Was Berlioz in seinen Briefen und Memoiren von der glänzenden Aufnahme erzählt, die er und seine Werke in Deutschland erfuhren, von dem Enthusiasmus des Publicums, das ihn als Dirigenten und Componisten feierte, ist keineswegs übertrieben. Wer Berlioz' Concerte in den Jahren 1846—47 miterlebte, wie ich sie in Prag und Wien miterlebt und mitgefeiert habe, der muß bezeugen, daß nie ein glänzendes Musikphänomen mit mehr Erregung und Enthusiasmus begrüßt worden ist. Noch im Jahre 1864 wurde der inzwischen halbvergessene, zum Greise gealterte Berlioz in Wien als Dirigent seiner „Damnation de Faust" genau so überschwänglich gefeiert, wie er es seinem Freunde Humbert Ferrand brieflich meldet. Allein die begeisterte Aufnahme galt mehr der berühmten und außerordentlichen Persönlichkeit des Tondichters, als seinem Werke. Nach Berlioz' Abreise hat sich in Wien nie wieder das Bedürfniß nach einer Wiederholung von „Faust's Verdammniß" geregt; die Aufführung vom Jahre 1866 ist bis heute, also seit sechzehn Jahren, die erste und letzte geblieben[2]). Aehnlich ging es, wie ich glaube, in den meisten deutschen Städten. Die Compositionen des genialen Franzosen haben bei ihrem ersten Erscheinen unter seiner persönlichen Leitung unserem musikalischen Publicum die lebhafteste Bewunderung abgewonnen, die stärksten Emotionen bereitet, aber sie sind ihm kein wahrhaftes, bleibendes Bedürfniß geworden. Die Concertprogramme der letzten dreißig Jahre beweisen es. Berlioz erscheint selten in unseren Concerten und nur mit wenigen Stücken: den Ouverturen zum „Römischen Carneval" und „Benvenuto Cellini", der „Sinfonie fantastique" (ohne den letzten Satz), der „Harold-Sinfonie", endlich zwei Instrumentalsätzen aus seiner Sinfonie-Cantate „Romeo und Julia" („Fee Mab" und „Liebesscene"). Die ganze Sinfonie-Cantate mit Soli und Chören ist in Oesterreich seit Berlioz' erstem Besuche nicht wieder gegeben worden, und in Deutschland wahrscheinlich auch nicht. Auch das Publicum zeigt eine veränderte kühlere Physiognomie und erwärmt sich in der Sinfonie fantastique lediglich für die Ballscene und den Hinrichtungsmarsch, in der ganzen Harold-Sinfonie einzig und allein für den Pilgermarsch. Nur diesen alten Lieblings- und Cabinetsstücken des Berlioz'schen Repertoirs hat man die ehemalige Zuneigung bewahrt, wenn auch nicht die leidenschaftliche Begeisterung von ehedem. Wie ganz anders vor fünfunddreißig Jahren!

Als Berlioz im Jahre 1846 mit einer Reihe glänzender Concerte sich in Deutschland einführte, da kam seine Musik wie ein feuriges Meteor über uns. Sie war etwas so Ungeahntes, Blendendes, von allem Gehörten so ganz Verschiedenes, daß sie den wehrlos staunenden Hörer geradezu niederzwang; die

---

[1]) Ausführlicheres darüber enthält der Aufsatz „Berlioz-Cultus" in meinen „Musikalischen Stationen". (Berlin, 1880, bei A. Hofmann.)

[2]) Eine ausführliche Kritik dieser Composition findet sich in meinem Buche: „Aus dem Concertsaal". (Wien, 1869, bei W. Braumüller.)

Einen zu schrankenloser Huldigung, die Anderen zu tödtlichem Hasse. Niemand blieb gleichgültig, Niemand neutral. Nur eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit konnte so wirken, und ein Franzose, der Sinfonien schrieb, Beethoven und Shakespeare als seine Götter verehrte, war an sich schon etwas ganz Ungewöhnliches. Auch das letzte Kennzeichen einer bedeutenden Kunsterscheinung blieb nicht aus: daß sie zu Principienfragen Anlaß gibt. Die letzten Grundbegriffe der Tonkunst, die Frage nach Form und Inhalt derselben, nach den Grenzen ihres Reiches, nach ihrem Verhältniß zur Dichtkunst und Malerei, wurden durch Berlioz aufgewühlt, an Berlioz die ererbten Gesetze der Aesthetik neu geprüft und gemessen. Wer zum ersten Male dieser Musik lauschte, gerieth in gährende Bewegung. Schumann in Leipzig, Griepenkerl in Braunschweig, Dr. Becher in Wien — die kritischen Orakel der revolutionären musikalischen Jugend — hatten Berlioz eine begeisterte Aufnahme in Deutschland bereitet; mein älterer, erfahrener Freund Ambros in Prag war völlig außer sich und gewann durch seine Berlioz-Hymne die Aufmerksamkeit und den Beifall W. R. Griepenkerls, des geistvollen Verfassers der Novelle „Die Beethovener" und der Broschüre „Ritter Berlioz in Braunschweig". Ein Brief Griepenkerl's an Dr. Ambros (mir von Letzterem verehrt und niemals veröffentlicht) erscheint mir so merkwürdig und so bezeichnend für jene Bewegung, daß ich ihn hier mittheilen will. Er lautet:

„Hochgeehrtester Herr! Berlioz führt uns zusammen, das ist ein schönes Zeichen mit den Farben der Zeit. Hier meine Hand! Lassen Sie uns kämpfen für eine heilige Sache, — die Befreiung der musikalischen Kritik von dem Alp des Pedantismus. Wir sind wahrlich so weit, daß wir ein Mal einen Propheten bei lebendigem Leibe anerkennen können. Die Begeisterung für die Persönlichkeit der schaffenden Genien hat es nicht mehr mit Mumien zu thun, sondern mit Fleisch und Blut, das vor unseren Augen circulirt. Hören Sie mich: ich habe mit Beethoven verkehrt, wie Einer, ich kenne den großen Kranz seiner Werke, ich stürzte anbetend vor diesem Genius nieder, — mitten in dieser Intention stelle ich Berlioz ohne alle Frage neben Beethoven; ja ich glaube stolzere Bögen in der Architektur der Werke des Franzosen zu entdecken, als bei dem Deutschen. Der Wiederhall in meiner Brust will mich an größeren Inhalt der schaffenden Macht gemahnen. Man muß behutsam sein mit letzterer Behauptung; es gibt der Narren so viele, die das nicht fassen, die nicht wissen, daß die Geschichte alle Genien richtet, um zu neuen Standpunkten hindurchzubrechen. Berlioz neben Beethoven zu stellen ist die Aufgabe der heutigen Kritik. In drei Jahren wird darüber kein Zweifel mehr sein. Geben sie mir ein Zeichen, welche Flagge Sie aufziehen, und ich komme zu Ihnen an Bord!" Ihr Wolfgang Robert Griepenkerl m/p Braunschweig 1846.

Aber weder die nächsten drei Jahre, noch die folgenden Dreißig, haben die Prophezeiung des excentrischen Griepenkerl erfüllt, vielmehr ist statt des von ihm gehofften Climax der deutschen Berliozbegeisterung ein Anticlimax eingetreten.

Die frühere Gährung hatte hinreichend Zeit gehabt, sich zu klären. Das Befremdende, Ueberraschende der Berlioz'schen Musik ist, wenn auch nicht ganz,

doch zum größten Theile zurückgetreten. Eine Richtung der Musik, wesentlich durch Berlioz' Vorgang, wenngleich nicht zu seiner Freude, hervorgerufen, gewann Raum und wurde von einer compacten Gruppe jüngerer Tondichter mit Consequenz und Erfolg fortgesetzt. Durch Liszt und Wagner ist uns die Tendenz der Berlioz'schen Musik näher gerückt, und ihr Farbenglanz in den verschiedensten Spiegelungen reproducirt, ja stellenweise noch überboten worden.

In demselben Maße, als der fremdartige Reiz seiner Musik uns gewohnter, ja fast schon gewöhnlich wurde, ist uns der Zauber von Berlioz' imposanter, geistvoller Persönlichkeit zur bloßen Erinnerung verblichen. Mit dem allmäligen Verblassen dieses doppelten Zaubers sprang aber mit desto schärferen Contouren Alles dasjenige in's Auge, was an Berlioz' Tendenz irrig, an seinem Talente dürftig, an seiner Kunst unfertig war.

Robert Schumann, der mit seiner enthusiastischen Kritik der „Sinfonie fantastique", der Erste und Mächtigste in Deutschland, zu Berlioz' Fahne geschworen hatte, pflegte in späteren Jahren sehr kühl, fast widerwillig von seinem früheren Liebling zu sprechen. Ich sehe noch das gutmüthig ironische Lächeln, mit dem er mich vor dreißig Jahren fragte: „Ihr Prager wart ja ganz aus dem Häuschen?" Die Neckerei dürfte ich ihm wohl zurückgeben mit der Frage: „Ja, wer hat denn angefangen?"

Eine kritische Würdigung der Compositionen von Berlioz liegt nicht in der Aufgabe dieses Artikels, welcher sich lediglich mit dem Leben und der Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes zu beschäftigen hatte. Wenn unsere Erzählung dennoch um eine Spanne Zeit über sein Leben hinausgegriffen hat, so geschah es, weil die Frage nach der Zukunft seiner Schöpfungen den Lebenden anhaltend und heftig bewegte. Für eine ganz unbefangene Würdigung derselben ist gerade der jetzige Augenblick nicht günstig. In Deutschland scheint man heute durch kühleres Urtheil die frühere Ueberschwänglichkeit, in Frankreich durch Ueberschwänglichkeit die Kälte von ehedem gutmachen zu wollen. Die deutsche Kritik stellt heute nicht mehr, wie Griepenkerl gethan, Berlioz neben Beethoven; die französische zeigt Lust, ihn über Beethoven zu stellen. Zwischen diesen in entgegengesetzter Bewegung auf- und niedersteigenden Eimern der öffentlichen Werthschätzung bleibt vorläufig als fester Punkt die außerordentliche Individualität des geistvollen Tondichters und epochemachenden Coloristen.

Was wir aus seinen eigenen Aufzeichnungen lernen, ist, daß Berlioz als Mensch eine ebenso abnorme, vulkanische Natur gewesen, wie als Componist, daß er im Leben ebenso maßlos leidenschaftlich und einseitig, hierin aber gleich muthig und aufrichtig war, wie in der Musik. Sein Lebenslauf ist eine Tragödie, die mit einer drangvoll kämpfenden Jugend beginnt, mit einem trostlosen Alter schließt und nur auf ihrer mittleren Höhe einige Scenen der Siegesfreude enthält, die — nicht in seinem Vaterlande spielen. —

Indische Reisebriefe.

Von

Ernst Haeckel.

Unterwegs nach Indien.[1])

Also wirklich nach Indien? So frugen mich die Freunde in Jena und so frug ich mich selbst ich weiß nicht wie oft —, nachdem ich zu Ende des letzten Winters, unter dem vollen Eindrucke unseres melancholischen norddeutschen Februar, den Enschluß gefaßt hatte, den nächsten' Winter im tropischen Sonnenglanze der Wunderinsel Ceylon zuzubringen. Freilich ist eine Reise nach Indien heutzutage kein Kunststück mehr; ist doch in unserer reiselustigen und reiserührigen Zeit kein Theil der Erde mehr von Touristen verschont: die entferntesten Meere durcheilen wir auf den bequemen Luxusdampfern der Gegenwart in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit weniger Umständen und weniger Gefahren, als vor hundert Jahren die gefürchtete, heute alltägliche „Reise nach Italien" begleiteten. Selbst „die Reise um die Welt in achtzig Tagen" ist schon ein gewohnter Gedanke geworden und viele angehende Weltbürger, die das nöthige Geld dazu besitzen, glauben sich durch eine solche „Weltreise" in weniger als Jahresfrist eine umfassendere und vielseitigere „Bildung" zu erwerben, als durch den zehnjährigen Besuch der besten Schule. Eine „Reise nach Indien" kann demnach — zumal die beste Literatur über dieses wunderbare Land in Fülle vorhanden ist — an sich keinen besonderen Anspruch auf Theilnahme mehr erheben und es bedarf wol einer eigenen Rechtfertigung, wenn ich in diesen, an die „Deutsche Rundschau" gerichteten „Indischen Reisebriefen" ihre Leser einlade, mich auf meiner halbjährigen Fahrt nach und

---

[1]) Durch eine bedauerliche Unregelmäßigkeit in der Beförderung ist Herrn Prof. Haeckel's zweiter indischer Reisebrief vor dem ersten eingetroffen und von uns veröffentlicht worden, so daß die Leser, welche sich bereits an seiner Schilderung Bombay's erfreuten, nun erst die Vorbereitungen zur Reise nach Indien und diese selbst mit ihm zu machen haben. Aber wir hoffen, daß wir künftig in der Lage sein werden, unserm Reisenden regelrecht von Station zu Station zu folgen.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

durch Ceylon freundlich zu begleiten. Dabei wirst Du, geneigter Leser, und noch mehr, verehrte Leserin, mir wol freundlichst gestatten müssen, in meine persönlichen Interessen als Naturforscher und Naturfreund Dich hineinzuziehen; denn diese sind es ja, welche die jetzt begonnene Reise eigentlich allein in's Leben gerufen haben.

Der Wunsch, die Wunder der Tropen-Natur von Angesicht zu sehen, ist für jeden Naturforscher, der sich die Erkenntniß der organischen Lebens-Formen unseres Erdballes zur Lebens-Aufgabe gesetzt hat, eigentlich selbstverständlich und einer der sehnlichsten. Denn innerhalb der Wendekreise allein entwickelt unter dem gesteigerten Einflusse des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme sowol die Thierwelt als die Pflanzenwelt unserer Erde jenen höchsten und erstaunlichsten Formen-Reichthum, von welchem die Fauna und Flora unserer gemäßigten Zone nur als ein schwacher und farbloser Abglanz erscheinen. Schon als Knabe hatte ich bei meiner Lieblings-Lectüre, den alten „Reisebeschreibungen", an Nichts so große Freude, als an den Urwäldern Indiens und Brasiliens; als dann später Humboldt's „Ansichten der Natur", Schleiden's „Pflanze und ihr Leben", Kittlitz' „Vegetations-Ansichten" und Darwin's „Reise um die Erde" vor allen anderen Schriften anregend und bestimmend auf meinen Lebensplan einwirkten, da wurde „die Reise in die Tropen" mein höchster Lebenswunsch. Am ersten durfte ich hoffen, dieselbe als Arzt ausführen zu können und um ihretwillen hauptsächlich beschloß ich vor dreißig Jahren als angehender Student, dem Lieblings-Studium der Botanik und Zoologie noch dasjenige der Medicin hinzuzufügen. Aber eine lange Zeit noch sollte verstreichen, ehe der damals gehegte Lieblingstraum zur lebensvollen Wirklichkeit sich gestaltete!

Die verschiedenartigsten Versuche, die ich vor 25 Jahren, nach Vollendung meiner medicinischen Studien, unternahm, um als Arzt die beständig mir vorschwebende Tropenreise auszuführen, schlugen sämmtlich fehl. Ich war schließlich glücklich, als ich 1859 eine längere Reise nach Italien antreten und über ein Jahr lang an den herrlichen Ufern des reichen, mir jetzt so lieb gewordenen Mittelmeers mich in das Studium seiner mannichfaltigen Seethier-Bevölkerung vertiefen konnte. Nach der Rückkehr drängte eine bestimmte Berufs-Pflicht und der jähe Wechsel persönlicher Schicksale die weiteren Reisepläne in den Hintergrund. Ich trat Ostern 1861 das Lehramt an der Universität Jena an, welches ich nunmehr seit 20 Jahren bekleide. Die Ferienzeit benutzte ich jedoch meistens nach dem Vorbilde meines großen Meisters und Freundes Johannes Müller zu zoologischen Studien-Reisen an die Meeresküste. Die besondere Vorliebe für das höchst interessante Studium der niederen Seethiere, vor Allen der Pflanzenthiere und Urthiere, in welches Johannes Müller persönlich mich 1854 in Helgoland eingeführt hatte, führte mich im Laufe des folgenden Vierteljahrhunderts nach und nach an die verschiedensten Küsten von Europa. In der Vorrede zu dem 1879 erschienenen „System der Medusen" habe ich eine Uebersicht der zahlreichen Küsten und Orte, an denen ich während dieses Zeitraums fischte und beobachtete, mikroskopirte und zeichnete, zusammengestellt. Immer blieben es vorzugsweise die mannichfaltigen Küsten des unvergleichlichen, in so vielen Beziehungen einzig dastehenden Mittelmeeres, welche von allen anderen die

größte Anziehungskraft ausübten. Indessen konnte ich auch zweimal die Grenzen dieses Lieblings-Gebietes überschreiten. Den Winter 1866/67 brachte ich auf den canarischen Inseln zu, größtentheils auf der vulcanischen fast vegetationslosen Insel Lanzerote. Im Frühjahr 1873 machte ich von Suez aus auf einem ägyptischen Kriegsschiff einen wundervollen Ausflug nach Tur, zu den Korallenbänken des Rothen Meeres, über welchen ich in meinen „Arabischen Korallen" (1875) berichtet habe. Beide Male kam ich den Wendekreisen ganz nahe und blieb nur durch wenige Breitengrade von dem Tropen-Gürtel getrennt — allerdings beidemale von einem Bezirk desselben, der gerade seinen größten Reiz, den tropischen Vegetations-Reichthum am Dürftigsten entwickelt zeigte.

Je mehr aber der Naturforscher von unserer schönen Erden-Natur sieht und genießt, desto begieriger wird er nach weiterer Ausdehnung des Gesichtskreises. Nach einem herrlichen Herbst-Aufenthalte, den ich im Jahre 1880 auf dem Schlosse Portofino bei Genua, Dank der gütigen Gastfreundschaft des dortigen englischen Consuls, Mr. Montague-Brown, genossen hatte, kehrte ich gesättigt mit einer Fülle interessanter zoologischer und botanischer Erfahrungen nach dem stillen kleinen Jena zurück. Aber schon wenige Wochen später führte mir der Zufall das hübsche Werk über Ceylon von dem Wiener Maler Ransonnet wieder in die Hand, und gerade die schönen Erinnerungen an Portofino ließen mir nun die großartigen, früher schon oft mit besonderer Sehnsucht betrachteten Naturwunder der indischen Zimmet-Insel doppelt reizend und begehrenswerth erscheinen. Ich schlug im Coursbuch die verschiedenen Routen nach Indien nach und ersah zu meiner Freude, daß der „Kampf um's Dasein" zwischen den verschiedenen indischen Dampfer-Linien die hohen Fahrpreise seit einigen Jahren sehr bedeutend herabgedrückt und voraussichtlich in gleichem Maße auch die mancherlei Unannehmlichkeiten der Reise vermindert hatte. Ganz besonders einladend aber erschien mir die Notiz, daß jetzt auch der österreichische Lloyd in Triest eine doppelte Dampfer-Linie nach Indien unterhält und daß beide Ceylon berühren. Von vielen Mittelmeer-Reisen her standen gerade die österreichischen Lloyd-Schiffe bei mir in bestem Andenken und durch ihre Benutzung durfte ich hoffen, meinen Zweck am sichersten und leichtesten zu erreichen.

Die Seereise von Triest über Aegypten und Aden nach Ceylon nimmt ungefähr 4 Wochen in Anspruch; davon kommen etwa 6 Tage auf die Strecke von Triest bis Port-Said, 2 Tage auf den Suez-Canal, 6 Tage auf das Rothe Meer und 11 Tage auf den indischen Ocean von Aden bis Ceylon. 3—4 Tage Aufenthalt fällt auf die berührten Stationen. Wenn ich also einen halbjährigen Urlaub erhielt, konnte ich 2 Monate auf die Hin- und Rückreise rechnen, 4 Monate auf den Aufenthalt in Ceylon selbst. Bei dem gesunden Klima und den geordneten Verhältnissen dieser schönen Insel bot die Reise keinerlei besondere Gefahren. Sodann dachte ich weiter, daß ich im 48. Lebensjahre stehe und daß es somit an der Zeit sei, die Reise bald auszuführen, wenn sie überhaupt noch zur Ausführung kommen sollte. Umstände verschiedener Art, die nicht hierher gehören, begünstigten einen raschen Entschluß und so entwarf ich mir denn zu Ostern 1881 den bestimmten Plan der Reise und begann alsbald zur Ausführung desselben zu schreiten. Der erforderliche Urlaub und eine

ansehnliche Summe zur Anlegung einer Sammlung von indischen Naturalien wurde mir von der Großherzoglichen Staatsregierung in Weimar gern bewilligt. Um mich genügend für die möglichste Ausbeutung der kurzen Reisezeit vorzubereiten, las ich die wichtigsten Werke, die über Ceylon und seine Natur-Producte bisher erschienen sind, vor Allem die treffliche und auch heute noch grundlegende Darstellung in Carl Ritter's classischer „Erdkunde" (Ostasien, Fünfter Band), sodann das Hauptwerk des Engländers Sir Emerson Tennant: Ceylon, An account of the Island, physical, historical and topographical. London, 1860. Außerdem verglich ich eine Anzahl älterer und neuerer Reisebeschreibungen, welche Angaben über die Insel enthalten.

Weiterhin wurde der Apparat von Instrumenten und Utensilien zum Beobachten und Sammeln von Thieren, welcher mich stets auf meinen Reisen an die Meeresküste begleitet, auf's Neue hergerichtet, ergänzt und ansehnlich erweitert. Auch benutzte ich den Sommer zum Erlernen und Einüben einiger neuer, mir bisher unbekannter Künste, welche gerade für diese Reise besonders nützlich und wünschenswerth erschienen, als da sind: Oelmalerei, Photographie, der Gebrauch des Jagdgewehres, des Löthkolbens u. s. w. Da der klimatischen Verhältnisse wegen der Antritt der Reise vor Mitte October nicht räthlich erschien. verbrachte ich die Herbstferien noch in Jena, mit Zurüstungen aller Art und mit der Verpackung des umfangreichen Apparates beschäftigt. Obgleich meine speciellen Reisezwecke sich auf den engeren Kreis meiner Lieblings-Studien, besonders der Urthiere und Pflanzenthiere, beschränken sollte, so gab es immerhin genug andere naturwissenschaftliche Aufgaben, von denen ich einige vielleicht nebenbei fördern konnte und auf deren Behandlung ich mehr oder minder vorbereitet sein mußte.

Der Naturforscher, welcher heutzutage die Meeresküste aufsucht, um dort Untersuchungen über deren Thier- und Pflanzen-Leben anzustellen, kann nicht mehr mit einem Mikroskope, einem Präparir-Besteck und einigen anderen einfachen Instrumenten sich begnügen, wie das noch vor 20, ja noch vor 10 Jahren möglich war. Die Methoden der biologischen und insbesondere der mikroskopischen Untersuchung haben sich in den letzten beiden Decennien außerordentlich entwickelt und vervollkommnet; ein verwickelter und umfangreicher Apparat von Werkzeugen der verschiedensten Art ist erforderlich, um nur einigermaßen den heute gestellten Aufgaben zu genügen.

Nicht weniger als 16 Kisten und Koffer waren es, welche ich in Triest für meine Reise einschiffte. Davon waren 2 Kisten bloß mit den nöthigsten wissenschaftlichen Büchern gefüllt, 2 andere enthielten die Mikroskope, die physikalischen und anatomischen Instrumente. In 2 Kisten waren die Apparate zum Sammeln und die Mittel zum Conserviren des Gesammelten verpackt, verlöthete Blechbüchsen mit verschiedenen Alkoholen und anderen Conservations-Flüssigkeiten, Carbolsäure, Arsenik ꝛc. Diesen schlossen sich 2 andere Kisten an, welche bloß Gläser (einige tausend Stück) enthielten, sowie 2 Kisten mit Netzen und Fang-Apparaten aller Art, Schleppnetzen und Scharrnetzen zum Abkratzen des Seebodens, Mullnetzen und Schöpfnetzen zum Fang an der Meeres-Oberfläche. Eine besondere Kiste enthielt den photographischen Apparat, eine zweite die Uten-

silien zum Oelmalen und Aquarelliren, Zeichnen und Schreiben; eine dritte war gefüllt mit 40 in einander geschachtelten Blechkisten, so eingerichtet, daß ich die flachen Blechdeckel der würfelförmigen Kisten, nachdem diese mit Thieren gefüllt waren, mit leichter Mühe selbst auflöthen konnte, eine vierte Kiste enthielt ausschließlich die Munition für meine doppelläufige Jagdflinte: tausend Stück Patronen verschiedenen Kalibers. Die meisten der 14 Kisten waren mit Blech ausgeschlagen und zugelöthet, um auf alle Fälle ihren Inhalt während der längeren Seereise von der verderblichen Nässe zu schützen. In 2 Blechkoffern endlich hatte ich die für die halbjährige Reise erforderlichen Kleidungsstücke und Wäsche untergebracht.

Angesichts dieser ansehnlichen Ausstattung, deren Zurüstung und Verpackung mir schon in Jena Sorge und Arbeit genug gemacht hatte, darf ich es wol als ein besonderes Glück betrachten, daß ein Wunsch nicht in Erfüllung ging, den ich bei Beginn meines Unternehmens mit besonderer Wärme in's Auge gefaßt hatte. Bekanntlich haben unter allen Erforschungen des Meeres-Lebens in der neueren Zeit keine so großartige und überraschende Resultate zu Tage gefördert, als die Untersuchung der Tiefsee, welche wir in erster Linie den englischen Zoologen, Sir Wyville Thomson, Carpenter, John Murray, Moseley und Anderen verdanken. Während noch vor 20 Jahren der tiefe Ocean für leblos galt und allgemein das Dogma herrschte, daß unterhalb 2000 Fuß das organische Leben in den Meerestiefen überhaupt aufhöre, lehrten uns die großartigen Tiefsee-Forschungen der Engländer während des letzten Decenniums das Gegentheil. Es ergab sich, daß die Tiefen des Oceans, soweit man dieselben bis jetzt erforschen konnte, bis zu 27,000 Fuß hinab, mit Thieren der verschiedensten Classen reich bevölkert sind, und zwar mit Thieren, die größtentheils bisher völlig unbekannt waren und die in verschiedenen Tiefen-Zonen ähnliche Verschiedenheiten darbieten, wie die Flora-Gürtel in verschiedenen Gebirgshöhen.

Nun betreffen aber die bisherigen Tiefsee-Untersuchungen, vor allen die denkwürdigen und unvergleichlichen Forschungen der „Challenger-Expedition", zum größten Theil den atlantischen Ocean, zum kleineren einige Abschnitte des pacifischen Oceans; hingegen wurde das ungeheure Gebiet des indischen Oceans von ihnen nicht berührt, oder nur eben im südlichsten Theile gestreift. Ein ungeahnter Reichthum von neuen, bisher unbekannten Tiefsee-Bewohnern wird zweifellos von demjenigen Naturforscher entdeckt werden, welcher das Glück haben wird, zum ersten Male das vervollkommnete Tiefsee-Netz der Gegenwart in die unerforschten Tiefen des indischen Oceans zu senken. Nun war es gewiß verzeihlich, daß sich beim ersten Entwurf eines Reiseplanes bereits in mir der Wunsch regte, jenen unbekannten Schatz zu heben. Warum sollte ich nicht der Erste sein, der einen Versuch dazu machte, einen mißlungenen Versuch vielleicht (— wie so viele anderen! —) aber doch einen ersten Versuch! Freilich sind aber Tiefsee-Untersuchungen ein sehr kostspieliges Vergnügen, selbst wenn man dieselben — wie ich gethan haben würde — nur in möglichst einfacher und billiger Form unternimmt. Auf keinen Fall konnte ich daran denken, einen solchen Versuch mit meinen bescheidenen Privatmitteln zu unternehmen; wol aber konnte ich versuchen, Mittel für jenen Zweck aus solchen Instituten zu er-

halten, welche eigens zur Förderung wissenschaftlicher Unternehmungen gegründet sind.

Sie schlugen fehl. So wird es denn einem Glücklicheren überlassen bleiben, zuerst die Tiefsee des indischen Oceans zu erforschen. Für mich wird hoffentlich auch die Oberfläche des tropischen Meeres so viel Neues und Interessantes bieten, daß die kurze, mir gegönnte Zeitspanne zu seiner vollen Bewältigung nicht ausreicht; und jedenfalls bleibt mir jetzt, wo ich ganz auf eigenen Füßen stehe, jenes höchste Gut gewahrt, auf dessen ungeschmälerten Besitz ich von jeher den größten Werth gelegt habe, die volle Freiheit und Unabhängigkeit!

Gegenüber diesen und anderen, wenig erfreulichen Erfahrungen, die ich bei der Zurüstung zur Reise zu machen hatte, sei es mir gestattet, der weitaus größeren Zahl derjenigen lieben Freunde meinen herzlichsten Dank abzustatten, welche sofort nach Mittheilung meines Planes demselben ihre wärmste Theilnahme schenkten und auf alle Weise denselben zu fördern suchten, vor allen Anderen Charles Darwin, Dr. Paul Rottenburg in Glasgow; Sir Wyville Thomson und John Murray in Edinburgh; ferner Professor Eduard Sueß in Wien, Baron von Königsbrunn in Gratz, Heinrich Krauseneck und Linien-Schiffs-Capitän Radonetz in Triest. Nicht minder fühle ich mich verpflichtet, der Großherzoglichen Staatsregierung in Weimar für die wohlwollende Unterstützung meiner Reisezwecke hier meinen ergebensten Dank auszusprechen, vor Allen seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar, dem Rector magnificentissimus der Universität Jena sowie dem Erbgroßherzog. Durch ihre gütige Vermittelung erhielt ich eine directe Empfehlung des englischen Colonial-Ministers an den Gouverneur von Ceylon. Auch mit anderen Empfehlungen wurde ich reichlich ausgestattet. Endlich muß ich doch auch noch allen den lieben Freunden und Collegen in Jena hier dankbarst die Hand drücken, welche in der verschiedensten Weise bemüht waren, mir in meinen Reise-Zurüstungen behülflich zu sein.

Nachdem endlich alle Vorbereitungen vollendet und 12 meiner Kisten, mehrere Wochen vorher abgeschickt, bereits in Triest angekommen waren, verließ ich mein liebes stilles Jena am Morgen des 8. Octobers. Der Abschied war nicht leicht. Ich empfand gar sehr, was ich schon Wochen vorher mit steigender Bangigkeit empfunden hatte, daß eine halbjährige Trennung von Weib und Kind, eine Trennung durch einen Meeresraum von mehr als 5000 Seemeilen, für einen Familienvater, der im achtundvierzigsten Lebensjahr steht, keine leichte Aufgabe ist. Wie anders würde ich, mit frischestem Jugendmuthe ohne einen Schatten von Sorge, diese Reise in die Tropen vor 25 Jahren angetreten haben, damals als sie mein heißester Lebenswunsch war und als ich Alles daran setzte, um ihn zu verwirklichen! Freilich konnte ich jetzt, durch zwanzigjährige Lehrthätigkeit mit den Aufgaben meines zoologischen Forschungsgebiets wohl vertraut, und im Voraus mit den besonderen Fragen meiner Reise-Aufgabe genau bekannt, sie besser zu beantworten und in kürzester Zeit, auf reiche Erfahrungen gestützt, größere Resultate zu erzielen hoffen, als damals, vor einem Viertel-Jahrhundert. Aber war ich selbst nicht auch um eben so viel älter geworden? hatte ich nicht um so viel mehr an Elasticität des Geistes und Jugend-

kraft des Körpers eingebüßt? Und konnten jetzt, wo ich so viel tiefer in abstractere Gebiete der Naturforschung eingedrungen war, die concreten Wunderwerke selbst der reichsten Tropen-Natur noch einen ähnlichen Eindruck auf mich machen, wie sie damals sicher im höchsten Maße gemacht haben würden? War ich nicht wieder einmal, wie schon so oft, auf einem Punkte angekommen, wo meine rege Phantasie mir die schönsten Zauberbilder vor Augen führte und wo diese leider alsbald beim Eintritt in die nüchterne Wirklichkeit zu einer leeren Fata morgana zerflossen?

Solche und ähnliche Gedanken, gemischt mit den bittersten Empfindungen des schweren Abschieds von Familie und Heimath, durchzogen düsteren Nebelwolken gleich mein Gemüth, als mich die Saal-Eisenbahn in der Frühe des October-Morgens von Jena nach Leipzig führte. Und düstere kalte Herbst-Nebel waren es auch, die mich rings umgaben und die mein geliebtes Saalthal völlig erfüllten und verhüllten. Nur die höchsten Gipfel unsrer herrlichen Muschelkalk-Berge ragten frei aus dem wogenden Nebel-Meer empor, zur Rechten der langgestreckte Hausberg mit dem „röthlich-strahlenden Gipfel", das stolze Pyramiden-Haupt des Jenzig und die romantischen Ruinen der Kunitzburg; zur Linken die waldigen Höhen des Rauthals und weiterhin Goethe's Lieblings-Aufenthalt, die reizende Dornburg. Ich rief meinen alten und vielgeliebten Bergfreunden das bestimmte Versprechen zu, im nächsten Frühjahr wohlbehalten und mit indischen Schätzen reich beladen zu ihnen zurückzukehren, und wie zur sicheren Bestätigung dieser frohen Hoffnung sendeten auch sie mir den freundlichsten Morgengruß zurück; noch während ich an ihren Füßen vorbeifuhr, sank zusehends der dichte Nebel von ihren Häuptern und Schultern und die siegreiche Morgensonne stieg goldig und strahlend am wolkenlos sich klärenden Himmel empor; der herrlichste Herbstmorgen entfaltete bald alle seine Reize und die Thautropfen funkelten perlengleich in den dunkelblauen zart-bewimperten Blüthenkelchen der schönen Gentianen, welche die begrasten Hügel zu beiden Seiten unserer Schienenstraße in Fülle schmückten.

Einige Stunden Aufenthalt in Leipzig benutzte ich, um noch einige Lücken in meiner Reise-Ausrüstung auszufüllen, und in der Städtischen Gemälde-Galerie mich an den herrlichen Meisterwerken der Landschafts-Malerei von Preller, Calame, Gudin, Saal u. s. w. zu erfreuen. Dann fuhr ich Nachmittags weiter nach Dresden und Abends von hier mit dem Nacht-Schnellzug in 12 Stunden nach Wien. Nach kurzem Aufenthalt von wenigen Stunden reiste ich auf der Südbahn weiter nach Gratz. Es war ein prachtvoller sonniger Herbst-Sonntag und die Alpen-Scenerie des Semmering glänzte in ihrer vollen Schönheit. Hier in den waldigen Schluchten und auf den blumenreichen Almen der schönen Steiermark hatte ich vor 24 Jahren mit wahrer Leidenschaft botanisirt; jede Höhe des Schneeberges und der Rax-Alp stand mir noch in freundlichster Erinnerung. Der junge Doctor medicinae hatte damals mit weit mehr Interesse sich der interessanten Flora von Wien gewidmet, als den lehrreichen Kliniken von Oppolzer und Skoda, von Hebra und Siegmund. Beim Trocknen der gewaltigen Stöße von prächtigen zwerghaften Alpen-Pflanzen, welche ich damals auf den Höhen des Semmering gesammelt, hatte ich oft von der ganz

verschiedenen Riesen-Flora Indiens und Brasiliens geträumt, welche die Gestaltungskraft des Pflanzenlebens in so ganz entgegen gesetzter Form und Größe entwickelt zeigt; und nun sollte mir in einigen Wochen jener Traum zur unmittelbaren Wahrheit der Anschauung werden!

In Graz, wo ich mich einen Tag aufhielt, fand ich treffliches Unterkommen im Hôtel zum „Elephanten". Keinen passenderen Namen konnte der erste Gasthof führen, in dem ich auf einer Reise nach Indien übernachtete. Ist doch der Elephant nicht allein an sich eines der wichtigsten und interessantesten Thiere von Indien, sondern speciell das typische Wappenthier von Ceylon. Da nun schon der „Elephant" von Graz mich so freundlich aufnahm und bewirthete, nahm ich das als gutes Omen für die bevorstehende Bekanntschaft mit dem indischen Elephanten, die ich bald sowol in gezähmtem als in wildem Zustande zu machen hoffte! Bei dieser Gelegenheit sei mir zu Nutz und Frommen wanderlustiger Genossen, die weniger auf zahlreiche schwarzbefrackte Kellner, als auf gute Verpflegung in den Gasthöfen rechnen, eine beiläufige Bemerkung einzuflechten gestattet. Auf meinen vieljährigen Wanderungen, auf denen ich in den verschiedenartigsten Hôtels und Herbergen aller Classen zu übernachten Gelegenheit hatte, glaube ich beobachtet zu haben, daß man auf die Beschaffenheit dieser gemeinnützigen Institute bis zu einem gewissen Grade schon aus ihrem Namen und Schilde schließen kann. Ich theile dieselben demnach in 3 Classen, in zoologisch-botanische, dubiöse und dynastische Gasthäuser. Weitaus am besten fand ich durchschnittlich die zoologisch-botanischen Herbergen, als da sind: „Goldener Löwe, Schwarzer Bär, Weißes Roß, Rother Ochse, Silberner Schwan, Blauer Karpfen, Grüner Baum, Goldene Weintraube" u. s. w. Weniger sicher ist auf gute und billige Verpflegung in jenen Gasthöfen zu rechnen, welche vorher als dubiöse bezeichnet wurden und welche weder zur ersten noch zur dritten Gruppe gehören; sie führen sehr verschiedenartige Namen (oft den der Besitzer selbst) und sind zu heterogener Qualität, als daß sich bestimmte allgemeine Schlüsse für ihre Beurtheilung ergeben könnten. Dagegen habe ich meistens nur trübe Erfahrungen (insbesondere über das umgekehrte Verhältniß der schlechten Verpflegung zu der theuren Rechnung!) in denjenigen Hôtels gemacht, die vorher als dynastische bezeichnet wurden, als da sind: „Kaiser von Rußland, König von Spanien, Kurfürst von Hessen, Prinz Carl" u. s. w. Natürlich soll mit dieser Classification kein allgemein gültiges Schema gegeben sein; aber im Ganzen wird, glaube ich, der kritische und anspruchslose Wanderer (besonders in jüngeren Jahren!) obige Eintheilung bestätigt finden; und namentlich der fahrende Künstler, der Maler und Naturforscher. Der „Elephant" in Graz entsprach vollständig seiner Ehrenstellung in der zoologischen Classe!

Zu dem Aufenthalt in Graz war ich durch eine freundliche Einladung eines dortigen ausgezeichneten Landschafts-Malers, des Barons Hermann von Königsbrunn, veranlaßt worden. Derselbe hatte mir vor mehreren Monaten geschrieben, daß er von meiner beabsichtigten Reise nach Ceylon gehört; er selbst habe dort vor 28 Jahren höchst genußreiche acht Monate verlebt und eine große Zahl von Skizzen und Bildern, insbesondere von Vegetations-Ansichten ge-

sammelt, die mir vielleicht von Interesse sein würden. Natürlich war mir diese freundliche Mittheilung sehr willkommen, und ich konnte keine bessere Vorbereitung für meine eigenen Skizzen von Ceylon finden, als die werthvollen Bilder-Mappen des Gratzer Künstlers. Derselbe hatte seine Reise durch die Palmen-Wälder und die Farren-Schluchten der Zimmet-Insel im Jahre 1853 gemacht, in Begleitung des Ritters von Friedau und des Professors Schmarda in Wien, welch Letzterer seinen Aufenthalt auf der Insel in seiner „Reise um die Erde" ausführlich beschrieben hat. Leider sind aber die zahlreichen und höchst werthvollen Zeichnungen, welche Baron von Königsbrunn dort entworfen hat und welche ursprünglich zur Illustration jenes Reise-Werkes dienen sollten, niemals veröffentlicht worden. Das ist um so mehr zu bedauern, als sie zu den besten und vollendetsten Kunstwerken dieser Art gehören, welche ich kenne. Auch Alexander von Humboldt — gewiß ein competenter Richter — der sie König Friedrich Wilhelm IV. vorlegte, äußerte sich über dieselben im Ausdrucke des höchsten Lobes. Die Ceylon-Bilder von Königsbrunn vereinigen in sich zwei verschiedene, gewissermaßen entgegengesetzte Vorzüge, die leider nur sehr selten in derartigen Kunstwerken vereinigt gefunden werden, und die doch beide nothwendig zusammen kommen müssen, um denselben wirklich den Stempel der Vollendung aufzuprägen: einerseits die größte Naturtreue in der gewissenhaftesten Wiedergabe der Form-Einzelheiten, andrerseits die vollkommenste künstlerische Freiheit in der einheitlichen Behandlung und wirkungsvollen Composition des ganzen Bildes. Viele Bilder unserer berühmtesten Landschafter, welche der zweiten Anforderung völlig genügen, erfüllen die erstere nicht. Andererseits lassen wieder viele sogenannte Vegetations-Ansichten, wie sie geübte kenntnißreiche Botaniker gezeichnet haben, die freie ästhetische Auffassung des Künstlers nur zu sehr vermissen. Und doch ist das Eine eben so nothwendig wie das Andere; das analytische und objective Auge des Botanikers nicht minder, als der synthetische und subjective Blick des Künstlers. Soll die Landschaft ein wahres Kunstwerk sein, so muß sie gleich dem Porträt größte Naturtreue im Einzelnen mit charaktervoller Auffassung des Individuums als Ganzen verbinden; und das ist bei den Ceylon-Bildern von Königsbrunn im höchsten Maß der Fall; sie erreichen in dieser Beziehung mindestens die berühmten „Vegetations-Ansichten" von Kittlitz, welche Alexander von Humboldt seiner Zeit als unübertroffenes Muster hinstellte und denen nur wenige andere an die Seite zu setzen sind. Sei es mir hier gestattet, dem eben so liebenswürdigen und bescheidenen, als originellen und genialen Künstler neben meinem freundlichen Dank auch die Hoffnung auszusprechen, daß seine herrlichen Kunstwerke aus der Verborgenheit seines stillen Ateliers bald den wohlverdienten Weg in die Oeffentlichkeit und die gebührende Anerkennung finden mögen!

Nach herzlichem Abschiede von einer Anzahl lieber alter und neuer Freunde, die ich in Gratz gesehen, setzte ich mich am Mittag des 11. Octobers wieder auf die Südbahn, um direct nach Triest zu fahren. Mir gegenüber nahm im Coupé ein älterer Herr Platz, den ich auf den ersten Blick als Engländer erkannte und der sich schon in der ersten halben Stunde unseres Gespräches als eine mir sehr interessante Persönlichkeit entpuppte, als Surgeon-General Dr.

J. Macbeth. Derselbe hatte 33 Jahre als Arzt der englischen Armee in Indien, zuletzt als General-Arzt fungirt, an zahlreichen Kriegen Theil genommen und alle Theile Indiens, von Afghanistan bis Malacca und vom Himalaya bis Ceylon bereist. Seine reichen Erfahrungen über Land und Leute, sowie seine besonderen Beobachtungen als Arzt und Naturforscher waren für mich natürlich höchst anziehend und lehrreich und ich bedauerte es fast, daß Abends 10 Uhr unsere Ankunft in Triest dieser Unterhaltung ein Ende machte.

Die drei Tage in Triest, welche vor der Abfahrt des Lloyd-Dampfers noch übrig waren, wurden größtentheils mit Besorgungen von Reise-Utensilien und Kisten ausgefüllt, die ich bis hierher verspart hatte. Ich wohnte während dieser Zeit bei meinem lieben hochverehrten Freunde Heinrich Krauseneck (einem Neffen des berühmten preußischen Generals aus den Freiheits-Kriegen, welcher Freund und Camerad meines Vaters gewesen war). Die herzliche und überaus liebenswürdige Aufnahme, welche ich in der trefflichen Familie Krauseneck schon zu wiederholten Malen in Triest gefunden, that mir diesmal ganz besonders wohl, und erleichterte mir wesentlich den Abschied von Europa. Auch andere alte liebe Freunde empfingen mich mit gewohnter Herzlichkeit, so daß ich diesmal, wie auch jedesmal früher, von der großen österreichischen Hafen- und Handelsstadt, wie von einem Stück deutscher Heimath mich ungern trennte. Dabei verrannen die Stunden so rasch, daß ich nicht einmal zu einem erneuten Besuche des poetischen Miramare kam, jenes unvergleichlichen Meerschlosses, welches durch seine wunderbare Schönheit und Lage die naturgemäße Bühne für einen Act in der Tragödie „Kaiser Maximilian von Mexico" bildet — der dankbarste Stoff für einen Dramatiker der Zukunft.

Auch für einen Abstecher nach der nahen Bucht von Muggia blieb diesmal keine Zeit. Es ist dies die schöne, an Seethieren reiche Bucht, welche zuerst durch Johannes Müller's Entdeckung der in Seegurken (Holothurien) wohnenden Wunderschnecke berühmt geworden ist (Entoconcha mirabilis). Ich hatte bei früheren Besuchen Triest's fast jedes Mal dort mit Erfolg gefischt; aber dies Mal drängte die bevorstehende indische Fischerei die mediterrane in den Hintergrund. Und dann nahm die lästige Packerei mich noch vielfach in Anspruch. Bis zum Tage vor der Abreise waren bereits alle Kisten an Bord des Schiffes gebracht und alle sonstigen noch übrigen Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Sowol hinsichtlich der Verpackung und des Transportes dieser umfangreichen Bagage als in Betreff meiner persönlichen Unterkunft und Bequemlichkeit als Schiffs-Passagier fand ich mit Rücksicht auf den wissenschaftlichen Zweck und Charakter meiner Reise die wirksamste Unterstützung und die freundlichste Aufmerksamkeit beim Directorium des österreichischen Lloyd. Da diese große und verdienstvolle Gesellschaft schon wiederholt für wissenschaftliche Reisen besondere Vergünstigungen und Erleichterungen gewährt hat, hegte ich einige Hoffnung auch für meine Reise dergleichen zu erlangen. Ich erhielt es in reichstem Maße, und ich erfülle einfach eine Pflicht, wenn ich hier dem Director des Lloyd, Herrn Baron Marco di Morpurgo, sowie den Verwaltungsräthen desselben, und unter ihnen ganz besonders meinem hochverehrten Freunde Herrn Linienschiffs-Capitän Radonetz dafür meinen herzlichsten und aufrichtigsten

Dank abstatte. Nicht allein wurde ich mit einem besonderen, sehr wirksamen Empfehlungs-Schreiben an alle Agenten und Officiere des „Lloyd" ausgestattet, nicht allein wurde mir auf dem erwählten Schiffe eine der besten Cabinen erster Classe für mich allein bewilligt, sondern auch in pecuniärer Beziehung eine sehr wesentliche Erleichterung gewährt und außerdem alle möglichen Bequemlichkeiten zugesichert.

Und nun endlich zu Schiff! Auf das schöne und sichere Dampfschiff, welches mich in vier Wochen nach Indien tragen soll! Ich hatte die Wahl zwischen zwei vortrefflichen Lloyd-Dampfern, welche beide am 15. October gleichzeitig von Triest nach Indien abgingen und den Suez-Canal passirten. Der erste, „Helios", berührt auf seiner Fahrt von Suez nur Aden und geht von da nach Bombay; hier verweilt er acht Tage und fährt dann nach Ceylon, weiter nach Singapore und Honkong. Der zweite Dampfer „Polluce" berührt auf der Fahrt von Suez durch das Rothe Meer Djedda, den berühmten Hafenplatz für Mekka, und geht dann von Aden direct nach Ceylon, weiter nach Calcutta Ich wählte für meine Fahrt den „Helios", da ich so die beste Gelegenheit hatte, Bombay und ein Stück des indischen Festlandes zu sehen, welches ich sonst schwerlich berührt haben würde. Außerdem war der „Helios" das bessere, schnellere und größere Schiff, noch ganz neu und von sehr einladendem Aussehen. Endlich zog mich schon der Name des schönen Schiffes ganz besonders an. Oder konnte das Fahrzeug, welches mich aus den grauen Nebelgefilden der nordischen Heimath, wie in Faust's Zaubermantel, während der kurzen Frist eines Monates nach den sonnenglänzenden und sonnenstrahlenden Palmen-Wäldern Indiens trug, wol einen besseren und glückverheißenderen Namen führen, als den des ewig jugendlichen Sonnengottes? Wollte ich ja doch eigentlich nur sehen, was die allmächtige und allzeugende Sonne aus Land und Meer der Tropenzone üppig schaffend hervorzubringen vermag! Nomen sit omen! Warum soll ich auch nicht mein Stückchen Aberglauben mit mir herumtragen, wie jeder andere Mensch? Und dann durfte ich ja um so sicherer auf die Gunst des „Helios" rechnen, als ich schon früher eine ganze Classe von niedlichen strahlenden „Urthierchen" Heliozoa, d. h. Sonnenthierchen genannt hatte, und als ich erst vor wenigen Wochen, beim Abschlusse meines neuen Radiolarien-Systems, eine Anzahl neuer Gattungen dieser reizenden Geschöpfchen dem „Helios" zu Ehren getauft hatte: Heliophacus, Heliosestrum, Heliostylus, Heliodrymus u. s. w. Also, mein hochverehrter „Helios", laß Dir dieses zoologische Opfer wohlgefallen, und bring mich sicher und wohlbehalten nach Indien, wie ich unter Deinem Licht dort arbeiten und unter Deinem Schutze im nächsten Frühjahr glücklich in die Heimath zurückkehren will!

Der „Helios" des österreichischen Lloyd gehört zu den größten und besten Schiffen der Gesellschaft, und da dieses schwimmende Hôtel mir während eines ganzen Monats die beste, reinlichste und freundlichste Herberge gewährt hat, gebührt es sich, daß ich hier einige kurze Notizen über seinen Körperbau einfüge. Die Länge des schlanken, dreimastigen Schiffes beträgt 300 englische Fuß, die Breite 35 und die Höhe (vom Kiel bis zum Deck) 26 Fuß. Darüber erhebt sich noch ein Salon von 9 Fuß Höhe. Der Raumgehalt beträgt 2380 Tonnen.

Die Dampfmaschine arbeitet mit 1200 Pferdekräften (400 nominal). Das vordere Drittel enthält die zweite Kajüte, mit einem Salon und darüber die Ställe für unsern schwimmenden Viehhof, mit ein paar Kühen und Kälbern, einer Herde stattlicher ungarischer Hammel mit langgewundenen Hörnern, und einer großen Anzahl Hühner und Enten. Im mittleren Drittel des Deckraumes befindet sich die gewaltige Dampfmaschine, die außer der Schraube auch das Dampf-Steuerruder, die verschiedenen Krahne und die Maschinen für elektrisches Licht in Bewegung setzt; auch der Apparat für Destillation von Trinkwasser ist damit verbunden; und dahinter liegt ein großer Raum für das Gepäck der Passagiere. Das hintere Drittel des Schiffsraumes wird größtentheils von der ersten Kajüte eingenommen, welche zwei geräumige und luftige Salons besitzt, einen über und einen unter Deck; um den oberen Salon läuft eine offene Galerie, um den unteren die Reihe der Cabinen. Ein halbes Dutzend Cabinen, die besonders freundlich und geräumig sind, liegt oben vor dem obern Salon, und eine von diesen ist meine Wohnung. Alle Cabinen sind sehr bequem eingerichtet, mit luftigen Fenstern und mit elektrischen Telegraphen ausgestattet. Außerdem findet sich noch hinter dem oberen Salon ein besonderer kleiner Rauchsalon, ferner eine Anzahl Bäder und anderer Einrichtungen, welche für die verwöhnten Indienfahrer der Gegenwart als unentbehrlich gelten; so namentlich unten im Bauche des Schiffes geräumige Eiskammern. Küche und Apotheke, sowie die meisten Cabinen der Officiere, liegen im Mittelraume. In dem geräumigen oberen Salon laufen ringsumher bequeme Divans mit Lederpolstern und sind zwei Reihen breiter Tische aufgestellt, daran ein Theil der Passagiere sich mit Essen, Spielen, Schreiben, Malen oder anderen Arbeiten beschäftigt; bei schönem Wetter sind jedoch die meisten Passagiere oben auf dem freien Deck des Salons, welches durch doppeltes Zeltdach, sowie durch Seitendächer gegen die glühenden Pfeile des tropischen Helios geschützt ist. Hier kann man nach Belieben spazieren gehen, oder über die Galerien in das blaue Meer hinausschauen, oder auf den bequemen rohrgeflochtenen China-Stühlen lang hingestreckt zum Himmel emporträumen.

Schon am ersten Tage der Fahrt, bei ziemlich hochgehender See, zeigte sich, daß unser jugendlicher „Helios“ einen vortrefflichen Gang hatte und namentlich sehr wenig rollte. Besonders angenehm war die ungewöhnliche Sauberkeit an Bord und der Mangel jener entsetzlichen, aus Producten der Küche, des Maschinenraums und der Cabinenluft zusammengesetzten Gerüche, welche bei älteren Schiffen gewöhnlich zu den widerwärtigsten Eigenschaften gehören und mehr zum Ausbruch der Seekrankheit beitragen, als die rollende oder stampfende Bewegung des Schiffes selbst. So blieb ich denn auch während der ganzen Fahrt, gleich den meisten Passagieren, von der Seekrankheit verschont; das Wetter war jetzt unausgesetzt sehr schön und die See ruhig; unter den vielen Seefahrten, die ich unternommen, gehört diese längste zugleich zu den angenehmsten. Dazu trug nicht wenig die gute Gesellschaft bei, und der freundliche Verkehr mit den gefälligen und gebildeten Schiffsofficieren; es sei mir gestattet, hier denselben — und besonders dem Capitän Lazzarich und dem Schiffsarzt Dr. Jovanovich — für die vielen Gefälligkeiten, die sie mir während der ganzen Fahrt aufmerksam erwiesen,

meinen freundlichsten Dank abzustatten. Auch die Bedienung und Verpflegung ließ nichts zu wünschen übrig, wie ich es gewöhnlich auf Lloyd-Schiffen gefunden habe.

Der regelmäßige Dampferverkehr zwischen Europa und Indien wird gegenwärtig durch vier verschiedene Gesellschaften vermittelt: 1) durch den österreichischen Lloyd in Triest; 2) durch die italienische Rubattino-Gesellschaft in Neapel-Genua; 3) durch die französischen „Messageries maritimes" in Marseille, und 4) durch die englische „P.- and O.-Company" (d. h. Peninsular- and Oriental Steam-Navigation-Company). Diese letztere führt die wöchentliche Ueberlandpost von England nach Indien (via Brindisi, Suez). Sie wird außerdem von der Mehrzahl der Engländer benutzt und von Allen, denen größtmögliche Schnelligkeit der Beförderung in erster Linie von Wichtigkeit ist. Die regelmäßigen Postschiffe der „P.- and O."- laufen nämlich 11—12 Seemeilen in der Stunde, während die der anderen Gesellschaften meistens nur 8—10 Meilen machen (unser „Helios" 9). Diese beträchtliche Differenz der Geschwindigkeit ist lediglich eine Frage des Geldpunktes. Die Mehrkosten des schnellen Laufes sind nämlich ganz unverhältnißmäßig; ein Dampfer, der 12 Meilen statt 8 in der Stunde macht (also ⅓ mehr), braucht nicht etwa ⅓ mehr Kohlen, sondern 3 mal so viel; statt 8 Kohlenladungen nicht 12, sondern 24! Diese enormen Mehrkosten werden für die P.- and O.-Schiffe durch eine besondere Subvention der englischen Regierung gedeckt, der es natürlich von größter Wichtigkeit ist, regelmäßig jede Woche eine Courierpost zwischen England und Indien auf möglichst schnelle Weise zu befördern. Die übrigen Gesellschaften, die dieses Interesse nicht haben, können in dieser Beziehung nicht mit der „P.- and O." concurriren. Aber dafür kostet auch ein directes Fahrbillet erster Classe von Brindisi nach Bombay bei der „P.- and O." 66 Pfd. Sterling, bei dem österreichischen Lloyd 44 Pfd. Sterling, also ein volles Drittel mehr; das macht bei Hin- und Rückreise zusammen eine Differenz von 880 Mark; und dafür kann man ja im nächsten Herbste nach der Rückkehr schon eine recht schöne Schweizerreise zur Erholung machen!

Die größere Geschwindigkeit ist aber auch der einzige Vorzug, welchen die P.- and O.-Schiffe vor denjenigen der drei anderen Gesellschaften voraus haben. Die Verpflegung ist bedeutend schlechter als auf diesen, und die Equipage (vom Capitän und ersten Lieutenant bis zum Stewart und Cajütenwärter hinunter) zeichnet sich in der Regel durch ungewöhnliche Grobheit und Flegelhaftigkeit aus, worüber bei den drei anderen Gesellschaften nicht zu klagen ist. Außerdem sind die P.- and O.-Schiffe gewöhnlich überfüllt und mit einem Haufen indischer Dienerschaft ausgestattet, die viel mehr lästig als nützlich ist. Letzteres soll auch auf den großen französischen (sonst vortrefflichen) Messagerieschiffen unbequem sein, während auf den italienischen Rubattinoschiffen wieder die Bequemlichkeit und Reinlichkeit der Cabinen viel zu wünschen übrig lassen soll. Ich theile diese Notizen zu Nutz' und Frommen anderer Indienfahrer mit, nach den übereinstimmenden Angaben vieler Reisenden, die ich theils früher, theils jetzt auf dieser Reise befragt habe (und die größere Hälfte meiner Gewährsmänner sind selbst Engländer); demnach wären am meisten die österreichischen Lloydschiffe zu empfehlen, sodann die italienischen Rubattino oder die französischen Messageries, am wenigsten aber die „P.- and O."

Die Gesellschaft, die sich am Mittag des 15. October in Triest an Bord des „Helios“ zur Abfahrt versammelt hatte und die (außer mir und einem ungarischen Grafen, der nach Singapore ging) sämmtlich nach Bombay fuhr, bestand zur größeren Hälfte aus Engländern, theils Officieren und Beamten, theils Kaufleuten. Die kleinere Hälfte wurde durch Deutsche und Oesterreicher gebildet, theils Kaufleute aus Bombay, theils Missionare. Das schöne Geschlecht war unter der Gesellschaft nur sehr schwach vertreten, nur durch eine einzige Deutsche und fünf Engländerinnen. Unsere liebenswürdige Landsmännin trug sehr wesentlich zur angenehmen Unterhaltung bei und erfreute Abends durch ihren Gesang am Clavier die ganze Gesellschaft. Sie hatte den Sommer bei ihren Kindern in Frankfurt a. M. zugebracht und kehrte jetzt für den Winter zu ihrem Gatten nach Bombay zurück — eine halbjährige Theilung zwischen Mutterliebe und Gattenliebe, wie sie leider den meisten deutschen und englischen Familien, die um ihre aufwachsenden Kinder besorgt sind, zur Pflicht wird. Denn nicht allein der ungünstige Einfluß des tropischen Klimas auf die zarte Natur der europäischen, in Indien geborenen Kinder, sondern auch und noch mehr die verderblichen moralischen Eindrücke, welche dort der unvermeidliche Verkehr mit den Eingeborenen auf Schritt und Tritt mit sich bringt, sowie das Bedürfniß eines guten geregelten Schulunterrichts nöthigen die meisten gebildeten Familien, ihre Kinder nach Ablauf der ersten Lebensjahre zur Erziehung nach England oder Deutschland zu schicken. Außer unserer schönen Landsmännin waren auch mehrere englische Damen an Bord, welche dergestalt regelmäßig zwischen Bombay und Europa hin- und herreisten, den Sommer mit den Kindern hier, den Winter mit ihrem Gatten dort verlebten. Aber freilich bleibt das, von der leidigen zweimonatlichen Reise abgesehen, immer doch ein sehr unvollkommenes Familienleben; und es ist sehr natürlich, daß der gebildete europäische Kaufmann in Indien vor Allem danach strebt, seinen Aufenthalt daselbst möglichst abzukürzen und in möglichst wenigen Jahren so viel Vermögen zu erwerben, um bald nach der nordischen Heimath zurückkehren zu können. Die Sehnsucht nach der letzteren bleibt doch bei den Meisten der beständige Leitstern ihrer emsigen Thätigkeit, wie sehr sie auch in mancher Beziehung durch die Bequemlichkeiten und Genüsse des indischen Lebens verwöhnt werden mögen.

Wie es auf mehrwöchentlichen Seereisen zu gehen pflegt, wurde die Gesellschaft schon in den ersten Tagen mit einander ziemlich bekannt und bildeten sich kleinere Gruppen, die in näheren Verkehr mit einander traten. Die deutschen und englischen Missionäre (darunter auch ein amerikanischer, Mr. Rowe, der ein recht gutes Buch über Indien: „Every-Day-Life in India“ geschrieben hat) bildeten eine Gruppe für sich; eine zweite die englischen Officiere, Beamten und Kaufleute; eine dritte die deutschen und österreichischen Landsleute, denen sich auch Capitän und Doctor, sowie ich selbst anschlossen. Das Wetter war fast während der ganzen Reise gleichmäßig schön, der Himmel heiter und sonnig, das Meer glatt oder nur mäßig bewegt, und pünktlich zur festgesetzten Zeit erreichte unser trefflicher Dampfer seine einzelnen Stationen. Die Seekrankheit forderte diesmal nur wenige und kurze Opfer: andrerseits gewann aber auch durch die Gleichmäßigkeit der günstigen Fahrt die unausbleibliche Langeweile bei der Mehr-

zahl der Passagiere immer mehr die Oberhand. Alles, was gegen dieselbe gewöhnlich versucht wird: Lesen und Schreiben, Schach- und Kartenspiel, Clavierspiel und Gesang — hatte bei den Meisten schon im Laufe der ersten Woche seine Wirksamkeit mehr und mehr eingebüßt; und so wurden denn die fünf Mahlzeiten, durch welche der Tag auf Indien-Dampfern in fünf Perioden getheilt wird, immer mehr zur wichtigsten Beschäftigung. Leider ist mein armer deutscher Professorenmagen von jeher ziemlich schwacher Natur gewesen, und obwol ich nur selten (nur bei recht schlechtem Wetter und Schiffsschaukeln) seekrank werde, verliere ich doch jedesmal auf längerer Seefahrt den gesunden Appetit, der sich bei den meisten anderen Passagieren in zunehmender Progression entwickelt. Um so besser konnte ich als objectiver Zuschauer Betrachtungen über die colossale Leistungsfähigkeit der Letzteren anstellen und über den unglaublichen Grad, welchen auf See die von den Physiologen sogenannte „Luxusconsumtion" erreicht, d. h. die Aufnahme überflüssiger Massen von Speisen und Getränken, welche zur Unterhaltung des gesunden Körpers absolut nicht erforderlich sind. Von jeher hatte ich in dieser Beziehung schon die erstaunliche Capacität unserer besser situirten Stammesgenossen jenseits des Canals mit stillem Neide bewundert, die ebensowol zu Land wie zur See uns Deutschen weitaus überlegen sind; aber das, was ich diesmal auf dem „Helios" von einem englischen Major leisten sah, übertraf alle meine früheren Beobachtungen. Nicht allein nahm dieser Biedere sämmtliche fünf reglementsmäßigen Mahlzeiten in doppelter Quantität vollständig zu sich und trank dazu täglich seine paar Flaschen Wein und Bier, sondern auch die kurzen Zwischenpausen zwischen ersteren wußte er noch in sinnreichster Weise durch Consumtion von Naschwerk und verschiedener Getränke auszufüllen. Mir schien dieses gastronomische Wunderthier bereits jene höchste Höhe der Entwicklung erreicht zu haben, auf welcher die Verdauungsorgane ununterbrochen thätig sind; und ich vermuthe fast, daß er diese Thätigkeit auch Nachts fortsetzte, da ich ihn schon am frühen Morgen in unzurechnungsfähigem Zustande aus seiner Cabine taumeln sah. Freilich hörte ich auch wiederholt behaupten, daß der größere Theil der Engländer, die in Indien erkranken und sterben, sich ihr Schicksal selbst durch solche Unmäßigkeit zuziehen.

Was nun jene fünf berühmten Mahlzeiten an Bord der Indienfahrer betrifft, so bilden sie einen zu wichtigen (ja für die allermeisten den wichtigsten!) Theil des Lebens an Bord, als daß ich nicht den wißbegierigen Leser mit ihrer Composition nach dem Reglement bekannt zu machen mich verpflichtet fühlte. Also Morgens 8 Uhr Kaffee und Brot, um 10 Uhr großes Frühstück (mit Eierspeisen, zwei warmen Fleischspeisen, „Curry and Rice", Gemüsen und Früchten), um 1 Uhr das indische „Tiffin" (kalte Fleischspeisen mit Butterbrod und Kartoffeln, Thee), um 5 Uhr das große Diner (mit Suppe, drei verschiedenen Fleischspeisen und Zugaben, Mehlspeise, Dessert Früchte und Kaffee) und endlich um 8 Uhr Thee mit Butterbrod rc. Ich selbst beschränkte meine gastronomische Beschäftigung auf die erste, dritte und vierte Aufgabe und konnte auch von dieser immer nur einen Theil lösen. Die meisten Passagiere ließen sich aber keinen der fünf Genüsse entgehen, und begaben sich nach jedem derselben an Bord, um entweder eine halbe Stunde zu promeniren, oder in einen bequemen Chinastuhl zu sinken

und dort mit lang ausgestreckten Gliedmaßen Betrachtungen über die umgebende Natur, über die Bläue des Himmels und die Bläue des Wassers anzustellen. Höchst willkommene Anregungen zu gesteigerter Seelenthätigkeit bilden unter diesen Umständen einzelne Thiere, welche die Monotonie der ruhigen See unterbrechen: Delphine, die in anmuthigem Spiel scharenweise um das Schiff sich herumtummeln und ihren Rücken oft weit außer Wasser heben, Möven und Sturmvögel, die in weitem Bogen umherschwärmen und tauchend nach Fischen jagen; fliegende Fische, die scharenweis aus der glatten Fläche des Meeres auftauchen und eine kürzere oder längere Strecke, Enten gleich, über den Wasserspiegel flattern. Ich selbst erfreute mich vor Allem an dem gewohnten Anblick meiner alten Lieblinge, den zarten Medusen, deren schwimmende Scharen mir weder im Mittelmeer noch im indischen Ocean fehlten; und ich bedauerte nur immer lebhaft (wie schon so oft früher), daß der rasche Lauf des Schiffes mich verhinderte, die schönen Nesselthiere mittelst eines herabgelassenen Eimers an Bord zu ziehen. Diesmal traf ich im Mittelmeer besonders zahlreich zwei große Wurzelquallen, die blaue Pilema pulmo und die goldbraune Cotylorhiza tuberculata; im indischen Ocean hingegen zwei schöne Fahnenquallen, eine rosenrothe Aurelia und eine dunkelrothe Pelagia.

Unsere 24tägige Fahrt von Triest bis Bombay verlief unter den angegebenen günstigen Umständen so normal und regelrecht, daß im Ganzen nur sehr wenig darüber zu sagen ist. Nachmittags 4 Uhr am 15. October lichtete der „Helios“ in Triest die Anker und wir dampften nach herzlichem Abschiede von den lieben Triester Freunden beim schönsten Herbstwetter in die blaue Adria hinaus. Auf früheren Fahrten durch dieselbe hatte ich meistens die malerischen Küsten von Istrien und Dalmatien im Auge gehabt, und die rosmarinduftenden Inseln Lissa und Lesina, auf welcher letzteren ich 1871 einen genußreichen Monat im malerischen Franciscanerkloster beim trefflichen Padre Buona Grazia verlebt hatte. Diesmal nahm jedoch unser Helios gleich von Anfang an den Curs mehr westlich, nach der Mitte des adriatischen Meeres zu, da wir in Brindisi anlegen sollten, um noch einige Passagiere einzunehmen. Auf der Höhe von Canossa lagerte westwärts eine schwarze Wolke; wahrscheinlich der Schatten des — — doch ich will hier nicht von Politik reden. Wir langten am 17. October Morgens in Brindisi an und blieben bis Mittag dort liegen. Ich brachte einige Stunden am Lande zu, besichtigte die wenigen und unbedeutenden Ueberreste des alten Brundusium und wanderte längs der Wälle nach dem Bahnhofe. Dieser entspricht ebenso wenig als die moderne Stadt selbst dem bedeutenden Namen, den sie seit Eröffnung des Suezcanals als Knotenpunkt des Weltverkehrs erlangt hat. Die Ueberlandpost vom Continent wird sofort nach der Ankunft des Courierzuges in Brindisi an Bord des Postdampfers gebracht und auch die Passagiere (sowol die nach Indien gehenden, als die von dort kommenden) scheinen nicht das Bedürfniß eines Aufenthalts in Brindisi, wenn auch nur zu kurzer Erholung, zu fühlen. Wenigstens steht das einzige Hôtel des Ortes meist öde und leer; und es war gewiß sehr charakteristisch, daß auf dem Bahnhofe Todtenstille herrschte und außer den Telegraphisten Montag Vormittag 10 Uhr nur noch der Portier zu finden war. Die flache Küstenlandschaft von Brindisi, mit Gemüsegärten

und Rohrpflanzungen, hier und da einigen zerstreuten Dattelpalmen, bietet wenig. Nur ein altes Kloster außerhalb der Stadt (südlich) mit einem schlanken Thurm und einer stattlichen runden Kuppel, von einem verwilderten Garten umgeben, im Vordergrunde Opuntien- und Agavenbüsche, lieferte ein hübsches Bild und das erste Object für's Skizzenbuch.

Ein englischer General nebst Familie und Gefolge, den wir hatten an Bord nehmen sollen, erschien nicht, weil sein Gepäck auf der Eisenbahn zurückgelassen worden war, und so dampften wir denn ohne ihn am Nachmittag weiter. Am folgenden Morgen fuhren wir bei andauernd ruhigem und sonnigem Wetter längs der ionischen Inseln hin. Ich begrüßte mit Freuden die stattliche Insel Cephalonia und ihr waldgekröntes Haupt, den stolzen Monte nero, auf dessen schneebedecktem Gipfel ich im April 1877 unter Führung eines edlen Gastfreundes, des deutschen Consuls Tool in Argostoli, einen unvergeßlichen Tag verlebt hatte; umrauscht von den breiten Wipfeln und gelagert unter den mächtigen Stämmen der Pinus cephalonica, einer edlen Tannenart, die einzig und allein auf dieser Insel sich findet. Weiterhin erschien die holde Insel Zante — „Fior' di Levante" — wir fuhren so nahe längs ihres malerischen Südufers hin, daß wir die lange Reihe hochgewölbter Grotten und Schluchten in dem zerklüfteten rothen Marmor ihres Felsengestades genau betrachten konnten. Am Nachmittage erschien links das Festland von Epirus und rechts das einsame Eiland Stamphania; spät am Abend passirten wir das schlachtberühmte Navarino. Nicht minder anziehend und malerisch war der Anblick des stattlichen Candia, längs dessen schluchtenreicher Südküste wir am 19. October wiederum bei schönster Beleuchtung den größten Theil des Tags entlang fuhren. Leichte weiße Haufwolken, von frischer Brise gejagt, zogen in großer Anzahl über den tiefblauen Himmel und warfen wechselnden Schatten über den mächtigen Felsenleib der stattlichen Insel. Auch das schneegekrönte Haupt des Ida, des sagenreichen Göttersitzes, erschien bald frei, bald in Wolken gehüllt. Nachdem wir Abends die beiden Gaudo-Inseln passirt, hatten wir am folgenden Tage nur Meer in Sicht. Die Nähe der afrikanischen Küste machte sich durch bedeutende Zunahme der Wärme fühlbar, und wir vertauschten die bisher getragene warme Kleidung mit leichterem Sommerzeug.

Als wir am 21. October Morgens das Verdeck betraten, war zwar von der ägyptischen Küste noch Nichts zu sehen; aber das Mittelmeer hatte schon seine unvergleichlich reine und tiefe blaue Farbe verloren und erschien grünlich angehaucht. Je weiter wir vorrückten, desto mehr nahm die grüne Färbung zu, die gegen Mittag in ein schmutziges Gelbgrün überging: die Wirkung der Schlammfluthen des Nils. Zugleich erschienen eine Menge kleiner Segel, meistens von arabischen Fischerbarken. Eine große Seeschildkröte (Chelonia caouana) trieb schwimmend an unserem Schiffe vorüber. Zahlreiche Landvögel kamen an Bord geflogen. Um 12 Uhr Mittags erblickten wir den Leuchtthurm von Damiette; um 4 Uhr kam in einem kleinen Steam-Lunch der Pilot an Bord, und eine Stunde später warfen wir in Port-Said Anker, an der nördlichen Kopfstation des Suezcanals.

Da der „Helios" in Port-Said Kohlen und Lebensmittel bis Bombay ein-

zunehmen hatte, blieb er einen ganzen Tag hier liegen. Ich ging noch am Abend mit einigen anderen Passagieren an Land, ergötzte mich an dem bunten ägyptischen Straßenleben und traf in einem Café den Doctor und einige Passagiere von dem Lloyddampfer „Polluce", der direct nach Ceylon und Calcutta ging und gleichzeitig mit uns angekommen war. Am folgenden Morgen (22.) bestieg ich den Leuchtthurm von Port-Said. Er ist einer der größten der Welt, 160 Fuß hoch, und sein elektrisches Licht 21 Seemeilen weit sichtbar. Die mächtigen Mauern sind aus denselben Betonblöcken gebaut wie die Molen des Hafens, aus Würfeln einer künstlichen Steinmasse, welche aus 7 Theilen Wüstensand und 1 Theil französischen hydraulischen Kalkes bereitet wird. Die Aussicht von der Höhe des Leuchtthurms entsprach keineswegs meinen Erwartungen, da man außer Port-Said selbst und seiner nächsten, ganz flachen und sandigen Umgebung ringsum nur Wasser erblickt. Nächstdem besichtigte ich die kostbaren künstlichen Hafenanlagen, welche hier mit ungeheuren Kosten und Mühen zur Sicherung des nördlichen Eingangs des Suezcanals geschaffen worden sind. Nicht allein mußte man das Hafenbecken selbst tief ausbaggern, sondern auch zwei colossale parallele Steindämme weit in's Meer hinausführen, um den beiden Hauptfeinden der kostbaren Anlage zu begegnen: den Schlamm-Massen, welche von den Nilmündungen durch die westliche Strömung ostwärts geführt werden, und den Sandwolken, welche die vorherrschenden Nordwestwinde in das Meer werfen. Daher ist der westliche der beiden Molen gegen 3000 Meter lang und bedeutend stärker als der halb so lange östliche. Zu ihrer Construction wurden gegen 30,000 Betonblöcke verwendet, deren jeder 10 Kubikmeter mißt und 20,000 Kilogramm wiegt. Vom Hafen wanderte ich nach der Araberstadt, welche von dem europäischen Port-Said durch einen breiten Streifen Sandwüste getrennt ist; sowol erstere wie letztere besteht aus parallelen Straßenreihen, die sich regelmäßig unter rechten Winkeln kreuzen. Das bunte und malerische Treiben in der schmutzigen Araberstadt bietet dieselben originellen und mannichfaltigen Bilder, die man in jeder kleineren ägyptischen Stadt, wie in den Vorstädten von Cairo und Alexandrien findet. Das europäische Port-Said besteht größtentheils aus Reihen von Kaufläden. Die gesammte Einwohnerzahl beträgt gegen 10,000. Die Hoffnungen, die man bei Anlage der Stadt auf ihr großartiges Aufblühen setzte, haben sich nur zum kleineren Theil verwirklicht, und das prachtvolle palastartige „Hôtel der Nederlanden", welches 1876 eröffnet wurde, steht jetzt schon leer und verlassen da.

Ich versorgte mich in Port-Said noch mit einigen nützlichen Reiseartikeln, die jeder regelrechte Indienfahrer für unentbehrlich hält, insbesondere einem leichten breitkrämpigen weißen Sonnenhut (Solà hat) und einem langen, aus Bambusrohr geflochtenen „Chinastuhl", einer sehr luftigen und bequemen Long-Chaise. Dann fuhr ich an Bord unseres Helios zurück, welcher am Nachmittag die Fahrt durch den Suezcanal begann. Ueber dieses Wunderwerk der Neuzeit ist in den letzten Jahren so viel geschrieben und geredet worden, daß ich hier keinen Raum mit Wiederholung allbekannter Thatsachen verlieren und mich auf einige Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand des Unternehmens beschränken will. Als ich 1873 in Suez war (drei Jahre nach der Verkehrseröffnung), waren die

pessimistischen Ansichten über den Erfolg des Canals ganz überwiegend; man glaubte, daß die Schwierigkeiten und Kosten seiner Unterhaltung immer größer bleiben würden, als die vermuthlichen Einnahmen. Das hat sich seit acht Jahren vollständig verändert und die Rentabilität des großartigen Werkes ist seitdem nicht nur erwiesen worden, sondern hat auch unerwartete Dimensionen angenommen, und zwar in stetig wachsender Progression. Die englische Regierung hat somit, als sie 1875 den größeren Theil der Canalactien zur großen Bestürzung der Franzosen ankaufte, nicht nur in politischer, sondern auch in finanzieller Beziehung ein vorzügliches Geschäft gemacht. Allerdings bleibt die Unterhaltung des Canals (insbesondere wegen des ununterbrochenen nothwendigen Baggerns) immer noch sehr kostspielig. Allein das Wachsthum der Einnahmen ist so bedeutend, daß es voraussichtlich in kurzer Zeit schon ansehnliche Ueberschüsse ergeben wird. Ein großer Uebelstand für die Schnelligkeit der Beförderung besteht gegenwärtig noch darin, daß im größten Theil seiner Länge der Canalraum gleichzeitig nur ein einziges großes Schiff aufnehmen kann, von höchstens 7½ Meter Tiefgang. Daher sind von Strecke zu Strecke breitere Ausweichestellen angebracht, an denen die sich begegnenden Dampfer an einander vorüberfahren; hier muß man oft stundenlang warten, bis die entgegenkommenden Schiffe vorbei sind. Im nächsten Jahrhundert wird voraussichtlich der Canal entweder um mehr als das Doppelte verbreitert oder selbst in eine doppelte Linie getheilt sein, so daß beständig ein nordwärts und ein anderer südwärts gehender Zug von Schiffen ungehindert und ununterbrochen folgen kann.

Die ganze Länge des Suezcanals beträgt 160 Kilometer oder 90 Seemeilen; die Breite des Wasserspiegels 80 bis 110 Meter, die des Canalbodens aber nur 22 Meter. Die gewöhnliche Fahrzeit beträgt 16—20 Stunden; sie wird aber oft beträchtlich verlängert, wenn man auf eine größere Zahl entgegenkommender Schiffe an den Stationen warten muß, oder wenn ein Schiff (wie es nicht selten passirt) im Schlamme stecken bleibt. Wir selbst verloren kurz vor Suez einen ganzen Tag, weil ein englischer Steamer sich festgefahren hatte und erst nach theilweiser Ausladung bei Eintritt der Fluth wieder flott wurde. Jedes Schiff, das den Canal passirt, wird von einem Piloten begleitet; dieser hat hauptsächlich dafür zu sorgen, daß die Fahrgeschwindigkeit nicht über fünf Meilen in der Stunde beträgt; weil sonst der verstärkte Wellenschlag die Ufer zu sehr beschädigen würde. In der Regel durchfahren die Dampfer den Canal nur bei Tage; bei hellem Mondschein auch durch einen Theil der Nacht. An Passagegebühren hatte unser Helios circa 2000 Francs zu entrichten; sie betragen für jede Tonne 10 Frcs., für jeden Passagier 12 Frcs.

Den größten Theil des Suezcanals durchfuhren wir am Sonntag, 23. October. Der Morgen im Menzaleh-See war erquickend frisch und schön: die Sandbänke im See erschienen mit Tausenden von Pelicanen, Flamingos, Reihern und andern Wasservögeln dicht bedeckt. Hinter den folgenden Ballah-Seen traten wir in den engeren Theil des Canals, welchen die hohe „Schwelle“ (El Gisr) durchschneidet. Es ist dies die höchste Bodenerhebung der Landenge von Suez, durchschnittlich 50 Fuß über dem Niveau des Meeres gelegen. Die hohen Sandwälle zu beiden Seiten des Canals sind hier stellenweise mit grauem Tamarisken-

gebüsch dicht bewachsen. Zahlreiche arabische Kinder erschienen und bettelten um „Backschisch"; einige Knaben spielten die Flöte und tanzten mit ziemlicher Grazie. Um Mittag passirten wir die verödete, von Lesseps gegründete Stadt Ismailia und Abends ankerten wir in den großen „Bitterseen".

Nach Einbruch der Dunkelheit stellte der erste Ingenieur des „Helios" Versuche mit elektrischem Lichte an, die glänzend ausfielen. Seiner freundlichen Einladung folgend besichtigte ich im unteren Maschinenraum den neu construirten Apparat, dessen Motor durch die Dampfmaschine des Schiffes in Bewegung gesetzt wird. Hierbei erlitt ich einen kleinen Unfall, der leicht die schlimmsten Folgen hätte haben können. Während ich mir das Detail der Einrichtung zeigen ließ und dabei einen Schritt näher herantrat, glitt mein rechter Fuß auf dem glatten Boden aus und im selben Moment erhielt der freischwebende linke Fuß unterhalb des Kniegelenks einen Schlag von dem ihn berührenden Motor des elektrischen Apparates, welcher in der Minute 1200 Umdrehungen macht. Ich stürzte zusammen und fürchtete, daß das Bein gebrochen sei; indessen ergab sich glücklicher Weise nur eine sehr heftige Contusion. Wäre ich nach der anderen Seite gefallen, so hätte mich die Maschine in Stücken geschlagen. Durch Eisumschläge, welche ich sofort anwendete und zwei Tage lang fortsetzte, wurden die schlimmen Folgen größtentheils gehoben; doch blieb das Bein noch vierzehn Tage lang geschwollen und erst kurz vor der Ankunft in Bombay erlangte ich wieder den freien Gebrauch desselben. Unter allen denkbaren „Gefahren" einer Tropenreise hätte ich an einen derartigen Unfall am Wenigsten gedacht. Er war um so unangenehmer, als er sich kurz vor unserem Eintritt in das Rothe Meer ereignete und mich zwang, mehrere Tage unten in der Cabine zu liegen.

Von allen Indienfahrern wird das Rothe Meer als der heißeste und unangenehmste Theil der Reise am meisten gefürchtet; und obgleich wir uns bereits in der kühleren Jahreszeit befanden, hatten wir doch volle Gelegenheit, uns auf's Neue von der guten Begründung jener Furcht zu überzeugen. Allerdings liegt das Rothe Meer (oder der arabische Golf) mit seinem nördlichen Drittel noch außerhalb des Wendekreises; aber trotzdem ist es in seiner ganzen Ausdehnung als ein echtes „Tropenmeer" zu bezeichnen. In seiner ganzen Ausdehnung von Suez bis Perim, vom 30—13° N. Br., trägt es denselben Charakter, besitzt es nahezu dieselbe Flora und Fauna, ist es durch gleiche physikalische Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet. Die Unterschiede zwischen den beiden Enden des langgestreckten, 300 Meilen langen Golfes sind in jeder Beziehung viel geringer, als die Unterschiede zwischen dem Rothen Meere bei Suez und dem Mittelmeer bei Port-Said, obgleich beide nur durch die schmale Brücke der Landenge getrennt werden. Aber diese schmale Brücke, die Asien mit Afrika verbindet, besteht schon seit Millionen von Jahren, und in Folge dessen hat sich die Thier- und Pflanzenbevölkerung der beiden benachbarten Meere völlig unabhängig von einander entwickelt. Diejenige des Mittelmeeres gehört zum atlantischen Ocean, diejenige des Rothen Meeres hingegen zum indischen Ocean (vergl. meine „Arabischen Korallen", 1876, p. 26, 41). Beide Gestade des Rothen Meeres, sowohl das östliche Arabiens, als das westliche Aegyptens, sind im weitaus größten Theile von Vegetation gänzlich entblößt, überaus öde, dürr und unfruchtbar; kein einziger größerer

Fluß mündet in dasselbe ein. Und darüber erheben sich beiderseits hohe langgestreckte Gebirgsketten, die ebenfalls zu den wildesten und ödesten der Erde gehören. Zwischen diesen hohen, sonnendurchglühten Parallelketten ist nun der schmale arabische Golf, wie ein Laufgraben zwischen zwei hohen Wällen eingeschlossen, und die ungeheuren Wärmemengen, welche die wasserarmen Sand- und Felsberge ausstrahlen, werden durch keine Vegetationsthätigkeit gebunden. In den heißen Sommermonaten steigt die Hitze um Mittag im Schatten gegen 40° R. und die Officiere unseres Schiffes, welche zu dieser Zeit die Reise gemacht hatten, versicherten mir, daß ihnen diese Höllenqual unerträglich erschienen sei und daß sie alle gefürchtet hätten, den Verstand zu verlieren. Auch jetzt noch, Ende October, war es schlimm genug, und den größten Theil des Tages über zeigte das Thermometer auf Deck unter dem doppelten Schattendach 22—26° R., einmal bis 32°; in den (gelüfteten!) Cabinen Tag und Nacht 24—26°. Dabei war die heiße Luft von einer erdrückenden Schwüle, und alle Mittel der Erquickung wurden vergeblich versucht. Um wenigstens nach Möglichkeit überall Luftzug zu erzeugen, wurden alle Fenster und Luken Tag und Nacht offen gelassen, durch zwei Reihen von senkrechten schornsteinartigen Luftröhren Luft vom Deck in die unteren Schiffsräume geleitet, und endlich in den Salons die indische „Punka" beständig in Bewegung erhalten; diese wird auf unserem Schiffe sehr zweckmäßig durch eine doppelte Reihe von fächerartigen, mit Zeug überspannten Rahmen vertreten, welche an zwei parallelen, durch die ganze Länge des Salons laufenden horizontalen Stangen befestigt sind, und durch die Maschine in Bewegung gesetzt. Der Hauch dieser Riesenfächer linderte nebst großen Quantitäten Eiswasser die Leiden der übermäßigen Hitze nicht wenig.

Da unser Schiff kurz vor Suez durch einen festgefahrenen Dampfer im Canal über einen Tag aufgehalten worden war, kamen wir erst am Mittag des 25. October auf der Rhede von Suez an und blieben nur wenige Stunden daselbst liegen. Am folgenden Morgen waren wir bereits auf der Höhe von Tur, dem interessanten arabischen Küstendorfe am Fuße des Sinaigebirges, dessen prachtvolle Korallenbänke ich im März 1873 mit so großem Genusse untersucht hatte. Damals an Bord eines ägyptischen Kriegsdampfers, den mir der Khedive Ismail Pascha für diese herrliche Fahrt gütigst bewilligt hatte, war ich von der strahlenden Pracht dieser unterseeischen Korallengärten so entzückt worden, daß unwillkürlich die alte Sehnsucht nach der reicheren Wunderwelt des benachbarten Indien mit verstärkter Macht sich geregt hatte: „Ja, wer nun auch noch die märchenhaften, von Korallen umgürteten Gestade von Ceylon sehen könnte"! Und jetzt, nach acht Jahren war ich auf der Fahrt dahin! . . . Im heiteren Morgenschimmer sah ich die malerischen Gipfel der Sinaihalbinsel an mir vorüberziehen, welche ich damals im purpurnen Glanze der Abendsonne erglühend verlassen hatte (vergl. meine „Arabische Korallen". Ein Ausflug nach den Korallenbänken des Rothen Meeres und ein Blick in das Leben der Korallenthiere. Mit 5 Farbendrucktafeln und 20 Holzschnitten, Berlin, 1876).

Von den sechs heißen Leidenstagen im Rothen Meere, die nun folgten, ist wenig zu berichten. Da unser Schiff sich fast immer in der Mitte desselben hielt, sahen wir von beiden Küsten fast Nichts. Am 27. October Abends 7 Uhr

passirten wir den Wendekreis des Krebses und ich athmete zum ersten Male den glühenden Odem der Tropennatur. Während der Sternenhimmel sich über uns in wolkenloser Klarheit wölbte, stand im Osten über der arabischen Küste eine hohe schwarze Gewitterwand, aus der fast ununterbrochen jede Secunde zuckende Blitze oder verschwommenes Wetterleuchten auftauchten. Donner war nicht zu hören und kein erquickender Regenguß kam zu uns herüber. Auch in den nächsten Tagen wiederholte sich jeden Abend am östlichen Horizont dasselbe Schauspiel, während der westliche frei war und Tags über nur leichte zerstreute Federwolken über das tiefblaue Firmament zogen. Die drei ersten Nächte in den Tropen sank das Thermometer in den offenen Cabinen und Salons nicht unter 25°. Ich schlief nebst den meisten anderen Herren auf Deck, wo wir wenigstens 3° weniger und dazu doch frischen Luftzug hatten. In der Nacht des 30. October passirten wir die Straße Bab-el-Mandeb und die von den Engländern befestigte Insel Perim, das Gibraltar des Rothen Meeres, und am 31. Vormittag 10 Uhr gingen wir im Golfe von Aden vor Anker.

Aden liegt bekanntlich auf einer felsigen Halbinsel, die nur durch eine schmale Landzunge mit dem arabischen Festlande zusammenhängt, ähnlich wie Gibraltar. Schon 1839 von den Engländern erworben und befestigt, hat diese wichtige Station auf dem Wege nach Indien neuerdings eine außerordentliche Bedeutung erlangt, besonders seit Eröffnung des Suezcanals. Die Bevölkerungsziffer ist jetzt schon auf mehr als 30,000 gestiegen. Die meisten Schiffe legen hier an, um Kohlen und Lebensmittel einzunehmen. Wir hatten uns mit diesen bereits in Port-Said versehen, da wir nicht wußten, ob wir wegen der vor zwei Monaten in Aden ausgebrochenen Choleraepidemie mit diesem Orte würden communiciren dürfen. Jetzt erfuhren wir, daß diese seit Kurzem vorüber sei. Bald nach unserer Ankunft war der „Helios" bereits von arabischen Booten umringt, deren schwarzbraune Insassen an Bord kletterten, um ihre eigenthümlichen Landesproducte zum Kaufe anzubieten: Straußenfedern und -Eier, Löwen- und Leopardenfelle, Antilopenhörner, stattliche Sägen des Sägefisches, zierlich geflochtene Körbchen und Schüsseln u. dgl. mehr. Mehr Interesse noch als diese Producte boten die Händler selbst, theils echte Araber, theils Neger, theils Somalis und Abessinier. Die meisten waren dunkelbrauner Farbe, die bald mehr in das Röthliche oder Bronzefarbige, bald mehr in das Schwarze spielte. Die schwarzen krausen Haare sind oft mit Hennah roth oder mit Kalk weiß gefärbt. Die Bekleidung der Meisten bestand bloß aus einer weißen Schärpe um die Lenden. Sehr unterhaltend waren Scharen kleiner schwarzbrauner Jungen von 8—12 Jahren, die einzeln oder zu zweien in kleinen (aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehenden) Kähnen herangerudert kamen und ihre Taucherkünste producirten. Kleine Silbermünzen, die wir über Bord warfen, fingen sie tauchend mit großem Geschick und balgten sich selbst unter Wasser mit Energie um deren Besitz.

Von der Stadt und den Befestigungswerken Adens sahen wir, da wir nicht an Land gingen, nur wenig. Die öden vulkanischen Felsen der Halbinsel, auf denen die Häuser zerstreut sind, erscheinen stark zerklüftet und theilweise sehr malerisch. Die vorherrschende Farbe der nackten Laven ist dunkelbraun. Keine

Vegetation schmückt die nackten starren Felswände und lindert die Gluth der tropischen Sonnenstrahlen; nur hier und da sind an einzelnen Stellen dürftige Anpflanzungen sichtbar. Der Aufenthalt auf diesem glühenden Felsenneste wird im Hochsommer zur Hölle für die englische Garnison, und nicht umsonst nennen es die Officiere: „des Teufels Punschkessel". Der Anblick der nackten Lavaberge erinnerte mich an diejenigen der canarischen Insel Lanzerote.

Nach sechsstündigem Aufenthalte verließ der „Helios" das ungastliche Aden, um seine Fahrt nach Bombay fortzusetzen. Auch von dieser achttägigen Fahrt durch den indischen Ocean ist nichts Besonderes zu berichten. Wir erfreuten uns gleichmäßig des schönsten Herbstwetters. Der erfrischende Nordost-Monsun machte sich von Tag zu Tag mehr geltend. Schon gleich nach dem Austritt aus dem Rothen Meere hatten wir mit Wonne seinen Einfluß empfunden. Obgleich auch jetzt bei Tage das Thermometer nicht unter 20° R. fiel (meistens 22° um Mittag), so erschien doch die frische bewegte Luft uns wie ein anderes Medium, und vor Allem waren die Nächte nicht glühend, wie im Rothen Meer, sondern von angenehmster Kühle. Der indische Ocean war beständig durch den frischen Monsunhauch leicht bewegt; seine Farbe blieb ein zartes Blaugrün oder bisweilen grünliches Lasurblau; niemals aber das tiefe reine Dunkelblau des Mittelmeeres, an dessen Stelle im Rothen Meere ein mehr violett angehauchtes Blau getreten war. Der Himmel war bald ganz klar, bald mit leichten Federwolken bedeckt. Am Nachmittag sammelten sich stets zahlreiche Haufenwolken, thurmartig sich übereinander legend und von Nordost nach Südwest ziehend. Die prächtigsten Beleuchtungseffecte schenkte uns dann die indische Abendsonne, ein immer neues und immer herrliches Schauspiel, welches nur allzurasch unseren staunenden Blicken entschwand. Manche Stunde Tags über stand ich vorn am Bugspriet und schaute den Scharen der fliegenden Fische zu, die beständig beim Nahen des Schiffes aus der Fluth auftauchten. Noch anziehender freilich blieben mir meine geliebten Medusen, die in den Morgenstunden von 9—12 Uhr bald einzeln, bald in Schwärmen erschienen; blaue Rhizostomen, rosenrothe Aurelien und braunrothe Pelagien. Besonders leid that es mir, daß ich nicht der merkwürdigen Staatsqualle oder Siphonophore habhaft werden konnte, die wir Porpita nennen und die am 4. November in zahlreichen und stattlichen, aber immer vereinzelten Exemplaren uns begegnete. Den größten Theil dieser gezwungenen Mußewoche verbrachte ich mit dem Schreiben dieser Zeilen, und wenn ich auch fürchten muß, lieber Leser, daß diese „unterwegs nach Indien" geschriebenen flüchtigen Blätter Dir kein besonderes Interesse abgewinnen werden, so bitte ich Dich einstweilen freundlichst damit fürlieb zu nehmen, in der Hoffnung, daß die folgenden Briefe Dir besser gefallen.

Die Anfänge der Republik in Frankreich (1848).

Von

Karl Hillebrand.

VI.

Alle die tiefgehenden Maßregeln, welche die republikanische Regierung in den ersten acht Tagen ihrer Existenz verkündete, wurden nicht nur ganz aus dem Stegreif, sondern auch in der Ueberstürzung und Unruhe getroffen, welche noch immer innerhalb wie außerhalb des Stadthauses herrschte; denn das revolutionäre Fieber hatte sich noch lange nicht ausgetobt und der Zwiespältigkeit der Regierung entsprach die Zwiespältigkeit in der hauptstädtischen Bevölkerung. Während von allen Seiten die Bürger sich zur seßhaften Nationalgarde meldeten, um sich nöthigenfalls den Feinden der gesellschaftlichen Ordnung widersetzen zu können, die bewegliche Nationalgarde aber sich unter General Duvivier's kluger Leitung immer mehr zu einem zuverlässigen Gardecorps der Stadthausregierung heranbildete, feierten auch die Gegner nicht. Die förmliche Abschaffung der thatsächlichen, seit dem 24. Februar außer Kraft getretenen Septembergesetze gegen Presse, Vereine und Versammlungen hatte das sofortige Inslebentreten von hunderten von Zeitungen, Flugschriften, Anschlagszetteln, die Bildung von ebensovielen Clubs — man zählte deren am 15. März schon 132 — und das fortwährende Tagen von Volksversammlungen zur Folge gehabt. In den Straßen und auf den Plätzen, in den Kirchen und Kaffeehäusern donnerten extemporirte Politiker gegen die neue Regierung; selbst die Frauen hatten ihre Clubs, wo die Tyrannei der Männer, die Gymnasiasten ihre, wo der Despotismus der Lehrer gegeißelt wurde; die Masse der Verbannten, welche die Regierung Louis Philipps gutmüthig genug auf Staatskosten unterhalten hatte und welche bei allen Straßenbewegungen den Kern ausmachten, wie das Verbrechergesindel den Schweif derselben bildete, ward von Tag zu Tag lästiger; denn die Flüchtlinge aller Nationen hielten ihre Zusammenkünfte fortan öffentlich, planten öffentlich bewaffneten Einfall in ihre Heimathsländer, suchten von der Regierung den Beistand Frankreichs zu ertrotzen, während die ihrer Haft entlassenen, aber unter Polizeiaufsicht gestellten Sträflinge sogleich den Bann gebrochen und auf den ihnen so vertrauten Schauplatz ihrer Thaten zurückgeeilt waren. Polizei existirte so gut wie nicht, und Caussidière's Montagnards in ihrer blauen Blouse, dem rothen Gürtel und der rothen Armbinde flößten trotz ihres guten Willens dem Bürgerthum fast ebensoviel Angst ein, als die Leute, gegen die sie es schützen sollten; jedenfalls waren sie eine höchst zweifelhafte Stütze der Stadthausregierung, und als der Handelsminister Bethmont sich eines Tages in der Rue de Jerusalem blicken ließ, gab ihm die neue Polizei sehr unzweideutig zu verstehen, daß hier Niemand als ihr Chef zu gebieten habe. Die alte Polizei, vornehmlich die erprobte Municipalgarde, hatten die neuen Herrscher ja selber aufgelöst; die Gendarmerie hatten sie entfernt; die Armee war zerstoben, die Officiere standen

erbittert abseits und wollten die Demüthigung vom 25. Februar nicht vergessen; unter den Gemeinen war die Desertion so allgemein, daß in Paris fast keine Militärs mehr zu sehen waren, während alle Landstraßen von heimkehrenden Soldaten wimmelten. Wohl war man auf Reorganisation der Armee bedacht. Es ward ein Ausschuß für die nationale Vertheidigung gebildet, in dem zwar bewährte Generale wie Oudinot, Vaillant, Lamoricière saßen, dessen Vorsitzender und Secretär aber, Fr. Arago und Charras, Politiker und Parteimänner waren: denn nicht sein wissenschaftliches Talent hatte den berühmten Astronomen an's Marineministerium berufen, nicht seine militärische Tüchtigkeit dem Julihelden den Grad eines Oberstlieutenants eingetragen: sondern Arago's Kammeropposition, Charras' Rolle in der 1830er Revolution, wo er als neunzehnjähriger Polytechniker seine Classe auf die Straße geführt, hatten ihnen die Stellungen verschafft, die sie jetzt einnahmen. Der Landesvertheidigungsausschuß nun rief sofort die beurlaubten Leute zurück, suchte Freiwillige zu werben, ließ Truppen aus Algier kommen, vermehrte jedes Bataillon um eine Compagnie, verlangte vom Finanzminister 114 Millionen für die durch diese Maßregeln und die Neubeschaffung des Materials erwachsenden Ausgaben, und versprach, innerhalb sechs Wochen 247,000 Mann, mit Einschluß der 24 Bataillone Mobilgarde, zur Verfügung zu stellen, wo jetzt, nach Bedeau's und Lamoricière's Angaben kaum 60,000 von den auf dem Papier stehenden 382,000 Mann disponibel waren. Allein alle diese Maßregeln galten der Grenze; nach der Hauptstadt wagte man keinen Mann zu rufen; ja selbst aus der Umgegend mußten die Besatzungen weiter zurückgelegt werden: so verlangten es die Regisseure, welche in Paris freies Spiel haben wollten für ihre gefährlichen und aufregenden Vorstellungen. Die ganze Bewegung war ja eine künstliche: nicht einmal jenes unbewußte Sichhinaufschrauben zu theatralischem Enthusiasmus, wie es dem französischen Temperament fast natürlich ist und in den ersten neunziger Jahren dem Verrauchen der spontanen Begeisterung von 1789 gefolgt, noch weniger jener allgemeine Rausch, der sich 1830 der Nation bemächtigt hatte, sondern bewußte Nachahmung der großen Revolution, ihrer Formen, Kostüme und Feierlichkeiten, wie ihrer Gefühle, Gedanken und Worte. Im Jahre 1830 war 1793 nur die Religion einiger Wenigen gewesen; jetzt hatten achtzehn Jahre des Revolutionscultus, die Werke Buchez', Lamartine's, Michelet's, Louis Blanc's, sowie die Zeitungen im Stile der „Reform“ es zur Religion aller Jünglinge gemacht. Von dem Haß und dem Rachegefühl, das die Gemüther der Unterdrückten und Hungernden in jener Zeit erfüllt, konnte ja keine Rede mehr sein unter dieser Jugend, welche nie die Entbehrung noch den Druck gekannt; noch weniger aber von jener naiven Begeisterung für eine Freiheit und Gleichheit, die längst erobert waren und außer Frage standen: neue Ideale aber waren nicht aufgetaucht, Alles beschränkte sich seitens der Gregarier auf ein blindes Schwören in Worte, ein kindisches Wohlgefallen in Attitüden, zum höchsten einer fieberhaften, gegenstandslosen Aufgeregtheit, seitens der Anstifter auf eine vorbedachte, kaltblütige Inscenirung der eigenen Herrschaft mittelst des Straßenheeres.

So sah man denn von Morgens bis Abends Aufzüge mit Fahnen und Standarten von revolutionärer Bedeutung, unter'm eintönigen Abbrüllen der

„Marseillaise“ und der „Girondins“. Unzählige Deputationen strömten stündlich in's Stadthaus, sei's die Regierung huldigend zu begrüßen, sei's sie zu bedrohen und die sonderbarsten Beschwerden zu führen, Abstellung aller möglichen Uebelstände zu verlangen. Bald waren's die Nähterinnen und Wäscherinnen, bald die Kellner und Hausknechte, die erschienen; heute ward die Concurrenz der Gefängnißarbeit, morgen die der Maschinen denuncirt. Nur mit Mühe hielt man die Gymnasiasten ab gegen die lange Schulzeit, die Barbiere gegen das Tragen des Bartes zu protestiren. Dann kamen wieder, mit allen erdenklichen Tricoloren, die Deutschen oder die Belgier, die Polen oder die Irländer, welche um Waffen baten, um ihr Vaterland von der Tyrannei zu befreien oder es zu republikanisiren; und die Regierung hatte für Alle gute Worte, die dann recht übel aufgenommen wurden in London und St. Petersburg. Und derselbe Trubel wiederholte sich in jedem Quartiere der großen Stadt. An jeder Straßenecke wurden Freiheitsbäume gepflanzt und die Priester von der nächsten Kirche herbeigerufen sie einzusegnen und mit Weihwasser zu besprengen. Allabendlich durchzogen lärmende Scharen die Straßen unter'm Tactrufe: „Lämpchen 'raus! Lämpchen 'raus!“, erzwangen von den eingeschüchterten Bürgern die Erleuchtung ihrer Häuser, um sich dann das Vergnügen zu machen, unter'm Rufe „Lämpchen aus! Lämpchen aus!“ wieder das Auslöschen der Illumination zu ertrotzen. Oft glaubte die bedrängte Regierung sich bei derlei Kundgebungen betheiligen und die theatralischen Auftritte, an denen das Volk so großen Gefallen fand, selber in Scene setzen zu müssen. So führte Armand Marrast am 2. März eine Schar Nationalgarden, der sich bald Tausende von Blousenmännern anschlossen, auf den Kirchhof von Saint Mandé, um den Manen seines ehemaligen Chefredacteurs, Armand Carrel, eine Todtenweihe zu bieten. Der rührende Eindruck der Scene ward noch erhöht, als plötzlich Emile de Girardin, dessen Kugel vor zwölf Jahren dem Leben Carrel's ein Ende gemacht, an das Grab seines Opfers trat, für die Abschaffung des Zweikampfes sprach, welche der Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrecher folgen müsse, und am Ende seinem Gegner Armand Marrast in die Arme fiel. Die Unwahrheit der ganzen Handlung störte Niemanden. Zwei Tage darauf (4. März) fand die Beisetzung der „Februaropfer“ statt, die man für diese Feierlichkeit einbalsamirt hatte. Dem Trauergottesdienst in der Madeleinekirche, von wo am 22. Februar das erste Zeichen zum Aufstande gegeben worden, folgte der pomphafte Zug nach dem Bastillenplatz: Ausschüsse von Körperschaften aller Art, Staatsbehörden, Nationalgarde zu Fuß und zu Pferd, Geistlichkeit, Schulen, Gesangvereine, die „Julikämpfer“, die „politischen Opfer“, wie eine Inschrift auf ihrem Wagen die der Haft entlassenen Journalisten oder Geheimbündler bezeichnete, das Corps der Sansculotten, die Statue der mit der phrygischen Mütze gekrönten Republik auf einem thurmhohen Wagen, den acht Schimmel zogen, und zwölf Lictoren mit den Pfeilbündeln, in denen der Speer die grausame Richtaxt ersetzte, zogen dem Leichenwagen vorauf, um den sich die Minister und die Verwundeten geschart hatten. Drei Stunden dauerte es, bevor der ganze Zug sich um die Julisäule gesammelt, unter der die Gefallenen des Februar neben den Gefallenen des Juli beigesetzt werden sollten. Kränze, Gesänge, Reden und Thränen fehlten natürlich

auch nicht: Alles schien nur Eintracht und Brüderlichkeit zu athmen; Alles athmete auch Eintracht und Brüderlichkeit, so lange es eben Feiertag blieb, nur von einer Rückkehr zum Werkeltage wollte das „Volk“ Nichts wissen.

In der That waren die meisten Barrikaden nach vierzehn Tagen noch immer nicht weggeräumt, waren die Verkehrsadern mit der Provinz noch nicht überall gesäubert, obschon unausgesetzte Expeditionen der Mobilgarde die Verbindungen herzustellen, die Herbeiführung der Lebensmittel zu sichern bemüht waren; an eine Wiederaufrichtung der Octroistellen wagte noch Niemand zu denken. Noch immer hausten in den Tuilerien die ungebetenen Gäste, welche dort seit dem 24. Februar ihre Orgien feierten und erst am 6. März sollte es Caussidière's Montagnards gelingen das betrunkene Gesindel hinauszubringen, unter'm Versprechen ihre Taschen nicht zu untersuchen, und an ihrer Stelle die Verwundeten in den vergoldeten Sälen des Königspalastes unterzubringen; doch blieben noch immer etwa 150 bewaffnete Volksmänner darin zurück, bis endlich der Generalstab der Nationalgarde unter General Courtais sich darin einrichtete.

Meist waren die Leute selber sich kaum bewußt, in wessen Diensten sie standen und in welchem Interesse man ihre Aufregung wach zu halten suchte. Die alten Häupter der geheimen Gesellschaften, die bei der Stellenvertheilung leer ausgegangen waren, so namentlich Blanqui, hatten bald die Zügel wieder an sich zu ziehen gewußt. Selbst Barbès, dem man doch das Gouvernement des Luxembourg gegeben — das des Louvre war einem jungen Polytechniker anvertraut worden! — hörte nicht auf zu conspiriren. Blanqui hatte sein Hauptquartier im Conservatorium aufgeschlagen, und dort eine dritte Gegenregierung gegen das Stadthaus eingerichtet, die sich freilich auch mit der Polizeipräfectur und dem Luxembourg schlecht vertrug. Die meisten jener Deputationen, die von früh bis spät das Stadthaus belagerten und die Minister in ihren Sitzungen bedrängten, gingen von ihm aus. Seine Leute waren es, welche Lamartine und Dupont die Versetzung Guizot's in Anklagestand abgetrotzt hatten. Am 7. März erschien er gar selber an der Spitze eines nie endenwollenden Zuges vor der Regierung, verlangte die sofortige Absetzung aller Richter, die Entfernung der letzten Truppen aus der Umgegend, vor Allem jedoch den Aufschub der Wahlen. Damit aber berührte er ja die Lebensfrage, welche ausgesprochen oder unausgesprochen alle Gemüther beschäftigte und von deren Beantwortung in der That Alles abhing; denn daß Frankreich, wenn es zum Worte gelassen würde, dem ganzen Pariser Treiben ein Ende machen werde, das war wohl für Niemanden, am Wenigsten für Blanqui, eine Frage. So lange das aber nicht geschah, war nicht abzusehen wie der heillosen Verwirrung ein Ziel gesetzt werden könne. Die Herren im Stadthause waren sicher nicht im Stande es zu thun. „Das Volk,“ sagte später einer derselben vor dem Untersuchungsausschuß, „das Volk war mehr Herr der Regierung, als die Regierung des Volkes Herr war.“

VII.

Die entschiedensten Anhänger der republikanischen Staatsform waren auch Diejenigen, welche sich am Wenigsten über die Gefühle des Mißtrauens und der Furcht täuschten, welche dieselbe der Nation einflößte. Niemand war denn

auch eifriger beflissen den Ausspruch der Nation zu umgehen oder hinauszuschieben als Ledru-Rollin und Louis Blanc innerhalb der Regierung, Blanqui, Barbès und Genossen außerhalb derselben. Während die Gemäßigteren republikanischen Bekenntnisses der Ueberzeugung lebten, daß es genügen würde den Freistaat thatsächlich herzustellen, um die Nation mit dem einmal Geschehenen auszusöhnen — und die Beitrittserklärung aller Behörden und so vieler Unabhängigen schien diese ihre Ueberzeugung zu bestätigen — war die kleine, aber entschlossene Gruppe der revolutionären Republikaner von jeher der Meinung gewesen, daß die Staatsform, die sie einzuführen wünschten, der Nation aufgezwungen, diese erst nachträglich dazu erzogen werden müßte. Schon nach dem Fehlschlagen des letzten Umsturzversuches im Mai 1839 hatte das Flüchtlingscomité in London das Programm entworfen, das bei einem zukünftigen erfolgreicheren Aufstande einzuhalten sein würde. Danach wäre „im ersten Augenblick eine provisorische Regierung von revolutionären Fortschrittsmännern nicht durch das Volk, das sich täuschen könne, sondern durch die Urheber des Aufstandes selber zu ernennen.“ Diese Regierung aber solle sofort „die Abschaffung des Königthums beschließen und die Republik ausrufen“, „den Arbeitern ihren Unterhalt verbürgen, indem sie sich zum ersten Fabrikanten und Oberleiter aller Industrie aufwerfe“ und Arbeitshäuser einrichte, „die man Nationalwerkstätten nennen könne“, vor Allem aber selber „die neue republikanische Verfassung entwerfen, dieselbe mit den Clubs erörtern und vereinbaren, um die Wahlen der zukünftigen Conventsmitglieder wohl vorzubereiten und um sich im Voraus zu versichern, daß die Verfassung, welche dieser Convent zu beschließen habe, auch wirklich den Gedanken und Bedürfnissen der Zeit entspreche.“ „Da die Clubs nur solche Leute zu Volksvertretern bezeichnen würden, von welchen sie wüßten, daß sie diese Verfassung billigten, so würde dieselbe sofort von dem Convent bestätigt werden; denn jedes Mitglied hätte sie ja vor seinem Eintritt in besagte Versammlung angenommen.“

Nicht ohne Vorbedacht hatte Ledru-Rollin, dessen Ehrgeiz, wie er selbst sagte, es war, „die Schreckensherrschaft ohne die Guillotine“ zu verwirklichen, das Ministerium des Innern übernommen, das ihm die Mittel an die Hand gab, jenem Programm gemäß zu handeln, d. h. die Wahlen vorzubereiten und die Clubs in der Provinz einzurichten, welche diese Wahlen zu leiten hätten. Sein Erstes war, sämmtliche Präfecten abzuberufen und an ihre Stelle Leute seiner Partei in die Departements zu schicken. Diese „Regierungscommissäre“ nun, wie er sie mit dem revolutionären Namen von 1793 nannte, wurden nach seines eignen Unterstaatssecretärs Zeugniß ganz „ohne Wahl ernannt. Man nahm die ersten Besten dazu.“ Da nun die Partei bis dahin ausschließlich aus Literaten und Verschwörern vom Handwerk bestanden hatte, — sie zählte in der That keine Staatsbeamten, fast gar keine Abgeordneten, Departemental- oder Gemeinderäthe — so konnte der Minister selbst bei dem besten Willen keine Männer von politischer oder administrativer Geschäftserfahrung senden; seine Wahl mußte meist nothwendig auf Zeitungsschreiber und Geheimbündler fallen, die natürlich nicht dazu angethan waren das Vertrauen der Bevölkerung in die neue Regierung zu erwecken. Allerdings wurden auch einige Nichtrepubli-

kaner, wenn sie nur unter Louis Philipp der Opposition angehört hatten, zu diesen Sendungen verwandt; doch das waren seltene Ausnahmen. Die Departements, welche, wenn auch keine Berühmtheiten, so doch wenigstens wissenschaftlich gebildete Advocaten und Aerzte, wie Jules Grévy oder Victor Lefranc, wie Trélat und Guépin, oder aber Söhne bekannter Männer wie Emmanuel Arago und den jungen Emile Ollivier erhielten, mochten sich glücklich preisen. In Lille herrschte ein Ch. Delescluze, in Bourges ein Felix Pyat, in Lyon und Saint Etienne ein Martin Bernard, deren Namen schon damals in der Geschichte der Verschwörungen, Aufstände und politischen Vergehen eine wenig beneidenswerthe Berühmtheit erlangt hatten und sie seitdem in blutigen Lettern in den Jahrbüchern der Geschichte eingetragen haben. Schlimmer noch war die Wahl gewisser Freiheitshelden, deren Privatleben nicht ganz fleckenlos war: so erfuhr man bald, daß Einer der Commissäre ein der Haft entlassener Sträfling war, der unter Polizeiaufsicht stand und seinen Bann gebrochen hatte, während ein Andrer noch im selben Jahre vor die Assisen kam und zur Zwangsarbeit verurtheilt wurde. Mochte auch die Mehrzahl aus noch so wohlgesinnten und redlichen, wenn schon gänzlich unerfahrenen Leuten bestehen: die Gegenwart weniger Anrüchigen genügte, um die ganze Gesellschaft in Verruf zu bringen, die Unfähigkeit fast Aller sie lächerlich und gemeinschädlich zu machen. Natürlich mußten sie sich an Ort und Stelle auf die kleine Schar der Provinzialrepublikaner stützen und das ängstliche Mißtrauen, welches diese örtlichen Oligarchien der Masse der Bevölkerung, sowie den Gebildeten und Besitzenden einflößte, war um so größer, als damals die republikanische Partei, welche seitdem so viele Anhänger im seßhaften und ordnungsliebenden Mittelstand erworben, damals noch so gut wie gar keine Parteigänger, sei's aus dem niederen, sei's aus dem höheren Bürgerstand an sich gezogen hatte. Das Hauptgeschäft aber der neuen Proconsuln bestand in der „Organisation der Municipalitäten", d. h. in der Auflösung der Gemeinderäthe und ihrer Neubildung aus „bewährten Leuten", sowie in der Einrichtung von Wahlcomité's und republikanischen Clubs, welche dann mit den hauptstädtischen in eine Art Filialverhältniß, gleich dem der 93er Töchtergesellschaften zur großen Muttergesellschaft im Jacobiner Kloster, zu treten hätten: Alles in Voraussicht der Wahlen. Hing doch von den Wahlen die Zukunft, ja das Dasein der vom Pariser Pöbel willkürlich eingesetzten Landesregierung ab.

Ein erstes geheimes Rundschreiben (vom 8. März) hatte den Commissären anempfohlen, nur „Männern von vorher, nicht solchen von hinterher" (hommes de la veille et non du lendemain) d. h. nur bewährten Republikanern irgend welche Aemter zuzuwenden. Dasselbe war das Werk Jules Favre's, jenes beredten und verhältnißmäßig maßvollen Vertheidigers der Lyoner Aufständischen vom April 1834, den Ledru-Rollin zu seinem Unterstaatssecretär gewählt. Noch entschiedener war ein zweites Rundschreiben vom 11. März, in welchem der Minister die Commissäre einfach versicherte, „ihre Vollmachten seien unbeschränkt". Selbst unabsetzbare Staatsdiener dürften sie zeitweilig ihres Amtes entheben (suspendre). „Werkzeuge einer revolutionären Obrigkeit," redete er seine Agenten an, „seid Ihr selber Revolutionäre. Der Sieg des Volkes macht

es Euch zur Aufgabe sein Werk zu verkünden und zu befestigen .... Und Ihr müßt Euch keinen Selbsttäuschungen über den Zustand des Landes hingeben: es ist nothwendig, die republikanischen Gesinnungen lebhaft zu erregen ..." Denn „die Wahlen sind Eure Hauptangelegenheit. Die Versammlung muß von revolutionärem Geiste beseelt sein. Die Erziehung des Landes ist nicht gemacht: Ihr müßt es leiten ... Der Tag der Wahlen muß der Triumph der Revolution sein." Und dies einschüchternde Schriftstück, das der Minister „etwas blaß" fand, war kein geheimes; es ward in dem neugegründeten „Bulletin der Republik", das der Minister des Innern an alle Gemeinden des Landes zum öffentlichen Anschlag verschickte, abgedruckt. Am Erschrockensten waren die Collegen Ledru-Rollin's, welche erst durch die Berichte der Polizei über den im Mittelstande und der Finanzwelt durch das Rundschreiben hervorgerufenen Eindruck erfuhren, was sich zugetragen hatte. Es kam zu einem stürmischen Auftritt im Stadthaus: Lamartine erklärte laut, er habe an solchen Kundgebungen keinen Theil und drohte seinen Collegen mit dem Austritt, wenn sie das Circular nicht verleugneten; und die Mehrzahl der Minister scharte sich um ihn.

Nur Louis Blanc mit Flocon und Albert stand zu Ledru-Rollin: denn auch er war überzeugt, daß die Dictatur der Regierung berechtigt sei, daß man sie von Rechtswegen noch ein Jahr länger behalten solle, um den Geist des Landes vor der Berufung des Convents zu bearbeiten und die nothwendigsten Reformen zu erlassen, ohne von diesem im Werke der Regeneration Frankreichs behelligt zu werden. Er beschwor die Regierung nachzugeben und die Wahlen aufzuschieben, sonst würden 100,000 Mann auf's Stadthaus marschiren. Eine solche Drohung aber reizte mehr, als sie einschüchterte; erst als er und sein Schatten Albert wiederum mit ihrer Entlassung drohten — und man wußte, sie hatten wirklich die 100,000 Mann des Luxembourg hinter sich —, als Ledru-Rollin von Neuem darauf bestand, diesmal aus praktischen Gründen, daß die Wahlen aufgeschoben würden, gab man in soweit nach, daß die ganze Frage für den Augenblick unentschieden bleiben solle. Dagegen kam man überein, daß das bedenkliche Rundschreiben gelegentlich widerrufen oder doch gemildert würde. In der That erklärte schon folgenden Tages ein von Lamartine abgefaßtes Manifest der gesammten Regierung, sie würde die Gewalt nicht einen Tag länger als nothwendig behalten. „Wir zählen die Tage. Wir sind ungeduldig die Republik in die Hände der Nation zu legen. Die provisorische Regierung wird nicht jene Regierungen nachahmen, welche die Souveränetät des Volkes mit Beschlag belegten oder die Wähler bestachen. — — — Die alten Parteien sind in drei Tagen um ein Jahrhundert gealtert. Die Republik wird auch sie überreden, wenn sie nur sicher und gerecht gegen sie ist. — — Sie hat den Vortheil für sich eine Nothwendigkeit zu sein; das Nachdenken wird uns zu Statten kommen; — — man wird Republikaner aus Vernunftgründen werden. Schafft nur Sicherheit, Freiheit, Achtung für Alle; sichert den Andern die Unabhängigkeit der Abstimmung, die Ihr für Euch selber wollt." Das waren goldene Worte; aber wer glaubte ihnen? Und wer handelte in ihrem Sinne? Sicherlich nicht die Commissäre, die nur ihren unmittelbaren Vorgesetzten, den Minister des Innern und seine freilich ganz anders lautenden Instructionen kannten. Und was sollte

das Publicum denken, wenn schon am 15. März das „Bulletin der Republik“ das Manifest eines Ausschusses brachte, das der Minister sich dadurch aneignete, und worin es hieß: „Bürger, wir verlangen den Aufschub der Wahlen für die Nationalgarde wie für die constituirende Versammlung. Die Wahlen würden ein Hohn sein. .... Wenn die Contrerevolution allein seit fünfzig Jahren das Wort hat, ist es denn zuviel der Freiheit ein Jährlein zu gönnen? ... Die Wahlen, wenn sie wirklich Statt haben, werden reactionär ausfallen. Auf dem Lande gehört aller Einfluß den Aristokraten an. Das Volk weiß nicht; es muß lernen. Das ist nicht die Arbeit eines Tages, noch eines Monats. ... Bedenkt, daß der Triumph der Gegner (der Republik) den Bürgerkrieg bedeutet! Paris, das Hirn und das Herz Frankreichs, würde nicht zurückweichen! Denkt an die furchtbaren Folgen eines Zusammenstoßes zwischen der Pariser Bevölkerung und einer Versammlung, welche die Nation zu vertreten glaubte und sie nicht verträte! Laßt das Land erst republikanisch werden! Vertagung der Wahlen! Das ist der Ruf des Pariser Volkes.“ Und nicht allein die revolutionäre Minderheit der Regierung sprach sich in diesem Sinne aus; selbst Mitglieder der gemäßigten Mehrheit suchten in ihrem Geschäftskreise die Wahlen zu beeinflussen. „Neue Männer verlangt Frankreich,“ erinnerte der Unterrichtsminister Carnot schon am 6. März die Schulbezirksvorstände (Recteurs). „Eine Revolution muß nicht nur die Einrichtungen, sondern auch die Männer erneuern. ... Wechselt man doch sein Werkzeug, wenn man seine Arbeit wechselt. ... Warum sollen die Schullehrer selber nicht ihren Platz unter den neuen Männern einnehmen? ... Möge sie ein hochherziger Ehrgeiz entflammen. ... Wie sie die Kinder mit der nöthigen Ruhe die ersten Bürgerpflichten lehren können, sollen sie sie den Erwachsenen lehren. ... Der größte Irrthum, vor dem man die Landbevölkerung warnen muß, ist, daß man Bildung (éducation) oder Vermögen haben müsse um Volksvertreter zu sein.“

Nie war die Bewegung der Provinz gegen Paris heftiger und entschiedener, als nach diesen Kundgebungen und auch in der Hauptstadt begann der Mittelstand sich aus seiner Panik aufzurütteln. Der gewandteste Journalist der Zeit, Emile de Girardin, stellte seine einflußreiche Zeitung, die „Presse“, der Sache der Ordnung zu Gebot; ein neues Blatt, mit dem bezeichnenden Namen „die Nationalversammlung“ (Erste Nummer 1. März) gab mit ebensoviel Talent als Muth den Gesinnungen des Bürgerstandes Ausdruck; es bildete sich ein Club „für die Freiheit der Wahlen“ (13. März) aus Mitgliedern der legitimistischen Partei, der ehemaligen dynastischen Opposition, sowie des rechten Centrums; und eine Deputation dieses Vereins bot Lamartine, der sie herzlich und dankbar empfing, seine Unterstützung an. Zugleich regte sich die Nationalgarde, d. h. der organisirte Mittelstand, und verlangte laut die Rückberufung der Truppen, da, beim Fehlen aller Polizei und Gendarmerie, der Dienst für sie allein zu beschwerlich sei. Von der Zulassung der Arbeiter in ihre Reihen hörte sie nur ungern. Besonders ungehalten war sie über die Auflösung der Elitecompagnien (grenadiers und voltigeurs), welche die Minderheit der Regierung durchgesetzt hatte, weil es ihr darum zu thun war, das ganze Bürgerheer zu zersetzen, die cameradschaftlichen Bande, welche sich gebildet, zu lösen, die Officiere von ihren

bisherigen Untergebenen, diese von einander zu trennen und in der Masse der neuen aus dem Arbeiterstand rekrutirten Miliz zu ertränken, denn schon war die Gesammtzahl seit dem 24. Februar von 50,000 auf 200,000 Mann gestiegen. An jenem Morgen des 16. März, wo sich im Stadthause die heftigen Auftritte abspielten, zu denen die Rundschreiben Ledru-Rollin's den Anlaß gegeben, versammelten sich etwa 30,000 Nationalgarden, um unbewaffnet nach dem Grèveplatz zu ziehen, angeblich um die Beibehaltung der Bärenmütze zu ertrotzen, welche die Grenadiercompagnien auszeichnete, eigentlich um der gemäßigten Mehrheit der Regierung zu zeigen, daß sie über ein organisirtes Heer verfügen könne. Ihnen aber sprengte ihr eigener Oberbefehlshaber, General Courtais, drohend entgegen, herrschte sie an, behandelte sie als Aufständische. Es kam zu einer Reiberei zwischen seinen Begleitern und den Nationalgardisten; bald mischte sich das Volk unter die waffenlose Bürgerwehr, erdrückte sie unter ihrer Ueberzahl, nöthigte sie zum Rückzug; die wenigen, welche bis in's Stadthaus drangen, wurden von Garnier-Pagès und Arago wie Schulknaben zurechtgewiesen: ihre Kundgebung könne nur schlimme Folgen haben und was der Reden mehr waren. Ja, die Regierung ließ sich nach Entfernung der übereifrigen Freunde dazu herbei, die Manifestation, die in ihrem Interesse gemacht worden, auf's Strengste zu tadeln: „jeder äußere Druck, woher er auch komme, hieß es in der Proclamation, werde die provisorische Regierung entschlossen finden ihre Beschlüsse aufrecht zu erhalten."

Für die Umsturzpartei aber war der Vorwand da, ihre Macht zu entfalten: der „Bärenmützendemonstration" sollte eine Blousendemonstration auf dem Fuße folgen, die sich nicht so leicht abspeisen ließ, als die der braven Bürgersleute in Uniform. Noch in der Nacht gaben die Mitglieder der Minderheit ihre Winke, Ledru-Rollin auf der Polizeipräfectur, Louis Blanc im Luxembourg, während Blanqui und Barbès die Clubs benachrichtigten. Doch empfahl man äußerste Ruhe und Selbstbeherrschung. Um 9 Uhr Morgens (17. März) war denn auch das ganze Volksheer, mit Ausnahme der Nationalwerkstätten auf dem Revolutionsplatz versammelt, wie man den Concordienplatz (Place Louis XV.) nach dem Vorgange von 1793 getauft hatte. Die Fahnen wurden entfaltet und unterm Absingen der „Marseillaise" und des „Ça ira" marschirte der ungeheuere Zug von nahezu 150,000 Mann nach dem Grèveplatz; noch war der Schweif am Obelisken, als die Spitzen schon das Stadthaus erreichten, geführt von Blanqui und dem Club der Menschenrechte. Ihm folgten die Montagne, die Jacobiner, die Cordeliers und wie sie Alle hießen mit klingender Musik und bester militärischer Ordnung. Das Stadthaus selbst war nur von Blousenmännern bewacht. „Das ist unser 20. Juni, rief Lamartine, der 10. August wird nicht ausbleiben." Allein auch er wagte so wenig, als einst Ludwig XVI. diesem 10. August durch eine entschlossene Haltung vorzubeugen. Buchez, jener katholische Republikaner, dessen Revolutionswerk soviel zur Wiedererweckung des Revolutionscultus beigetragen und der unter Marrast die Stadtverwaltung bildete, Buchez schlug ihm vor, die Führer nur vorzulassen und sie ohne Weiteres festzunehmen. Lamartine ging auf den Vorschlag nicht ein und Blanqui, Barbès, Cabet, Raspail, Sobrier, Girard konnten unbehelligt der Regierung die

Forderungen des „Volkes“ vorlegen: vollständige Entfernung der Truppen, Aufschub der Officierswahlen der Nationalgarde bis zum 5. April, Aufschub der allgemeinen Wahlen bis zum 31. Mai. Der trotzige und gebieterische Ton der Wortführer verrieth selbst einem Louis Blanc und Ledru-Rollin, daß sie schon überflügelt waren und rasch entschlossen, hielten sie zu ihren Collegen gegen die Volksmänner, die sie selber entfesselt hatten, deren sich aber schon andere Chefs bemächtigt hatten. „Du bist also auch ein Verräther,“ rief Einer der Eingelassenen Louis Blanc zu, als dieser die Vertheidigung seiner Collegen übernahm, für die Freiheit der Regierung plaidirte. „Wir werden nicht gehen ohne eine Antwort, die wir dem Volk bringen können,“ drohte ein Zweiter. Je deutlicher es aber wurde, daß Blanqui und Genossen der Regierung das Heft aus den Händen zu winden bestrebt waren und daß nicht nur die Clubs, sondern auch die Leute des Luxembourg unsicher wurden, desto entschiedener fochten Louis Blanc und Ledru-Rollin für die Sache der Regierung, die ja ihre eigene war. Lamartine hatte sich im Hintergrund gehalten. Auf das Drängen der Rädelsführer, welche fürchteten, Louis Blanc möchte seinen alten Einfluß auf die Arbeiter wiedererlangen, sprach auch er: „Es seien nicht mehr als 1500—2000 Mann Truppen in der Umgegend von Paris, zur Bewachung der Thore und der Eisenbahnen; nie hätte man daran gedacht mehr herbeizuziehen. ... Die Republik wolle ja keine anderen Vertheidiger als das bewaffnete Volk. .. Aber um geachtet zu sein, müsse eine Regierung nicht nur frei sein, sondern auch frei scheinen. Wolltet Ihr mir die Aechtung der ganzen Nation, die nicht Paris ist, ihren Ausschluß von einer Vertretung auf drei oder sechs Monate aufzwingen, so würdet Ihr meiner Brust diesen Beschluß nur entreißen, nachdem Euere Kugeln sie zerrissen.“ „Aber das Volk ist ja nur da, um die provisorische Regierung zu unterstützen,“ sagte Einer der Abgesandten schon halb gewonnen. „Ich zweifle nicht daran, erwiderte Lamartine, aber die Nation könnte sich darüber täuschen.“ Und es gelang ihm denn auch eine Frist zu erlangen, während welcher die Regierung sich berathen würde, um dann dem draußen versammelten Volke das Ergebniß dieser Berathung mitzutheilen. Die Abgeordneten kehrten zu den Ihrigen zurück, welche auf dem Platze warteten. Ein großer Tisch ward herbeigetragen und eine Art Estrade aufgerichtet, auf der die Regierung Platz nehmen sollte. Um sie her stellten Barbès, Etienne Arago und Sobrier, lauter Leute Ledru-Rollin's und der „Reform“, zum Schutze der Minister zuverlässige Männer ihrer Clubs auf; denn sie fürchteten, Blanqui mit den Seinen möchte einen Handstreich ausführen. Die Minister waren sich der Gefahr bewußt, der sie ausgesetzt waren: „Ich glaube, das Volk will uns zum Fenster hinauswerfen,“ sagte Garnier-Pagès. „Ein Tollkopf und wir werden Alle niedergemetzelt,“ meinte Lamartine. „Gottes Wille geschehe,“ antwortete Pagnerre. In der That stürzte sich, als sie herunterkamen, ein Parteigänger Blanqui's mit blanker Waffe auf A. Marrast, während ein Andrer Garnier-Pagès am Kragen faßte. Es gelang beide Regierungsmitglieder aus den Händen der Wüthenden zu befreien und sie erstiegen mit den Uebrigen die Estrade, wo Louis Blanc die Versammelten anredete, mit Versprechen und Schmeicheleien zu beruhigen suchte. Seine Popularität, die Unbekanntschaft des Volkes mit dem, was drinnen zwischen ihm und Blanqui vorgefallen, verschafften ihm einen leichten Triumph.

War doch die große Mehrzahl der Arbeiter, vor Allem die des Luxembourg, nur gekommen, um ihn und Ledru-Rollin gegen die gemäßigte Mehrheit zu schützen; und war es doch nur Blanqui's, Cabet's, Raspail's Gedanken gewesen, die Gelegenheit zu benutzen, um sich selbst des Heftes zu bemächtigen. Jubelnd marschirte die ungeheure Menschenmenge in geordnetem Zuge wieder ab: das Défilé dauerte nicht weniger als drei Stunden. Dann eilten die Minister nach dem Luxembourg zu einer geheimen Sitzung, worin es nochmals zu heftigem Zusammenstoße und einem Entlassungsanerbieten Louis Blanc's und Albert's kam. Die Mehrheit gab bald nach: sie hatte erfahren, wo die wahre Macht war: die Wahlen der Nationalgarde wurden auf den 5. April verschoben; eine Proclamation an's Volk aufgesetzt, welche alle Regierungsmitglieder unterschrieben und worin die Arbeiter eben so sehr für ihre Mäßigung belobt wurden, als die Nationalgarde Tags vorher für ihre Indiscretion getadelt worden war. „Bürger, die Regierung hält es für ihre Pflicht Euch für die so imposante Kundgebung zu danken, deren herrliches Schauspiel Ihr gegeben ... Sie hat ihre Gewalten von 200,000 Bürgern bestätigt gesehen, die, wie eine Armee organisirt, mit der Ruhe der Macht vorgingen ... Ihr habt eben so viel Größe in dieser so regelmäßigen, so wohlgeordneten Kundgebung an den Tag gelegt, als Muth auf den Barrikaden." Und General Courtais, der seine eignen Leute, die Nationalgarde so hart angelassen hatte, beglückwünschte die Arbeiter in einem Tagesbefehl für ihre treffliche Haltung. Er sei stolz auf sie; er geize nur noch nach dem Titel eines „Volksgenerals". Tags darauf aber begab sich die Regierung feierlich nach dem Luxembourg, um den Arbeiterabgeordneten für die Demonstration zu danken. Dann verschob sie die allgemeinen Wahlen auf den 23. April.

Der Zweck Ledru-Rollin's und Louis Blanc's war erreicht; sie waren fortan Herren der Regierung und die augenblickliche Gefahr, selber von den noch weitergehenden Revolutionär's überfluthet und fortgeschwemmt zu werden war beseitigt. Die definitive Anstellung Caussidière's als Polizeipräfect war die Belohnung für seinen Beistand gegen Rechte und Linke. Sieger und Besiegte waren sich der Bedeutung des Tages voll bewußt: „Die Mehrheit der Regierung," gestand Lamartine selber, „heuchelte Zufriedenheit und Dankbarkeit; aber die Keckheit und der Erfolg der Verschwörer zerriß ihr Herz. Sie begannen einer Macht zu mißtrauen, über die keine Controle war. Lamartine sah wohl, daß die gemäßigte Mehrheit eine Niederlage erlitten hatte und daß die, welche sich ihre Stützen nannten, in der That ihre Tyrannen waren. Denn die Volksarmee lastete auf allen Gemüthern und sagte allen Augen, daß Paris fortan in der Hand der Proletarier allein lag." Und die „Sieger des 17. März", wie sie sich selber untereinander nannten, wußten wohl, daß die gemäßigte Mehrheit in der Regierung gebrochen war: „Wohl waren noch immer sieben Stimmen auf der einen, vier auf der andern Seite; allein hinter den Vieren zeigte das Andenken an den 17. März stets eine fünfte Stimme, die des Volkes." Bald auch fanden sich Ueberläufer ein, wie's nach entscheidenden Tagen zu gehen pflegt. Der Erste war Crémieux; ihm folgte, nach kurzer Neutralität, Lamartine selber. Garnier-Pagès blieb unsicher; nur Arago, Marrast, Marie blieben der Sache der Ordnung treu.

Wo steht der deutsche Techniker?

Ein Gespräch unter vier Augen

von

M. M. von Weber[1]).

Graf C. Lieber Baron, ich gratulire Ihnen zu Ihrem Sohne! Er ist ein ganz charmanter junger Mann. Ich bin erstaunt gewesen über die Menge von guten Kenntnissen in Literatur, Kunst und Wissenschaft, die er prätensionslos mit feinem Tact in der Conversation erkennen ließ. Durchaus comme il faut erzogen. Was denken Sie aus ihm zu machen?

Baron E. Er soll Techniker werden, Graf C., und demnächst die Gewerbe-Akademie zu B. beziehen.

Graf C. Sie scherzen! Mit Ihrem uralten Namen, Ihren Connexionen in den besten Kreisen! Dieser elegante junge Mann, geschaffen für diplomatische oder Militär-Carrière — eine Art höherer Ouvrier! — Verzeihen Sie, wenn ich lache.

Baron E. Ihr Lächeln würde mich in Erstaunen setzen, wenn ich nicht glauben müßte, daß wir mit dem Worte Techniker sehr verschiedene Begriffe verknüpfen.

Graf C. Sie irren, wenn Sie mich für ganz unbewandert in der Materie halten! Mir waren diese ganzen Affairen von Handel, Industrie, Verkehr, und wie die Schlagwörter der Neuzeit sonst noch lauten, geradezu affreux und ich hatte mich von denselben so fern gehalten wie möglich. Polternde Maschinen, schmutzige Hände, schweißtriefende Kerls, langweilige Zahlen — voilà die Technik! Da heirathete ich, wie Sie wissen, die Cousine der Prinzessin Albina. Man war hohen Orts nun verpflichtet, mir ein sort zu schaffen. Man schwankte, ob man mich zum Intendanten des Hoftheaters zu D. machen oder mir die Präsidentschaft der hiesigen Eisenbahn-Direction übertragen sollte.

---

[1]) Wir geben obiges geistvolles Gespräch aus dem Nachlaß unseres unvergeßlichen Mitarbeiters, welcher seinem Beruf und seinen Freunden allzufrüh entrissen ward. Als sein letztes Wort an und für die Techniker, deren Interessen er während seines Lebens sowohl amtlich wie schriftstellerisch unermüdlich vertreten hat, wird diese Publication allseitiger Aufmerksamkeit begegnen.

Die Red. der „Deutschen Rundschau“.

Ich verstand weder vom Theaterwesen, noch von der Eisenbahn das Geringste, doch das entzückte gerade den Herrn Minister, der mit der echten feinen Weisheit des Staatsmannes alter, guter Schule daran festhielt, daß wahrhaft unbefangen nur von Nicht-Sachverständigen verwaltet werde — enfin — er machte mich zum Eisenbahndirector.

Was wollen Sie, ich lernte regieren — und ich regierte gut, denn als die Altdorf-Bergener Eisenbahn eröffnet wurde, die ich nie gesehen hatte, die aber zu meiner Registrande gehörte, decorirte mich der Herzog. Da habe ich denn Ihre Techniker kennen gelernt.

Baron E. Und diese Bekanntschaft hat Sie so wenig günstig von den Technikern denken gelehrt, daß Sie es mir verargen, meinen Sohn zu einem solchen heranbilden zu wollen?

Graf C. Aber wie konnte ich anders, bester Baron. Hätten Sie das Tohuwabohu ihrer Verhandlungen gehört, mit dem sie uns gebildete Menschen halb einschläferten, halb zur Verzweiflung brachten! Welche Uncivilisirtheit der Debatte, welche brüsken Behauptungen, welcher Wechsel, und dabei welches Entêtement der Meinungen, welcher Mangel an Logik der Folgerungen! Ich wollte, Sie hätten es zum Wohle Ihres charmanten Sohnes mit erdulden müssen!

Wir hatten drei Techniker bei der Verwaltung, einen Maschinenmeister, einen Oberingenieur und einen Assessor. Von diesen waren zwei, so sagte der Minister und man merkte es ihnen auch an, ausgezeichnete Praktiker.

Baron E. Unzweifelhaft universell gebildete Leute von Wissen und Erfahrung.

Graf C. Oh, hören Sie an.

Der Maschinenmeister war ein Friese von Geburt, derb, breitschulterig wie zum Anpacken der Maschine geschaffen und seine Hände sahen aus, als hätten sie eben erst die Feile weggelegt. Er stand so früh auf und ging so zeitig an sein Geschäft, daß er zum ordentlichen Waschen und Kämmen eigentlich niemals gelangte — kurz ein ausgezeichneter Praktiker! — Er hatte ein Paar verdammt pfiffige Augen und die Cigarre stak ihm immer halb zerkaut im Backen und so saß er verschmitzt lächelnd da, bis von Allen Alles gesagt war, und dann kam es wie ein Orakel aus ihm heraus: „Das ist Alles Unsinn, so ist's! Ich hab's berechnet." Und natürlich, da er es so bestimmt wußte — so mußte es wohl richtig sein.

Baron E. Die Weisheit prüft und mißt es,
Beschränktheit ruft: So ist es! —

Graf C. Plait-il? Ja, es war ein ausgezeichneter Praktiker. Der Minister sagte es und wir konnten es mit Händen greifen.

Zwar wollten die von ihm erfundenen Maschinen niemals recht gehen, aber er versicherte, ihr Nutzeffect, oder wie er das nannte, sei vortrefflich. Er bewies durch Experimente und Zahlenreihen — à donner le vertige — und wir staunten und glaubten natürlich. Er war außerordentlich tüchtig. Man sah ihm den geborenen Maschinenbauer an.

Baron E. Und der Oberingenieur?

Graf C. Ein Mann in seiner Praxis zuverlässig wie Gold! — Er war

ein dickköpfiger, phlegmatischer Landsmann und hatte vor dreißig Jahren schon eine Eisenbahn gebaut, bei der er so gute Erfahrungen gesammelt hatte, daß er mit vollem Rechte auf das Conservativste an ihr festhielt. All die neuen Constructionen und halsbrecherischen Neuerungen belächelte er überlegen als „theoretischen Schwindel". Er war so recht mein Mann darin — denn:

„Grün nur ist des Lebens goldner Baum"

sagt Goethe, und warum soll das, was vor dreißig Jahren das Beste war, nicht auch heute noch gute Geltung haben?

Er setzte niemals seinen Ruf als ausgezeichneter Praktiker und das Geld des Staates durch Studium der Fragen, die gerade in Rede waren, oder kühne Bauten, oder Anwendung neuer Baumethoden und Werkzeuge, oder Experimente auf's Spiel, wodurch die Techniker ihre sogenannte Kunst zu fördern meinen, aber fast stets nur ihrer Eitelkeit dienen, sondern befolgte, ohne rechts und links zu schauen — er war ein Beamter comme il faut — die ihm von hoher Stelle gegebenen Vorschriften und hielt seine Registrande in exemplarischer Ordnung. — Mon Dieu! war es seine Schuld, daß mit dem exacten Schreiben und Gehorchen und Festhalten an alterprobten Methoden tüchtige Förderung der Arbeiten an Wegen und Werken draußen absolut unmöglich war und häufig — ich will es gestehen — viel Geld verloren gehen mußte? Schon an seinem Lachen über die Meinungen der Neuerer hörte man, daß er ein ausgezeichnet praktischer Mann war, hätte der Minister es auch nicht gesagt!

Baron E. Sie waren da an eigenthümliche Modelle zur Gestaltung Ihres Begriffes von Technikern gekommen. Welche Branche vertrat denn der technische Assessor?

Graf C. Oh, von dem ist nicht viel zu sagen. Er glich zu sehr andern Leuten der Gesellschaft, als daß er technisch apart hätte sein können. Oh, ich execrirte diesen Menschen. Er war von allen Technikern der insupportabelste. Der Kerl unterstand sich auszusehen und Manieren zu haben wie unsereiner, mit uns zu sprechen wie unsereiner. Man hätte ihn wahrhaftig für einen Officier in Civil oder Regierungsrath halten können. Der tolle Bursche hatte, um Techniker werden zu wollen, Jugendjahre mit Cäsar, Horaz und Xenophon todtgeschlagen, statt hinter der Feilbank zu stehen, war guter Leute Kind, hatte französische Bonne gehabt, hörte auf der Universität Dove und Hegel — du großer Gott, wo sollte da der Techniker herkommen, denn, daß er das berühmte Polytechnikum zu Z. mit großem Lobe absolvirt, in großen Fabriken construirt und praktisch gearbeitet, unter sogenannten großen Meistern an Eisenbahnen gebaut, von unten auf durch fast alle Branchen des Eisenbahnwesens gedient hatte — das konnte ihn nach solchen Antecedentien doch unmöglich zum praktischen Techniker machen! — Das meinte auch der Minister.

Baron E. Sonderbar. Mir hätte nun geschienen, als ob der Mann nach diesem Bildungsgange so recht zum praktischen Dirigenten geschaffen gewesen wäre.

Graf C. Baron, ich kann Ihnen nicht sagen, wie unbequem und vorlaut dieser Mensch war.

Kommt z. B. da irgend eine große, Dieu sait, welche technische Frage auf's

Tapet! Da war ganz einfach der Maschinenmeister zu fragen, wie es sich damit verhält, und dieser hätte es mir als wahrhaft praktischer Mann gewiß ohne Weiteres gesagt. — So machte es der Minister als geistreicher Mann stets. — Nein, unser Assessor dringt auf gründliches Studium der Frage, auf Correspondenzen mit Nachbarverwaltungen, Experimente aller Art, Verschickung und Reisen von Sachverständigen dahin und dorthin, und bringt endlich aus allem dem Wust von Nachrichten und Resultaten tant bien que mal ein Elaborat zu Stande — so langweilig, dick und unpraktisch — zum Lachen. — Ich hütete mich sorgsam es zu lesen, schickte es ad acta!

Ich frage Sie, war das nicht ein execrabler Mensch, ein Pfahl im Fleisch der Verwaltung?

Baron E. Er scheint Ihnen diese Empfindung gemacht zu haben. Wahrscheinlich fesselten den Mann diese Arbeiten zu sehr an den grünen Tisch, so daß er mit Praxis und Leben nicht in wirksame Wechselthätigkeit trat?

Graf C. Das war ja das Desperate, daß er gerade das Gegentheil that. In Alles steckte er in loco seine Nase. Wurden ein paar Wagen durch die Tölpelei eines Weichenwärters zertrümmert, gleich saß er draußen und befragte und protokollirte, daß ihm, so recht rotüremäßig, der Schweiß von der Stirne lief, und fast niemals fand er die unleidlichsten Burschen als die Schuldigen heraus!

Wenn aber gar irgend einem unvorsichtigen Schlingel bei Nacht, Nebel oder Schneetreiben einmal Arm oder Bein abgefahren wurde, da gab es für den Herrn Assessor nichts Nöthigeres zu thun, als herauszuklauben, ob er denn wirklich so grob unvorsichtig gewesen wäre, und nur selten hatte er so viel Pflichtgefühl zu finden, daß die Unterstützungscasse dem besoffenen Kerle nichts schuldig sei.

Es war ein execrabler Mensch!

Baron E. Diese rücksichtslosen Erörterungen müssen Sie häufig mit der Presse in Conflict gebracht haben.

Graf C. Mais certainement! certainement! Nirgends eine Möglichkeit einem Uebelstande, einer Mißeinrichtung, einer Unfallsursache hie und da das harmlose Mäntelchen büreaukratischer Nächstenliebe umzuhängen. Ueberall las man die schamlose, nackte Wahrheit —

Baron E. Mit boshaften Randglossen —

Graf C. Das Proletariat vom Preßbengel fühlte sich von der Nacktheit der Wahrheit pöbelhaft angemuthet und brachte sie mit wahrem Behagen.

Kaum wollten wir sie aber einmal decent costumiren, wurden wir fast dafür septemberisirt.

Auch darin war der execrable Assessor unpraktisch, obwohl es die öffentliche Meinung nicht zugeben wollte, wie ja auch die Genossen seines Faches, die ich kenne, dieu merci, nicht seine Schriften praktische Thaten nennen wollen. Lächerlich! Wie kann ein praktischer Techniker Alluren haben, sprechen und gehen und stehen und Damen grüßen wie unsereiner. — Lächerlich!

Baron E. Sie haben einen scharfen, sichern Blick und doch möchte ich glauben, daß die Erscheinung des gebildeten Menschen, seine Ausdrucksform und Lebensart dieselbe sein müsse, gehöre er einem Fache an, welches es sei.

Graf C. A la bonne heure! Zugegeben, wenn das Fach ein gebildetes ist, dessen Vertreter man in der guten Gesellschaft als ebenbürtig begrüßt. Aber sans comparaison parfaite! Sie können sich kaum über seinen Beruf beim Anblick eines Schornsteinfegers, oder Müllers, oder Matrosen, oder Schmiedes, oder Maurers täuschen, auch wenn er sich auf das Sauberste endimanchirt hat. Sie fühlen die Roture, verstehen Sie mich nicht falsch, die Gewohnheit des Lebens in einem Fache, das in der guten Gesellschaft noch nicht emancipirt ist, heraus, als gène, als Unsicherheit, wenn unser Herr Maschinist so, oder Herr Ingenieur so und so auch noch so brüsk und selbstbewußt durch den Salon tappt.

Diese Leute sind laut und degagirt aus demselben Grunde, aus dem das furchtsame Kind im Dunkeln pfeift. Sie fürchten sich vor ihren eigenen Phantasien.

Baron E. Sie gehen, wie es scheint, von der Voraussetzung aus, daß Techniker selten oder nie eine gute Erziehung genießen, wobei ich unter wohlerzogen sein, nicht etwas gelernt haben, sondern ein Gentleman sein, verstehe. — Ihr Assessor beweist das Gegentheil. Au contraire. Ich sollte ihn für einen unpraktischen Techniker halten, *weil* er ein Gentleman war?

Graf C. Seltene Ausnahmen beweisen nichts. Sagen Sie, was Sie wollen, ein Mensch, der 12 Stunden des Tages so viel Unsauberes anzurühren hat, daß er mit seinen Händen seine Kleider zu verunreinigen fürchten muß, hält seine Hände, auch wenn sie gewaschen sind, so als ob sie unsauber wären. Die Art, wie sich der Techniker am Schraubstock hält, wie er, nach unten sehend, mit Fachgenossen um ein Maschinenstück steht, wie er den Arm bewegt, der gewohnt ist, Feile oder Drehstahl zu führen, verwischt sich niemals wieder und kennzeichnet untrüglich das niedere Geschäft!

Baron E. Das niedere Geschäft! Das niedere Geschäft! Graf, ich will Sie nicht verstehen, um Sie nicht beleidigen zu müssen. Die Technik, die Verlebendigung des großen Geistes unserer Zeit, ein niederes Geschäft!

In derselben Nacht, Graf, in der *Michel Angelo* starb, wurde *Galilei* geboren. Die Natur selbst bezeichnete durch diesen gewaltigen Act des Vergehens und Entstehens zweier der größten Menschen, die je gelebt, den Schluß des Regiments der Künste und den Uebergang desselben an die exacten Wissenschaften. Die Technik ist die Verkörperung der exacten Wissenschaften zu ihrer Anwendung auf das Leben des Genius' des Zeitalters, und daher ihre Ausnutzung eben so wenig ein „niederes Geschäft", wie die der Kunst und abstracten Wissenschaft.

Graf C. Pardon! Diese Gleichstellung ist eben so wenig ganz berechtigt, als wenn Sie behaupten wollten der Fuß oder die Hand seien eben so edle Glieder des Menschen, als der Kopf.

Lassen Sie mich das etwas boiteuse Gleichniß fortspinnen. Die Kunst, die Wissenschaft, die Moral fördern die edelsten Facultäten des Menschen auf den Flügeln der Aesthetik und Ethik unmittelbar nach oben, während die alleinige Tendenz der Technik die Manipulation der leblosen Masse ist. Kunst und Wissenschaft gleichen daher dem erhabenen Haupte der Menschheit, die Technik ist nur der grobe, derbauftretende Fuß, die materielle Hand derselben.

Baron E. Sollte man sie nicht noch eher den leichtgeschaffenen Flügel

nennen können, der die Masse von ihrer Schwere, mit der sie auf der Geistesthätigkeit lastet, befreit?

Der Geist der Technik ist der des Lösens der Vorurtheile, des Zueinanderführens des Heterogenen zum segensreichen Wirken, des Befreiens vom Sklavenjoche der materiellen Arbeit und in diesem Sinne der gute Geist, die Humanität selbst.

Graf C. Eh bien. Zugegeben meinerseits, daß der neue namenlose Gott, der Ihre Technik regiert, an Noblesse und Macht Apollon und Minerven ebenbürtig sei — so müssen Sie Ihrerseits gestehen, daß die Priester dieses Gottes, die Techniker, sehr wenig beredte Apostel der Erhabenheit ihrer Mission sind.

On se trouve où l'on se met! Nur wer sich selbst ehrt, wird geehrt. — Und nun schauen Sie sich einmal um und prüfen Sie, wohin sich Ihre Techniker selbst gestellt haben!

Treten Sie in die gute Societät, die Societät der wahren Bildung und tactvollen Erziehung, die sehr weit von der einseitigen Gelehrsamkeit verschieden ist, möge sie sich nun in den Hallen einer Kirche zum gesammelten Genusse eines ernsten Musikwerkes, vor den Schildwänden einer Gallerie tiefsinniger Gemälde, vor dem Pulte eines geistvollen Vorlesers versammeln oder sich im eleganten Salon einer liebenswürdigen, geistvollen Frau zum heitern Genusse der Bildung selbst zusammenfinden — und Sie werden beim Mustern der Reihen der Beschauer, Hörer oder tactvollen Causeurs die sinnigen Köpfe der Künstler, die denkenden Gesichter der Gelehrten, das feine Lächeln der Diplomaten, den scharfen Schnitt aristokratischer Complexion, alle und alle in Menge finden — aber — Ihre Techniker werden Sie vermissen — oder doch nur in seltenen Exemplaren entdecken, denen Sie häufig die Sorge auf dem Gesicht ansehen: was werden Collegen zu dieser „Thee- und Aesthetik-Kneiperei" sagen und wird es dir nicht an deinem Rufe als „tüchtiger Praktiker" schaden, wenn man dich auf solchen „Allotriis" ertappt?

Baron E. Sie malen drastisch, Graf — —

Graf C. Aber wahr und ich bin noch nicht zu Ende. — Sie mögen sagen, das sind Formen, ohne die jeder Grad der Tüchtigkeit denkbar ist — sehr wohl der fachlichen Tüchtigkeit, aber nicht der Stellung in der Gesellschaft und im Staate. Gesellschaft und Staat bestehen aus Formen. Wer in die Formen nicht hineinpaßt, die für eine gewisse Schicht der staatlichen Gesellschaft bestehen, muß eben draußen oder drunten bleiben. — Das Volk als solches hat dafür einen correcten Tact, daß die universale Bildung das erste Erforderniß für jede hervorragende Position in Gesellschaft und Staat ist. Sie können deshalb getrost die Reihen der Vertreter der Völker auf Reichs- und Landtagen, und wo Sie sonst wollen, mustern und werden Männer aus allen Branchen der geistigen Thätigkeit, selbst Handwerker, vertreten finden — Techniker — sehr selten oder fast nie —

Baron E. Sie irren hierin, Stephenson, Locke, Reverin, Charles Lanyon saßen im Parlamente von England, Morin ist Senator von Frankreich —

Graf C. A la bonne heure in England, Frankreich, Amerika — da ist die Position der Techniker eine ganz differente — wir sprechen jetzt von Deutschland. —

Baron E. Absurd genug, daß das Volk der abstractesten Intelligenz in dieser Beziehung civilisatorisch eine noch so viel unreifere Anschauung hegt, als jene praktischeren Völker.

Graf C. Nicht so absurd, als es scheinen mag. Denn forschen Sie nach, wo die Techniker, die Sie an jenen Stätten der Pflege hoher Cultur und Bildung vermißten, ihre innere Anregung und Hebung, ihren geistigen Austausch suchen, so finden Sie dieselben — gestehen Sie mir es zu — nur zu häufig im dicken Tabaksqualm der Club- und Kneipenzimmer, beim Klappen der Bierkrugdeckel, dem Klirren der Gläser und im wirren Gebrause in wenig civilisirtem Tone geführter Gespräche und allzuzwanglosen Gelächters in Ideenkreisen verkehrend, die sich über Straßen und Brücken und Dampfmaschinen und Zoll- und Metermaße selten erheben. — Und geben Sie sich die Mühe, den Reihen von apodiktisch hingeschleuderten Behauptungen, den unglaublichen Folgerungen aus Vor- und Mittelsätzen, den Paradoxen, den Ideensprüngen, die da zu Markt gebracht werden, zu folgen, zu beobachten, wie für die Meisten nur das Wahrheit ist, was sie bei uns in ihren kleinen Beobachtungskreisen selbst sahen und ergriffen — und ich habe das oft erduldet, wenn unsere Techniker uns die Ehre anthaten, uns in ihre Clubs zu invitiren — so werden Sie mir zugestehen müssen, daß die Recht haben, welche, wie ich, den Gesichtskreis der Techniker eng nennen, sie noch nicht zu den regierenden Kategorien der Gesellschaft rechnen und ihnen die Berechtigung zum Selfgovernment ihrer Branche absprechen.

Baron E. Ich beklage es, daß ich Ihre Schilderung von dem Verhalten zumeist treffend finden muß, durch welches ein großer Theil der deutschen Techniker beflissen ist, ihr Fach in der Meinung der gebildeten Welt auf einem Niveau zu halten, das wenig über das des Handwerkers sich erhebt; behaupte aber, daß eine sehr kräftige Wechselwirkung der Anschauungen daran Schuld trägt, daß dieser Zustand ein so dauernder ist.

Indem die Behörden, und dem zu Folge natürlich in Deutschland auch die Privatleute, sich einen vertrauenswürdigen praktischen Techniker nicht anders vorstellen können, als einen Mann ziemlich ordinären Exterieurs, in Wasserstiefeln, mit einem Zollstab unter'm Arme, einer Papierrolle in der Hand, zwingen sie gleichsam die Techniker, sich, um des Friedens und Vertrauens willen, in ihrem Aeußeren auf dem Niveau zu halten, das diesem Bilde entspricht.

Weitaus am verhängnißvollsten tritt aber diese Wechselwirkung in's Leben, wenn die veralteten Anschauungen vom Wesen der Technik und der Techniker auch die der maßgebenden Persönlichkeiten im Staate sind und in den Behörden die Stimme erheben dürfen, welche endgültig über das Geschick der heranblühenden technischen Jugend entscheiden, nämlich derjenigen, vor welchen sie ihre Tüchtigkeitsprüfungen zu bestehen hat.

Die Denkweise dieser technischen Jugend wird naturgemäß in einem Staate, wo dies Platz greift, die von oben her reflectirte sein, bis sie wieder an die obere Stelle tritt und so ad infinitum, wenn nicht ein bedeutsamer Geist oder ein

gewaltiges Ereigniß das Gewebe des hin und wieder schießenden Schlendrians mit dem Einschlage von Philisterei zerreißt.

Exempla sunt odiosa; aber wir haben diese Wahrheiten allzudeutlich in einem sonst blühenden, wohlregierten Mittelstaate Deutschlands illustrirt gesehen, in dessen technischer Welt schön Wetter und Sonnenschein mehrere Jahrzehnte hindurch von einem alternden Militärtechniker, dessen Studien sich nie über die paar hundert Quadratmeilen seines Vaterlandes hinaus erstreckt hatten und eines noch älteren Bürgermeisters einer kleinen Stadt befunden hat, der in Abgang allen berechtigten persönlichen Urtheils nothgedrungen auf das Wort der wenigen Techniker schwor, die er zufällig kennen gelernt hatte und nach ihren guten, alten Principien, Herr Graf, für treffliche Praktiker hielt.

Die Technik dieses Landes wird ihrer ganzen Lebenskraft bedürfen, um durch die redlichen Mühen verschiedener Generationen ihrer Jünger der lähmenden Wechselwirkungen zwischen den Einflüssen ihrer Oberleitung auf ihr inneres Leben, ihre Schulung und die Entwickelung ihres Nachwuchses einerseits und der Ergänzung der Oberleitung aus den Kreisen der so herangebildeten Technik andererseits ledig zu werden! Inzwischen müssen die Folgen getragen werden!

Graf C. Ah nous voilà! Sie plaidiren für mich, mon cher! Kann ein Stand, der, um solchen Zuständen zu steuern, nicht wie ein Mann zusammensteht und dem Ungehörigen mit den Waffen der Wissenschaft und Bildung entgegentritt, Anspruch auf selbständige Verwaltung seiner Angelegenheiten, auf entscheidende Stimme in derselben, auf völlige Gleichberechtigung mit den andern älteren Ständen erheben? Wann hat je die Entwickelung der Medicin, der Jurisprudenz, der Philosophie in einem Lande den Verwaltungseinflüssen eines Einzelnen unterlegen? — Statt dessen unter den Technikern Zwiespalt und Hader, um des Kaisers Bart. Querelles d'Allemand sollte man besser Querelles d'Ingénieur nennen. Die Form eines Nagels hat die sämmtlichen Techniker unserer Verwaltung, zu unserem Spotte, oft in zwei feindliche Lager gespalten. Divide et impera! Nirgends leichter als den Technikern gegenüber angewandt. Die Andern rufen's und herrschen. Der Stand ist unreif, — glauben Sie mir's, cher Baron — und die Verbindung Ihres charmanten Sohnes mit ihm eine pure Mesalliance.

Baron E. Schiller sagt: „Hast du die Trauben wohl je im Keller reifen geseh'n?"

Das lastende Gewölbe des Kellers, das das Reifwerden des Standes der Techniker zurückhält, ist der Organismus desselben im Staate.

Dieser macht aus den Technikern allerdings nur die Werkzeuge in der Hand höheren, reiferen Ermessens. — Aber blicken Sie doch hin auf die gewaltigen Erscheinungen im Bereiche der freien Technik, auf die Riesenschöpfungen eines Krupp, Borsig, Hartmann, weit imposanter als irgend Etwas, was jemals dieser Art der Staat geschaffen, organisch aus kleinen Anfängen herausgebildet, aus sich selbst heraus nach gesunden, selbstverständlichen Nothwendigkeiten das Riesengeflecht ihrer Organe entwickelnd und dem Winke ihrer Meister ohne Regierungsapparat gehorsam folgend, wohlfeil verwaltet, nur nach Zweck und Kraft sachgemäß organisirt, ohne Schlendrian, ohne Usus, ohne In-

structionenwust, ohne vielschreibenden Formalienkram ein gewaltiges Leben erzeugend, in dem es keine faulen, mitschleppenden Elemente gibt, alle Kräfte unvereidigt und nicht durch Zwang, sondern durch reges Interesse am großen Ganzen, auf's Aeußerste ausbeutend — auf diese, mit einem Worte, wahrhaft technischen Organismen, bei deren Gestaltung kein anderer Stand die Hand im Spiele hatte, blicken Sie und gestehen Sie dann, daß die Fähigkeit der Selbstverwaltung der Technik wohl innewohnt — wenn sie eben frei ist.

Graf C. Sie haben vollkommen Recht und ich hatte auf diese Erscheinungen der Technik nicht reflectirt. In der That irritiren sie meine Ansichten und corrigiren sie in gewisser Beziehung, denn jene großen Fabrikkönige sind wirklich höchst respectvolle Individualitäten, die Fürsten ja selbst nicht unverdient mit hohen Orden und selbst dem Adel begnadeten und die — leider — so viele schöne Schlösser aufkaufen. — Aber was verstehen sie unter der Freiheit der Technik?

Baron E. Frei ist der Mensch, der Volksstamm, der Stand, der sich unbehindert, seinen Zwecken gemäß, entwickeln und dann mit Ehren thun und lassen kann, was er will, ohne den Nächsten zu schädigen.

Graf C. A la bonne heure! Das läßt sich hören, aber jede Individualität muß der Fähigkeit theilhaft sein, in dieser Freiheit ihrer würdig zu wirken und zu existiren. Und wie wollen Sie diese Fähigkeit einem solchen neuen Eindringlingsstande beibringen? Châteaux en Espagne! Luftschlösser, cher ami!

Baron E. Durch die Erziehung, Graf, nur durch die Erziehung. Jede Art der Freiheit hat ihre Art der Erziehung, welche die Individualitäten für sie reift. Die wissenschaftliche, wie die politische Republik besteht nur durch Republikaner. Nur ein Stand, der aus ganzen Technikern besteht, ist der freien Entwickelung, der selbständigen Bethätigung der eigenen Vertretung seiner Interessen würdig. Es kann aber Niemand ein ganzer Techniker werden, der nicht vorher schon ein ganzer Mensch war.

Zieht ganze Menschen, die an allgemeiner Bildung und Lebensform auf der Höhe des Völkerlebens und der civilisirten Gesellschaft stehen und macht aus diesen dann Techniker — das ist das ganze Geheimniß und die alleinige Lösung des Problems.

Graf C. Leicht gesagt, aber —

Baron E. Auch nicht schwer gethan! Was gibt den älteren Ständen, den Juristen, den Medicinern, den Theologen, den Philosophen die gleichhohe Lebensbasis —? was läßt sie einander sich als ebenbürtig anerkennen? Die gleichen Ausgangshöhen der Bildung, die gleiche Grundentwickelung von Geist und Gemüth und Geschmack nach scientifischer, ästhetischer und ethischer Richtung. Sie wissen, daß sie sich verstehen, wenn sie zu einander sprechen, daß sie mit denselben Worten dieselben correcten Begriffe verbinden. Dieselbe Grammatik und Logik hat ihr Denkvermögen geschult, dieselbe Beschäftigung mit den edeln Schöpfungen der Alten und Neuen ihren Blick erweitert, ihren Geschmack geläutert. Einer weiß vom andern, aus welchem Holze er gehauen wurde und was aus ihm zu schnitzen ist. Die Bildung der Techniker hingegen steht ihnen fremd gegenüber. Sie sind nicht sicher, daß sie verstanden werden, wenn sie in

ihrer Sprache zu ihnen reden und jedenfalls glauben sie, und leider sehr oft mit Recht, die Lage ihres Ausdruckes um eine Octave herabstimmen zu müssen, wenn sie mit Technikern sprechen, um mit ihnen auf gleichem Niveau zu verkehren. Das ist das Eine, was die Techniker im Staatsleben noch in der gewissen Art von Unmündigkeit erhält, über die sie sich beschweren und die Sie und Ihresgleichen, Graf, von Ihrem Standpunkte aus vielleicht nicht mit Unrecht, für eine verdiente halten.

Graf C. Unsere Techniker behaupteten, daß das Studium der Mathematik und der inductiven Wissenschaften den Geist schärfer und präciser schule, als das der classischen Sprachen und der streng gegliederten Werke der Alten.

Baron E. Irrthum! Zugegeben vielleicht, daß jenes gewisse Richtungen der Urtheilskraft gleich klar entwickele, als dieses, aber das Versenken in die Wahrheiten aus dem Bereiche der Kraft und Zahl allein reicht nicht aus zur Ergründung allseitiger Bildung und die guten Geister der ästhetischen und ethischen Erziehung, die der Freude an dem Ebenmaß der Erscheinung, an der Gesammtheit einer schönen Lebensführung, die Grazien der Existenz, die eben den ganzen Menschen heranbilden, bleiben sicher dabei aus — und das ist's, was bisher meistenorts der Bildung der Techniker gemangelt hat.

Graf C. Also wäre, Ihrer Ansicht nach, Alles gethan, wenn die Techniker auf Gymnasien für die Fachbildung vorgeschult würden, wie die älteren Stände? —

Baron E. Vieles wäre damit gethan und beginnt jetzt gethan zu werden, aber es fehlen dann noch zwei Elemente der Gestaltung des Mannes in seinem Bildungsgange. Das erste kann ihm die Schule gewähren, das zweite nur das öffentliche Leben.

Graf C. Und das Erste ist?

Baron E. Die frühe Uebung in der Selbstbestimmung durch die Freiheit des Fachstudiums und des Lebens auf der hohen Schule. Der Student der Medicin, der Jurisprudenz ist fleißig und träg nach seinem Entschlusse, er reibt sich an Commilitonen oder verträgt sich, übt den Muth, prüft die Kraft frei unter seines Gleichen. Der Mann wird zum Manne noch während des Lernens und tritt als solcher fertig in's Leben, wenn das Studium geschlossen ist. Diese energischen Lebensthätigkeiten zu entwickeln, boten die Techniker-Bildungsanstalten, welche die lebende, fertige Generation von Technikern erzogen, selten die Gelegenheit. Die Form der wirklichen Hochschule fehlt ihnen bis in die neueste Zeit. Heut als Schüler überwacht, in jeder selbständigen Bethätigung gehindert, sollte der Techniker morgen im Kampf des Lebens den älteren Ständen gegenübertreten. Was Wunder, daß er fast immer unterlag und in Unmündigkeit erhalten wurde.

Die Lehrjahre waren fast überall gut für den Techniker bestellt, aber nur wenigen war es vergönnt, durch reichdurchlebte Wanderjahre, freilich das beste aller Erziehungsmittel, die freie Sebstbestimmung der akademischen Zeit der älteren Stände zu ersetzen.

Aber dafür ist jetzt durch die erleuchtetsten Erzieher der technischen Jugend kräftig Bahn gebrochen. Die technischen Hochschulen beginnen den Vorgang

der allgemeinen Menschenbildung zu verlangen, sie nehmen mehr und mehr die Form der Universitäten an und es ist nicht gleichgültig, daß sie auch danach trachten, die Namenbezeichnung der Schule abzustreifen. Nomen et omen! Ein Student ist eben nicht bloß dem Namen nach ein anderes Wesen als ein Schüler.

Graf C. Was verlangen Sie nun endlich vom öffentlichen Leben für den Techniker?

Baron E. Nichts weiter als Ehre für den, dem Ehre gebührt. Ich verlange den Ruhm für den Techniker, wenn sein Werk rühmenswerth ist, so gut wie für Schriftsteller und Künstler. Ich verlange, daß der Name des Technikers, der eine gute, große That in seiner Kunst gethan hat, genannt werde von Behörden und Privaten, die es angeht. Ich verlange für den deutschen Techniker seinen Ehrenplatz in den Ruhmeshallen seiner Nation, seine Bildsäule wie sie England im Westminster Stephenson und auf öffentlichen Plätzen Locke und Brunel errichtete, — seinen Namen im Munde des Volkes!

Jedes Nähmädchen kennt die Namen der Verfasser der Bücher, die sie liest, jedes Bild erhält seinen Nimbus durch das Schildchen mit dem Namen seines Schöpfers, der Ungebildetste schämt sich, wenn er sich im Namen des Urhebers eines unbedeutenden Kunstwerkes irrt — und dann fragen Sie den Gebildetsten des deutschen Volkes, wenn sie über die kühnsten Eisenbahnbauten dahin fliegen, mit dem edelsten Schiffe reisen — ob einer unter Hunderttausenden sich auch nur dafür interessirt, wer diese wunderbaren Bogen schlug, jene belebten Mechanismen erdachte. — Keine Antwort. —

Diese Schuld hat das öffentliche Leben an die Technik abzutragen, an dies edelste und stärkste Werkzeug der Humanität und der Befreiung der Thätigkeit des Geistes vom Gewichte der Masse — und die Besten und Hervorragendsten des Volkes haben die Pflicht, jeder an seiner Stelle das Seinige daran zu geben, daß dem Leben die Stellung für die Techniker abgerungen werde, deren sie bedürfen, um die Schätze ihrer Kunst vollwichtig ausmünzen zu können. Aber auch diese haben die noch heiligere Pflicht, nur solche Streiter in die Reihen zu stellen, auf die Niemand herabzublicken im Stande ist, und sehen Sie, bester Graf, deshalb glaubte ich nicht besser thun zu können, als meinen alten Namen in die Wagschale zu werfen und meinen wohlerzogenen Sohn mit in jene Front treten zu lassen, die nach den wahren Zwecken der Technik hin, Schulter an Schulter gereiht, in unwiderstehlichem Vormarsche begriffen ist.

Graf C. Ah ma foi! Diese Anschauung ist mir neu. Also vogue la galère. Neugierig bin ich, wie die Sache abläuft. Präsentiren Sie mir Ihren Sohn wieder, wenn er ausstudirt hat — und dann noch präsentabel ist!

Die deutsche und die lateinische Schrift.

Von
Professor Dr. Johann Kelle.

Die deutschen Stämme wußten in der Zeit, in der sie mit den Römern in Berührung kamen, die Laute bereits durch dem Auge wahrnehmbare Zeichen für den inneren Sinn lebendig erstehen zu lassen. Sie haben die Kunst des Schreibens aus ihrer früheren Heimath in jene Gegenden mitgebracht, in denen wir sie in dem Jahrhundert vor und nach Christus seßhaft treffen. Nach Tacitus bedienten sie sich der Schriftzeichen zur Wahrsagung. Und eben wegen dieses Zusammenhanges mit dem Heidenthume sind die Mönche, welche den Alemannen, Franken und Baiern das Christenthum verkündeten, den heidnischen „Runen" ebenso feindlich entgegengetreten, wie der heidnischen Dichtung, die sie allmälig durch eine christliche zu ersetzen versuchten. Zur Aufzeichnung derselben sowie alles dessen, was mit der Bekehrung zusammenhing, oder auf das Erlernen der deutschen und den Unterricht in der lateinischen Sprache abzielte, bedienten sie sich fortwährend ausschließlich jener Buchstaben, welche sie auch zur Niederschrift lateinischer Rede gebrauchten. Diese waren aber durch allmälige Umbildung der verwilderten altrömischen Schrift entstanden und glichen seit der Karolingischen Zeit unseren jetzigen lateinischen Lettern. Gegen Ausgang des zwölften Jahrhunderts, in welchem sich die Buchstaben verlängern und nach unten verdicken, wurden an den früher gerade abgeschnittenen untern Enden starke Abschnittslinien angebracht. Dann biegen sich diese Striche selbst unten nach vorn in die Höhe, wodurch die Schrift ein wesentlich verändertes Aussehen gewann. Im vierzehnten Jahrhundert endlich wird die bis dahin immer aus geraden und gebogenen Linien zusammengesetzte Schrift eckig. Es entstand die im Gegensatze zur früheren Zeit mit Abkürzungen überladene Mönchsschrift, so benannt, weil sie namentlich in den Klöstern ausgebildet wurde.

Und diese eckige Schrift wurde jetzt gerade so ausschließlich angewendet, wie früher die runde gebraucht worden war, sei es daß man deutsche, sei es daß man lateinische Rede aufzeichnen wollte, bis in jene Zeiten, in welchen der menschliche Geist die Buchdruckerkunst ersann, ohne welche alle jene Fortschritte undenkbar wären, die die Menschheit ihrem Endziele immer näher gebracht haben.

Man würde indeß irren, wenn man annähme, daß jene Beglücker der Menschheit irgendwie die Segnungen geahnt haben, welche wir dieser Erfindung verdanken, man würde irren, wenn man glaubte, daß sie in dieser Erkenntniß des Entschlusses fähig waren, den Dank von Millionen Menschen dem Gewinne von etlichen hundert Gulden vorzuziehen. Der ebenso schlaue wie eigennützige Fust würde Gutenberg, der der Erfindung bereits sein ganzes Vermögen geopfert hatte, niemals das zu weiteren Versuchen nöthige Geld vorgestreckt haben, wenn er nicht gehofft hätte, durch die Idee seines Compagnons große Summen zu verdienen. Und auch Gutenberg selbst dachte nur daran, seine Erfindung in materiellem Sinne auszunützen. Er wollte seine auf mechanischem Wege rasch hergestellten Bücher zu demselben Preise verkaufen, den die mühsam durch Abschreiben angefertigten Codices erzielten. Und zu diesem Zwecke wurden die billigen Vervielfältigungen der theueren Handarbeit so ähnlich gemacht, als es möglich war. Wie den Handschriften fehlen den ersten Drucken Seitenzahl und Titel. Die Anfangsbuchstaben wurden anfänglich bisweilen von den Illuminatoren in den Druck eingemalt, welche die Initialen auch in die Handschriften eingezeichnet hatten. Durch Aenderungen namentlich auf den zunächst in die Augen fallenden ersten und letzten Seiten wurde eine Verschiedenheit der einzelnen Druckexemplare erstrebt. Die Typen endlich haben die ersten Drucker, worauf sie indeß schon an und für sich gewiesen waren, genau nach dem Muster jener Buchstaben geschnitten, welche gleichzeitig in den Handschriften üblich waren.

Wie theuer Handschriften bezahlt wurden, läßt sich freilich nur unvollständig ermitteln. Man kennt die Preise nämlich nur aus seltenen, ganz zufälligen Notizen, welche Eigenthümer hierüber in ihre Bücher eintrugen, sowie aus Anschreibebüchern, die, stets privater und ephemerer Natur, nur in geringer Anzahl auf unsere Tage gekommen sind. Doch wissen wir, daß die Handschriftenpreise, ungeachtet sie seit dem dreizehnten Jahrhundert aus verschiedenen Ursachen bedeutend sanken, noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts so hoch waren, daß es sich, so lange nicht alle Aussicht geschwunden war, Bücher auf mechanischem Wege rasch herzustellen, wohl lohnte, immer neue Summen an die Erfindung zu wagen. Eine auf Pergament geschriebene Bibel kostete in den Zeiten des Fust in Paris 400 bis 500 Kronen. Fust selbst aber erhielt in Paris für ein Exemplar des ersten größeren Werkes der neuen Kunst, die sogenannte 42zeilige Bibel, anfänglich 60 Kronen. Bald verkaufte er sie aber um 40 Kronen, ja noch billiger, da der Absatz in demselben Grade stockte, in dem die völlige Gleichheit aller Exemplare, die man sich nur durch Zauberei erklären konnte, entdeckt wurde. Es scheint, daß die Käufer, welche sich für betrogen erachteten, da man ihnen keine Handschriften verkauft hatte, sogar Schadloshaltung beanspruchten. Und doch wichen die Bücherpreise bald darauf noch mehr zurück. Ein unvorhergesehenes Ereigniß machte es nämlich den Erfindern ganz gegen Wunsch und Willen unmöglich, ihr Verfahren egoistisch auszunützen. Papst Pius II. ernannte durch die Bulle vom 21. Aug. 1461 den Grafen Adolf von Nassau zum Erzbischof von Mainz. Der gleichzeitig abgesetzte Erzbischof Diether von Isenburg ließ bei Schöffer und Fust am 4. Aug. 1462 ein Mani-

fest drucken — hier ist die neue Kunst zum ersten Male zu publicistischem Zwecke angewendet worden —, in welchem er sein Recht zu vertheidigen und Hilfe gegen seine Feinde zu erwirken suchte. Adolf von Nassau überrumpelte Mainz in der Nacht vom 27. auf den 28. October desselben Jahres und die Verräther steckten den bewohntesten Theil der Stadt in Brand, durch welchen auch Fust's und Schöffer's Werkstätte ein Raub der Flammen wurde. Ihre, sowie Gutenbergs Arbeiter zerstreuten sich und verbreiteten, wie sie glaubten durch die Umstände berechtigt, das Geheimniß, das zu bewahren sich die ersteren sogar eidlich verpflichtet hatten, nicht bloß über Deutschland, sondern auch in fremde Länder. Zehn Jahre nach dem Brande von Mainz druckte man in Deutschland bereits in 9 Städten (in Mainz, Bamberg, Cöln, Eltwill, Augsburg, Beromünster, Nürnberg, Speier und Straßburg) und zwar überall mit jener eckigen oder etwas verrundeten, später sogenannten gothischen oder halbgothischen Schrift, welche die Erfinder der Kunst, die schneller als irgend eine ihrer Vollendung entgegenreifte, — Schöffer's Psalterium, das 1457 gedruckt wurde, ist noch jetzt ein unübertroffenes Meisterstück — bereits in mancherlei Abstufungen geschaffen hatten.

Gothisch oder halbgothisch, nur theilweise individuell gestaltet, ist die Schrift auch in den ältesten Drucken der Schweiz, Spaniens und Portugals, Schwedens und Dänemarks, Böhmens und Polens, der Niederlande und Englands.

In Frankreich haben die ersten Drucker ihre Typen wohl genau den Buchstaben nachgeformt, welche sich damals in den Handschriften fanden. Sie waren runder, dünner als die gothischen. Aber später wählte Gering, dem Zeitgeschmacke huldigend, die inzwischen verbesserte gothische Schrift, Alemand genannt, die bald darauf zur ausschließlichen Geltung gelangte.

Mit gothischer Schrift druckten endlich auch einige der deutschen Meister, welche die Erfindung nach Italien brachten, wo diese Dienerin der Wissenschaft unter günstigen äußeren Verhältnissen rascher und herrlicher erblühte, als irgendwo. 1480 war sie schon an 40 Orten jenes classischen Bodens angesiedelt, während sie gleichzeitig in Deutschland erst an 15 Orten heimisch geworden war. Andere haben die gothische Schrift dem damals in Italien herrschenden Schrift-Ductus mehr oder weniger anbequemt. So schon Sweynheym und Pannartz, welche aus Mainz in das bei Rom gelegene Kloster Subiaco gekommen waren. Nicht lange aber begnügten sich diese ehemaligen Gehilfen Gutenberg's mit diesen halbgothischen, unserer lateinischen Schrift ähnlichen Typen. Zwei Jahre nach Vollendung des ersten italienischen Druckes, 1467, haben sie diesen den deutschen Werkstätten noch unbekannten römischen Schrift-Charakter, der über die Zeit der Gothik in das achte und neunte Jahrhundert zurückreicht, ebenso vollständig wie meisterhaft nachgebildet. Sie schufen neben der eckigen gothischen oder halbgothischen die runde römische oder lateinische Type, welche etliche Jahre darauf Johann von Cöln und namentlich Nikolaus Jenson aus Tours, der die Kunst gleichfalls in Mainz erlernt und nach Venedig gebracht hatte, ohne Zweifel nach Handschriften aus der berühmten florentiner Schreiberschule noch mehr verrundeten und außerordentlich vervollkommneten.

In kurzer Zeit fanden diese sogenannten Venetianer-Lettern in den

meisten italienischen Druckereien Eingang, deren zum Theil gelehrte Besitzer damals in edlem Wetteifer ihr hauptsächlichstes Streben darauf richteten, die Werke des classischen Alterthumes, auf welchen sich eine neue Bildung aufbaute, so rasch als möglich den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Und vorzugsweise mit den Werken der wiedererstandenen antiken Literatur verbreitete sich diese direct auf die antike Technik zurückgehende runde, später Antiqua genannte Schrift, welche die Humanisten, der eckigen Schrift abgeneigt, schon am Anfange des Jahrhunderts bei Abschriften der alten Autoren angewendet und zu restauriren versucht hatten, rasch auch nach Deutschland. Schon 1472 druckte der Augsburger Drucker Günther Zainer aus Reutlingen, ein Gehilfe Fust's und Schöffer's, des Isidorus Liber de responsione mundi et astrorum ordinatione mit Antiqua-Schrift.

Die Neuerung fand indeß nur sehr langsam Eingang. Fortwährend druckte man lateinische wie deutsche Bücher mit gothischer oder halbgothischer Schrift. Pfister in Bamberg druckte z. B. zwischen 1456—1460 seine lateinische 36 zeilige Bibel mit denselben gothischen Typen, mit denen er 1461 Boner's Fabelbuch herstellte, das erste deutsche Buch, welches die Presse verließ. Und ebenso hat noch 1499 Koelhof aus Lübeck seine deutsche: „Cronica van Cöllen“ mit denselben Buchstaben hergestellt, mit denen er 1472 sein lateinisches: Praeceptorium divinae legis gedruckt hatte. Erst seit dem zweiten Decennium des sechzehnten Jahrhunderts gewann die neue runde Schrift rasche Verbreitung. Man brauchte sie indeß wie anfänglich nur zum Drucke lateinisch geschriebener Bücher namentlich der antiken Schriftsteller. Wer zuletzt ein in lateinischer Sprache abgefaßtes Buch mit gothischer oder halbgothischer Schrift gedruckt hat, kann ich nicht angeben. Ich weiß nur, daß in den achtziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts alle classischen Autoren mit Antiqua gedruckt sind.

In deutscher Sprache geschriebene Bücher wurden ununterbrochen ausschließlich mit halbgothischen oder gothischen Lettern gedruckt, die indeß, obwohl sie fortwährend technisch verbessert und künstlerisch verschönert wurden, auch noch am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts einer einheitlichen Grundform und eines bestimmten Verhältnisses unter einander und ihrer einzelnen Theile entbehrten. Nachweislich haben sich denn auch Schönschreiber und Maler, welche für die Formschneider die Buchstaben zeichneten, unausgesetzt bemüht, diesem Mangel abzuhelfen. Daß aber unsere deutsche Druckschrift durch Albrecht Dürer geometrische Verhältnisse erhalten habe, ist ein Irrthum des in Drucksachen so erfahrenen Breitkopf, den nachzuschreiben man endlich aufhören sollte. Dürer sagt selbst, daß er seine Buchstaben für „die bauleut auch maler und ander“, welche „etwan schrift an die hohen gemeuer pflegen zu machen“ gezeichnet habe, „das sie recht bustaben lernen machen“. Es ist nicht einmal richtig, „daß der nachahmende Mißverstand und die Achtung gegen den verdienstvollen Dürer eben dasselbe Verhältniß in die nachmalige Schönschreiberei und in die Druckschriften gebracht habe“, wie Breitkopf an einer anderen Stelle behauptet. Denn man kann keinen Druck nachweisen, in welchem die Buchstaben sich finden, welche dieser vielseitige Mann im dritten Büchlein seiner berühmten: „Underweysung der messung mit dem Zirckel und Richtscheyt“ construirt und gezeichnet

hat. Daß die Schrift, mit welcher der Augsburger Bürger Schönsperger im Auftrage Maximilian's I. „in der kayserlichen stat Nürnberg" 1517 den „Theuerdank" druckte, von den beiden Dürer'schen Alphabeten ganz unabhängig ist, zeigt schon die flüchtigste Vergleichung. Die Probe zu diesen Typen zeichnete der kaiserliche Hoffecretär Vincenz Rockner nach eigener Erfindung. Auch Johann Neudörffer der ältere war bei dieser vom Kaiser gebilligten Schrift unbetheiligt. Dieser um die Schönschreibekunst hochverdiente Mann zeichnete vielmehr, was Breitkopf allerdings aus der ihm vorliegenden mittelbaren Quelle nicht klar entnehmen konnte, später für den Formschneider Hieronymus Andreä selbst „eine Prob von Fracturschriften, die schnitt er in Holz und darnach in stählerne Punzen und verändert dieselbige Schrift in mancherlei Größ".

Auch die Theuerdank-Schrift wurde bald in mancherlei Abstufungen gegossen. Und diese auf die alte Mönchsschrift zurückgehenden, aus ihr vervollkommneten gothischen Typen fanden allmälig in allen Druckereien Eingang. Neben ihnen verschwand gleichzeitig nach und nach die alte regellos unvollkommene gothische Schrift.

Die halbgothische Schrift, welche später, man weiß nicht bestimmt aus welchem Grunde: Schwabacher Schrift genannt worden ist, wurde der Hauptsache nach wenig verändert, nur kleiner gegossen lange neben der gothischen, wegen ihrer gebrochenen Ecken jetzt auch Fractur genannten Schrift zum Druck sowohl lateinischer wie deutscher Bücher verwendet. Allmälig verschwand aber auch sie. Sie wurde nur mehr als Unterscheidungsschrift gebraucht, um in einem mit Fractur gedruckten Buche Titel, Citate, wichtige Stellen und dergl. hervorzuheben. Dermalen ist auch dieser Gebrauch selten geworden. Dagegen fängt man neuestens wieder an, ganze Bücher mit einer nach alten Mustern geschnittenen Schwabacher Schrift zu drucken; z. B. das eben in Wartig's Verlag erschienene Leben Lessing's von H. Düntzer. Man sucht eben, wie es auch in anderen Dingen geschieht, die guten alten Formen wieder hervor.

Ob ihrer Schönheit drangen die Neudörffer'schen Fracturtypen auch nach den Niederlanden und nach Frankreich, das ein Jahrhundert später selbst auf das deutsche Druckwesen seinen Einfluß ausübte. Die französischen Wörter, welche in Folge der geistigen und materiellen Abhängigkeit von Frankreich in immer wachsender Anzahl in die deutsche Sprache einströmten, wurden, um sie schon äußerlich als vornehmer erscheinen zu lassen, mitten in einem mit Fracturschrift gedruckten deutschen Buche mit lateinischen oder vielmehr mit französischen Lettern gesetzt, gerade so wie man gleichzeitig und schon früher mitten in einem mit Fractur gedruckten deutschen Buche die eingedrungenen lateinischen Wörter und Redensarten mit Antiqua drucken ließ. Ja so weit ist man im Laufe des der Fremdländerei ergebenen siebzehnten Jahrhunderts endlich in der Geschmacklosigkeit gekommen, daß man in einem und demselben Worte den deutschen und fremden Bestandtheil durch Fractur- und Antiquadruck unterschied; z. B. verobligiret, geemployeert. Es entstand neben der Sprachmengerei eine Druckmengerei, der selbst jene huldigten, welche die Sprachmengerei aus Herzensgrunde haßten und verabscheuten.

Wann man angefangen hat deutsch geschriebene Bücher ganz mit lateinischen

Typen drucken zu lassen, darüber wissen heut zu Tage selbst jene keine Auskunft zu geben, welche sich mit der Geschichte des Druckes beschäftigen. Ende des vorigen Jahrhunderts behauptete man ganz allgemein, daß die lateinischen Typen zum ersten Male zwischen 1740—1750 zum Druck deutscher Bücher verwendet worden wären. Ein Gelehrter widerlegte diese Ansicht mit der, wie er glaubte, wichtigen Entdeckung, daß schon 1737 die deutsche Rede, welche der dänische Gesandtschaftsprediger Kortholt zum Gedächtniß des Fabricius zu Wien gehalten hat, sowie Richey's deutsche Epicedia auf Fabricius lateinisch gedruckt sind. Indeß auch er hat sich um fast hundert Jahre geirrt. Schon 1654 ist ein deutsches Buch mit lateinischen Typen gedruckt worden, nämlich die erste Auflage der Uebersetzung des Tacitus von Melchior Grotnitz. Und das ist wahrscheinlich überhaupt das erste deutsche Buch, bei welchem die lateinischen Lettern verwendet wurden, wenn man von deutsch-lateinischen Wörterbüchern absieht, in welchen der Gleichmäßigkeit wegen der lateinische Druck auch für das Deutsche schon im sechzehnten Jahrhundert vorkommt. So z. B. bei der 1512 zu Cöln gedruckten gemma gemmarum.

Die deutschen Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts haben ihre lateinisch geschriebenen Werke mit lateinischen Typen setzen lassen, weil die aus Italien gekommenen Werke des classischen Alterthums mit lateinischen Lettern gedruckt waren. Und als sie jetzt im Gegensatz zur früheren Zeit wissenschaftliche Fragen immer allgemeiner in deutscher Sprache behandelten, ließen sie ihre deutsch geschriebenen Bücher mit derselben Schrift drucken, mit der bisher ihre lateinischen gedruckt worden waren, „um sie den ausländischen Litteratoren lesbarer zu machen." — „Es haben auch sonsten," sagt Leibnitz 1697, „viele dafür gehalten, man sollte zu einem guten Theil teutscher Bücher beim Druck keine anderen als lateinische Buchstaben brauchen, und den unnöthigen Unterschied abschaffen, gleich wie die Franzosen auch ihre alten Buchstaben — — — im gemeinen Gebrauch und sonderlich im Druck fast nunmehr aufgehoben." In Anbetracht der Vortheile, die sich daraus ergeben würden, war Leibnitz selbst entschieden der Meinung, daß man die gothischen Buchstaben in Schrift und Druck überhaupt aufgeben sollte.

Indeß sein Wort und Beispiel wurden nicht beachtet. Man druckte auch noch im beginnenden achtzehnten Jahrhundert, abgesehen von einzelnen wissenschaftlichen, namentlich philologischen Werken in der Regel ausschließlich mit Fracturschrift. Da regte Ramler 1749 unter den preußischen Dichtern die Idee an, die römischen Autoren nachzuahmen und zu übersetzen, und diese Nachahmungen und Uebersetzungen, wie es scheint, mit Rücksicht auf Friedrich II., der an die deutschen Lettern nicht gewohnt war, mit römischen Typen drucken zu lassen. Und wahrscheinlich in Folge dessen ließ Gleim noch in demselben Jahre seine zweite Sammlung „Lieder" lateinisch drucken. Die erste war mit deutschen Lettern gesetzt. Die lateinischen Typen gefielen Ewald Kleist so sehr, daß er am 2. Mai 1749 an Gleim schrieb: „Ich wollte, daß mein „Frühling" auch so gedruckt würde." Er ließ dann auch wirklich die erste, für seine Freunde bestimmte Auflage des Gedichtes 1749 mit lateinischen Buchstaben drucken. Gleim schrieb am 8. Januar 1761 an Ramler: „Lassen sie es (er meint die

neuen Oden) doch nebst dem Text mit lateinischen Lettern drucken; der junge Breitkopf will es so sauber machen, als möglich ist. Er ist sehr für die lateinischen Lettern; die Franzosen, sagt er, hätten für unsere gothischen Buchstaben einen rechten Abscheu gehabt und alle Bücher mit lateinischen Lettern gedruckt weggekauft. — Lassen Sie doch unseres Kleist's kleine Ausgabe mit lateinischen Lettern drucken in klein Quart, wie ihre Cantaten." Sie wollten dadurch den Ausländern die Erlernung der deutschen Sprache erleichtern und sie gleichsam dazu einladen.

Und aus diesem Grunde wählten später auch Gessner, Jakobi, Bodmer, Denis, Blum, Ramler u. A. die lateinische Schrift, deren allgemeine Einführung 1782 ein Ungenannter — wahrscheinlich Wieland — im „Teutschen Merkur" abermals verlangt. Denn „was damals," sagt er, „zu Gleims Zeiten, da vielleicht noch kein Ausländer daran dachte, sich mit Erlernung unserer Sprache eine Mühe zu geben, mehr eine provisorische Fürsorge für einen künftigen Fall, als ein wirkliches Bedürfniß war, scheint dermalen, da unsere Literatur die Aufmerksamkeit von Europa erregt, eine Art von dringender Nothwendigkeit zu sein." — „Damit die Deutschen mit allen gebildeten Völkern Europas einerlei Buchstaben bekämen," schlug ein anderer Ungenannter das Jahr darauf im „Deutschen Museum" vor, „es möchten sich ungefähr acht oder neun der besten periodischen Schriften, die in Deutschland herauskommen, vereinen, mit Anfang des Jahres 1784 ihre Tagebücher und Monatsschriften mit lateinischen Lettern drucken zu lassen." Wieland, Adelung, Nikolai, Lichtenberg, Forster, Schlözer, Weiße, Büsching, Boie, Gedike, Biester wurden aufgefordert, sich diesen Vorschlag gefallen zu lassen, „da sie alle über die größere Schönheit der lateinischen Buchstaben einig seien. Sie sollten sich zeitig genug erklären, ob sie diesen Vorschlag verwerflich finden."

Adelung pflichtete dem Ungenannten in seinem „Magazin" darin ausdrücklich bei, „daß Journale, welche häufig und mit Beifall gelesen werden, dazu am geschicktesten seien, weil ihre meisten Leser aus Liebhabern oder Dilettanten bestehen, welche sich am schwersten zu dieser Veränderung gewöhnen werden." Die eigentlichen Gelehrten seien bereits an die runde Schrift gewöhnt. Er verhehlte sich indeß keineswegs die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens und wünschte auch, daß mit dem sogenannten deutschen Druck auch die deutsche Schrift aufgegeben werde, „die nichts weiter ist, als eine flüchtige eckige Schrift".

Die runden Buchstaben hatten sich auch wirklich in kurzer Zeit so außerordentlich verbreitet, daß Wieland 1793 schreiben konnte: „— es ist endlich mit dem Gebrauch der lateinischen Lettern dahin gediehen, daß diese letzteren zwar die sogenannten teutschen nicht gänzlich verdrungen, aber doch so viel über sie gewonnen haben, daß sie dermahlen fast ausschließlich zum Druck solcher Schriften und Werke, die man eines schönen Druckes vorzüglich würdig hält, oder denen man wenigstens durch eine zierliche Außenseite eine gefälligere Aufnahme zu verschaffen hofft, um so mehr gebraucht werden, da durch Baskerville's, Didot's u. A. Bemühungen die verschiedenen Arten der lateinischen Lettern an Schönheit der Form ungemein viel gewonnen haben." Als Druckwerke berühmt waren namentlich Baskerville's Vergil und Didot's Imitation de Jesus Christ, denen

die Deutschen gleichzeitig keine ähnliche Arbeit an die Seite setzen konnten. Am nächsten kamen ihnen etwa Oberlin's Horaz und Teller's Sallust. Man begnügte sich nämlich in ganz Deutschland bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts mit Copien der lateinischen Schrift, welche durch die Werke Froben's in Basel beliebt geworden war. Diese war aber mehr eine Nachahmung der römischen als der verbesserten venetianischen Schrift. Erst als durch die schönen holländischen Drucke der fast erstorbene Sinn für typographische Schönheit wieder geweckt worden war, dachte man an eine Verbesserung der lateinischen Schrift. Ehrhardt in Leipzig ließ Matrizen aus Holland kommen und Zinck in Wittenberg ahmte die holländischen Typen mit Geschick nach.

Gleichzeitig suchte man aber auch die seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gänzlich vernachlässigte Fracturschrift zu verbessern, deren Beibehaltung 1792 in Gräter's „Bragur", 1793 im „Teutschen Merkur" und in anderen Zeitschriften nachdrücklich befürwortet wurde. „Die deutsche Nation hat jetzt einmal ihre Lettern, sie mögen nun her sein, wo sie wollen, ihren Ursprung hat sie vergessen, und hält sie für die ihrigen, ist damit zufrieden und will keine anderen." Auch Breitkopf in Leipzig, der früher für den lateinischen Druck Partei genommen hatte, trat 1793 lebhaft für die jetzt sogenannten deutschen Lettern ein. „Warum," sagt er, „will man einer Nation eine Schriftart nehmen und verächtlich machen, die der Buchstaben wegen ihrer Sprache angemessener ist als die, welche man ihr dafür aufdringen will? Diese Verachtung des deutschen Schriftcharakters schreckt die Künstler ab, sie zu verbessern und ganz auszubilden, wie es mit dem Lateinischen des allgemeinen Beifalls wegen ganz natürlich hat geschehen müssen. Die deutschen Künstler brauchen nur Ermunterung, an die deutsche Schriftart eben die Bemühung anzuwenden, welche an die lateinische in drei Jahrhunderten angewendet worden ist." Es fand sich aber trotz dieser und noch anderer Ermunterung niemand, der auch nur das erreicht hätte, was Pankraz Lobinger in Nürnberg in der Schriftgießerei geleistet hatte.

Die neuen deutschen Didot'schen Lettern, die Unger in Berlin einführen wollte, fanden wenig Beifall. Besser gefiel Unger's 1793 veröffentlichte Probe einer „neuen Art deutscher Lettern", mit der dann auch z. B. das Jahr darauf Nicolai seine „Geschichte eines dicken Mannes" drucken ließ. Aber am Anfange unseres Jahrhunderts war diese hohe und schmale, magere und feinstrichige, mit Ecken, Spitzen und Schnörkeln überladene Schrift, die nach der Fractur der damaligen Schreibmeister gezeichnet war, ebenso vergessen, wie jene, die der geschickte Stempelschneider Gollner in Halle auf Anregung Campe's 1790 geschnitten hatte. So viel ich weiß, ist damit überhaupt nur Campe's „Einsiedler von Wackworth" gedruckt worden.

„Man darf sich eben bei der Schrift, wenn sie gelingen soll, nicht auf sein Auge allein verlassen, sondern muß geometrische Regeln zum Grunde legen," sagte Breitkopf im Jahre 1793. Und von dem letzteren Standpunkt ausgehend verlieh Breitkopf der Fracturschrift wieder jenes seit Entartung der Neudörffer'schen und Theuerdankschrift mangelnde Ebenmaß, das sie der längst vervollkommneten, unaufhaltsam vordringenden lateinischen Schrift gegenüber mehr schützte, als alle theoretischen Vertheidigungen es vermochten. Die Breitkopfische Schrift, die

wohl gleichfalls auf der alten Fracturschrift beruht, aber mehr abgerundet ist, fand auch bald in allen Druckereien Eingang und liegt noch heut zu Tage direct oder indirect unserer gewöhnlichen Druckschrift zum Grunde. Nur ist unverkennbar, daß neuestens die breiteren und runderen Formen der Schwabacher Schrift immer mehr Einfluß auf den Schnitt der Fracturschrift gewinnen, deren Vervollkommnung das „Archiv für Buchdruckerkunst“ 1879 für dringend nöthig erachtete. Man findet sie zu mager und schmal.

Welche Schrift aber überhaupt absolut schöner sei, die deutsche oder die lateinische, auch diese ganz subjective Frage wurde vielfach in Zeitschriften erörtert und selbstverständlich ganz verschieden beantwortet. Behaupteten die einen, „die Rundung der lateinischen Schrift sei unbedingt schöner,“ so sagten die andern, „eben diese einförmige Rundung der lateinischen Schrift — namentlich der Modelettern mit gleich dünnen Strichen — beleidige das Auge; dagegen sei das Eckige in der deutschen Schrift selbst ein Stück ihrer Schönheit.“ Im Allgemeinen aber hielt man seit den achtziger Jahren die lateinische Schrift für schöner. Und deshalb ließ auch Wieland, der beredte Gegner der deutschen Schrift, außer seinen „Auserlesenen Gedichten“ und seinen „Kleineren prosaischen Schriften“ die große Prachtausgabe seiner Werke 1794 mit lateinischen Typen drucken.

Später gab er jedoch den Fracturbuchstaben ebenso wieder den Vorzug, wie andere Schriftsteller, da sich das große Publicum mit den ungewohnten Typen nicht befreunden wollte. Campe mußte sein „Sittenbüchlein“ bei der fünften Auflage wieder deutsch drucken lassen, weil die vierte, lateinisch gedruckte, von vielen zurückgeschickt wurde. Noch weniger war man geneigt, die deutschen Buchstaben auch in der Schrift mit den lateinischen zu vertauschen, was jetzt gleichfalls wieder von einigen gerathen wurde. „Ich habe seit drei bis vier Jahren Gelegenheit genug gehabt,“ schreibt Wieland 1799 an seinen Verleger Göschen, „von Herren und Damen aller Classen und Stände aus ihrem eigenen Munde die Versicherung zu hören, daß sie deutsche Werke lieber mit den deutschen d. i. mit den gewöhnlichen Lettern gedruckt lesen, als mit lateinischen; auch ist, wenn man die Wahrheit ehrlich gestehen will, unleugbar, daß die Breitkopfischen Formen der deutschen Lettern das Auge weniger angreifen, als die lateinischen.“ Breitkopf selbst sagte, „daß niemand das Lesen lateinischer Schrift für seine Augen so lange aushalte, als der teutschen,“ und derselben Meinung war, abgesehen von vielen anderen weniger bekannten, auch Kant, der 1797 energisch gegen die Mode, mit den Didot'schen Typen Ungers oder mit lateinischen Lettern zu drucken, auftrat.

Auch später wurde die Ansicht von der Schädlichkeit der lateinischen Buchstaben für die Augen noch manchmal ausgesprochen, „daß aber diese Lettern an und für sich den Augen nicht nachtheiliger sind, als unsere teutschen, erhellt daraus, weil sonst in England, Frankreich und anderen Ländern, wo man sich ihrer bedient, die Augenfehler häufiger sein müßten als bei uns, welches aber nicht der Fall ist,“ sagt bereits Hufeland, der selbst, freilich nicht ohne Widerspruch von Seite des Publicums, seine „Makrobiotik“ mit lateinischen Typen drucken ließ. „Wenn also die lateinischen Lettern,“ meint er, „einen Teutschen,

der gewohnt ist, teutsch zu lesen, etwas mehr anzugreifen scheinen, so liegt die Ursache bloß darin, weil er sie nicht gewohnt ist und das Angreifende verliert sich, sobald er sich daran gewöhnt hat, und fällt ganz weg, wenn wir gleich von Jugend auf an diese Lettern gewöhnt werden."

Und damit hat Hufeland den Grund eines neuen Vorwurfes angedeutet, der gleichfalls ebenso oft erhoben wie bestritten worden ist. Nach Zeitungsberichten hat das Specialbureau des Fürsten Bismarck am 24. Mai 1881 einen Leipziger Verleger benachrichtigt, „daß nach allgemeinen Bestimmungen es untersagt ist, dem Herrn Reichskanzler Werke vorzulegen, welche in deutscher Sprache mit lateinischen Lettern geschrieben sind, weil deren Lectüre Sr. Durchlaucht zu zeitraubend ist." Ebenso sagte man auch schon am Ende des vorigen Jahrhunderts, daß sich die lateinischen Lettern schwerer, langsamer lesen als die deutschen. Das Auge fasse das Charakteristische der einzelnen Buchstaben an den Ecken und gebrochenen Linien viel rascher auf als an den runden und geraden. Man erkenne also die deutschen Buchstaben, welche sich schärfer von einander unterscheiden, leichter wie die einförmigen lateinischen. Indeß eigene Versuche können jeden leicht überzeugen, daß diese Annahme unrichtig ist und daß der Grund, warum manche den lateinischen Druck vielleicht wirklich nicht so rasch lesen wie den deutschen, lediglich darin zu suchen ist, daß wir von Jugend auf mehr an den deutschen gewöhnt werden.

Wieder aus einem anderen Gesichtspunkte zog 1798 Goethe's Mutter in den Kampf gegen die „neumodische Fratze", wie sie die lateinischen Typen nannte. Sie schreibt am 12. März an ihren Sohn: „Nun ein Wort über unser Gespräch bey deinem Hierseyn über die lateinischen Lettern. Den Schaden den sie der Menschheit thun, will ich Dir ganz handgreiflich darthun. Sie sind wie ein Lustgarten der Aristokraten gehört, wo niemand als Nobleße — und Leute mit Stern und Bändern hinein dürfen, unsere deutsche Buchstaben sind wie der Prater in Wien wo der Kayser Joseph drüber schreiben ließ Vor alle Menschen — wären deine Schriften mit den fatalen Aristokraten gedruckt, so allgemein wären sie bey all' ihrer Vortrefflichkeit nicht geworden — Schneider — Nähterinnen — Mägde alles liest es — jedes findet etwas das so ganz vor sein gefühl paßt gehen mit der Literatur Zeitung — Doktor Hufnagel u. a. m. pele mele im Prater spatzieren, ergötzen sich seegnen den Autor und lassen ihn hoch leben!!! Was hat Hufland übel gethan sein vortreffliches Buch mit den vor die größte Menschenhälfte unbrauchbaren Lettern drucken zu lassen — sollen den nur Leute von Standt aufgeklärt werden? soll den der Geringe von allen guten ausgeschlossen seyn — und daß wird er — wenn dieser neumodischen Fratze nicht einhalt gethan wird. Von dir mein lieber Sohn hoffe ich daß ich nie solches menschenfeindliches Produkt zu sehen bekomme." Schon 1770 hatte Bernhard Christian Breitkopf und Sohn in Leipzig Goethe's „Neue Lieder" mit lateinischen Typen hergestellt. Kurz vor diesem Briefe, 1789, wurde „Das Römische Carneval" von Unger in Berlin lateinisch gedruckt. Hat sich Goethe's Mutter dessen nicht erinnert? Die 1790 gleichfalls mit lateinischer Schrift gedruckte Abhandlung: „Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären" hat sie vielleicht nicht zu Gesicht bekommen. Auch nach diesem abfälligen Urtheil

hat aber Goethe verschiedene Werke, die sich durch gefälliges Aeußere empfehlen sollten, mit lateinischen Lettern drucken lassen; z. B. 1804: „Die natürliche Tochter“ als Taschenbuch, 1819: „West-Oestlicher Divan.“ Im Allgemeinen war indeß Goethe, der sich auch beim Schreiben der lateinischen Schrift nur selten bediente, gleich allen andern Dichtern und Prosaisten den von Kästner verspotteten lateinischen Lettern abhold. In Folge der sich immer mehrenden Angriffe sind sie seit dem Anfange des Jahrhunderts überhaupt nicht bloß in der Literatur, sondern auch in der Wissenschaft entschieden wieder zurückgetreten. Zur Zeit der Befreiungskriege ist man den „undeutschen“ runden Lettern auch aus politischen Gründen entgegengetreten.

Doch bald kamen die lateinischen Typen, namentlich in philologischen, medicinischen und naturwissenschaftlichen, technischen und kunstwissenschaftlichen Werken wieder in Aufnahme, in denen sie unbestreitbare Vorzüge besitzen und daher auch heut zu Tage fast ausschließlich gebraucht werden. Die in solchen Werken häufig vorkommenden lateinischen Kunstausdrücke und Citate können nicht mit Fractur gesetzt werden, es muß also der Text mit Antiqua gedruckt werden, soll durch den Wechsel zwischen Fractur- und Antiquaschrift nicht ein allen Schönheitssinn verletzendes Schriftgemisch entstehen.

Rechts- und staatswissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen werden theils mit Antiqua, theils mit Fractur gesetzt. In der historischen, philosophischen und theologischen Literatur herrscht noch die letztere. Schriften für das Volk endlich, schöngeistige Literatur, Andachts- und Unterrichtsbücher, Unterhaltungsschriften, Nachschlagebücher, populärwissenschaftliche Werke, sowie namentlich Zeitungen werden mit ganz geringen Ausnahmen — die Kölnische Zeitung druckt z. B. ihre Handelsnachrichten, die Berliner Börsen-Zeitung ihre Abend-Ausgabe mit lateinischen Lettern — ausschließlich mit Fracturschrift gedruckt. Karl B. Lorck in Leipzig, der alle im Jahre 1880 erschienenen Bücher mit Rücksicht auf die Schriftgattung gezählt hat, fand, daß von eigentlich wissenschaftlichen Werken (die theologischen ausgenommen) 40 Procent mit Fractur und 60 mit Antiqua gedruckt sind. Von der allgemein belehrenden und unterhaltenden sowie der geschäftlichen und gewerblichen Literatur wurden 79 Procent mit Fractur und 21 mit Antiqua gedruckt. Im Ganzen sind 60 Procent aller im Jahre 1880 erschienenen Bücher mit Fractur und 40 mit Antiqua hergestellt.

Wir Deutsche stehen also hinsichtlich unseres Druckes ungefähr auf demselben Standpunkte, auf dem sich die Dänen und Norweger befinden, die erst am Ende des vorigen Jahrhunderts anfingen, in der Landessprache geschriebene Bücher mit lateinischen Typen (latinsk stil) zu drucken. Bei den Schweden dagegen ist die Fracturschrift (svensk stil) fast verschwunden. Sie findet sich nur noch in ganz kleinen Provinzblättern und in wenigen für das Volk berechneten Gesang- und Gebetbüchern.

In Holland, wohin die Antiqua durch Albertus Pafroet von Deventer um 1510 vordrang, druckt man dermalen mit der alten gothischen Fracturschrift (gotische letter) gleichfalls nur noch Bibeln, Psalm-, Gesang- und Gebetbücher für die Orthodoxen, die sich an die neue, lateinische Schrift erst allmälig und ungern gewöhnen. Auch in vlämisch Belgien, wo schon 1483 Johannes

von Westfalen mit Antiqua (romeinsche letter) druckte, hielt sich die gothische Type am längsten in jenen Kreisen, welche in ihrer Lehre und ihrem gottesdienstlichen Leben am Alten festhielten. Noch um 1830 druckte man damit ferner einzelne Schulbücher. Gegenwärtig kann sie aber als völlig verschwunden betrachtet werden. Denn auch der Versuch etlicher Mitglieder der Akademie zu Brüssel, die Texte mittelniederländischer Schriftsteller, z. B. J. von Maerlant, mit einer nach älteren Mustern geschnittenen gothischen Schrift drucken zu lassen, fand keine allgemeine Nachahmung.

Nach solchen Vorbildern sind auch die sogenannten Renaissance-Typen geschnitten, welche in Frankreich, wo Michel Vascosan in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zuerst die gothische Type mit der Antiqua vertauschte, als Zierschrift gebraucht werden. Abgesehen davon aber herrscht in Frankreich seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts ausschließlich die lateinische Schrift (Romain), die die gothische fast gleichzeitig auch in England verdrängte, wohin die Antiqua (Roman) durch Wynkyn de Worde am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gekommen ist.

In Italien gelangte die runde römische Schrift schon am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zum Durchbruche. Seit Francesco de Bologna auf Veranlassung des berühmten Druckers Aldo Pio Manutio nach der römischen Kanzleischrift eine *liegende lateinische Schrift*, die sogenannte *Cursiv*, von den Franzosen Italique, von den Engländern Italica genannt, geschnitten hatte, verschwand die halbgothische allmälig auch aus den Citaten, zu denen sie am längsten benützt wurde.

Ob der Fracturdruck auch in Deutschland einmal außer Gebrauch kommen wird? — Er wird dermalen mehr bekämpft, als vertheidigt, und zwar, wie bekannt, auch noch aus anderen Gründen, als früher dafür oder dagegen geltend gemacht worden sind.

„Es kann," sagen z. B. die einen, „nicht in Abrede gestellt werden, daß der sogenannte deutsche Druck die Verbreitung deutscher Bücher im Auslande erschwert. Und soll diese Erschwerung, die schon Leibnitz beklagte, in einer Zeit fortbestehen, in der die Culturvölker in gegenseitigem Interesse die möglichste Erleichterung des internationalen Verkehrs erstreben und nicht Anstand nehmen, ihr auf allen Gebieten die werthesten heimischen Ueberlieferungen zu opfern?" — „Es unterliegt keinem Zweifel," sagen die anderen, „daß nur der inhaltliche Werth es ist, der den Büchern im Ausland wie im Inland Leser gewinnt. Je ausgezeichneteres unsere Schriftsteller leisten werden, um so mehr werden sie von den Nachbarn gelesen werden, ungeachtet sie der Druck derselben nicht anheimelt." Ja man hat gesagt, wenn die Ausländer von uns lernen, wenn sie sich mit uns wissenschaftlich unterhalten wollen, so sollen sie sich auch bequemen, unsere Schrift lesen zu lernen.

„Unsere Buchstaben sind doch ursprünglich lateinisch und nur durch Künstelei der Mönche etwas verändert." – „Das gehört nicht hierher und hat keine beweisende Kraft; denn die Frage ist nur diese: ob unsere gegenwärtigen deutschen Buchstaben bequeme Ton- und Lesezeichen sind. Gesetzt, die lateinischen wären

besser, so sind sie es doch nicht deswegen, weil sie älter sind. Wenn die Veränderungen der Buchstaben keine Verschlimmerungen sind, so kommt Alter oder Neuheit so wenig in Betrachtung wie das Absolutschöne der Lettern."

Tadeln die einen, daß die Fracturschrift für manchen eigenthümlichen Laut kein besonderes Zeichen besitze, so entgegnen die anderen, daß die Antiquaschrift derselben gleichfalls entbehre. „Die Fracturschrift," wurde gesagt, „zwingt alle Drucker sich mit einem zweifachen Vorrath lateinischer und deutscher Typen auszurüsten, während anderwärts Latein und Vulgär mit denselben Lettern gesetzt wird." — „Dieser Vorwurf," ist erwidert worden, „ist so nichtig wie jener, daß die deutsche Schrift nöthige, in der Schule die Zahl der Alphabete zu verdoppeln." Man dürfe einem Volke nicht zumuthen aus so ganz äußerlichen Rücksichten seine Druckschrift aufzugeben, die mit seiner ganzen geistigen und künstlerischen Entwickelung zusammenhange, in die es seine Individualität gegossen habe.

Indeß — und das ist die Hauptsache — die Fracturtypen sind kein specifisch deutsches Erzeugniß, sie sind keine Nationalschrift. Sie reproduciren dem Wesen nach eine Schrift, welche gleich dem gothischen Baustil nach Ort und Zeit individuell gestaltet seit dem vierzehnten Jahrhundert über alle germanischen, romanischen und theilweise slavischen Länder verbreitet war. Höchstens, daß Deutschland das Meiste zur Ausbildung der Fracturtypen beigetragen hat, die einst dieselbe Verbreitung hatten, wie die ihnen zum Grunde liegende gothische Schrift. Man kann also von einem deutschen Druck nur in dem Sinne reden, in dem man von einem deutschen Baustil, dem romanischen gegenüber, redet. Eckige und runde Buchstaben repräsentiren einen nach der Zeit verschiedenen Kunstgeschmack und kein nationaler Grund kann uns bestimmen, diese eckigen Typen, die durch Breitkopf ihres gothischen Charakters vollends entkleidet worden sind, beizubehalten. Es ist auch kein nationaler Grund gewesen, aus dem die anderen Völker zu der runden Schrift zurückgekehrt sind, an deren Ausbildung, Veredlung und Reinigung von allen gothischen Ueberresten gleichfalls alle Völker Europa's Theil genommen haben. Die gothische Schrift ist bei diesen Völkern in demselben Verhältniß allmälig zurückgetreten, in dem die eingelebte Gothik der antiken Architektonik, der Renaissance, wich.

In Deutschland hatte die Renaissance mehr und länger gegen die Gothik zu kämpfen als in allen übrigen Ländern Europa's, England ausgenommen. Es erklärt sich also, warum die gothische Schrift hier länger bestand. Und als auch hier endlich die Gothik der Renaissance unterlag, da war die gothische Schrift, abgesehen davon, daß die Zeit des Barockstils die Rückkehr zur einfacheren, edleren Form nicht begünstigte, durch Erziehung und Gewohnheit so festgewurzelt, daß die von äußeren Verhältnissen ausgehenden Bemühungen einzelner, sie durch die Antiqua zu ersetzen, nur theilweise von Erfolg begleitet sein konnten.

Es wird auch kein Einsichtiger glauben, daß man diese durch jahrhundertlangen Gebrauch eingebürgerte Schrift, mit der Tausende von Büchern gedruckt sind, die von Generation auf Generation vererben, jetzt mit einem Male auf-

geben könne. Ich meine, daß es nicht einmal räthlich wäre, auf plötzliche Beseitigung der Fracturtypen direct, sei es in der Schule, sei es im Amt, allzusehr hinzuarbeiten. Reformen dürfen nicht durch äußeren Zwang gemacht werden, sondern müssen aus inneren Verhältnissen entstehen; denn jede von einzelnen ausgehende Verbesserung ist erfolglos, wenn die Gesammtheit zu ihrer Aufnahme nicht befähigt ist. Doch bin ich überzeugt, daß die lateinische Schrift auch ohne äußeres Eingreifen aus innerer Nothwendigkeit immer mehr um sich greifen, und daß schließlich die Fracturschrift auch in Deutschland untergehen wird, wie sie in Italien, Frankreich, England, Schweden, Belgien untergegangen ist. Alle romanischen und germanischen Völker werden sich einmal zur Aufbewahrung ihrer Gedanken der gleichen Zeichen bedienen.

Karen.

Skizze aus Jütland
von
Alexander Kielland.

Es war einmal im Kraruper Kruge ein Mädchen Namens Karen.

Sie besorgte allein die Bedienung der Gäste, denn die Wirthsfrau ging fast immer umher und suchte nach ihren Schlüsseln. Und es kamen Viele in den Kraruper Krug, sowohl Leute aus der Umgegend, die sich hier versammelten, wenn es am Herbstabend zu dunkeln anfing, und in der Wirthsstube saßen und Kaffeepunsch so ganz im Allgemeinen, ohne bestimmten Zweck tranken, als auch Reisende und Wanderer, die blau vor Kälte und durchweht, stampfend eintraten um sich etwas Warmes zu Gemüthe zu führen, damit sie es bis zum nächsten Krug aushalten könnten.

Karen aber konnte mit Allem allein fertig werden, obgleich sie ganz still einherging und niemals Eile zu haben schien.

Sie war klein und schmächtig, noch fast ein Kind, ernst und schweigsam, so daß die Handelsreisenden keinen Gefallen an ihr fanden. Aber den gesetzten Leuten, für die der Wirthshausbesuch eine Sache von Bedeutung war und die darauf hielten, daß ihnen der bestellte Kaffee rasch und siedendheiß gereicht ward, war Karen um so lieber. Und wenn sie sich zwischen den Gästen hindurchwand mit ihrem Präsentirbrett, wichen die wohlbeleibten friesbekleideten Gestalten zur Seite; man machte ihr Platz, das Gespräch stockte einen Augenblick, Alle mußten ihr nachsehen, sie war gar zu niedlich.

Karen hatte jene großen grauen Augen, die gleichzeitig zu sehen und weit — weit vorbei zu sehen scheinen und die Augenbrauen waren wie voll Verwunderung hoch gewölbt.

Deshalb glaubten Fremde, daß sie nicht richtig verstehe, was sie bestellten. Aber Karen hörte es gut und machte nie einen Fehler. Sie hatte nur so etwas Besonderes an sich — als ob sie in weite Ferne nach etwas aussähe — oder horche — oder warte — oder träume.

Der Wind kam von Westen her über das flache Land. Er hatte lange schwere Wellen über die Westsee hin gewälzt; salzig und feucht von Schaum und Gischt hatte er sich auf die Küste geworfen. Aber in den hohen Dünen mit dem langen Strandgras war er trocken und sandig und etwas müde geworden, und

als er den Kraruper Krug erreichte, hatte er noch gerade soviel Kraft, um das Thor des Reisestalls aufzureißen.

Und das Thor fuhr auf und der Wind erfüllte den großen Raum und drang in die Küchenthür, die angelehnt stand. Und zuletzt ward der Druck der Luft so stark, daß auch das Thor am anderen Ende des Stalles aufsprang. Und nun fuhr der Westwind triumphirend hindurch, schwenkte die Laterne, die unter dem Dache hing, hin und her, riß dem Stallknecht die Mütze ab und rollte sie hinaus in die Finsterniß, warf den Pferden die Decken über den Kopf, und wehte ein weißes Huhn von der Hühnersteige hinab in den Wassertrog. Und der Hahn erhob ein furchtbares Geschrei und der Knecht fluchte und die Hühner schrieen und die Küche war voll Rauch und die Pferde wurden unruhig und schlugen Funken aus den Steinen, selbst die Enten, die sich nahe bei den Krippen zusammengekauert hatten, um gleich bei der Hand zu sein, wenn Hafer verstreut ward, fingen an zu schnattern und der Wind braufte mit einem Höllenlärm hindurch, bis ein paar Männer aus der Wirthsstube herauskamen, sich mit dem Rücken gegen die Thorflügel stemmten und sie wieder zusammenfügten, während die Funken aus den großen Tabakspfeifen ihnen in den Bart flogen.

Nach Vollbringung dieser Thaten warf sich der Wind über die Haide hin, fuhr längs den tiefen Gräben und rüttelte den Postwagen, auf den er etwa eine halbe Meile vom Kruge stieß, tüchtig durch.

„Welch' fürchterliche Eile er doch immer hat nach dem Kraruper Krug zu kommen," brummte der Postillon Anders und klatschte mit der Peitsche über die dampfenden Pferde.

Denn wohl zum zwanzigsten Mal hatte der Conducteur das Fenster herabgelassen, um ihm etwas zuzurufen. Zuerst war's eine freundschaftliche Einladung auf einen Kaffeepunsch, dann aber nahm die Gemüthlichkeit immer mehr ab, das Fenster fuhr klirrend nieder und einige kurze Bemerkungen fuhren hinaus über Pferde und Kutscher, die wenigstens für diesen nicht sehr schmeichelhaft sein konnten.

Der Wind aber strich tief am Boden hin und lange unheimliche Seufzer zogen durch die steifen Haidekrautbüschel. Es war Vollmond, aber der Himmel von dichten Wolken bedeckt, so daß nur ein weißes Dämmerlicht über die Nacht ausgebreitet lag.

Hinter dem Kraruper Kruge lag das düstere Moor mit den schwarzen Torfstichen und den tiefen gefährlichen Löchern. Und zwischen den Haidekrautbüscheln schlängelte sich ein Streifen Gras, der wie ein Weg aussah; aber es war kein Weg, denn er endete jählings an der Kante einer Grube, die größer und tiefer war als die anderen.

Im Grasstreifen aber lag der Fuchs glatt niedergekauert und lauerte, und der Hase hüpfte leichtfüßig über die Haide.

Der Fuchs konnte mit Leichtigkeit berechnen, daß der Hase so spät am Abend keinen langen Kreis laufen werde. Er streckte die Schnauze vorsichtig in die Höhe und machte einen Ueberschlag, und indem er in der Richtung des Windes zurückschlich, um einen guten Platz zu finden, von wo er sehen könnte, wo der Hase den Kreis schließen und sich niederlegen würde, dachte er selbstgefällig, wie doch die Füchse immer klüger und die Hasen immer dümmer werden.

Drinnen im Wirthshaus war ungewöhnlich viel zu thun, denn ein Paar Handelsreisende hatten Hasenbraten bestellt; der Wirth war zu einer Auction nach Thisted gefahren und die Frau war nicht gewohnt, mit etwas Anderem zu schaffen zu haben, als mit der Küche. Nun aber traf es sich so unglücklich, daß der Advocat den Wirth sprechen wollte, und da dieser nicht zu Hause war, mußte die Frau einen langen Bescheid anhören und einen äußerst wichtigen Brief entgegennehmen, was sie ganz außer Fassung brachte.

Am Ofen stand ein fremder Mann in geölten Schifferkleidern und wartete auf eine Flasche Sodawasser; zwei Fischhändler hatten dreimal Cognac zu ihrem Kaffee verlangt, der Knecht des Wirths stand mit einer leeren Laterne in der Hand und wartete auf ein Licht, und ein langer dürrer Bauersmann verfolgte Karen ängstlich mit den Augen: er sollte 63 Oere auf eine Krone heraus haben. Karen aber ging und kam, ohne sich zu übereilen und ohne sich zu irren. Man hätte kaum glauben sollen, daß sie sich in allen diesen Dingen hätte zurecht finden können. Die großen Augen und die verwunderten Augenbrauen waren wie gespannt in voller Erwartung; den kleinen feinen Kopf hielt sie still und fest, als wolle sie sich nicht verwirren lassen in all' dem, woran sie zu denken hatte. Ihr blauwollenes Kleid war ihr zu eng geworden, das Halsqueder schnitt etwas in die Haut ein und bildete eine kleine Falte am Halse unter dem Haar.

„Die Mädchen von Agger haben eine so weiße Haut," sagte der eine Fischhändler zum anderen. Es waren junge Leute und sie sprachen von Karen als Kenner.

Es stand Jemand am Fenster; der sah nach der Uhr und sagte: „die Post kommt früh heute Abend."

Es rasselte über die Pflastersteine draußen; das Thor des Stalls ward aufgeschlagen und der Wind rüttelte wieder an allen Thüren und trieb den Rauch aus den Oefen.

Karen trat zur Küche hinaus, in dem Augenblick, wo die Thür zur Gaststube geöffnet ward. Der Conducteur trat herein und begrüßte die Gäste mit einem „Guten Abend".

Er war ein großer hübscher Mann mit dunkelen Augen, ein krauser schwarzer Bart umrahmte sein Gesicht und lockiges Haar bedeckte den kleinen Kopf. Der lange faltige Mantel von dem prachtvoll rothen königlich dänischen Tuch war mit einem breiten Kragen von schwarzem Pudelfell, der über die Schultern herabfiel, geziert.

Das ganze Licht von den beiden kärglichen Parafinlampen, die über dem Tische hingen, schien sich verliebt auf die rothe Farbe zu werfen, die gegen all' das Graue und Schwarze, das sich in der Stube befand, so grell abstach. Und die hohe Gestalt mit dem kleinen krausen Kopf, dem breiten Kragen und den langen purpurrothen Falten wurde, indem sie durch die niedrige rauchgeschwärzte Stube ging, zu einem Wunder von Pracht und Schönheit.

Karen kam rasch von der Küche herein mit ihrem Präsentirbrett; sie neigte den Kopf, so daß man ihr Gesicht nicht sehen konnte, während sie von einem Gast zum anderen eilte.

Den Hasenbraten setzte sie den beiden Fischhändlern vor und brachte den

beiden Handelsreisenden, die in der anstoßenden Stube saßen, eine Flasche Sodawasser. Dann gab sie dem bekümmerten Bauersmann ein Talglicht, und indem sie wieder hinausschlüpfte, steckte sie dem Fremden am Ofen 63 Oere in die Hand.

Die Wirthsfrau war in der größten Verzweiflung; allerdings hatte sie ganz unvermuthet ihre Schlüssel gefunden, aber gleich darauf hatte sie den Brief des Advocaten verloren und nun entstand in der Wirthsstube eine grenzenlose Verwirrung; Keiner hatte bekommen, was er bestellt hatte, Alles rief durcheinander, die Handelsreisenden klingelten unaufhörlich mit der Tischglocke, die Fischhändler wollten sich über den Hasenbraten, der sich vor ihnen auf der Schüssel spreizte, halb todt lachen; der bekümmerte Bauersmann tupfte der Wirthsfrau mit seinem Talglicht auf die Schulter, er war so aufgebracht wie ein Puterhahn. Und in all' dieser verzweifelten Verwirrung war Karen spurlos verschwunden. —

Der Postillon Anders saß auf dem Bock; der Stallknecht stand bereit, die Thorflügel zu öffnen; die Reisenden drinnen im Postwagen wurden ungeduldig, und auch die Pferde, obgleich sie keine Freude zu erwarten hatten, und der Wind rasselte und pfiff durch den Stall.

Endlich kam der Conducteur, auf den man wartete. Er trug seinen großen Mantel über dem Arm, als er an den Wagen trat und machte eine kurze Entschuldigung, daß man gewartet habe. Das Licht fiel ihm in's Gesicht; er sah sehr erhitzt aus, was er lächelnd auch selbst zugab, indem er den Mantel anzog und sich neben den Kutscher setzte.

Das Thor ging auf und der Postwagen rollte von dannen. Anders ließ die Pferde sachte gehen, jetzt hatte es ja keine Eile mehr. Von Zeit zu Zeit schielte er nach dem Conducteur an seiner Seite, der noch still vor sich hin lächelte, während ihm der Wind durch das Haar fuhr.

Der Postillon lächelte auch auf seine Weise; er mochte wohl etwas ahnen.

Der Wind begleitete den Wagen bis zu einer Wendung des Weges und warf sich dann wieder über die Ebene und lange unheimliche Seufzer zogen durch die dürren Haidekrautbüschel. Der Fuchs lag auf dem Posten, Alles war genau berechnet, der Hase mußte bald kommen.

Drinnen in der Wirthsstube war Karen endlich wieder aufgetaucht und die Verwirrung legte sich allmälig. Der bekümmerte Bauer ward von dem Licht befreit und erhielt seine 63 Oere und die Handelsreisenden machten sich an den Hasenbraten.

Die Wirthsfrau wehklagte ein wenig, aber sie zankte Karen nicht aus, kein Mensch auf der Welt hätte Karen schelten können.

Ruhig und ohne sich zu übereilen ging sie einher, und die stille Gemüthlichkeit, die immer ihren Spuren folgte, breitete sich wieder über die trauliche halbdunkele Wirthsstube. Die beiden Fischhändler aber, die außer dem ersten noch einen zweiten Cognac zum Kaffee erhalten hatten, waren ganz von ihr eingenommen. Ihr sonst bleiches Gesicht war leicht geröthet und trug halbverborgen den Schimmer eines Lächelns, und wenn sie einmal die Augen aufschlug, fuhr es ihnen durch alle Glieder.

Als sie aber fühlte, daß die Augen der Männer sie verfolgten, ging sie in

das Zimmer, wo die Handelsreisenden saßen und machte sich daran, einige Theelöffel am Schenktisch zu putzen.

„Bemerkten Sie den Conducteur?" fragte der eine der Reisenden.

„Nein, ich sah ihn nur so im Vorübergehen; er ging wohl gleich wieder hinaus," erwiderte der Andere mit vollem Munde.

„Verteufelt hübscher Kerl! Ich habe seine Hochzeit mit gefeiert."

„So, ist er verheirathet?"

„Jawohl, seine Frau wohnt in Lemvig; ich glaube, sie haben zwei Kinder. Sie war die Tochter des Gastwirths in Ulstrup, und ich kam dort gerade am Hochzeitsabend an. Das war eine lustige Nacht, versichere ich Sie!"

Karen ließ die Theelöffel fallen und ging hinaus. Sie hörte nicht, was ihr in der Gaststube nachgerufen ward; sie ging über den Hof auf ihre Kammer, schloß die Thür ab und begann halb bewußtlos das Bett aufzumachen. Ihre Augen wurden starr in der Dunkelheit, sie faßte sich am Kopf, sie faßte sich vor die Brust — sie stöhnte — sie konnte nicht begreifen — nicht begreifen.

Als sie aber die Wirthsfrau kläglich: „Karen! liebe Karen!" rufen hörte, fuhr sie auf, zum Hofe hinaus, hinter das Haus, in die Haide.

Im Halblicht schlängelte sich der kleine Grasstreifen zwischen dem Haidekraut, als ob es ein Weg wäre; aber es war kein Weg, Niemand durfte es für einen Weg halten, denn er führte jählings an die Kante der großen Grube.

Der Hase schnellte empor, er hatte ein Plätschern gehört. Er rannte wie besessen in langen Sprüngen von dannen; bald mit zusammengezogenen Beinen, bald unglaublich langgestreckt hüpfte er wie eine fliegende Handharmonika über die Haide.

Der Fuchs streckte die spitze Schnauze empor und starrte erstaunt dem Hasen nach; er hatte das Plätschern nicht gehört. Denn nach allen Regeln der Kunst hatte er sich in einem tiefen Graben herangeschlichen, und da er sich keines Fehlers bewußt war, konnte er das Benehmen des Hasen durchaus nicht verstehen.

Lange stand er da mit emporgehobenem Kopf und gesenktem Hinterkörper, den buschigen Schwanz im Haidekraut versteckt; und er fing an darüber unschlüssig zu werden, ob die Hasen klüger, oder die Füchse dümmer geworden seien.

Aber als der Westwind eine lange Strecke gelaufen war, ging er in Nordwind über, dann ward er Ostwind, dann Südwind und kam zuletzt wieder über das Meer als Westwind, warf sich in die Dünen und lange unheimliche Seufzer zogen durch die dürren Haidekrautbüschel.

Aber da fehlten im Kraruper Kruge zwei verwunderte graue Augen und ein blauwollenes Kleid, das zu eng geworden war. Und die Wirthsfrau wehklagte mehr als gewöhnlich; sie konnte es nicht begreifen — Keiner konnte es begreifen — den Postillon Anders und noch Einen ausgenommen. —

— Wenn aber alte Leute der Jugend eine recht ernste Warnung ertheilen wollten, pflegten sie wohl so zu beginnen: „Es war einmal im Kraruper Kruge ein Mädchen Namens Karen."

Die Berliner Theater.

Berlin, den 8. Februar 1882.

Den Liebhabern der höheren dramatischen Dichtung hat die Saison in ihren verflossenen vier Monaten mehr Anregung und Unterhaltung geboten, als eine ihrer Vorgängerinnen seit Jahren. Außer jenen classischen Dramen, welche zum stehenden Repertoire des Theaters gehören und sich, wenigstens im Schauspielhause, bei jeder Aufführung des Zulaufs und des Beifalls einer andächtigen und ergriffenen Menge erfreuen, sind in dieser Zeit drei neue Tragödien: Kriemhild, von Adolf Wilbrandt; Die Karolinger, von Ernst von Wildenbruch; Die Patricierin, von Richard Voß, und eine Komödie von Calderon: Ueber allen Zauber Liebe, die bisher noch auf keiner deutschen Bühne erschienen war, dargestellt worden. Rechnet man dazu die beiden Bearbeitungen des Shakespeare'schen „Sturmes", die das National-Theater und das Victoria-Theater beinahe gleichzeitig brachten, so kann man billiger Weise kaum von einer Vernachlässigung der Poesie zu Gunsten der Schriftstellerei sprechen, die für den Tagesgebrauch der Bühne arbeitet.

Hätten nur die Erfolge annähernd den Bemühungen entsprochen! Aber die Chronik des Theaters muß zunächst die leidige Thatsache verzeichnen, daß der Director des Victoria-Theaters Ernst, dem wir die Aufführung des „Kaufmanns von Venedig", des „Sturmes", der „Karolinger", der „Patricierin", der „Medea" und der „Iphigenie" auf dieser bisher nur den lächerlichsten Feerien und Zauberpossen gewidmeten Bühne verdanken, sein Streben nach den Idealen mit einer beträchtlichen Einbuße seines Vermögens und der Schließung seines Theaters bezahlt hat. Und auch den Dichtern der hohen Tragödien, der aufgeführten wie der nicht aufgeführten, blieb eine Enttäuschung nicht erspart. Das Urtheil der Commission, welche über die Zuertheilung des Schillerpreises beräth, ging dahin, daß in dem Triennium vom 10. November 1878 bis zum 10. November 1881 kein des Preises würdiges Drama in Deutschland erschienen sei. Wie jedes Urtheil erfuhr auch dieses von den Einen Billigung, von den Andern Anfechtung. Sehr Viele waren der Meinung — und ich gehöre zu ihnen — daß Wildenbruch's „Karolinger", Herrig's „Konradin" des Preises eben so würdig seien, wie Nissel's „Agnes von Meran", das denselben am 10. November 1878 erhalten hatte. Mir will es überhaupt scheinen, als stände diese Preisertheilung zu dem wirklichen Theater in gar keiner Beziehung. Für das erfolgreichste, volksthümlichste, ergreifendste seiner Schauspiele, „Die Bluthochzeit", hat Albert Lindner keinen Preis erhalten, sondern für die schwächliche, an Ponsard's Vorbild sich anlehnende Römertragödie „Brutus und Collatinus". Von den bürgerlichen Schauspielen, den Komödien, die Jeder gesehen hat, die, und wenn auch nur für eine Woche, das Stadtgespräch in Berlin und Wien, in Hamburg und Frankfurt am Main gebildet haben, ist hier nie die Rede gewesen, obgleich sie einen Paragraphen des Statuts, welches die Ertheilung des Preises regelt: die Förderung lebendiger Bühnenwirksamkeit, in zweifelloserer Weise erfüllten, als die gekrönten die

andere Forderung — literarischen Werthes. Denn was ist literarischer Werth? Daß eine Posse, wie „Der Mann im Monde“ oder „Der jüngste Lieutenant“, keinen literarischen Werth hat, darüber sind wir ja Alle einig. Aber hat Putlitz's Schauspiel „Rolf Berndt“ weniger literarischen Werth, als Geibel's „Sophonisbe“? Gutzkow's „Urbild des Tartüffe“ weniger als Hebbel's „Judith“? Jeder wird diese Fragen nach seinem Geschmack entscheiden, allein der objective Kritiker wird diesen wie jenen Werken, in ihrer Sphäre, das Zugeständniß literarischen Werthes nicht verweigern. Die Urtheile der Schillerpreis-Commission würden eine bessere Aufnahme im Publicum finden und eine stärkere Wirkung auf die Dichtung ausüben, welche sich bemüht, für das wirkliche Theater zu schaffen, wenn die Preisrichter einfach aus den im Laufe des Trienniums aufgeführten Stücken dasjenige auswählten, das ihnen das würdigste und werthvollste zu sein scheint. Hier wäre, was so sehr zu wünschen ist, eine Berichtigung des Urtheils möglich, das im Theater von der leicht bewegten Menge im erregten Augenblick gefällt wird; dieser Wahrspruch stützte sich auf die volle Kenntniß des Gegenstandes, während die Preisrichter gar nicht im Stande sind, alle innerhalb dreier Jahre in Deutschland gedruckten dramatischen Werke auch nur durchzublättern, von den geschriebenen ganz zu schweigen.

Nicht mir allein sind diese oder ähnliche Gedanken gekommen: die Aufführung des Trauerspiels in drei Acten von Adolf Wilbrandt, „Kriemhild“, am Dienstag den 3. Januar 1882 im Schauspielhause mußte sie erregen, da es diese Dichtung in erster Reihe gewesen war, die Wilbrandt 1878 neben Anzengruber und Nissel den Preis erworben hat. Alle Dramen, die bis jetzt gekrönt worden sind: Hebbel's Nibelungen, Lindner's Brutus und Collatinus, Geibel's Sophonisbe, Kruse's Gräfin haben eine gewisse classische vornehme Form und eine schwungvolle Diction für sich: beide Vorzüge besitzt, durch beide besticht auch Wilbrandt's „Kriemhild“; was dagegen die Neuheit der Erfindung und die Originalität der Hauptgestalten betrifft, so steht sie, nach meiner Ansicht, sowohl hinter seinem „Gracchus“, wie hinter „Arria und Messalina“ zurück. Das Trauerspiel versucht die Nibelungensage, mit Ausscheidung aller Elemente des Wunders und der Phantastik, in die knappste dramatische Form zu bringen. Drei Acte zeigen uns nacheinander die liebende Kriemhild, die Umwandlung der Liebenden zur haßerfüllten Königin, die Rächerin. Kräftig und lebendig prägt sich der dramatische Vorgang in den ersten beiden Acten, in Einführung und Steigerung, aus, die Lösung freilich verläuft, den gewaltigen Massen des Völkerkampfes gegenüber, in durchaus epischer und auf der modernen Bühne wirkungsloser Weise. Wenn die fünf Burgunden Gunther, Gerenot und Giselher, Hagen und Volker sich in eine, auf dem weiten Hofe der Etzelsburg errichtete Capelle werfen und ihnen nun das gesammte Hunnenheer, drei Dutzend Mann stark, nachstürzt, so ist der Eindruck im Vergleich zu den gigantischen Vorstellungen, welche das Gedicht in unserer Phantasie erweckt, ein halbwegs komischer. Aber es macht sich bei dieser Umwandlung des Epischen in das Dramatische nicht nur die äußerliche Unzulänglichkeit der Darstellung geltend, auch die inneren Widersprüche treten schroff genug hervor, um in der Seele des Zuschauers keine volle Befriedigung aufkommen zu lassen. Wohl kann man mit dem Dichter von dem gehörnten Siegfried, dem erschlagenen Drachen, der Tarnkappe und dem Zauberschwert absehen, allein es ist unmöglich, den Zuschauern Siegfried's Tod und Kriemhild's Wesen ohne die Gestalt der Brunhild menschlich nahe zu rücken. So innig und stark ist die Erscheinung und das Geschick Brunhildens mit der ganzen Verwickelung verknüpft, daß es auch Wilbrandt nicht gelungen ist, sie völlig zu beseitigen. Unsichtbar beherrscht Brunhild, das „unholde“ Weib, wie ein Nachtdämon, für den Kenner des Gedichts, dennoch den ersten Act des Trauerspiels; Etzel und Siegfried reden wiederholt von der Abwesenden, die dem scheidenden Hunnenkönig nicht das Geleit von ihrem Hofe geben will; weil Siegfried das böse Wort, das er gegen sie beim Weingelage ausgestoßen hat, zurückzunehmen sich weigert, ermordet ihn Hagen. Das Alles ist begreiflich, wenn wir uns des Gedichts erinnern; es ist

unverständlich, sobald wir nichts von ihm wissen. Dann sind die Burgunden nur Neidlinge, die Siegfried's Ruhm begeifern und seine Kraft fürchten; Gunther, der den Mord des Freundes gestattet, ein „gemeiner König" und Hagen, der dem Ahnungslosen hinterrücks den Speer in den Rücken stößt, ein Erzschelm; was ihn im Gedichte auszeichnet: seine Lehnstreue, was hier seine That entschuldigt: Siegfried's Unverwundbarkeit, fallen im Trauerspiel fort. Siegfried ist ein Mann wie die Andern, sein Schwert ist ein Schwert, wie sie es tragen. Hebbel's Hagen kann mit einem gewissen Rechte sagen: „Den Recken hätte ich gefordert — allein er war vom Drachen nicht zu trennen, und Drachen schlägt man todt"; Wilbrandt's Hagen, der es nur mit dem Recken zu thun hat und dennoch den Unbewehrten heimtückisch anfällt, ist zugleich ein Neider und ein Feiger. Seine trotzige Heldenhaftigkeit im letzten Acte steht im Widerspruch mit seiner Mordthat im ersten. Aber nicht nur Siegfried, auch Kriemhild bedarf Brunhildens, der Gegensatz hebt sie. Auf sich allein angewiesen, bleiben viele Seiten ihres Wesens verborgen. Gegenüber der Gestalt des Epos erscheint die des Drama's verkürzt. In dem Gedicht sehen wir die Jungfrau, die liebende und stolze Gattin, die zur Furie gewordene Rächerin; Wilbrandt zeigt uns Kriemhild nur in einer Beleuchtung als überschwänglich liebendes Weib, das selbst in der Hinschlachtung ihrer Brüder und Stammesgenossen einzig dem Gebote des Gatten folgt, dessen Geist sie zu der Rachethat aufgefordert hat, und nach Verübung derselben am gebrochenen Herzen stirbt.

Diese Schwächen der Dichtung sind auf das Engste mit ihren Vorzügen, der Knappheit ihrer Form, der Durchsichtigkeit ihrer Vorgänge, aus denen, bis auf die gespenstische Erscheinung des Ermordeten im zweiten Acte, alles Mythische und Phantastische entfernt ist, der greifbaren Leiblichkeit ihrer Figuren verbunden. Ueberall merkt und empfindet man den modernen Menschen, den das Un- und Uebersinnliche der Hebbel'schen Nibelungen stört und der das Trauerspiel einzig aus dem Gegensatz und Widerstreit der Charaktere aufbauen will, in den Grenzen und Schranken dieser Welt. Die Anordnung hat gleichsam eine lakonische Kürze. Rasch hinter einander, in trefflichster Steigerung, folgen die Scenen im ersten Acte aufeinander: König Etzel in fröhlichster Weinlaune nimmt Abschied von den Burgunden, von seinem geliebten Bruder Siegfried und dessen Weibe Kriemhild; je mehr er Siegfried rühmt und über Brunhild spöttelt, desto mehr ergrimmen Hagen und Gunther, nur Giselher im Liebesgeflüster mit Dietlind, die ihrem Vater, Herrn Rüdeger, an den Rhein gefolgt ist, hört nichts von alledem; während dann Siegfried und Kriemhild Etzel und die Seinen durch den maiengrünen Wald geleiten, treten die Burgunden zur Verschwörung gegen Siegfried zusammen; in der hereinbrechenden Abenddämmerung halten Siegfried und Kriemhild unter der Linde Rast — ein entzückendes Liebesgespräch, von einer Frische und Wahrheit der Empfindung, die nicht einmal durch das hineinspielende Echo, so künstlich uns nachher die Erfindung dünkt, beeinträchtigt wird; nach der Entfernung Kriemhild's fordern die Burgunden, Gunther an ihrer Spitze, Siegfried zur Rechenschaft und Sühne wegen der Beleidigung Brunhildens auf, und da er sie zu geben sich weigert, ermordet ihn Hagen; der tödtlich Getroffene kann nur noch Rache rufen, ein Ruf, den das Echo wiederholt, Giselher, der träumend durch den Wald kommt, findet schon einen todten Mann und muß den Sippen Schweigen geloben; der Klang des Echo's, eine dunkle Angst führen Kriemhild zur Linde zurück, im bleichen Schein des Mondes liegt der Mann, den sie in der Fülle des Glücks und hochgemuthen Sinnes verlassen, im wilden Wald erschlagen. Dieser Act in seiner Geschlossenheit ist eine Tragödie für sich, lebensfreudig anhebend und erschütternd ausklingend, eine unaufhaltsam fortdrängende Handlung, im Wechsel der Scenen eine meisterhafte Gipfelung: es begreift sich, daß die folgenden Acte die Kühnheit und Originalität desselben nicht erreichen und statt die Wirkung des Ganzen zu steigern sie nur schwächen konnten. Ein Jahr ist seit Siegfried's Tode vergangen; wieder erneut sich der Tag desselben. Merkwürdig genug, die Burgunden kommen heut, an seinem Sarge, der auf der Stelle, wo Siegfried gestorben, steht, zu beten. Dort hat sich Kriemhild ein Waldhaus erbaut, in

dem sie einsam und ungesellig, rachedürstend, noch immer den Mörder des geliebten Mannes suchend, weilt. Zugleich mit den Burgunden ist Markgraf Rüdeger eingetroffen, als Bote König Etzel's, um die Wittwe Siegfried's für seinen Herrn zu werben. Schon in seinem Gespräch mit Giselher deutet er an, daß er die Burgunden für die Mörder des Helden hält, und wenn er auch vor Kriemhild seine Ueberzeugung weniger laut werden läßt und zur Versöhnung räth, erkennt sie doch seine innersten Gedanken und fühlt, daß sie sich mit den ihrigen begegnen. Ihrem Bruder Giselher weiß sie darauf durch List und Zorn, durch Klage und Trotz das unselige Geheimniß zu entreißen. Als die Burgunden nun zu Siegfried's Leichenfeier erscheinen, beschuldigt sie Hagen des Mordes und fordert Gunther auf, ihn zu strafen. Dreimal fordert sie, dreimal weist sie der König mit nichtiger Ausflucht zurück. Allein geblieben, dunklen Racheplänen nachsinnend, erwägt sie die Werbung Etzel's, durch sie zu ihrem blutigen Ziele zu kommen. Hin und her schwankend, ruft sie den Geist Siegfried's an, ihrem Willen die Bahn zu weisen. Der Geist erscheint, zweimal, und sie deutet die Bewegung seiner Rechten in ihrem Sinn. Nachdem sie den Markgrafen hat schwören lassen, ihr beizustehen, „geschäh' ihr Unrecht je im Hunnenland", willigt sie ein, Etzel's Weib zu werden. Ist in diesem Acte auch die dramatische Bewegung und der Fortgang der Handlung schwächer, als im ersten, so ist doch die Einheit derselben, die ansteigende Entwickelung der Scenen auseinander, nicht nur nach einander, noch gewahrt, während der dritte in lauter Einzelheiten auseinandergeht. Etzel, der im ersten Aufzug einen so breiten Raum eingenommen und durch seine Originalität die Theilnahme des Zuschauers gewonnen hat, tritt im dritten nur auf, seine burgundischen Gäste zu empfangen und zum Trinken einzuladen, um ihr Schicksal bekümmert er sich so wenig, daß er erst wieder erscheint, als der Kampf zwischen ihnen und seinen Hunnen schon in wilder Raserei tobt. Giselher's und Dietlind's Liebesgespräch, so naiv und herzig es für sich betrachtet ist, hat mitten in dem Graus des drohenden Gefechts einen unfreiwillig komischen Ausdruck — wie anders reden in einer gleich gespannten Situation Max und Thekla mit einander! eine Komik, die dadurch noch verstärkt wird, daß es auf den Ausgang der Handlung keinen Einfluß ausübt. Die vielen genrehaften Züge: Volker's Lied, die Charakteristik Blödel's, eines Bruders des Hunnenkönigs, die Einführung Gotelind's, der Frau Rüdeger's liefern nur den Beweis, daß dem Dichter der straffe dramatische Faden entfallen ist.

Die größte Schwäche der Dichtung liegt für mein Empfinden in dem ungewissen, schillernden Colorit, das Wilbrandt ihr gegeben. Seltsam mischt sich darin Minnepoesie, hier und dort ein Nachhall aus dem ungeheuerlichen Reckenton des alten Heldenliedes und modernes Gefühl, Alles auf die theatralische Wirkung zugespitzt. In diesem Punkte vor Allem steht sie Hebbel's „Nibelungen" nach, die das Halbdunkel der Zeit, den Gegensatz und die Verbindung germanischen Heidenthums mit der Mystik und dem Schauer des Christenthums bewunderungswürdig zum Ausdruck bringen. Auch Wilbrandt's „Kriemhild" löst die Quadratur dieses Kreises — aus dem Nibelungenepos ein Drama zu gestalten, das unserer Bühne und unsern modernen Anschauungen und Empfindungen, sowohl den künstlerischen wie den sittlichen, entspräche — nicht: ich wünschte, die Dichter wendeten sich fortan anderen Stoffen zu: auf diesem Gebiet hat sie Richard Wagner für ein Menschenalter aus dem Felde geschlagen. Die Darstellung auf der Bühne wurde den Schönheiten des Werkes nicht völlig gerecht, ich kann sie mir im Aeußerlichen stilvoller, im Vortrag schwungvoller denken; trotzdem hat das Trauerspiel eine Reihe von Vorstellungen erlebt, die das Urtheil der Schiller-Preis-Commission im Großen und Ganzen bestätigt haben.

Ein neuer, dem weiteren Publicum durchaus noch unbekannter Dichter, erschien Ernst von Wildenbruch Mittwoch, den 26. October 1881 mit seinem Trauerspiel in 4 Acten „Die Karolinger" auf der Bühne des Victoria-Theaters: zuerst ist das Werk in Meiningen, am 6. März 1881, aufgeführt worden. Engeren literarischen Kreisen hatte sich Wildenbruch schon durch zwei

Schlachtgedichte „Vionville“ und „Sedan“, die im Auftact und Accord an die bekannten Scherenberg'schen Gedichte erinnern, und eine Reihe von Schauspielen, die von Hand zu Hand gingen, als ein sprachbeherrschendes Talent voll lebhafter Empfindung und reicher Phantasie empfohlen. Diese Herrschaft über den sprachlichen Ausdruck, der leidenschaftliche Ton, die phantastische Bilderpracht, etwas wie ein Schiller'scher Anhauch sind es denn auch, welche „Die Karolinger“ vornehmlich auszeichnen. Der Schiller des Don Carlos würde wahrscheinlich in dieser durchaus idealistischen Weise die Kämpfe der Söhne Ludwig's des Frommen mit ihrem Vater und untereinander dargestellt, würde sich mit dieser äußerlichen und ungefähren Anlehnung an die Geschichte begnügt haben.

Dies ist im Umriß der Inhalt des Wildenbruch'schen Trauerspiels. Zu Worms, wo der fränkische Reichstag um den Kaiser Ludwig versammelt ist, trifft der Graf der spanischen Mark Bernhard ein, seine maurische Geliebte Hamatelliwa und der Sklave Abdallah begleiten ihn. Am Hofe, im Reichstage Zwietracht, hochgespannte Erbitterung. Die Theilung des Reiches, die der alte, schwache Kaiser vordem zu Aachen unter seine drei Söhne, Lothar, Ludwig und Pipin, beschlossen hat, wird er von seiner zweiten Gattin Judith zu Gunsten ihres Sohnes Karl in Worms zu ändern gedrängt. Die Geistlichen, an ihrer Spitze Wala der Abt von Corvey, suchen seinen schwankenden Willen bei der ersten Entscheidung festzuhalten; die Schmeicheleien der Gattin, der Anblick des Sohnes ziehen ihn auf die andere Seite hinüber. Ungestüm bricht Lothar's Feindschaft gegen den jungen, eben erst den Knabenjahren entwachsenen Stiefbruder und die Stiefmutter in hitzigen und herausfordernden Worten aus, Ludwig und die fränkischen Adeligen stimmen ihm zu. In ihrer Verzweiflung fleht Judith, die an dem entschlußlosen Kaiser keine feste Stütze findet und selbst für das Leben ihres Sohnes fürchten muß, den Himmel um einen Mann und Beschützer an: „O Welt der Feiglinge, die sich verschwören wider eine Frau! So viele tausend Männer und kein Mann!“ Dieser Mann will Bernhard sein, er bietet ihr seine Treue, seine Dienste und sein Schwert an, noch mehr, er wagt es, der Kaiserin seine Liebe zu gestehen. Vor siebzehn Jahren hat er sie einmal gesehen, gerade an dem Tage, als Ludwig sie zur Gemahlin wählte, ihr Bild im Herzen ist er nach den Pyrenäen gezogen, im Kampfe mit den Arabern seine Leidenschaft auszutoben. Judith nimmt sein Anerbieten an und reicht ihm zum Zeichen ihres Vertrauens und ihrer Huld die Hand. Zwei hochgeartete ehrgeizige Menschen stellt der Dichter in Judith und Bernhard dar, gleichsam das Weib und den Mann, die von Anbeginn für und zu einander gehören und sich suchen und finden, gleichviel auf welchem Wege. Aber dieselbe Mischung von Ehrgeiz und Leidenschaft, die das Wesen beider ausmacht, die sie über ihre Umgebung erhebt, trübt sie auch zugleich. Der Zuschauer weiß nie, aus welchem Motiv sie handeln; was ist Bernhard die Liebe? Mehr, als eine Staffel, um die Herrschaft des Reiches zu erlangen? Und wird Judith, die liebende Mutter, in dem entscheidenden Augenblick nicht den Sohn dem Geliebten vorziehen? Shakespeare's Edmund, der dem Dichter als Muster für seinen Helden vorgeschwebt, ist gegenüber diesem Bernhard ein durchsichtiger Charakter, nur sein Ehrgeiz nimmt, Regan und Goneril zu täuschen, die Maske der Liebe vor. Mit der Naivetät des dramatischen Dichters kümmert sich Wildenbruch nicht weiter um die tiefere Motivirung der Gestalten: er gebraucht die Liebe wie den Ehrgeiz und spielt bald auf dieser, bald auf jener Saite, wie es ihm für die Situation am besten paßt. Im zweiten Acte, der ein theatralisch wirksames Bild des Reichstages zu Worms entrollt, ist Bernhard ganz auf Ehrgeiz gestimmt. Zwei maurische Ritter sind zu ihm gekommen, von ihm die Auslieferung Hamatelliwa's, der Tochter ihres Emirs, zu fordern; sie lassen merken, daß sie noch an einen andern Herrn des Hofes, an den König Lothar, eine Botschaft haben. Für die Offenbarung dieser Botschaft verspricht Bernhard, ihnen die Maurin, deren er längst überdrüssig geworden, zu übergeben; so erfährt er, daß der König Pipin mit einem Heere eine Tagesreise vor Worms steht, bereit, über seinen Vater herzufallen, wenn dieser die in Aachen

feierlich gelobte Theilung aufheben sollte. Auf dem Reichstage klagt Bernhard nun, mit dieser Kunde bewaffnet, Lothar und Ludwig des Verrathes an, reißt den Kaiser mit sich fort, der im Beisein der Großen seinen jüngsten Sohn, den älteren zum Trotz, zum Könige krönt, und sprengt die Versammlung. Der leidenschaftlich und verbrecherisch Liebende kommt im dritten Acte zum Worte. Er will das Hinderniß, das sich zwischen ihn und Judith drängt — „dies grauhaarige, das seiner greisen Tage dürft'gen Rest auf Borg vom Leben hat" — den armen Kaiser Ludwig aus dem Leben schaffen. Abdallah, der Sklave, kennt ein schleichendes Gift und wird es ihm verschaffen. Auch hier klafft wieder in der Motivirung eine Lücke. Wie kömmt Bernhard dazu, diesem Mauren sein Vertrauen zu schenken? Einem Sklaven, der ihm wie sein Schatten folgt, dessen Unheimlichkeit und aufopfernde Hingabe für Hamatelliwa ihn eher erschrecken müßten? Inzwischen haben die arabischen Sendboten die Unglückliche aufgefunden und wollen sie fortführen. Um Schutz flehend wirft sie sich dem jungen Karl zu Füßen. Da erscheint Bernhard. Hat sie ihn nicht im Garten vor Kurzem in den Armen eines Weibes gesehen? Als er sie, unbarmherzig ihre und des Prinzen Bitte zurückweisend, den Rittern ihres Vaters übergeben will, hält sie ihm seine Treulosigkeit vor. Um ihre weiteren Enthüllungen zu hindern, welche die Kaiserin des Ehebruchs zu beschuldigen drohen, stößt er ihr den Dolch in's Herz. Unmittelbar darauf erscheinen die drei Herolde der Könige Lothar, Pipin und Ludwig, ihren Vater und ihren jüngsten Bruder zum Kampf auf das rothe Feld bei Colmar zu laden. Von der dramatischen Bewegung, der kühnen Gestaltung und der Wirkung dieses Actes kann eine solche knappe Erzählung, kann selbst die Lectüre des Stückes keine rechte Vorstellung geben. Dem Leser drängt sich die Unwahrscheinlichkeit, die jähe Ueberstürzung der Vorgänge viel schroffer auf, als dem Zuschauer, den das Bild vor seinen Augen blendet und die Leidenschaft des Dichters in ihren Bann zwingt. Abdallah's Gift hat gewirkt. Der Kaiser liegt hinwelkend im Sterben. Aber auch der Argwohn Karl's, den das Geständniß des maurischen Mädchens und Bernhard's blutige That, ihm den Mund zu schließen, erregt haben, ist in seiner Seele gewachsen, er betrachtet seine Mutter mit Mißtrauen. Diese Scenen spielen sich, bei dem Beginn des vierten Actes, im Zelte auf dem Felde bei Colmar ab. Gegenüber erheben sich die Zelte Lothar's und Ludwig's. Geschickt hat es Bernhard verstanden, die Großen im kaiserlichen Heere für seine Pläne zu gewinnen und das Gerücht zu verbreiten, der Kaiser sei von seinen ungerathenen Söhnen vergiftet worden; unmittelbar nach Ludwig's Tode will er den jungen Karl zum Kaiser ausrufen lassen und in seinem Namen die Herrschaft führen. Da trifft ihn die Nemesis. Von Lothar und Ludwig dem Deutschen gesandt, erscheint der alte Abt Wala im Zelt, er bringt ihrem Bruder die Kunde von ihrer versöhnlichen Gesinnung und zugleich von der Verrätherei und Unthat Bernhard's; der Maure Abdallah ist im jenseitigen Lager und hat dort den Frevel bekannt. Zwischen Mutter und Sohn bricht ein leidenschaftliches, ungeheuerliches Gespräch aus: der Sohn ist immer im Begriff, der Mutter den Bruch der Ehe, die Ermordung des Gatten vorzuwerfen; von ihrem Schuldbewußtsein ergriffen, sinkt Judith in die Kniee: „Schrecklicher Sohn! Gott, sprich zu ihm!" und Karl darauf: „Der Gott in meiner Brust ist todt!" Darüber kommen Lothar und Ludwig, dem sterbenden Kaiser ihre letzte Ehrfurcht zu erweisen. Die Leiche des Todten wird hereingetragen. Bernhard, der die Söhne des Mordes bezichtigt, wird durch das Zeugniß Abdallah's überführt: die Wittwe des Kaisers soll über ihn das Todesurtheil sprechen. Ohnmächtig bricht Judith zusammen, im kurzen Kampfe tödten die Karolinger Bernhard.

Aus der geschichtlichen Ueberlieferung hat der Dichter, wie man sieht, nur die allgemeinen Züge genommen: den Zwist im Hause der Karolinger, die Verbindung Judith's mit Bernhard, dem Markgrafen von Barcelona, und dieselben idealistisch verwerthet, gerade wie er die Gestalten und Charaktere mehr auf das Allgemeine als das Charakteristische hin betrachtet. Die Begebenheiten auf dem Lügenfelde zu Colmar hat er durchaus umgeändert und sie mit Ludwig's Tode in unmittelbare Ver-

bindung gesetzt, obwohl ein Zeitraum von sieben Jahren beide Ereignisse trennt; von den realistischen Zügen der Zeit, die uns Nithard's Chronik aufbewahrt, hat er nicht einen einzigen benutzt. Dafür kommen die großen Gegensätze zu einem starken, auch für uns noch verständlichen und ergreifenden Ausdruck. Trotz der Unwahrscheinlichkeit in der Verbindung der einzelnen Vorgänge und der schwachen Motivirung gerade der entscheidenden Handlungen hat das Trauerspiel, für den Zuschauer, eine strenge Folgerichtigkeit. Die schnelle Bewegung, die lebhafte Steigerung, das Herauswachsen der Scenen auseinander im zweiten und dritten Acte, deren Bau am glücklichsten gelungen ist, verfehlen ihren Eindruck nicht. Mehr noch der Instinct als die Kunst des Dramatikers offenbart sich in dem Werke; die Originalität und das Feuer der Sprache geben den Situationen, die schon an sich stark und kühn erfaßt sind, noch einen höheren Glanz.

Geringer an Werth und schwächer in der Wirkung erwies sich das Trauerspiel in 5 Aufzügen „Die Patricierin" von Richard Voß, das während eines Gastspiels des Frls. Clara Ziegler, Sonnabend, den 5. November 1881, zum ersten Male auf der Bühne des Victoria-Theaters aufgeführt wurde. Die historische Grundlage bildet der Sklaven- und Gladiatorenaufstand des Spartacus gegen die Römer in den Jahren 73—71 vor Christi Geburt. Leider entspricht die von dem Dichter erfundene Fabel weder den Zuständen noch den Menschen jener Zeit. In seiner Heldin, der Gattin des Marcus Licinius Crassus, Metella, stellt er eine Art vorzeitiger Messalina dar, eine durchaus moderne Figur, die ihren Ekel an der Welt und am Leben von Schopenhauer und Hartmann, ihre freche Sinnlichkeit und ihre abenteuerliche Begierden aus französischen Romanen und Dramen entlehnt. Trotz der Volksscenen und der politischen Unterhaltungen über Rom's Größe und Verfall — eine solche Rede ist dem Cicero in den Mund gelegt, der in der Schilderung des Dichters halb als Hofnarr, halb als pathetischer Declamator erscheint — läuft das Ganze auf eine ebenso unwahrscheinliche wie unerquickliche Liebesgeschichte zwischen Metella und Spartacus hinaus. Weil sie ihn gezwungen hat, bei einem Gladiatorenspiel den eigenen Bruder zu tödten, hat Spartacus dieser Frau den Tod geschworen; als sie ihm aber bei dem Ausbruch des Aufstandes in Capua in die Hand fällt, verschont er sie nicht nur, sondern hält sogar in der Nacht, nach dem Aufstande, eine romantisch-leidenschaftliche Zwiesprache mit ihr. Spartacus hatte ein Stelldichein mit der schönen Hero, einer Sklavin der Metella, verabredet und die Patricierin zwingt die Dienerin, ihr den Platz zu räumen. Natürlich betrachtet Metella seit dieser Stunde Hero mit glühender Eifersucht und ergreift die erste Gelegenheit, sich durch Gift von der Nebenbuhlerin zu befreien. Unmittelbar nach diesem Verbrechen ergeht sie sich wieder in phantastischen Entzückungen mit Spartacus, der aus seinem Lager in das der Römer herübergekommen ist und erst durch den Anblick der Leiche des schönen Griechenmädchens zur Besinnung gebracht wird. Daß Held und Heldin nach dieser Scene sterben, verlangt das Gesetz des Trauerspiels, schade nur, daß Furcht und Mitleid ausbleiben, die sie uns nach eben diesem Gesetz einflößen sollen. Im Vergleich zu dieser Dichtung, der sowohl in den Vorfällen wie in den Charakteren jede Wahrscheinlichkeit abgeht, besitzt die Tragödie des Franzosen Saurin „Spartacus", aus dem Jahre 1760, trotz ihrer akademischen Nüchternheit und Steifheit, einen viel lebendigeren römischen Ausdruck. Die Sprache wie die Phantasie unseres Dichters scheinen sich noch im Gährungsproceß zu befinden, ein wildes Begehren ohne schöpferische Kraft, die wunderlichen Situationen, welche die eine ersinnt, stehen mit den Uebertreibungen der anderen im innigsten Zusammenhang, überall fehlt die Klarheit und das Maß des Schönen.

Einen gleich geringen Erfolg hatte der Versuch Otto Devrient's, ein Festspiel Calderon's „Ueber allen Zauber Liebe" für die moderne Bühne zu bearbeiten. Das „phantastische Schauspiel in 3 Aufzügen", mit der Musik von E. Lassen, hatte in Weimar, wo es im November 1881 aufgeführt worden war, Beifall gefunden; die kleinen Hoftheater mit ihrem stehenden Publicum sind solchen

Experimenten durchweg günstiger, als die zweiten Theater der Hauptstädte. Wochenlang bildete in Weimar die Einstudirung des Schauspiels den Stoff des Gesprächs für die große wie für die kleine Gesellschaft; in Ermangelung größerer Ereignisse ward die Aufführung des Stückes zu einem Ereigniß, daran ein Jeder Theil nahm. Man konnte sich in die gute Zeit des deutschen Theaters zurückversetzt glauben, wieder wie zu König Philipp's IV. Tagen ward „Ueber allen Zauber Liebe“ ein Festspiel. Nichts von alledem in Berlin. Ein ironisch gestimmtes Publicum sieht in der Calderon'schen Schilderung der Liebe des Ulysses zu der Zauberin Circe, von der er nur durch das Erscheinen des Schattens des Achilles geheilt wird, einen prächtigen Stoff für eine Operette, in der Weise der „Schönen Helena“, mit Walzer- und Cancanmelodien, fühlt sich aber von der lyrischen Schönrednerei der Heldin wie des Helden bald gelangweilt. Die Motive der Eifersucht und des Wettstreites der Liebhaber — Arsidas, der wegen Circe's, Lysidas, der wegen Flerida's dem Ulysses grollt — mit denen Calderon durchaus im Sinne und Geschmack seiner spanischen Zuschauer seinen Vorwurf anmuthig erweitert, erwecken in uns keinen Nachklang mehr. In dem Theatersaal des Buen Retiro erkannte die Hofgesellschaft, Herren wie Damen, in den dichterischen Gestalten sich wieder, für uns sind die Einen wie die Anderen zu gleichgültigen Schatten geworden. Der einsame Leser, der dem Stücke El mayor encanto Amor in Calderon's prächtiger Sprache oder in Aug. Wilh. Schlegel's trefflicher Uebersetzung eine Stunde widmet, wird von dem phantastischen Spiel, den bunten Erscheinungen, dem Witz und dem Bilderreichthum der Verse gefälliger angemuthet werden als der Zuschauer, dem diese Löwen und Riesen, diese in Bäume verwandelten Liebenden, Galathea auf ihrem Wagen mit Tritonen und Nereiden in der dürftigsten Unzulänglichkeit entgegentreten. Um glänzen zu können, müssen die Calderon'schen Wunder ein naives Publicum haben. Selbst in der Zeit, wo das spanische Drama über den Kreis der Literarhistoriker und der Hochgebildeten in Deutschland hinausgedrungen war, hat es auf der Bühne sich niemals zu behaupten vermocht, von dem überwältigenden Reichthum der dramatischen Literatur der Spanier ist nur ein einziges Werk, Moreto's „Trotz wider Trotz“ in der West'schen Bearbeitung als „Donna Diana“, auf der deutschen Bühne ewig jung und ewig neu geblieben. „Ueber allen Zauber Liebe“ kann sich in keiner Weise mit dieser Musterkomödie vergleichen und schwerlich dürfte der Versuch, den das Victoria-Theater am Sonnabend den 21. Januar mit der Aufführung der Devrient'schen Arbeit wagte, auf Nachfolge rechnen.

Den Trauerspielen, ihrer Wirkung wie ihrem Werth gegenüber hatte diesmal die Komödie einen schweren Stand. In die jetzt so beliebt gewordene Herabsetzung des Lustspiels, der Werke, die nichts als die heitere Unterhaltung des Publicums bezwecken und, wie man höhnisch bemerkt, mit dem Ende der Saison für immer verschwinden, vermag ich nicht einzustimmen. Sie entspringt einer vollkommenen Unkenntniß des Theaterbedürfnisses. Kotzebue und Iffland gehören gerade so gut zum deutschen Theater, wie Schiller und Goethe; Charlotte Birch-Pfeiffer und Roderich Benedix sind die Mitstrebenden von Gutzkow und Hebbel, Thorheit, sie aus der Geschichte der modernen Bühne streichen zu wollen. Mit keiner Theorie, mit dem Idealismus so wenig wie mit dem Naturalismus, wird man um die Aufgabe herumkommen, der Menge, die sich in das Theater drängt, Anregung und Zerstreuung zu gewähren. Eine Bühne, die nur über ein classisches Repertoire verfügte, würde sich bald von Allen verlassen sehen. Die geringe Waare bedingt den Markt, nicht ein Dutzend Prachtexemplare. Aber es ist eine alte Geschichte, daß diejenigen, die nicht tanzen können, über die Kunst des Tänzers die Achseln zucken. Diesmal ist es indeß in der That keinem Komödiendichter gelungen, einen ersten Preis, auch nur hinsichtlich des vorübergehenden Erfolges zu gewinnen.

Gustav zu Putlitz, der im Herbste 1879 mit seinem „Rolf Berndt“ die Höhe seiner Kunst erreicht, hat diesem Schauspiel, vielleicht zu rasch „Die Idealisten folgen lassen, die am Dienstag den 8. November 1881 im Schau-

spielhause zum ersten Male aufgeführt wurden. Zu rasch, weil er sein Problem und seine Fabel nicht tief genug durchdacht, weil andererseits wir, noch unter dem Eindruck von „Rolf Berndt“, unsere Erwartungen zu hoch gespannt. Putlitz's „Idealisten“ begegnen sich in der Idee mit Ernst Wichert's „Realisten“ (1874) und dem noch älteren Stück Eduard Tempeltey's „Daheim“. Allen gemeinsam ist das Hereinspielen der Fremde, der Gegensatz der idealistischen und der realistischen Weltanschauung. Nur schade, daß keiner dieser Dichter sein Thema in interessanten Figuren, in symbolischer Handlung durchzuführen gewußt hat. Das neue Schauspiel leidet zumeist an seiner Liebenswürdigkeit. Keine Person hat, wie man so sagt, den Teufel im Leibe, kein Gegensatz arbeitet auf einen stärkeren Conflict hin. Ein hübsches junges Mädchen, Eva, irrt sich in seinem Herzen: es glaubt, den Arzt, der ihm das Leben gerettet hat, lieben zu müssen und auch zu lieben, während es doch in Wahrheit den Vetter, einen flotten Officier, liebt; die Stiefmutter Eva's, die reiche und anmuthige Wittwe Helene, die ihrerseits den Doctor Bernhard verehrt und ihn gern mit ihrer Hand beglücken möchte, traut ihren Reizen nicht und will der Zukunft der Tochter nicht hindernd im Wege stehen; Bernhard endlich wagt nicht, weil er arm ist, um die reiche Wittwe zu werben und beschließt, um der Versuchung zu entgehen, dem Antrag eines Holländers zu folgen, der ihn liebgewonnen hat, und ihn nach Batavia zu begleiten. Dieser Holländer, ein mehrfacher Millionär, der sich zuerst charakteristisch, vom Fuß zur Sohle ein eingefleischter Materialist und Feind der deutschen Sentimentalität, einführt, dem die klingende Münze als einziger Werthmesser im Leben gilt, entpuppt sich zu seinem Schaden im Verlauf des Stücks als der Vater Bernhard's: er hat die Mutter verlassen und in der Fremde sein Glück gemacht, während der Clavierlehrer Bach und die alte Sanna sich der Waise angenommen haben. Nach dieser Erkenntniß läßt van Halden die Maske des Versuchers fallen und fängt, wie der richtige sentimentale Deutsche, nach Familienglück und dem häuslichen Herde zu seufzen an. So trefflich das Mißverständniß in der Komödie wirkt, so verderblich erweist es sich in den meisten Fällen für das Schauspiel. Hier erwartet der Zuschauer einen Conflict aus der Handlung oder dem Charakter heraus; je leichter er in den „Idealisten“ das ganze Gewebe von Mißverständnissen übersieht, desto schneller erkaltet seine Theilnahme. Die liebevolle humoristische Schilderung des Zuständlichen, die breite Ausmalung der Figuren der Pflegeeltern Bernhard's sind nicht im Stande, den Mangel einer bewegten Fabel und energischer, sich bekämpfender Charaktere zu ersetzen. Eine Reihe der gefälligsten Genrebilder macht eben noch kein Drama aus.

Zwei Dichter, deren Werke wir bisher nur auf der Bühne des Schauspielhauses zu sehen gewohnt waren, Paul Lindau und Hugo Bürger, sind diesmal nicht zu ihrem Vortheil auf dem Wallner-Theater erschienen. Noch ehe der Zuschauer sich eines Fehlers oder Mangels in ihren Komödien recht bewußt geworden, empfand er, daß ihnen der Genius des Ortes widerstrebe. Denn jene kleinbürgerliche Harmlosigkeit, welche die Seele der L'Arronge'schen Lustspiele ist und in den Künstlern des Wallner-Theaters ihre leibliche Erscheinung findet, geht Lindau wie Bürger ab; ihr Streben richtet sich auf die Darstellung der Gesellschaft der oberen Zehntausend, sie wurzeln im Salon, im hauptstädtischen Treiben. Im Wallner-Theater fehlt ihren Handlungen das Verständniß, ihrem Dialog der Resonanzboden, ihren Figuren die passende Verkörperung und Beleuchtung. Noch schwerer als Bürger's „Jourfix“, hat Lindau's „Jungbrunnen“, Lustspiel in 4 Acten, Freitag den 23. December 1881 zum ersten Male aufgeführt, dies empfunden. „Jungbrunnen“ ist eine Komödie mit sentimentalischem Anhauch, wie „Johannistrieb“. Wie an jeder schärferen Satire, jeder stärkeren Beziehung auf Tagesfragen gebricht es ihr zugleich an einer bewegteren Fabel, an dem bunteren Wechsel der Situationen. Die eingehende Schilderung der Charaktere soll dafür eintreten. Nur daß in dieser breiten Ausführung der verschiedenen Charaktere, eines zerstreuten Professors der Archäologie, dessen Steckenpferd die Fontana Trevi ist, seines lustigen, ein wenig verbummelten Famulus, einer

ehemaligen tragischen Schauspielerin, die jetzt die würdige Gattin des Professors ist, eines früheren Tenoristen, der seine Frau wiederfindet, die Idee des Ganzen mehr verdunkelt als offenbart wird und die Handlung ihren Mittelpunkt verliert. Statt einer dramatischen Fabel haben wir eine Aufeinanderfolge von Scenen: die Uebersetzung einer Stelle aus dem Frontin, das Zusammentreffen der beiden Freunde, des Professors Reißner und des Tenoristen Thiemann, einen Blick hinter die Coulissen des Theaters am Abend einer Festvorstellung. So ergötzlich diese einzelnen Vorfälle geschildert sind, voll Humor und scharfer Beobachtung, so schwach ist das Band, das sie verbindet. Noch mehr, die Thatsache, um die sich Alles dreht, ist eine durchaus unwahrscheinliche. Frau Friederike wird von dem Intendanten des Hoftheaters aufgefordert, an einem Jubiläumstage des Instituts einen Prolog zu sprechen — und nun sollen wir es für möglich halten, daß diese Frau, die vor achtzehn Jahren der Stern der Bühne gewesen, die jetzt als Frau Professorin in der besten Gesellschaft der Stadt eine Rolle spielt, mit der Recitation des Prologs eine vollkommene Niederlage erlebt, vom Publicum ohne Beifall empfangen und entlassen und von der Kritik verhöhnt wird. Will der Dichter uns die Vergangenheit, die Jugend als den „Jungbrunnen" bezeichnen, in dem wir, hinabtauchend, neue Frische und Kraft gewinnen, so widerspricht das Beispiel Friederikens seiner Absicht: sie wird für ihre Anhänglichkeit an ihre Theatererinnerungen, für den Versuch, noch einmal aus diesem Brunnen schöpfen zu wollen, grausam bestraft. Auf der Bühne des Wallner-Theaters wirkte diese Fabel, diese Figuren geradezu befremdlich, weder von den Künstlern noch von dem Publicum wurde das Feine und Humoristische in ihnen verstanden, indem nur die Aeußerlichkeiten betont wurden, kam statt eines in den Farben sanft ausgeglichenen Bildes ein verdrießliches Zerrbild heraus.

Hugo Bürger's Lustspiel in 4 Acten „Der Jourfix" — hätte es das deutsche Wort „Der Empfangsabend" nicht ebenso gut gethan? — wurde am Sonnabend den 14. Januar zum ersten Male aufgeführt und fand wegen seines zweiten drastisch wirkenden Aufzuges eine beifällige Aufnahme: kritisch betrachtet, leidet es an derselben Inhaltlosigkeit und Zerfahrenheit der Composition wie die Lindau'sche Komödie. Ein großer Vorzug der früheren Werke Bürger's war für mich gerade die Geschlossenheit ihrer Fabeln, das Streben, eine wahrhaft dramatische Handlung zu gestalten, in diesem neuesten Lustspiel dagegen laufen Scenen und Figuren bunt und lustig, ohne jeden Zusammenhang durcheinander. Sein eigenes Werk gleicht auf ein Haar den lächerlichen Gesellschaftsabenden, die er verspotten will. Der erste Act führt uns in die Wohnung eines jungen Doctors, Emil Volkart, der in Jüterbog ein trefflicher, seinen wissenschaftlichen Studien und seiner gemüthlichen Häuslichkeit lebender Arzt war und der in Berlin in das ödeste und leerste Gesellschaftsleben gerathen ist. Seine Frau ist unglücklich darüber; sie benutzt die vielen Stunden, die er ohne sie, im Club, in Gesellschaften zubringt, ein wissenschaftliches Werk, das er begonnen und fast vollendet hat, zu ordnen und in's Reine zu schreiben; einen Freund ihres Mannes, einen Afrika-Reisenden, Alfred Müller, der eben heimgekehrt ist, zieht sie in ihr Geheimniß und beschwört ihn, ihren Gatten zu retten. Von diesem Verhältniß, das dem Anschein nach die Grundlage des Ganzen bilden und die Absicht des Komödiendichters: den Sieg der Gemüthlichkeit über den leeren Prunk der großen Gesellschaft, der Bildung über das hohle Geschwätz des Salons, der wahren Freundschaft über die falsche Freundschaft und das Händeschütteln mit Herr und Frau Toutlemonde zum Ausdruck bringen soll, ist in den übrigen Acten nur noch einmal die Rede, als nämlich Volkart eine größere Summe verspielt hat und mit dem Honorar des von Sophien abgeschriebenen Werkes dieselbe bezahlt. Eine andere Geschichte, die noch dazu außerhalb des ganzen, von dem Titel angedeuteten Ideenkreises bleibt, tritt mit dem zweiten Act in den Vordergrund. Auf dem „Jourfix" der Frau Adele Buchholz verliebt sich der Afrika-Reisende in die Tochter des Hauses. Hedwig ist ein echt Bürger'scher, liebenswürdiger und neckischer Backfisch, die Liebesscene, anknüpfend an Desdemona's Neigung zu Othello und das Thema: „sie liebte mich, weil ich Gefahr

bestanden, ich liebte sie um ihres Mitleids willen", gefällig variirend, im besten Bürger'schen Stil. Der Vater, der wackere, reich gewordene Rentier Otto Buchholz, dem der Salon und die Geistreichigkeit und die Gesellschaft seiner Frau eigentlich ein Gräuel sind, hätte gegen die Verbindung Beider nichts einzuwenden, die Mutter dagegen möchte die Tochter lieber mit dem Bojaren Georgios Botuschanu verheirathen und ist überhaupt dem Dr. Müller nicht wohlgesinnt, da er sie vor ihrer Verheirathung als arme Künstlerin gekannt hat. Man sollte meinen, für eine Komödie hätte der Verfasser Fäden genug in der Hand; weit gefehlt, er erfindet noch eine neue Verwickelung. Georgios Botuschanu beschützt in allen Ehren junge Künstlerinnen, als er eine dieser aufblühenden Zierden der Zukunftsoper nach Hause gefahren, hat er wegen des Fahrgeldes mit dem Droschkenkutscher Streit bekommen und ist vor das Schöffengericht zur Verantwortung geladen worden: einer der Schöffen ist Herr Otto Buchholz. Es wäre unmöglich, alle Einzelheiten des Lustspiels zu erzählen, ohne den Leser zu ermüden. Was auf der Bühne noch halbwegs wie ein Scherz aussieht, die Symphonie mit den zwei Paukenschlägen, das als Hymnus gesungene Recept, die Benutzung von Preiscouranten, um der Geliebten die Stunde des Stelldicheins anzuzeigen, wird in der nüchternen Berichterstattung zur Fadheit. Dies tolle Imbroglio dient keiner andern Absicht, als aus Hedwig und Alfred ein Paar zu machen. Der etwaige moralische oder satirische Gedanke, der dem Dichter bei dem Entwurfe vorschweben mochte, ist ihm in diesem Scenenwirrwarr verloren gegangen. Wenn die Probe eines guten Drama's darin besteht, daß seine Fabel in wenigen Worten erzählt werden kann, so ist Bürger's Komödie gar nicht in diese Kunstform zu rechnen. Weder in den Charakteren Originalität und Entwickelung, noch in der Scenenreihe Folgerichtigkeit und Steigerung. In dem zweiten Acte pulsirt wenigstens eine Ader dramatischen Lebens und die burleske Schilderung eines Empfangsabends, zu dem gewisse allgemein bekannte Berliner Salons das unerfreuliche Vorbild gegeben haben, mit der anmuthigen Liebesscene als Gegenstück verräth, was der Satiriker ursprünglich beabsichtigte, was der Dichter könnte, wenn er seine Stoffe gründlicher durchdenken, seine Figuren vertiefen und seine Handlungen von allem überflüssigen, die Hauptsache überwuchernden Beiwerk befreien wollte.

Die ganze Unfertigkeit unserer dramatischen Technik, die Unfähigkeit auch unserer besseren Dichter aus einer Fülle gleichgültiger Vorfälle und Erfindungen den tragischen oder komischen Kern herauszuarbeiten, offenbart sich, sobald mit ihren bürgerlichen Schauspielen oder Lustspielen zugleich ein französisches Drama auf einem unserer Theater, selbst in der unzulänglichsten Weise, zur Darstellung kommt. Die Zeit der großen Schöpfungen scheint für Alexander Dumas, wie für Victorien Sardou vorüber zu sein, dennoch beweisen des Ersteren dreiactiges Drama „Die Prinzessin von Bagdad", am Freitag den 25. November 1881 im National-Theater aufgeführt und des Letzteren Schauspiel in 4 Acten „Odette", im Residenz-Theater am Sonnabend den 4. Februar zum ersten Male gespielt, einen Scharfblick für das Ergreifende und Fesselnde, eine Kunst der dramatischen Gestaltung, die unter uns Niemand besitzt. Zwei Bedenken sind von vornherein zuzugeben: die auf die Spitze getriebene Unwahrscheinlichkeit der Handlung einer- und das leidige Ehebruchsmotiv andererseits. Hat man aber in diesen Punkten sich den Dichtern gefügt, welch' lebendige Figuren, welch' kunstvoll ausgearbeitete Scenen begegnen uns dann! Wie viele das Gemüth oder den Verstand beschäftigenden Fragen werden aufgeworfen, wie stark werden wir in Mitleidenschaft gezogen, wie sind alle Hilfsmittel des Theaters, alle Hebel der Spannung in Bewegung gesetzt! Beiden Stücken ist der Ehebruch und die Mutterliebe gemeinsam, das sind die zwei Pole, um die beide treiben; im Uebrigen trägt ein jedes den eigenartigen Stempel seines Urhebers. Dumas' „Prinzessin von Bagdad" ist ein Drama der knappsten Form; im Grunde nur drei Personen; die Fabel, die Charaktere, die Reden auf das Aeußerste zugespitzt, ohne verbindende Mittelglieder; ein Stück ohne Kunstpausen, ein einziger Wirbelwind. Die Voraussetzungen so abenteuerlich

wie möglich: Lionette ist die Tochter eines „Königs von Bagdad“ und einer hübschen Pariserin aus dem Volke, in allem Luxus erzogen, verschwenderisch, phantastisch, nicht ohne Sitten, aber ohne jedes tiefere ethische Empfinden. Ihr Vater ist gestorben, eine Frau, der ihre Erziehung anvertraut war, hat die Millionen, die der König der Tochter hinterlassen, zum guten Theil für sich eingesteckt, dennoch hat ein reicher junger Mann, Jean de Hun, seiner Familie zum Trotz, das reizende Mädchen geheirathet. In achtjähriger Ehe, da weder er noch sie zu rechnen verstehen, haben beide ihr Vermögen durchgebracht und sehen sich jetzt von der Noth bedroht, von ihren Gläubigern verfolgt. Sich einschränken? Unmöglich, sagt Lionette. Ihr einen Wunsch abschlagen? Unmöglich, sagt der noch immer in seine Gattin verliebte Jean. So scheint ihnen denn wirklich kein anderes Rettungsmittel als das todbringende Kohlenbecken zu bleiben. Einen Ausweg gäbe es wohl: Lionette besitzt eine Anzahl von Briefen ihres königlichen Vaters und seine fürstlichen Verwandten lassen ihr unter der Hand für die Auslieferung dieser Papiere eine Million Franken anbieten. Aber Lionette ist eine zu zärtliche, eine zu großdenkende Tochter, um sich von diesen Briefen, den einzigen Erinnerungszeichen an ihren Vater, zu trennen. Da erscheint ein Retter in der Noth. Ein gewisser Nourvady aus Wien, der Sohn eines unermeßlich reichen Banquiers. „Madame,“ sagt er, „ich liebe Sie, seit ich Sie kenne; ich achte Sie viel zu sehr, um Ihnen irgend welchen Antrag zu machen, doch die Umstände könnten Sie zwingen, aus diesem Hause zu gehen. In den Champs Elysées liegt ein Hotel, das Ihnen gefiel, wir sind neulich daran vorüber geritten, es gehört Ihnen, mit Allem, was darin, mit Wagen und Pferden: hier ist der Schlüssel, der es öffnet.“ Und er überreicht ihr einen kleinen goldenen Schlüssel. „Sie sind ein Unverschämter!“ braust Lionette auf und wirft den Schlüssel zum Fenster hinaus. Freilich nur in den Garten, wo sie ihn leicht wiederfinden kann: eine Bemerkung, die Nourvady macht, indem er sich entfernt. Natürlich treffen wir sie im zweiten Act in dem geheimnißvollen Hause. Sie hat einen Entschuldigungsgrund für ihr Kommen: Nourvady hat sich erlaubt, ihre Rechnungen bei dem Schneider, den Modistinnen und den Juwelenhändlern zu bezahlen und sie sucht ihn auf, um ihn darüber zur Rede zu stellen. „Wie können Sie eine anständige Frau in dieser Weise compromittiren?“ fragt sie. Denn so still und einsam es in dem Hause ist, Nourvady ist erschienen, so wie sie auf den Knopf des Telegraphen gedrückt hat. „Ich liebe Sie!“ antwortete er zwischen herausfordernder Frechheit und unterdrückter Leidenschaft. „Hier in diesem Kasten befindet sich eine Million in Gold, neugeprägtes, jungfräuliches Gold, das noch keine Hand berührt hat, es ist Ihr Eigenthum; Sie sollen nie erfahren, was die Noth ist.“ Lionette kann der Versuchung nicht widerstehen, wenigstens in dem Golde zu wühlen, aber da sie ihn nicht liebt, weist sie seine Werbung zurück und will gehen. Stimmengewirr, das Geräusch von Schritten tönt aus dem Corridor herein. „Mein Gatte!“ schreit Lionette auf. Wohl ist es Herr Jean de Hun, aber er kommt nicht allein, sondern in Begleitung der Polizei. Dies empört Lionette bis zur Tollheit, sie löst ihre Haare, sie reißt ihr Kleid auf, um sich als Schuldige überraschen zu lassen. Ein Protocoll wird in diesem Sinne von dem Polizei-Commissar aufgenommen. Daß im nächsten Acte Lionette ihre Verhältnisse geordnet hat und sich anschickt, mit Nourvady nach Italien zu reisen, ist durchaus erklärlich; um so unbegreiflicher dagegen die Lösung des Conflicts. Eben will Nourvady sie fortführen, als ihr kleiner Sohn in das Zimmer stürzt, sich an das Kleid der Mutter hängt und sie bittet, nicht von ihm zu gehen. Ueber die Zögerung ärgerlich, stößt Nourvady das Kind unsanft bei Seite, so daß es hinschlägt. Dies sehen, aufschreien und wie eine Löwin auf Nourvady losfahren, ihn zu erwürgen, ist für Lionette eins. Nach solchem Beweis ihrer Zärtlichkeit räumt Nourvady selbstverständlich das Feld; der Gatte — „der Dummkopf“, wie sie ihn genannt hat — kommt herbei, gegenseitige Umarmung, gegenseitige Verzeihung. Und damit der Haushalt weiter geführt werden kann, werden die Briefe des „Königs von Bagdad“, die im ersten Acte für keinen Preis käuflich waren, für die bewußte Million aus-

geliefert. Die Grundlage des Ganzen ist ebenso phantastisch, wie der Ausgleich. Nach der schmählichen Beleidigung, die Jean ihr angethan, kann die bei all' ihren Untugenden hochsinnige Lionette nicht länger mit ihm zusammenleben; eine solche Frau verzeiht vielleicht den Schlag, den Dolchstoß, den ihr der Mann in der Raserei der Leidenschaft zugefügt hat, aber niemals ihre Bloßstellung vor dem Polizei-Commissar, das ist schlimmer und niederträchtiger, als die Geschichte von Kandaules und Gyges. Vorgetragen indessen ist die Handlung mit einer Leidenschaft, einer Geschlossenheit der Erfindung, einer Nothwendigkeit in der Scenenfolge, die, weil sie nirgends einen Bruch, eine Lücke zeigen, auch keinen Zweifel an der Möglichkeit des Dargestellten aufkommen lassen; der zweite Act gehört in künstlerischer Technik zu dem Vollendetsten, was Dumas geschaffen hat. Die Aufführung des Schauspiels gab einer interessanten Wiener Schauspielerin, die Verstand und Temperament mit schauspielerischem Talent vereinigt, Frl. Kathi Frank, Gelegenheit, sich dem Berliner Publicum wieder anmuthig und bedeutsam in's Gedächtniß zu rufen.

Wie Dumas' Stärke in der Concentrirung, liegt die Sardou's in der Auseinanderfaltung seines Stoffes; der erste scheidet Alles aus seiner Fabel, was nicht unumgänglich zum Ausdruck der Idee, zur Verkörperung seiner Absicht nöthig ist, Nebenfiguren, Nebenvorfälle aus und geht darin oft so weit, daß seine Schauspiele mehr dem mathematischen Beweise einer philosophischen These, als freien Schöpfungen der Laune und der Phantasie gleichen; der andere zieht im Gegentheil aus jedem Umstand, jeder Gestalt, die in den Rahmen seines Werkes treten, seinen Vortheil und bereichert seine Komödien durch eine Reihe von Genrebildern und in dieser theatralisch bewegten Art unvergleichliche Sittenschilderungen. In der „Odette" führen uns der zweite und dritte Act das fröhliche Carnevalsleben in Nizza und einen internationalen Salon von zweideutigen Männern und Frauen, mit der unerläßlichen Spielbank im Hintergrund, vor, die in der geschicktesten Weise mit der eigentlichen Handlung verbunden sind und zugleich deren Dürftigkeit mannigfaltig ausschmücken. „Odette", als Drama, hat nur drei Scenen und bildet, auf die Tendenz hin betrachtet — es gibt keine Sittenkomödie ohne Tendenz — das Gegenstück zu „Divorçons". Sardou kümmert sich wenig um Principientreue; hatte er sich in „Divorçons", im Palais-Royal-Theater, über die Ehescheidung lustig gemacht, so tritt er in „Odette", im Vaudeville-Theater, für dieselbe ein und verlangt, daß die geschiedene Frau auch den Namen ihres Gatten verliere. Die Durchführung des Satzes ist einleuchtend, folgerecht, außerordentlich theatralisch, sogar nicht ohne ergreifende Züge. Unerwartet mit dem Nachtzuge von seinem Schlosse in der Provinz nach Paris zurückgekehrt, findet der Graf von Clermont-Latour einen Fremden in seiner Wohnung, den Liebhaber seiner Frau. Er entschließt sich kurz, sein dreijähriges Töchterchen Bérengère läßt er zu einem Verwandten bringen, seine Frau Odette wirft er noch in derselben Nacht aus dem Hause. Dies der erste Act. Bei dem Beginn des zweiten sind darüber fünfzehn Jahre vergangen. In dem Trennungsproceß ist die Gräfin für schuldig erklärt und die Tochter ihr abgesprochen worden. Einmal noch hat sie einen Versuch gemacht, sich in den Besitz der Kleinen zu setzen; als dieser mißlungen ist, hat sie jede Beziehung zu ihrem früheren Leben abgestreift. Nur den Namen Gräfin Clermont-Latour hat sie behalten und entehrt ihn täglich. Ihr erster Liebhaber hat sie bald nach der Trennung von ihrem Gatten verlassen, die leichtsinnigere Tochter einer leichtsinnigen Mutter, gerade wie Dumas' Lionette, ist sie aus einer Hand in die andere, von Stufe zu Stufe gefallen. Trotz des ansehnlichen Jahrgeldes, das ihr der Graf zahlt, ist sie von Schulden bedrängt. Wider seinen Willen muß sich der Graf all' diese Nachrichten von einem Freunde mittheilen lassen, das Schicksal macht ihn von dieser Frau abhängig. Seine Tochter liebt einen Herrn von Meryan, nichts steht dieser Verbindung im Wege, als die Weigerung der Mutter des jungen Mannes. In ihrer Sittenstrenge will diese ihre Einwilligung nur dann geben, wenn die übelberufene Gräfin auf den Namen Clermont-Latour verzichtet und für immer aus Frankreich verschwindet. In Nizza trifft nun der Graf, unter diesen Umständen,

mit Odette zusammen. Sie ist die Geliebte eines falschen Spielers, den sie haßt, der sie ausplündert und schlägt; eben ist er bei seinen Betrügereien ertappt worden, als der Graf erscheint. Nach gegenseitigen Vorwürfen heftigster Art gesteht ihr der Graf den Zweck seines Kommens: er will ihre Schulden bezahlen, ihr Jahrgeld verdoppeln, unter der einzigen Bedingung, daß sie seinen Namen ablege. „Um keinen Preis," entgegnet sie, „ist er mir feil;" sie klammert sich daran, wie der Schiffbrüchige an ein Brett. Als der Graf ihr sagt, daß er nicht seinetwegen, sondern um des Glückes ihrer Tochter willen seine Forderung erhoben, verlangt sie eine Zusammenkunft mit Bérengère und droht, bei der Weigerung des Grafen, dieselbe gewaltsam herbeizuführen. So wird der Graf gezwungen, ihr nachzugeben. Bérengère weiß nichts von ihrer Mutter, man hat ihr erzählt, daß dieselbe bei einer Spazierfahrt im Meere verunglückt und ihre Leiche nicht aufgefunden worden sei, das lebensgroße Bild ihrer Mutter, dessen sie sich aus ihrer ersten Kindheit entsinnt, ist verbrannt. Odette wird ihr als eine Freundin ihrer Mutter vorgestellt. Schweigsam, ohne sich mit einem Worte hineinzumischen, wohnt der Graf dem Gespräch zwischen Mutter und Tochter bei. Wohl enthält es den einen und den andern melodramatischen Zug, diese und jene Wendung, in der das Gekünstelte das Natürliche verdrängt hat, aber wie viel könnten die deutschen Dramatiker aus der Führung dieser Unterhaltung lernen! Wie wirkt dieser schweigende Gatte und Vater! Einmal droht Odette sich zu verrathen, ein Wort des unschuldigen Mädchens schlägt sie nieder. Es ist von Frauen die Rede, die einen Fehltritt begangen. „Was hätte die Unglückliche, die man so grausam verstoßen hat, thun sollen?" hat Odette gefragt. „So lange bereuen, bis man ihr verzeihen mußte," antwortet Bérengère. Als Odette das Zimmer verlassen, fühlt man, daß sie zum Tode geht. Sie ist zu viel in der Welt, sie hat zu schwer gesündigt und zu Bitteres erlitten, um noch länger leben und das Glück ihres Kindes hindern zu können: sie stürzt sich in's Meer. Der Leichtsinn und die Genußsucht der Odette, die uns in den ersten Acten geschildert wird, stimmt freilich nicht mit dieser Resignation des Ausgangs überein; eine Mutter, die sich fünfzehn Jahre lang nicht um ihre Tochter gekümmert, sondern das Erdenklichste gethan hat, um zwischen sich und dem Kinde eine unübersteigliche Schranke aufzurichten, wird kaum ihre Zukunft für eine Unterredung mit demselben auf das Spiel setzen. Nichtsdestoweniger ist die unmittelbare Wirkung eine ergreifende, von der auch der Kältere erfaßt wird. Zu den besten Schauspielen des Dichters rechne ich „Odette" nicht, nach „Daniel Rochat" und „Divorçons" ist es jedoch ein Fortschritt, oder besser ein Einlenken in die Bahn, die ihn früher zu „Unsere Freunde" und „Fernande" geführt; rein vom Theaterstandpunkt betrachtet, ist es eins der stärksten und effectvollsten Stücke des letzten Jahrzehnts.

Karl Frenzel.

Berthold Auerbach.

Berlin, 9. Februar.

Hart an der Schwelle des siebzigsten Geburtstages hat der Tod den Dichter hinweggerafft. Er war am 28. Februar 1812 in Nordstetten geboren, am 8. Februar 1882 ist er nach längerem Leiden zu Cannes verschieden. Ein reiches Lebenswerk ist abgeschlossen, ein Mann von uns genommen, einer der besten unserer Nation, der in erfolggekröntem Wirken weit über die Grenze des Vaterlandes hinaus den Ruhm deutscher Literatur gemehrt hat, ein treuer Freund und ein edler Mensch, dessen idealer Sinn auf die höchsten Ziele menschlicher Cultur gerichtet war.

Für die weitaus größte Zahl seiner Leser war und blieb Berthold Auerbach, trotz Allem was er auf anderen Gebieten Werthvolles geleistet, der Dichter der Dorfgeschichten. Weder seine Bemühungen um Spinoza, noch seine Schilderungen aus dem Leben der Juden, noch seine großen Zeitromane haben auch nur annähernd die gleiche Verbreitung gefunden, wie „Die Frau Professorin", „Barfüßele", „Joseph im Schnee", welche zu Tausenden und aber Tausenden in der ganzen gebildeten Welt gelesen worden sind. Es mag darin eine Ungerechtigkeit gegen den Dichter liegen, eine vorwiegend uns Deutschen eigene Voreingenommenheit, die den Autor tyrannisch bei der einmal mit so viel Glück behandelten Gattung festhalten wollte, und es ist ein gutes Zeichen für die Bestimmtheit von Auerbach's Wollen, daß er sich dennoch nicht abhalten ließ, seinen eigenen Weg, nicht den Weg, welchen sein Publicum forderte, zu gehen; aber die Thatsache bleibt dennoch bestehen, daß die meiste Aussicht, auf die Nachwelt zu kommen, Auerbach der Dorfgeschichtenschreiber hat, nicht Auerbach der Romanschriftsteller.

Es sind jetzt genau vierzig Jahre her, daß die ersten Dorfgeschichten erschienen: 1842 wurde der erste Band ausgegeben. 1846 kam „Die Frau Professorin", 1852 „Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg". Wir Jüngeren, die wir den Eindruck der Dichtungen bei ihrem ersten Erscheinen nicht selbst erfahren haben, können doch aus der Wirkung, die sie auf die literarische Production der Anderen geübt haben, und aus gleichzeitigen Documenten die außerordentliche Stärke dieses Eindruckes erschließen. Mit welcher Begeisterung hat zum Exempel Ferdinand Freiligrath die ersten Dorfgeschichten Auerbach's begrüßt:

Das ist ein Buch! Ich kann es dir nicht sagen,
Wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele,
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle,
Wie ich bei dem die Lippen hab' gebissen,
Und wieder dann hell auf hab' lachen müssen!

Das Alles aber ist dir nur gelungen,
Weil du dein Werk am Leben ließest reifen,

Was aus dem Leben frisch hervorgegangen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen
Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen.

Auch David Strauß, Friedrich Vischer und so viele Andere können uns als historische Zeugen für den großen Eindruck der Dichtungen dienen, einen Eindruck, welchen wir heute, wenn wir die Werke rein poetisch auf uns wirken lassen, doch nicht mehr in seiner ganzen Stärke empfinden. Es scheint also, daß Auerbach's Dichtungen, neben ihrem künstlerischen Werth, auch ein historisch bedingter zukommt, eine zeit- und culturgeschichtliche Bedeutung neben oder über der poetischen.

Damit ist sehr bestimmt der Punkt bezeichnet, welcher Auerbach — zumeist, wenngleich nicht ausschließlich zu seinem Vortheil — von seinem unmittelbaren Vorgänger, dem Schweizer Jeremias Gotthelf, unterscheidet. Gotthelf hat einen engen, beschränkten Horizont, Auerbach einen weiten, der erst da eine Schranke findet, wo auch die Cultur seiner Zeit inne hält. Gotthelf sitzt an einem entlegenen Winkel, Auerbach steht mitten inne in der literarischen Entwickelung und betheiligt sich an ihr in Negation und Position. Genremaler sind sie beide, aber nur der Deutsche findet den Fortschritt zum historischen Genrebilde, wie der Schweizer lebenswahre, aber dennoch zeitlose Idyllen entwirft. Mit einem Worte: Auerbach steht auf der Höhe der Bildung seiner Epoche und verhilft, wollend oder unfreiwillig, ihren Ideen zum Ausdruck, er ist auch in der Dorfgeschichte ein völlig moderner Dichter und das erst gibt ihm die volle Bedeutung und sichert ihm seine literarhistorische Stellung.

Als der Dichter heranwuchs, war die Romantik eben am Verscheiden, und ihr ungerathenes Kind, das junge Deutschland, noch in den Flegeljahren. Von Anbeginn an widersetzte Auerbach sich diesen Strömungen: er bekämpfte die Zerrissenheit, die Blasirtheit und die Ziellosigkeit der Helden der Salonliteratur und stellte neben die brillanten Taugenichtse und die unpolitischen Weltverbesserer den derben, trotzigen Bauer mit seiner ganzen Beschränktheit, aber auch mit seiner ganzen Willensstärke und seiner rücksichtslosen Tüchtigkeit. Dem unfruchtbaren Weltschmerz stellte er die ernste Weltfreudigkeit des Spinozisten entgegen, der aufdringlich tendenziösen Schriftstellerei die scheinbar tendenzfreie.

Ich sage die scheinbar tendenzfreie, denn in Wahrheit besteht der Werth dieser Dichtungen ja gerade in ihrem, im besten Sinne, tendenziösen Gehalt. Auerbach selbst hat sich darüber, mit der Schärfe der Selbstbetrachtung, welche ihn auszeichnet, auch niemals getäuscht, er weiß, daß es zweierlei Arten von Tendenz gibt, eine schlechte, äußerlich angeklebte, gewollte und eine so zu sagen immanente. Nur daß der Poet in ihm gerade in jener Zeit der Tendenzfreudigkeit sich tendenzlos erhalten möchte und an dem Selbstzweck der Poesie nicht zweifeln mag, während der Denker erkennt, daß erst da, wo die zweite Art sich eingefunden hat, ein wahres Kunstwerk entsteht. Sehr entschieden spiegeln sich diese zwei Seelen in den Gesprächen zwischen dem Maler und dem Collaborator in der „Frau Professorin" wieder. Der Maler hat eine Skizze begonnen und als er sie dem Freunde zeigt, ruft jener: „Du hast mein Gesetz verbildlicht, das Bild gewinnt eine tiefe Tendenz". „Bleib mir vom Hals mit deiner Tendenz", entgegnet der Maler, „die Menschen haben den Teufel zur Welt herausgejagt, aber den Schwanz haben sie ihm ausgerissen, und der heißt Tendenz. Ich möchte einmal Etwas machen, bei dem sie gar keine Tendenz herausquälen könnten, wo sie bloß sagen müßten: das Ding ist schön." „Du hast Recht (erwidert der Collaborator), das Symbolische und Typische, was jedes Kunstwerk in sich hat, muß sich auf naturwüchsige Weise gestalten. Das ist nicht Tendenz, wo man in die magere Milch Butter gießt, um glauben zu machen, die Kuh gebe von selbst Milch mit solchen Fettaugen, das Gedankliche ist vielmehr als Saft und Kraft in jedes Atom vertrieben. In jedem Kunstwerke ist Symbolisches und Typisches; die Situation, das Ereigniß ist für sich da, bedarf keiner äußeren Ideensätze, ist selb-

ständig; in der tieferen Betrachtung aber muß sich ein sinnbildlicher oder vorbildlicher Gedanke darin offenbaren, das Concrete wird ein Allgemeines."

Solche typischen Züge, die das unmittelbare Leben der Gegenwart treu und scharf reflectiren, lassen sich in den meisten Dorfgeschichten Auerbach's aufweisen. Weitaus der Mehrzahl seiner Erzählungen könnte man die Bezeichnung beifügen, „Zeit: die Gegenwart"; und so sicher spiegeln sie die Epoche ihrer Entstehung wieder, daß man sehr genau auch in den Fällen, wo äußere Kennzeichen fehlen, nach inneren Gründen es erkennen kann, welche Dichtungen z. B. vor der Revolution und welche nach ihr sich zutragen. Man nehme etwa eine Erzählung wie „Diethelm von Buchenberg", die auch rein poetisch zu dem Bedeutendsten gehört, was unserem Dichter gelungen ist. Es ist die Geschichte eines ursprünglich reichen Bauern, der durch falsche Speculation bis dicht vor den Bankerott gelangt, und nun, um dem Aeußersten zu entgehen, zum Brandstifter an seinem eigenen Gute wird. Durchaus liegt der Nachdruck auf der psychologischen Ausmalung der grausigen Vorgänge in der Seele des Verbrechers und mit der größten Kraft und bewunderungswürdigem Tiefblick hat Auerbach diese seine Aufgabe gelöst; aber was uns in diesem Zusammenhange interessirt, ist etwas ganz Anderes, ist der sociale Hintergrund, den die Dichtung zeigt, das Bild des Schwindels und der Speculation auf dem Dorfe, welches, scheinbar ganz nebensächlich und im Vorübergehen, vor uns entrollt wird. Das war ein ganz neues und äußerst fruchtbares Motiv, was Auerbach hier aufgegriffen hatte. Man muß nur immer festhalten, daß es im Jahre 1852 war, wo er die Dichtung veröffentlichte, drei Jahre vor „Soll und Haben" (erschienen 1855). Unverkennbarer noch steht eine andere bedeutende Erzählung, Otto Ludwig's „Zwischen Himmel und Erde" (gleichfalls von 1855) unter dem Einfluß der Auerbach'schen Dichtung: wie Diethelm verstrickt auch der Schieferdecker Fritz sich immer mehr von Lüge zu Lüge, bis er beim schwersten Verbrechen endigt und je mehr er innerlich unsicher wird, desto größer wird der äußere Pomp seines Auftretens. Es geht eine gerade Linie von diesen Figuren über viele, viele andere hinweg bis zu Björnstjerne Björnson's Großhändler Tjälde (im „Fallissement") und manches Werk mußte geschrieben werden seit „Diethelm von Buchenberg", bis ein neuerer Schriftsteller das Paradoxon aussprechen durfte: „der Bankerott ist das wahre moderne Trauerspiel".

Gleich wie hier Auerbach an der Spitze einer ganzen großen Entwickelung steht, und neue Wege für unsere Poesie gesucht und gefunden hat, so läßt sich Aehnliches noch von andern seiner Dichtungen nachweisen. Um nur ein Beispiel noch zu geben, erinnere ich an die „Frau Professorin", in welcher ein altes Problem der deutschen Literatur neue Gestalt gewonnen hat. Durch Rousseau und die Sturm- und Drangperiode war das Thema des Standesunterschiedes aufgekommen und hatte schnell große Beliebtheit erreicht, wie zahllose Dichtungen von der „neuen Heloise" bis „Kabale und Liebe" und von da weiter bis in die neuere Zeit beweisen. Ueberall ist der Mann der höherstehende, der sich zu dem niedrig geborenen Mädchen herabläßt. Gleichviel nun, ob das Thema zu tragischem oder glücklichem Ausgang geführt wurde — stets hatte man sich polemisch gegen die Standesvorurtheile gewendet und sich darauf beschränkt, zu zeigen, entweder wie die Liebenden an dieser Klippe scheitern und zu Grunde gehen, oder ihre Gefahren überwinden und in den Glückshafen der Ehe einlaufen. Auerbach aber verstand es, dem Problem noch eine ganz originelle Wendung zu geben: er zeigte, daß nicht vor der Ehe, sondern erst in der Ehe die wahre Tragödie beginne, daß es mit der bloßen Polemik gegen ständische Vorurtheile nicht gethan sei, sondern neben der Frage des Standesunterschiedes die Frage des Bildungsunterschiedes als das wichtigste Moment hervortrete. Und wiederum hat unser Dichter auch auf diesem Wege Zustimmung und mehr oder minder selbständige Nachfolge gefunden: auf die „Frau Professorin" folgt unter Andern Freytag's „Verlorene Handschrift" und ein literarhistorischer Zusammenhang zwischen den beiden Werken kann vollkommen gültig bewiesen werden. Seitdem hat

das Problem sich auf der poetischen Tagesordnung erhalten bis auf den heutigen Tag: Beweis dessen z. B. Gottfried Keller's „Regine" im „Sinngedicht".

Die „Frau Professorin" ist auch in der Hinsicht merkwürdig, daß sie, im Gegensatz zu der „reinen" Dorfgeschichte Gotthelf's und Anderer, grade das Zusammentreffen der städtischen und der bäurischen Lebenssphäre zum Thema sich nimmt. „Dorf und Stadt" war darum ein treffender Titel der Frau Birch-Pfeiffer; treffender noch wäre vielleicht „Dorf und Hof" gewesen. Denn um den Gegensatz dieser beiden Kreise ist es dem Dichter am meisten zu thun; wäre Reinhard nicht in Verbindung mit dem Treiben des Hofes, vielleicht könnte Alles anders kommen. Hier haben wir wieder das sociale Interesse des Dichters, das später zu ähnlichen Contrasten in „Auf der Höhe" (und minder pointirt auch im „Waldfried", im „Forstmeister") geführt hat. In das Leben des Dorfes drängt sich das Leben der Stadt hinein, unheilbringend und zerstörend; oder die Cultur wird der Natur entgegengesetzt, Irma der Walpurga und das Ende der hochfliegenden Heldin ist die Weltflucht und die Resignation. Von allen diesen Dingen wußte Gotthelf nichts, seine Schulmeister z. B. sind ganz anderer Natur, als etwa Auerbach's Lauterbacher, und vollends eine Figur, wie der Collaborator, der Kohlebrater, wie der Lindenwirth sagt, würde bei ihm völlig undenkbar sein. Diese Charaktere (und ähnlich die geistreiche Jüdin Annette im „Waldfried") sind, was man auch dagegen sagen mag, als Selbstporträts des Dichters aufzufassen, versteht sich als carrikirte; gewisse Eigenthümlichkeiten seines Wesens, die von Auerbach ebenso scharf beobachtet worden sind, als die Dinge der Außenwelt, sind in ihnen stark potenzirt und wie in einem Hohlspiegel aufgefangen.

Diese Art der Selbstironie ist um so auffallender, als Auerbach im Uebrigen nichts weniger als ein Satiriker ist. Der einschneidende, bitterscharfe Spott, die unversöhnliche Polemik sind seine Sache keineswegs, dafür ist sein ethisches Pathos allzu positiv, sein Empfinden zu warm und voll; es ist ihm fast unmöglich, dem Gegner etwas vollkommen Schlechtes zuzutrauen, und seine ganz schwarzen Figuren (wie der „Nihilist" im Forstmeister) haben kein selbständiges Leben gewonnen. Wenn er in der „Frau Professorin" die Hofgesellschaft persifliren zu wollen scheint, so bleibt es doch zumeist beim Wollen; der Fürst, Leopoldine, die Schwester des Kohlebraters, alle offenbaren zuletzt einen guten Kern unter den wunderlichen Hüllen. Wie es für Heyse schwer möglich ist, einen Menschen zu zeichnen, der nichts Liebenswürdiges hat, so für Auerbach Einen, der nichts Gutes hat; er lacht auch nicht über seine Helden, wie Gottfried Keller oft, sondern ernst, fast ehrfurchtsvoll steht er ihnen gegenüber. Zumal vor seinen Heldinnen, dem Lorle oder Barfüßele, verharrt er in dieser Haltung und verzeichnet bewundernd ihre Thaten, ihre schönen Worte....

Aber es ist an der Zeit, diese Betrachtungen abzubrechen; die flüchtigen Bemerkungen, welche sich unter dem unmittelbaren Eindruck der schmerzlichen Kunde geben ließen, mögen zu einer ruhigeren Stunde Erweiterung und Vervollkommnung finden. Die beste Art, einen bedeutenden Mann zu ehren, bleibt es doch, in der Erkenntniß seines Lebenswerkes fortzuschreiten, und für Auerbach ist ja dieses Lebenswerk, zu unserer Trauer, nun abgeschlossen. Sein Wirken gehört der Geschichte an, aber in den Blättern deutscher Literaturgeschichte nicht nur — auch im Herzen seines Volkes wird das Angedenken an den Geschiedenen noch lange fortleben.

Otto Brahm.

Kunst und Kunstgeschichte.

Meine Gemäldesammlung. Von Adolf Friedrich Grafen von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1881.

Graf A. F. von Schack gehört zu den in Deutschland seltenen Männern, welche die Anlage einer Gemäldegalerie zu ihrer Lebensaufgabe machen und machen dürfen. Neben dem Grafen Raczynski ist er der hervorragendste Vertreter dieser edlen Art, ein großes Vermögen anzuwenden, und, gleich jenem, hat auch ihn die Liebhaberei zur Kunsthistorie getrieben. Unter dem Titel „Meine Gemäldesammlung" läßt er ein kleines Buch erscheinen, das die Genesis seiner Sammlung in einer Reihe zwanglos aneinandergefügter biographischer Notizen erzählt, welche sich theils auf die Künstler, theils auf den Verfasser selbst beziehen. Man sieht, wie aus dunkler Liebhaberei sich bewußtes Kennerthum bildete, und hat am ganzen Phänomen seine Freude.

Der Zufall hat den Grafen S. zum Kunstfreunde gemacht. Seine Absicht war anfangs nur, Genelli zu unterstützen, der in München in Bedürftigkeit und Verlassenheit Zeichnungen auf Zeichnungen schuf, für die sich keine Käufer und Besteller fanden. Genelli war durch den alten Koch, welcher einsam Carstens' Schule in Rom fortsetzte, zu dessen Nachfolger gleichsam geweiht worden. Es hat etwas Rührendes, zu sehen, wie Schack, im hellen Erstaunen über die Schätze der Genelli'schen Mappen, zu wählen, zu kaufen und Gemälde zu bestellen beginnt. Dennoch steigt der rücksichtslosen Bewunderung gegenüber, die dem Meister hier gezollt wird, das Bedenken auf, ob diese nicht zu weit gehe. Carstens' Schicksal flößt uns ein Gefühl der Rührung ein. Wir sehen den armen, kranken, vom Geschick mit barbarischer Laune niedergedrückten Mann in Rom mit seinen schwankenden Schritten umherwandeln und den letzten freundlichen Melodien lauschen, die ihm kurz vor seinem Ende noch in's Ohr tönen sollten. Seine zarten Umrisse füllen sich für uns mit vollem Leben, wir lassen uns von ihnen erzählen, was Carstens vielleicht anders zu leisten im Stande gewesen wäre. Bei Genelli haben wir nur die Empfindung, daß er einem Schicksale Trotz bieten wollte, das er selber sich heraufbeschworen hatte. In der gedankenvollen Wildniß — man darf die römische Campagna wohl so nennen — hatte er gleichsam eine einzige Saite von Felsen zu Felsen gezogen und entlockte ihr wunderbare, aber monotone Klänge. Es sind lauter Träume, die ihr enttönen, Schattenbilder in den Formen der antiken Kunst. Anziehend und abstoßend, inhaltsreich und leer zu gleicher Zeit. Man bewundert, aber es überläuft uns kalt dabei. Genelli's Bestes ist „Das Leben einer Hexe". Das ist Gespensterexistenz in das Dasein des Tages hineingetragen. Und so sind alle seine Götter und Göttinnen mehr Gespenster als Geister. Das ändert nichts an dem Factum, daß Genelli Unrecht geschah von Menschen und Schicksal und daß er mehr konnte, als die, die neben ihm, der darben mußte, Gold einstrichen und nicht einmal Gespenster malen konnten.

Der nächste Maler, der ausführlich besprochen wird, ist Feuerbach. Auch in ihm erkennen wir einen, der einsam bei Nacht und Nebel an den verschlossenen Thüren vergangener Zeiten herumlungert, deren Sonnenschein vorbei ist. In Feuer-

bach's besten Werken ist keine rechte Wärme, man möchte einheizen, auch wo er nackte italienische Kinder auf dem warmen Sande des Meeres spielen läßt. Diese Kinder schweigen alle, keines schreit oder scherzt, sie spielen ernsthaft und wo sie, etwas älter, die Laute spielen oder singen, ist es gewiß ein Lied, wie „Es waren zwei Königeskinder“ oder „Die falske Nonn, die put die Lichter aut“ oder dergleichen, wobei schließlich ertrunken und geklagt wird. Feuerbach's Iphigenien sehnen sich nach keiner Heimath, in die man sie begleiten möchte, und was Dante den Frauen von Ravenna vorsprach, bei dem Spaziergange, den Schack so hoch stellt, waren gewiß die Verse von Francesco da Rimini.

Nun kommt Böcklin, und dieser ist offenbar mit der eingehendsten Neigung behandelt worden. Auch Böcklin hat seine leidermüthige Seite. Auch er läßt die Wellen des Meeres am liebsten ein Ufer beströmen, an dem Cypressen stehen. Aber Böcklin hat noch andere Seiten, er ist nicht nur Mensch und Künstler, sondern auch Schweizer, und man lese dazu Ferdinand Meyer und Keller und vergleiche den nationalen Zug des Dickehinterdenohrenhabens, der diese drei, jeden in seiner Weise, auszeichnet. Böcklin hat es nach langem Kampfe mit den bösen Mächten, die ihn nicht aufkommen lassen wollten, nun schon dahin gebracht, auch in seinen weniger gelungenen Arbeiten höchlichst verehrt zu werden. Was ihm von Herzen zu gönnen ist. Denn eine üppigere, reichere, kindlichere Phantasie kennen wir nicht, als die seinige. Gäbe es keine Märchen auf der Welt, so würde er zu denen gehören, die dies Genre mit erfunden haben. An jeder Gestalt, die er malt, führt, näher oder weiter, die Straße vorbei, die in's Märchenland führt. Man denkt sich ihn mit Bion, Moschos und Theokrit, oder mit den echten Schauspielern, die in Plautus' Stücken auftreten, an einem Tische sitzen und aus alten Krügen antiken Falerner trinken. Zu frischen, eben gepflückten Feigen, auf Marmorbänke gelagert, über denen Rosen wachsen und über die die Wolken ziehen, die die Spitze des Olymp gestreift und sich im griechischen Meere gespiegelt hatten. Schack's Bewunderung für Böcklin begreifen wir am besten, auch ist sie am überzeugendsten dargestellt, während er sich bei Piloty dann schon Mühe geben muß, den rechten hohen Ton zu finden, und bei Lenbach nicht den rechten Glauben erweckt.

Von nun an geht es schon mehr in aufgelösten Gliedern vorwärts, bis noch einmal zu Lenbach zurückgekehrt und vom „hohen, bisher noch nicht gehörig gewürdigten Werthe guter Copien aller Meisterwerke“ gesprochen wird. Diese Stelle des Buches wird denjenigen Lesern am meisten zu denken geben, die sich mit der Erziehung angehender Künstler zu beschäftigen haben.

Graf S. ist wohl der einzige Kunstliebhaber heute, von dem Bestellungen auf gute Copien classischer Werke ausgehen. Er hat deren eine ganze Reihe zusammengebracht und zwar nicht, indem er zufällig sich Darbietendes ankaufte, sondern indem er systematisch vorgehend, die Werke und die Künstler, die sie copiren sollten, aussuchte. Sehr anziehend ist seine Darstellung dieses Verkehrs, seiner Verhandlungen und ihrer Resultate. Man glaubt sich in die Tage des vergangenen Jahrhunderts zurückversetzt, wo es Leute gab, denen dergleichen Interessen lebenswichtig waren. Wo die Kaiserin Katharina die Loggien Raphael's, die Architektur miteinbegriffen, in natürlicher Größe copiren lassen wollte. Graf S. spricht wie ein echter Besitzer von seinen Copien mit einer Begeisterung, als sei ein Theil der Wichtigkeit der Originale auf sie übergegangen.

Wir erinnern uns des betreffenden Theiles der Schack'schen Galerie nicht mehr so genau: schön und gut, wenn diese Nachbildungen ausnahmsweise factisch den Originalen wirklich so nahe kommen, wie ihr Besteller meint: aber man vergleiche, was übrigens an neueren Copien alter Sachen in Deutschland vorzukommen pflegt, mit gleichzeitigen alten Copien oder gar mit den Originalen selber, und die ganze Rohheit der heutigen Malerei, im Durchschnitte genommen natürlich, tritt grell hervor. Unserer Erfahrung nach kann man heute überhaupt nicht mehr copiren. Kein Künstler wird heute etwas zu Stande bringen, das eine Verwechselung mit dem

Original nur denkbar erscheinen ließe. Noch im vorigen Jahrhundert fabricirte man Fälschungen von Sachen des Cinquecento, durch welche Kenner getäuscht werden konnten: heute versteht man auch das nicht einmal mehr. Man kann weder soviel zeichnen, noch soviel malen, um gute Copien zu machen, und es pflegt das sogar kurzweg eingestanden zu werden.

Unsere Meinung ist, daß die Vortheile, welche Anfängern aus dem Studium älterer Meisterwerke erwachsen müßten, heute soviel wie gar nicht mehr in Anschlag gebracht werden und daß dies zum Theil die Schuld trägt, warum technisch so unsolide gearbeitet wird. Man sollte keinen jungen Maler nach Italien schicken ohne die Verpflichtung, durch eine gute Copie den Beweis zu liefern, daß er das, was er in Italien fand, auch in der That zu würdigen im Stande gewesen sei. Und es sollte, wie in Frankreich der Fall ist, bei jedem Stipendium selbstverständlich sein, daß nach dem ersten Jahre die sorgfältige Copie eines classischen Werkes in Berlin eingesendet würde. Sind die Copien in Besitz des Grafen S. wirklich so vortrefflich, als er sie beschreibt, so hätte er mit diesem Theile seiner Sammlung allein schon etwas geschaffen, das sehr ernste Beachtung verdient. Mir scheint in der Geschichte der Copiensammlung der Schwerpunkt des Buches des Grafen von Schack zu liegen. Schade ist, daß er hier die Darstellung durch eine gewisse Heftigkeit beeinträchtigt und daß die Beschreibung von Gemälden, die es gibt, nicht immer so durchgearbeitet und gefeilt zu sein scheinen, als sie sollten. Gerade derartige Schriften, die den Eindruck des Gelegentlichen, Leichten machen sollen, müssen stylistisch am sorgfältigsten behandelt werden. Es ist hier auch historisch Einiges mituntergelaufen, was schärfere Durchsicht wohl fortgenommen hätte. So läßt der Verfasser (S. 86) Leo X. den Parnaß und die Vertreibung des Heliodor bei Raphael bestellen, oder läßt (S. 102) Michelangelo Francia und Perugino vorwerfen, sie seien „weibisch und weichlich“, was nie geschehen ist. Michelangelo wurde von Perugino verklagt, weil er diesen für einen Tölpel in der Kunst erklärt hatte, und ließ Francia durch seinen Sohn bestellen, die lebendigen Jungen geriethen ihm besser als die gemalten. Auch ist unrichtig, was Graf S. (S. 112) gegen Sebastian del Piombo's colossale Arbeiten sagt: die colossalen Figuren z. B., die wir in Berlin von ihm haben, gehören zu den kostbarsten Stücken unserer Sammlung. Ueberraschend war uns das Urtheil über Rembrandt, der (S. 99), im Vergleiche mit jenen Leitgestirnen der Kunst (Raphael, Michelangelo, Tizian 2c.), doch nur ein Künstler zweiten Ranges genannt wird. Meiner Ansicht nach war Rembrandt vielleicht größer als Alle.

Graf S. ist ein Mann, der offenbar über bedeutende pecuniäre Mittel verfügt. Er hat als Gelehrter durch seine Werke über spanische, indische, persische Literatur sich eine schöne Anerkennung erworben. Er hat, wie das vorliegende Buch beweist, nicht als egoistischer Kenner, sondern als menschenfreundlicher Mann, der seinem Herzen folgend, das eigene Schicksal lebender Künstler für fast noch wichtiger hielt als ihre Werke, eine Sammlung geschaffen, die München zur Ehre gereicht, er ist noch mitten in der Sorge für deren Vergrößerung und endliche Sicherstellung begriffen: wir würden gern mehr solche Bücher lesen, in denen von so wohl angewandter Lebenszeit und so wohl angelegten Geldern die Rede ist.

H. G. F.

Literarische Rundschau.

Volkswirthschaftliche Literatur.

Uebersichten der Volkswirthschaft. Von Dr. F. X. von Neumann-Spallart, Hofrath und Professor in Wien. Jahrgang 1880. Stuttgart, Julius Maier. 1881.

Zum dritten Male stellt Herr von Neumann-Spallart für ein Jahr die Facta der Weltwirthschaft statistisch zusammen: zuerst die wichtigsten Welthandelsgüter, nämlich Getreide und Brotfrüchte, Kartoffeln (wir sähen gern auch Reis aufgenommen), Viehstand und Fleischversorgung, Zucker, Kaffee, Thee, Tabak (hier scheinen sich Wein, Bier und Branntwein zu künftiger Aufnahme zu melden), Kohle, Eisen, Baumwolle, Wolle, Seide, Flachs, Hanf und Jute; dann die Umlaufsmittel, nämlich die zu Münzen verwandten Edelmetalle und die Geldsurrogate von bedrucktem oder beschriebenem Papier; drittens die Verkehrsmittel: Post, Telegraph und Eisenbahnen, sowie die Handelsschiffahrt und als den wichtigsten Weltweg derselben den Suezcanal; endlich viertens den Welthandel.

Aller guter Dinge sind drei, sagt das Sprichwort; macht man aber ein gutes Ding zum dritten Mal, so geht es aus einer tüchtigen Hand noch besser hervor, so steigert sich die Leistung aus der zunehmenden und bewußten Bewältigung der Aufgabe. Professor von Neumann-Spallart schickt diesmal seinen Zahlenreihen eine Einleitung voraus, in welcher er aus ihnen gewisse allgemein interessante und man möchte sagen weltwichtige Ergebnisse ableitet. Er bespricht nämlich die Entwickelung der Weltwirthschaft; verweilt danach bei ihrem gegenwärtigen Zustande, indem er über Messungen des Volkswohlstandes, Schätzungen des Vermögens und Einkommens der Völker wie der allgemeinen Capitalbildung handelt, und diesen generellen Erörterungen primäre, secundäre und reflectorische Symptome der weltwirthschaftlichen Lage im letzten Jahrzehnt folgen läßt, um mit einer Prognose der vor uns liegenden wirthschaftlichen Entwickelung zu schließen. Als primäre Symptome werden Production, Consumtion, Verkehr und Handel ihrem Umfange nach angesehen, als secundäre Symptome Güter(Waaren-)preise und Arbeitslöhne, Discontosätze, Gründungen und Emissionen, Rentabilität, Curswerth, Fallimente; als reflectorische Symptome endlich Arbeiter-Entlassungen und Streiks, Ein- und Auswanderung, Bevölkerungsbewegung, socialethische Symptome wie Selbstmord, Bettelei und Verbrecherthum. Wir würden vorschlagen, diesen negativen Symptomen aus der Sphäre der socialen Ethik zukünftig auch noch einige positive Symptome hinzuzufügen, namentlich Sparcassen, Versicherungsanstalten und Genossenschaften. Die Thatsachen sind hier nicht schwerer greifbar als auf manchem der schon betretenen Gebiete und sagen über das Emporsteigen des Arbeiterstandes oder der unteren Classen überhaupt nicht wenig aus, wie z. B. die schon 1879 vorgenommene Schätzung der Ersparnisse des englischen Arbeiterstandes durch J. M. Ludlow, die, ohne vollständig zu sein, etwa 550 Millionen Mark herausrechnete.

In dem Jahrzehnt 1870/80, sagt unser Gewährsmann, war die civilisirte Menschheit so gewaltigen socialen und ökonomischen Schwankungen ausgesetzt wie noch nie. 1870—73 zuerst „eine Reihe der kräftigsten Impulse, alle Kennzeichen der rapiden Vermehrung des Vermögens und Einkommens, der zunehmenden Prosperität, eines Aufschwunges ohne Gleichen: nachher eine Anzahl von Jahren allgemein sinkenden Wohlstandes, Verminderung der Erwerbsgelegenheit, Verluste, die nach Milliarden zählen, Sinken des Vertrauens und der Unternehmungsluft; endlich seit der Mitte des Jahres 1879 die Anzeichen neu erwachender Arbeitsthätigkeit, Wiederaufleben der großentheils ruhenden Capitalien, neue Antriebe zu ihrer Beschäftigung, Rührigkeit auf den Börsen und Märkten in Europa und Amerika." Diese letztere, jüngste Phase der Entwickelung hat über den Pessimismus den Stab gebrochen. „Wer glaubt heute noch an die Hypothese, daß man die Depression der Jahre 1874—78 als den förmlichen Abschluß einer Periode commercieller und industrieller Blüthe betrachten dürfe, die einem neu anbrechenden Cyclus von Jahren und Ereignissen Platz machen müsse, in welchem die Erzeugung von Wirthschaftsgütern nur langsam vorangehen und als natürliche Folge das Wohl aller Classen sich weniger schnell entwickeln werde? Wer glaubt an den Satz, daß die Krise des Jahres 1873 einen eigentlichen Wendepunkt bedeutet habe und das Werk der großen Neuerungen auf wirthschaftlichem Gebiet vollendet sei? Wer glaubt noch daran, daß in den civilisirten Ländern alles Erreichbare auf den Gebieten der Production und des Verkehrs erreicht und kein Ziel weiterer großartiger Unternehmungen mehr vorhanden sei? Wer wollte die pessimistische Weltanschauung noch theilen, daß überhaupt von der Zukunft eher eine Abnahme der allgemeinen Prosperität als ein neuer Aufschwung zu erwarten sei? Der Aufschwung ist schon gekommen"; und auf dem Wege, fügt Professor von Neumann-Spallart hinzu, welchen er im Jahre der tiefsten Herabstimmung, Anfangs 1878, in der „Deutschen Rundschau" Bd. XIV S. 464 vorausgesagt habe. „In der That waren es die reichen Ernten Amerika's, welche in den Jahren 1878 und 1879 dem Lande Einnahmequellen eröffneten, die seine Eisenindustrie, seine Spinnereien und Webereien wieder beschäftigten, seine Eisenbahnen neu belebten, eine ungeheure Handelsthätigkeit erregten und die continentalen Staaten (Europa's) mit in den frischeren Lebenslauf einbezogen. Da wir es gegenwärtig nicht bloß mit schwachen Anfängen, sondern schon mit kräftigen Erfolgen der Wiederbelebung zu thun haben, können wir mit um so größerer Zuversicht der Fortdauer eines Zeitraums neuer Prosperität entgegenblicken. Daß es nicht an Mitteln fehlt, um eine solche Aera einzuleiten, dafür bürgt das intellectuelle Culturleben der Gegenwart. Das Reich der Erfindungen, dessen Grenze die Pessimisten ziehen wollten, ist unbegrenzt: wer vermöchte zu sagen, zu welchen neuen technischen Fortschritten die Anwendung der bereits bekannten Naturkräfte, insbesondere des Chemismus und der Magneto-Elektricität führen, welche neuen Combinationen dieselbe schon in allernächster Zeit herbeiführen wird? Wer vermöchte die fortwährenden Verbesserungen des Maschinenwesens zu leugnen? Und daß es auch nicht an Aufgaben fehlt, deren Lösung die großartigsten Unternehmungen erfordert und welche Capitalien und Arbeitskräfte für viele Jahre beschäftigen, ist zweifellos. Erinnern wir uns nur an die vielen Projecte der Orientbahnen, welche Millionen verschlingen müßten, um den fernsten Osten mit der europäischen Culturwelt in directe Verbindung zu setzen; erinnern wir uns an das bereits in Angriff genommene Project der Canalisirung des Isthmus von Panama, welche fast eine Milliarde Francs und vieljährige Arbeit beanspruchen wird; gedenken wir der Colonisirung von Central-Afrika und des Vordringens im Süden und Osten dieses Continentes, der Umwandlung eines Theiles der Sahara in ein Binnenmeer, der großen Projecte transcontinentaler Bahnen im Westen dieses Erdtheiles, im Sudan, und der vielen anderen, theilweise schon durchgearbeiteten Vorschläge, welche bestimmt sind neue Wirthschaftsgebiete zu erschließen und dadurch Production und Consumtion wieder auf eine breitere Basis zu stellen. Diese Thatsachen und die immer mehr organisirte Theilung der Arbeit zwischen den dünnbesiedelten Ländern, welche Rohstoffe liefern,

und den dichtbevölkerten Industriestaaten bringt uns die Gewähr einer längeren Fortdauer des schon glücklich inaugurirten Aufschwunges."

Der Prophetenton in diesen Sätzen würde Professor von Neumann-Spallart mit Unrecht in den Credit mangelnder Nüchternheit und Selbstbescheidung bringen. Umfassende genaue Beobachtungen des wirthschaftlichen Weltlaufs befähigen in der That immer mehr zu einer gewissen Voraussage der Zukunft, gerade wie das Wetterstudium den wissenschaftlichen Meteorologen; und ein ebenso exacter Forscher wie er, der Franzose Paul Leroy-Beaulieu, bedient sich nicht selten desselben Tones mit demselben Glück. Niemand aber ist besser dafür befähigt, als wessen Aufmerksamkeit beständig, mit den Ferngläsern der besten Methoden ausgerüstet und auf die Nachrichten der zuverlässigsten Fachgenossen gestützt, in die Weiten der gesammten wirthschaftenden Menschheit hinaus gerichtet ist!

Zwei Trauerspiele von Heinrich Kruse.

Witzlaw von Rügen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, S. Hirzel. 1881.

Raven Barnekow. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, S. Hirzel. 1880

Es dürfte wenige Dichter geben, welche sich die Frische schöpferischer Kraft so lange erhalten haben wie Heinrich Kruse. Viel später als die meisten zeitgenössischen Dramendichter hat er sich der Bühne zugewandt: er war dreiundfünfzig Jahre alt, als sein erstes Werk „Die Gräfin" veröffentlicht wurde, welches bekanntlich mit dem Schillerpreis ausgezeichnet worden ist, und jetzt, wenn wir nicht irren in fünfter Auflage vorliegt. Seitdem hat er fast Jahr für Jahr neben kleineren dichterischen Arbeiten, ein dramatisches Werk geschaffen. Aber täuschen wir uns nicht, so ist das jüngste Werk „Witzlaw von Rügen" kraftvoller als die Schöpfungen der vorhergehenden Jahre, vielleicht die geschichtliche Stimmung hier noch lebendiger erfaßt, als sogar im „Wullenweber".

Der Stoff des Trauerspiels hat den großen Vorzug, daß sich ein geschichtlich wichtiger Gegensatz, der zwischen der alten Fürstenmacht und den frisch aufstrebenden Städten ohne jeglichen Zwang zu tragischem Conflict steigern läßt; daß ein berechtigter sittlicher Gedanke den nothwendigen Sieg des einen Princips begründet. Die Träger der sich bekämpfenden Gedanken Witzlaw (III.) von Rügen und Arnold Brandenburg, der Bürgermeister von Stralsund, sind so gezeichnet, daß der Zusammenstoß der Strebungen und der tragische Ausgang sich naturnothwendig aus der Anlage der Charaktere ergibt; gerade diese Belebung der allgemeinen Ideen im Rahmen der Individualitäten bringt uns den Stoff menschlich nahe, so ferne uns der Principienkampf sonst auch liegen mag. Geschickt weiß der Dichter durch Scenen, in welchen sanftes Empfinden oder gute Laune zu Worte kommt, den Leser von der Spannung zu befreien; und gibt durch humoristische Züge den Gestalten zweiten Ranges anmuthende Frische, wie dem kernig gezeichneten Krassow. Ueber verschiedene kleine Abweichungen von der Geschichte werden wir nicht mit dem Dichter rechten, so sehr das heute Mode geworden ist; er war um so mehr dazu berechtigt, als die Handlung nicht wie die großen Thaten deutscher Geschichte im Bewußtsein des ganzen Volkes lebt — je weiter entfernt ein Stoff vom beleuchteten Mittelpunkte der Vergangenheit steht, desto mehr wird er den Dichter reizen, dessen bildende Kraft nicht durch herkömmliche Anschauungen eingeengt ist.

An dichterischer Klarheit und an straffem Bau steht „Raven Barnekow" nicht unter dem ersten Werke. Auch hier ist der Conflict der gleiche, auch hier treten dieselben Gegensätze in Wratislaw, dem Herzog von Pommern, und in Otto Voge, dem

ältesten Bürgermeister von Stralsund einander gegenüber. Manche Scenen sind von wahrhaft dramatischem Leben erfüllt (III. Act 4. Scene z. B.) und müßten auf der Bühne von ganz bedeutender Wirkung sein. Aber trotz dem größeren Reichthum an Empfindungen und der feineren poetischen Stimmung des Ganzen ist es als dramatisches Werk nicht so einheitlich gedacht, wie der „Witzlaw". In diesem entwickelt und vollendet sich das Geschick des Helden von Anfang bis zum Schluß in strenger Folgerichtigkeit; die Motive sind überall vollkommen hinreichend, jede Wandlung zu begründen. Das ist in „Raven Barnekow" nicht der Fall, der Held ist nicht genug Mittelpunkt des Ganzen; er tritt zu frühe vom Schauplatz ab und die beiden Gestalten des Herzogs und des Bürgermeisters sind ihm so gleichartig, daß die Theilnahme allzusehr zersplittert wird.

Es ist Beweis einer großen und echten Begeisterung für Poesie, daß Kruse trotz der unberechtigt kühlen Zurückhaltung der Bühnen seine volle Kraft dennoch der dramatischen Dichtung bewahrt. Er hat sich einen großen Kreis von Lesern geschaffen und er darf überzeugt sein, daß derselbe jedes neue Werk mit gleicher Freude in die Hand nehmen, daß er auch für die zwei neuen Gaben dankbar sein werde. Den Lesern der „Rundschau" gegenüber bedarf es keiner Empfehlung, sondern nur einer Anzeige. Doch den deutschen Bühnen, welche sich dem Mittelgut so leicht öffnen, möchten wir abermals in Erinnerung bringen, daß hier Schätze wahrer Poesie zu heben sind. Ueber die Bühnenfähigkeit der Kruse'schen Dramen könnte nur die Aufführung entscheiden, und daß diese ihnen verweigert wird, ist ein Unrecht.

γ. **Novellen und Gedichte von K. G. Ritter von Leitner.** Wien, Hartleben. 1880.

Der dreiundachtzigjährige Poet bietet hier eine Nachlese, die Niemand ohne pietätvolle Anerkennung durchmustern wird. Leitner hat zu singen und zu sagen begonnen mit Anastasius Grün, mit Nikolaus Lenau; man zählte ihn, da sein Talent sich vorwiegend in der Ballade offenbarte, zu den Verwandten der schwäbischen Dichterschule. Die Schlichtheit im Ausdrucke und ein entschiedenes Gestaltungsvermögen machten stets seinen poetischen Charakter aus und seine echt deutsche Gesinnung hat niemals aufgehört, sich bei jeder Gelegenheit zu manifestiren. Seinen achtzigsten Geburtstag feierte ganz Deutsch-Oesterreich. Wir würden etwas sehr Ueberflüssiges thun, wenn wir diese Nachlese seiner Novellen und Gedichte unter die kritische Lupe nähmen, obwohl manche derselben auch das schärfste Urtheil zu bestehen vermöchten. An einem Greise von solchem Adel sieht man mit stiller Bewunderung hinan und man erblickt in ihm einen Gewährsmann dafür, daß das wahrhaft Gute ewig ist, wie er denn auch selbst an seinem siebzigsten Geburtstage gesungen:

Rings noch kämpfet aller Orte
Wissensdrang und Wahrheitsscheu,
Schallen wüst die Losungsworte:
„Vorwärts! Rückwärts! Alt und Neu!"
Doch es schaut, wer kam zu Jahren,
Sonder Furcht auch diesen Krieg;
Hat er doch schon selbst erfahren,
Endlich bleibt dem Licht der Sieg!

ν. **Margaretha Ebner und Heinrich von Nördlingen.** Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Mystik von Philipp Strauch. Freiburg und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1882.

Wer sich in das Seelenleben vergangener Zeiten versenken will, findet hier reichlich Gelegenheit dazu. Eine Nonne schreibt ihre Memoiren; dieselbe Nonne und ihr Beichtvater correspondiren; theilen sich äußere Erlebnisse und innere Erfahrungen mit, tauschen Geschenke aus und versorgen sich mit erbaulicher Lecture; ein überschwänglich empfindsamer Ton herrscht in ihren Briefen; und ohne daß auf die Reinheit ihrer Beziehungen der leiseste Schatten fiele, nimmt ihr Verkehr die seltsamsten Formen, wie zwischen Liebesleuten, an. Die Ueberzeugung von der Heiligkeit der Nonne führt den Freund zu dem sonderbaren Wunsch nach einem ihrer Schlafröcke: er will ihr den seinigen dafür schicken und motivirt seine Bitte mit den Worten: „Ich begehre durch die Berührung deines keuschen heiligen Rockes gereinigt zu werden an Leib und Seele." Diese Correspondenz ist die älteste uns erhaltene Briefsammlung in deutscher Sprache, sofern man von Briefen intime Mittheilungen erwartet: denn Predigten und geistliche Ansprachen hatten schon sonst epistolarische Form angenommen. Der culturhistorische Werth einer solchen Publication leuchtet von selbst ein. Der Herausgeber hat für Correctheit des Textes und sachliche Erläuterung keine Mühe gespart; eine sorgfältige Einleitung bereitet auf die Lectüre vor.

ν. **Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen.** Ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Theatergeschichte von Friedr. Joh. Freiherrn v. Reden-Esbeck. Mit sieben Kunstbeilagen. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1881.

Der Verfasser liefert in schöner Ausstattung weniger ein Buch, als Materialien zu einem Buche. Selbst Documente, die schon genau bekannt waren, werden noch einmal in extenso abgedruckt. Zuweilen aber treten statt der Originalquellen moderne Darstellungen ein, wo es doch nicht so schwer war auf die ältesten Berichte zurückzugreifen und wo andere dem Verfasser darin vorangegangen sind. So bietet er uns einen besonderen Abschnitt über die Verbannung des Hanswurstes (S. 202—212); aber die gründliche Erörterung des Gegenstandes von D. W. Creizenach in der Schrift: „Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels", (Halle, Niemeyer 1879) S. 20—28 ist ihm unbekannt geblieben und ebenso die Zeugnisse über den vielbesprochenen Act, welche dort einsichtig geprüft werden und auf denen unsere — sehr mangelhafte — Kenntniß von der Sache beruht. Daß Harlekin nicht verbrannt, sondern nur verbannt wurde, ergibt sich mit völliger Evidenz; und was der Verfasser S. 210 von einer Puppe, von einem Scheiterhaufen, von dem Ort und Tage der Verbrennung zu erzählen weiß, ist eitel Phantasie. Auch wenn er das deutsche Vorspiel der Neuberin von 1734 nicht zu erlangen wußte (S. 358), so hätte er bei Creizenach S. 187 darüber alle wünschenswerthe Auskunft gefunden und dem Abschnitte „Neuber und Müller im Streit" eine wesentliche Bereicherung zuführen können. Gleichwohl müssen wir das Gebotene mit Dank annehmen; die mitgetheilten Documente und urkundlichen Feststellungen werden der Geschichte des deutschen Theaters unter allen Umständen zu gute kommen und auf einem Gebiete, welches der Aufhellung überall so dringend bedarf und bis jetzt verhältnißmäßig so wenig erfolgreiche Pflege gefunden hat, ist jeder ernste und fleißige Forscher willkommen.

ϱ. **Briefe und Berichte des Generals und der Generalin von Riedesel** während des nordamerikanischen Krieges in den Jahren 1776—1783 geschrieben. Freiburg und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1881.

Friedrich Adolf von Riedesel, aus dem bekannten hessischen Geschlechte, General in braunschweigischen Diensten, war bekanntlich der Führer jener Truppen, welche der Herzog an die Engländer im Kriege gegen die, um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Amerikaner „vermiethet" hatte. Seine hochherzige Gemahlin war eine Tochter des preußischen Präsidenten und nachmaligen Ministers von Massow, und ihre Briefe an den Gatten, so lange sie von ihm getrennt, sowie ihre Berichte und Aufzeichnungen, als sie nebst ihren Kindern in seltenem Heroismus sich mit ihm in dem unwirthlichen Amerika wieder vereint und nach der Capitulation von Yorktown seine Kriegsgefangenschaft theilte, bilden den Inhalt des vorliegenden Buches. Die Briefe und Berichte der ausgezeichneten Frau wurden von einem ihrer Schwiegersöhne zuerst im Jahre 1799 für die

Familie und die Freunde gedruckt, und im folgenden Jahre durch eine im Verlage der Spener'schen Buchhandlung veröffentlichte Ausgabe auch dem Publicum zugänglich gemacht. Aber sie waren seitdem vergriffen und nur in einzelnen Exemplaren noch sehr schwer, wenn überhaupt zu erlangen; wir wissen es daher dem gegenwärtigen ungenannten Herausgeber Dank, daß uns das treffliche Buch in einem Neudruck wieder zugänglich geworden, welchem er ein erörterndes Vor- und Nachwort hinzugefügt hat. Wir empfehlen das sehr schön ausgestattete Buch auf das Wärmste; nicht nur die Begebenheiten und Zustände jener denkwürdigen Zeit werden uns von der genau beobachtenden und feingebildeten Frau, welche nur schreibt, was sie gesehen hat, in einer ganz andern Weise nahe gebracht, als ein Geschichtswerk es vermöchte: sondern es ist vor Allem die Persönlichkeit dieser Frau selbst, welche aus der naiven Darstellung als ein Muster muthigen Sinnes und ernster Pflichttreue hervortritt, unsere Bewunderung erweckt, unsere Liebe gewinnt und vielleicht manche Leserin zur Nachfolge von Tugenden aneifert, welche sich auch in der engeren Sphäre des Hauses und der Familie bewähren.

γ. **Reisebriefe eines Diplomaten.** Von Charikles. Wismar, Hinstorff. 1880.

Der „Diplomat" ist Aristarchi Bey, ehemaliger türkischer Gesandter in Berlin, ein geistreicher Mann, welcher wohl berufen ist, seine Beobachtungen über die Zustände im Orient zu veröffentlichen. Aristarchi Bey sah das Schicksal der Türkei sich vollziehen, als noch in gewissen westländischen Kreisen die Actien des Halbmondes außerordentlich hoch standen, und er konnte der besser Informirte sein, da ihm die entsetzliche Wirthschaft der Stambuler Efendis kein Geheimniß war. Rechtzeitig trat er denn auch aus dem Dienste des Sultans zurück. Wir wissen nicht genau, ob vor oder nach diesem Zeitpunkte diese an eine Dame gerichteten Briefe zur Veröffentlichung gelangten, aber gleichviel, es ist Wahrheit, was sie enthalten. Mag man die Schilderungen hie und da minutiös, kleinlich, ja trivial finden, im Ganzen wird man nicht umhin können, zu sagen, es sei in denselben ein Beitrag zur modernsten Geschichte der Türkei geliefert, den gewissenhafte Historiker nicht unterschätzen werden, auch wenn sie sonst nicht gewohnt wären, aus belletristischen Quellen zu schöpfen. Wenn die Verlagshandlung aber in einem Vorworte die „poesiereiche, oft aphoristische Form" anpreist, so ist das freilich eine Hyperbel und noch dazu eine sehr überflüssige. Denn die Form dieser „Reisebriefe" ist an und für sich nichts weniger als bedeutend; sie wird es nur durch den Umstand, daß der Verfasser kein Deutscher ist.

γ. **Die Josephinischen Ideen und ihr Erfolg.** Festrede zur hundertjährigen Gedenkfeier des Regierungsantrittes Kaiser Josephs des Zweiten gehalten in der Aula der Universität zu Wien am 29. November 1880 von Prof. Dr. W. Lustkandl. Wien, Konegen. 1881.

Der wackere Kämpfer für Liberalismus und Deutschthum, zugleich einer der ausgezeichnetsten österreichischen Rechtslehrer Dr. Wilhelm Lustkandl, hat recht gethan, diese Festrede zu veröffentlichen. Es ist sehr an der Zeit, daß die Deutsch-Oesterreicher in dem Kampfe, den sie gegen das Slaventhum zu führen haben, daran erinnert werden, wem Maria Theresia und Joseph der Zweite mit ihren Thaten angehören. Der Josephinismus, dieses goldene Vermächtniß aus den Tagen erwachenden Freiheitssinnes, ist heute bedroht und gefährdet, doppelt bedroht, da die letzten seiner Träger, welche noch unter dem unmittelbaren Einflusse Josephinischer Ideen ihre Bildung empfingen, Greise sind, deren Lebensdauer kaum noch eine lange sein kann, der einzige Schmerling ist heute noch eine starke Säule des Josephinismus in Oesterreich. Was aber auch die heutigen Realpolitiker vom Josephinismus sagen mögen, er bildete, wie der Friedericianismus in Preußen, den Geist, der eine neue Zeit brachte, die Zeit der Humanität, der Gleichberechtigung. Die Festrede Lustkandl's stellt in schlichter, streng wissenschaftlicher Form die Thätigkeit Josephs des Zweiten dar und die Ideen, welche den großen Kaiser leiteten, springen dabei von selbst in die Augen. Heute ist jener große centralisirende Gedanke, der dem Deutschthum so wesentlich zu statten kam, in Oesterreich verpönt; dem Dualismus, der nothgedrungen zugestanden wurde, will der Trialismus folgen, der vielleicht den Keim zur Zerstörung Oesterreichs enthalten würde, wenn er nicht — im besten Falle — Oesterreich zu einem Staate machen sollte, der, um seine Existenz gegen die Ungarn sicher zu stellen, sich den Slaven auszuliefern gezwungen wäre. Der Josephinismus sicherte aber in Oesterreich mit dem Einflusse der Deutschen auch den Geist der Bildung; ihm hätten es die Czechen nicht zumuthen dürfen, daß er die Karl-Ferdinands-Universität, die älteste in Deutschland, in eine slavische verwandle. Da ist es dann erklärlich, daß man sich wehmüthig des Josephinismus erinnert und Lustkandl nicht ohne Resignation am Schlusse seiner Festrede ausruft: „Ja es wehte unter Kaiser Joseph eine scharfe Morgenluft, die uns aber den Tag gebracht hat! Es wehte eine scharfe Frühlingsluft, die uns aber die Zeit der treibenden Kräfte, der wachsenden Blätter, der blühenden Rosen gebracht hat. Ob Joseph umsonst gelebt?" Für den Augenblick scheint es fast so, doch hat es keine Noth; es ist ein geschichtlicher Zwang, daß Oesterreich deutsch sein muß, wenn es überhaupt sein will.

ρ. **Meyer's Fachlexika.** Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Seitdem wir die beiden ersten Bände dieses nützlichen und zeitgemäßen Unternehmens, das Staatslexikon von Dr. R. Baumbach und das Künstlerlexikon von Dr. A. H. Müller anzeigten, sind mit anerkennenswerther Pünktlichkeit einander gefolgt: Das Lexikon der Handelsgeographie von Dr. K. E. Jung, der Deutschen Geschichte von Dr. H. Brosien, der Physik und Meteorologie von Prof. E. Lommel, das Militärlexikon von Hauptmann J. Castner, das Lexikon der angewandten Chemie von Dr. O. Dammer, der alten Geschichte von Dr. H. Peter und

der allgemeinen Weltgeschichte von Dr. K. Hermann. Die neuesten Bände sind das Lexikon der allgemeinen Literatur von Dr. G. Vorhak und das Biographische Schriftstellerlexikon der Gegenwart von Franz Bornmüller (unter Mitwirkung namhafter Schriftsteller.) Ersteres giebt neben den Biographien der hervorragendsten Dichter und Prosaisten der außerdeutschen Literatur (die deutsche soll in einem besonderen Bande des Prof. Ad. Stern demnächst folgen), die Geschichte der Literaturen bei den einzelnen Völkern nebst einer Poetik, in welcher das Wesen der Hauptformen sehr verständlich dargelegt und die rhetorischen Figuren definirt werden. Das Biographische Schriftstellerlexikon, welches die bekanntesten Zeitgenossen der Nationalliteratur aller Völker mit Angabe ihrer Werke vorführt, ist ein Werk, wie wir es in Deutschland bisher nicht gehabt haben, ja wie es in dieser Universalität überhaupt noch nicht existirt. Die Aufgabe, in einem handlichen Bande von 800 Seiten, die Biographien von 2250 Schriftstellern und Schriftstellerinnen der Gegenwart zu geben, war keine leichte; doch hätte man sich auf Thatsachen beschränken und Urtheile vermeiden sollen, die, wo es sich um Zeitgenossen handelt, immer etwas Schwankendes, Unsicheres, Subjectives haben. Die Nützlichkeit eines solchen Buches beruht auf der Information über Dasjenige, was fest steht; außerdem besaß man ein Mittel, der größeren oder geringeren Bedeutung des einzelnen Schriftstellers durch den Umfang des ihm zugemessenen Raumes gerecht zu werden. Die Redaction empfindet selbst, daß dieses Maß nicht überall streng eingehalten worden ist. Aber der Stoff war ungeheuer, die Arbeit groß und wir dürfen dankbar sein für das Gebotene. Das Schriftstellerlexikon wird fortan eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Nachschlagebücher für Jeden sein, der sich mit der Literatur professionell oder als Liebhaber beschäftigt. Ein am Schlusse hinzugefügtes Verzeichniß der in der neueren Literatur gebräuchlichen Pseudonymen verdient besondere Anerkennung.

ϱ. **Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts.** Literarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolf von Gottschall. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Vier Bände. Breslau, Eduard Trewendt. 1881.

Das Erscheinen einer neuen Auflage dieses Werkes gilt uns als erfreuliches Zeichen dafür, daß in weiten Kreisen unseres Volkes der Antheil an den Bestrebungen der zeitgenössischen Literatur sich erhalten hat und vielleicht sogar im Steigen ist. Freilich hat die Literatur in Deutschland keinen günstigen Stand neben den herrschenden Mächten des Tages; wir leben in keinem literarischen Zeitalter. Rein literarische Fragen bewegen unser gegenwärtiges Geschlecht nur mäßig. Man macht sich die Sache bequem, indem man mit den Classikern abschließt, den Rest als Epigonenthum abfertigt, und höchstens einige Ausnahmen mit größerem Ernst behandelt. Dieser wenig ermunternden Anschauung gegenüber erhebt und vertritt Gottschall den Anspruch, daß der Lebende Recht habe, auch der lebende Schriftsteller; und über diejenigen Erscheinungen hinaus, welche den Blick auf sich gezogen haben, weil sie von einer Partei auf den Schild gehoben oder aus andern Gründen Mode sind, versucht er ein Bild der gesammten dichterischen Production der Gegenwart zu geben, ihre Tendenzen zu charakterisiren, ihre Ziele zu bestimmen. Wir kennen gut genug die Fehler von Gottschall's umfassender Arbeit: ihre stark subjective Färbung und die Ungleichheit der Behandlung. Allein man darf ein Werk wie das vorliegende nicht unter dem Gesichtspunkte der exacten Geschichtschreibung betrachten. Eine Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts kann erst eine folgende Generation schreiben. Wer selber betheiligt ist am Kampfe, kann nicht wohl ein unbefangenes Urtheil abgeben. Auch strebt Gottschall gar nicht nach Objectivität. Mit glänzender Beredtsamkeit vertheidigt er, mit außerordentlicher Schärfe greift er an. Der einen Partei gegenüber wirft er das Panier der andern auf. Aber er hat ein Herz für die Bestrebungen unserer Schriftsteller und bringt ihnen die Wärme, die Liebe, die Begeisterung entgegen, welche, wenn sie vielleicht manches Mittelmäßige zu hoch schätzt, im Ganzen doch nur dazu beitragen kann, die literarische Arbeit der Gegenwart zu fördern und sie zu einer Angelegenheit von mehr als secundärer Bedeutung in unserem öffentlichen Leben zu machen.

σ. β. **Schweizersagen.** Erzählt von Adolf Frey. Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen deutscher Künstler. Leipzig, Alphons Dürr. 1881.

Ein begabter junger Autor, der sich bisher vornehmlich auf literarhistorischem und kritischem Gebiete, namentlich auch den Lesern der „Rundschau", bekannt gemacht hat, führt sich hier zuerst als producirender (oder reproducirender) Autor mit gutem Glücke ein. Aus der reichen Fülle der Schweizer Sagen hat er mit verständiger Auswahl eine Anzahl hervorragender Stücke herausgegriffen meist von kürzerem Umfange, welche mehr Stimmungen und Situationen an uns vorüberziehen lassen, als daß sie größere, ausgeführtere, novellistische Fabeln, dramatische Vorgänge gestalteten, und er hat sie mit derselben Einfachheit, in welcher sie angelegt sind, auch nachzuerzählen gewußt, und sie nirgend stilwidrig ausgeschmückt, oder dem Effect zu Liebe mit stärkeren Accenten versehen, als die Natur der Sagen zuläßt. Nicht nur engeren Landsleuten des Verfassers, wie die Vorrede bescheiden in Anspruch nimmt, sondern auch den kleinen und den großen Kindern bei uns werden diese „Schweizersagen" eine willkommene Gabe sein.

αφ. **Aus der Zeit für die Zeit.** Bunte Skizzen aus dem Leben bekannter und unbekannter Tagesgrößen. Von Paul Lindenberg. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1881.

Der Inhalt dieses Büchleins besteht aus einer bunten Reihe moderner Künstler-Anekdoten heiterer oder ernster Natur: „Der erste Lorbeer" (Gustav zu Putlitz), „Wie P. K. Rosegger Anastasius Grün kennen lernte" u. s. w. So bescheiden

die Gabe geboten ist, so freundlich wird sie der Leser entgegen nehmen; sie wird ihm ein angenehmes Stündchen bereiten.

ϱ. **Die Hessen** in den Feldzügen in der Champagne, am Maine und Rheine 1792—1794. Von Maximilian Freiherrn von Ditfurth, weil. churfürstl. hess. Generalstabs-Officier. Aus Verf. Nachlaß herausgegeben. Marburg, N. G. Elwert'sche Universitäts-buchhandlung. 1881.

Das Vorwort ist „Cassel im Februar 1846" datirt. Der Verf. war einer der ausgezeichnetsten kurhessischen Officiere, von umfassenden Kenntnissen nicht nur in seinem Fach, sondern auch von einer gediegenen allgemeinen und humanistischen Bildung. Er starb, ein noch rüstiger Mann, Anfangs der sechziger Jahre zu Marburg, wenn wir nicht irren in Ungnade. denn dem Kurfürsten waren die Schriftsteller, besonders aber schriftstellernde Staatsbeamte und Officiere zuwider. Wurde doch dem verdienten Manne, als er für sein 1840 erschienenes Werk „Die Hessen in den Feldzügen von Flandern" den bayrischen St. Michaelsorden erhielt, nicht einmal gestattet, denselben anzunehmen und zu tragen. Das erklärt auch, weswegen er bei Lebzeiten vorliegendes Buch nicht mehr erscheinen ließ, welches wir nunmehr, allerdings sehr verspätet, aber immer noch willkommen aus seinem Nachlaß erhalten. Der Stil desselben hat etwas Obsoletes; aber die Tüchtigkeit der Gesinnung und der Freimuth des Urtheils leuchten in unveränderter Frische daraus hervor. Als ein mit minutiöser Treue geschriebener, überall aus zuverlässigen Quellen geschöpfter und mit vielem urkundlichen Material ausgestatteter Beitrag zur hessischen Kriegsgeschichte, liefert von Ditfurth's Arbeit manchen interessanten Zug zur Geschichte der deutschen Kriegführung jener Zeit, in welcher so viel Kraft und Blut ohne jeglichen Erfolg vergeudet wurde, weil es, wie der Verf. sagt, an dem Bindemittel fehlte, durch welches allein irgend entsprechende Wirkung und Bedeutung zu erlangen gewesen — an der Eintracht eines größeren deutschen Gesammtvaterlandes!

αβ. **Der Phönix und seine Aera.** Von Prof. Dr. Paulus Cassel. Berlin, J. Windolff. 1880.

Nicht leicht wird sich in der mythologischen Wirrniß ein geistvollerer Führer finden als Prof. Cassel. Die vorliegende, außerordentlich anziehende Schrift behandelt zunächst die drei alten Sonnenthiere der griechischen Mythologie, die Krähe, den Hirsch und den Raben. Warum sind alle drei den Lichtgöttern geweiht und gelten für besonders langlebig? Die vorgeschlagene, und durch ähnliche falsche Volksetymologieen gestützte Erklärung ist die zufällige Aehnlichkeit des indogermanischen Wurzellauts der beiden ersten mit dem Sanskrit khar, leuchten, dem das ebräische karan, glänzen, entspricht. Während demnach nach heutiger etymologischer Einsicht die Krähe von ihrem Naturlaut, der Hirsch aber vom Horn genannt wird, würde das Alterthum in beiden Worten, und darum auch in beiden Thieren eine besondere Verwandtschaft mit dem Licht gesehen, und der einmal beliebten Annahme gemäß, beiden die Eigenschaften der Sonne, die Allwissenheit, die Langlebigkeit u. s. w. zugeschrieben haben. Beide Punkte werden durch eine ungemeine Fülle von Beziehungen in den betreffenden Mythologieen erläutert. Ebenso soll nun auch der Name Phönix, den wir dem Herodot verdanken, als ägyptisches Wort für Sonne, Sonnenjahr, Zeitalter erklärt werden. Wir übergehen die zweifelhafte Etymologie des obenein an sich selber zweifelhaften Wortes (Herodot schreibt es den Aegyptern zu, die in ihren eigenen Schriften stets ein anderes Wort für Phönix gebrauchen), um auf den Kern von Prof. Cassel's Ausführungen zu kommen. Sie gehen auf die Bezüge des Phönix zur herrschenden christlichen Zeitrechnung. Nachdem die Bedeutung des Phönix für die alte christliche Symbolik und seine Nebeneinanderstellung mit dem wiederkehrenden Jesus nachgewiesen, frägt der Verfasser, warum Dionysius, entgegen dem früher acceptirten Datum des 25. December 751 a. u. c., die Geburt Christi auf den 25. December 753 gelegt habe und damit durchgedrungen sei. Mit umfassender und treffender Combination wird gezeigt, daß dies wichtigste Datum der Geschichte sich durch die Verbindung Christi mit dem Phönix erkläre. Der Phönix ist, wie nach Tacitus damals allgemein geglaubt wurde, nach langem Ausbleiben Ostern 787 erschienen. Zieht man davon die $33^1/_3$ Jahre ab, die Christus nach der vorwiegenden kirchlichen Tradition gelebt haben soll, so hat man Weihnachten 753. Damit verbindet sich ein anderer sehr interessanter Nachweis. Während man bisher die Erkenntniß des neunzehnjährigen Mondjahrcyclus dem Athener Meton zuschreibt, weist der Verfasser sie Chaldäern und Juden zu. Die Daten der biblischen Patriarchen sind nämlich meist Multiplicat von 19. Adam lebt außerhalb des Paradieses 930 Jahre ($49 \times 19 - 1$ dem Paradiesjahr), Seth lebt 912 Jahre (48×19), Methusalem lebt 969 Jahre (51×19), Noah 950 Jahre (50×19). Von Adam bis Lamech's Geburt und von Lamech's bis zu Sarah's Geburt sind 874 Jahre (46×19); von Adam's Tod bis Lamech sind 56 Jahre ($3 \times 19 - 1$), von Adam's Tod bis zu Henoch's Tod 57 Jahre (3×19). Von Eva bis Sarah's Geburt 1957 Jahre (103×19); von Abraham's Geburt bis Noah's Tod 57 Jahr (3×19); von Noah's Geburt bis Abraham's Geburt 893 Jahre (47×19) u. s. w. Das kleine Büchlein enthält für Freunde der Symbolik und Geschichte eben so viel Bedeutendes wie Ueberraschendes.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. Februar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bianchi. — Documenti relativi ad alcune asserzioni del principe di Metternich, intorno al re Carlo Felice ed a Carlo Alberto principe di carignano con osservazioni di Nicomede Bianchi. Torino. Fratelli Bocca. 1882.

Bibliothek ausführlicher Lehr- und Lesebücher der modernen Sprachen und Literaturen nach Robertson's Methode. Unter Mitwirkung nationaler Gelehrten herausgegeben von Dr. phil. F. Booch-Arkossy. IV. Band: Englisches Lehr- und Lesebuch in 2 Cursen nebst Supplement. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Böhme. — Der Einfluss der Architektur auf Malerei und Plastik. Ein Buch für Freunde und Studirende der bildenden Kunst von Karl Böhme, Architekt. Mit zahlreichen Illustrationen. Dresden, Gilbers'sche Kgl. Hof-Verlagsbuchhandlung. 1882.

Boerckel. — Die fürstlichen Minnesinger der Manesse'schen Liederhandschrift. Ihr Leben und ihre Werke in leichtverständlicher Darstellung von Alfred Boerckel. Mit 8 Abbildungen. Mainz, V. v. Zabern. 1882.

Brehm's Thierleben. Chromo-Ausgabe. Mit 170 Tafeln in Farbendruck, unter Leitung der Zoologen Dr. Girtanner, Prof. Dr. Klunzinger, Prof. Dr. O. Schmidt und Prof. Dr. Taschenberg nach dem Leben ausgeführt vom Maler Otof Winkler. Heft 9—16. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Heft 11—13. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Brooke. — Kurzer Leitfaden der Geschichte der englischen Litteratur von Stopford A. Brooke, M. A. Deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. A. Matthias. Autorisierte deutsche Ausgabe. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1882.

Chrusen. — Schweizer Album-Blätter 1881. Von P. P. Chrusen. Hamburg, J. F. Richter. 1882.

Classics, foreign, for english Readers edited by Mrs. Oliphant. — Schiller by James Sime, M. A. Edinburgh and London. W. Blackwood & Sons. 1882.

Collection Spemann. Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Bd. 14. Der Brautmarsch und andere Erzählungen von Björnstjerne Björnson. — Uebersetzt und eingeleitet von Eduard Lobedanz. — Bd. 15. Hochlandsgeschichten von August Silberstein. Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner. Stuttgart, W. Spemann.

Correspondenz, politische, Friedrich's des Grossen. VI. VII. Band. Berlin, Alexander Duncker, kgl. Hofbuchhandlung. 1881.

Diederichs. — Ueber die Aussprache von sp, st, g und ng. Ein Wort zur Verständigung zwischen Nord und Süd von Aug. Diederichs. Rostock, W. Werther's Verlag. 1882.

Doornkaat Koolman. — Wörterbuch der Ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat Koolman. Heft 14. Norden, H. Braams. 1881.

Edler. — Notre Dame des Flots. — Eine Glöcknerfahrt. Zwei Novellen von Karl Erdm. Edler. Wien, G. P. Faesy. 1882.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg., 28. Lfg. Enthält: Handbuch der Botanik. Breslau, Ed. Trewendt. 1882.

Faller. — Das Gscheidtlinger Dichteralbum. Poetischer Blüthenstrauß, gesammelt im Schoß einer süddeutschen Kleinstadt von Emil Faller. Aarau, H. R. Sauerländer. 1882.

Familienbibel des Neuen Testamentes. I. Band. Die vier Evangelien und die Apostelgeschichte übersetzt und erklärt von Emil Zittel. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung. 1882.

Faulmann. — Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst, ihrer Erfindung durch Johann Gutenberg und ihrer technischen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck, 12 Beilagen und 300 in den Text gedruckten Illustrationen, Schriftzeichen und Schriftproben. Lfg. 6—11. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Feller und Odermann. — Das Ganze der kaufmännischen Arithmetik von Dr. F. E. Feller und Dr. C. G. Odermann. Zum siebenten Male bearbeitet von Professor Dr. Cart Gustav Odermann, emer. Direktor der öffentl. Handelslehranstalt zu Leipzig. 14. wesentlich umgearbeitete u. vermehrte Aufl. Leipzig, O. A. Schulz. 1882.

Ferraris. — Il Telegrafo ed il Giornalismo in Inghilterra ed in Italia di Maggiorino Ferraris. Roma. 1882.

Funk. — Arbeiter-Katechismus. Die einfachsten Lehren der Volkswirthschaft und des gewerblichen Verkehrs in leicht faßlicher katechetischer Form. Bearbeitet von Val. Funk. Gießen, E. Roth. 1881.

Genée. — Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels. Vom Beginn der Reformation bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Von Rudolph Genée. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1882.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 20. Jahrg. Heft 2. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882.

Grassmann. — Das Pflanzenleben oder die Physiologie der Pflanzen. Von Robert Grassmann. Stettin, R. Grassmann. 1882.

Grua. — Cäsar Borgia, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ernst Grua. Berlin, E. H. Schroeder. 1881.

Grua. — Kaiser Friedrich der Erste. Schauspiel in fünf Aufzügen von Ernst Grua. Berlin, E. H. Schroeder. 1881.

Hansen. — Vlaanderen Gered. Heldenvers met Opdracht in Naamklinkdicht aan den hooggeachten Heer en Vriend August Michiels, Hofdman der vlaamsch-vrijzinnige Beweging te Antwerpen. Door Dr. C. J. Hansen, Antwerpen.

Hellwald. — Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Illustrirt von F. Keller-Leuzinger. Lfg. 9—11. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Hillebrand. — Zeiten, Völker und Menschen von Karl Hillebrand. 6. Band. Zeitgenossen und Zeitgenössisches. Berlin, R. Oppenheim. 1882.

Humboldt. Wilhelm von Humboldt's ästhetische Versuche über Goethe's Hermann und Dorothea. 4. Aufl. Mit einem Vorwort von Hermann Hettner. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 1882.

„Hungaricae res“, die wahren. Eine Entgegnung auf die Druckschrift „Hungaricae res“ von Dr. Ambros Nemenyi. Budapest, Verlag von Friedrich Kilian. 1882. Hermannstadt, Jos. Drotleff. 1882.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 11. 12. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1882.

Krafft. — Johannes. Roman von Gustav Krafft. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1882.

Künstler-Jahrbuch, deutsches, für 1882. Herausgegeben von Hans Adam Stoehr. I. Jahrgang. Dresden, Gilbers'sche Königl. Hof-Verlagsbuchhandlung.

Lartey. — Gastmahl der Verwaltungsräthe von Edgar Lartey. — Properz in Paris. — Altenglische Sitten und mosaische Geologie. — Die Handbibliothek eines aufgeklärten Junkers. — Dr. Grammatobarnum. — Das Gastmahl. — Der sichere Hafen der Ultramontanen und der Epilog eines Culturpolitikers. Budapest, W. Lauffer. 1882.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 37. 38. Stuttgart, J. Engelhorn.

Lichtenberger. — Étude sur les poésies lyriques de Goethe par Ernest Lichtenberger, Professeur. Ouvrage couronné par l'Académie française. Deuxième édition. Paris, Hachette et Cie. 1882.

Lilsen. — Der Tusker. Roman aus der Zeit des Kaisers Tiberius von Erich Lilsen. Mit einem Vorwort von Dr. Rudolf Kleinpaul. 2 Bände. Leipzig, W. Friedrich. 1882.

Lindau. — Herr und Frau Bewer. Von Paul Lindau. Breslau und Leipzig, S. Schottlaender. 1882.

Litteraturdenkmale, deutsche, des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heft 4. Preussische Kriegslieder von einem Grenadier von J. W. L. Gleim. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1882.

Manteuffel. — Filet-Guipure-Album. Eine Sammlung stylvoller praktisch ausgeführter Originalmuster. Nebst illustrirter Anleitung von Erna von Manteuffel. Heft III. Harburg a. E. G. Elkan.

Manteuffel. — Monogramm-Album. Sechshundert stylvoll verschlungene Buchstaben für Plattstichstickerei in verschiedenen Größen. Nebst vielen Verzierungen. Entworfen und gezeichnet von Erna von Manteuffel. Heft III. Harburg a. E. G. Elkan.

Meyer's Sprachführer. — Französischer Sprachführer. Konversations- und Wörterbuch für Reisende. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Meyer-Markau. — Der Parzival Wolframs von Eschenbach. Eine Abhandlung von Wilhelm Meyer-Markau. Mit dem Wappen Wolframs von Eschenbach in Holzschnitt. Magdeburg, Heinrichshofen's Verlag. 1882.

Mhan-su-faer. — Die Nothwendigkeit und die Möglichkeit einer kräftigeren Zusammenwirkung der Völker auf dem Gebiete der Kinder-Erziehung speciell des Volksschulwesens. Ein Blick in die Volksschulgesetzgebung des 19. Jahrhunderts von Mhan-su-faer. Köln und Leipzig, Ed. Hnr. Mayer. 1882.

Mohr. — König Saul. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ed. Mohr. Leipzig, Siegismund & Volkening. 1881.

Moldenhauer. — Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von G. F. Theodor Moldenhauer. Lfg. 4. 5. Köln, E. H. Mayer. 1882.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Naumann, K. Professor und Hofkirchenmusikdirektor. Heft 12, 13. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Neményi. — Hungaricae res. Ein Commentar zu dem Aufruf des „Allgemeinen deutschen Schulvereins" in Angelegenheit der Unterdrückung der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Von Dr. Ambros Neményi. Budapest, Fr. Kilian. 1882.

Neubauer. — Die Ideonen. Ein Gedicht in fünfzig Liedern. Von Ernst Rudolf Neubauer. Hamburg, J. F. Richter. 1882.

Nordlandfahrten. — Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brennecke, Francis Broemel, Dr. Hans Hoffmann, R. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg, Hugo Scheube, H. von Wobeser. Illustrirt durch mehrere hundert Holzschnitte nach Original-Zeichnungen, von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. Lfg. 16. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Novitäten-Bühne, Frankfurter. Nr. 3. Auf Regen folgt Sonnenschein. Dramatische Plauderei in einem Act von Ferd. Grieben. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1882.

Palme. — In Freud und Leid. Sammlung leicht ausführbarer Lieder für deutsche Männerchöre älterer, sowie der hervorragendsten jetzt lebenden Tondichter, herausgegeben von R. Palme, königl. Musikdirektor und Organist. Leipzig, M. Hesse's Verlag. 1882.

Pohl. — Joseph Haydn von C. F. Pohl. 2. Band. (resp. Bd. 1. Abtheilung 2). Mit einem Portrait. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Poppe. — Alphabetisch-chronologische Uebersicht der Erfindungen, Entdeckungen und Fortschritte auf dem Gebiete der Physik, Chemie, Mechanik und industriellen Technik von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage von Dr. Adolph Poppe, vormal. Direktor der höheren Gewerbschule zu Frankfurt a. M. Dritte neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., H. Keller. 1881.

Report of the Commissioner of Education for the year 1879. 2 Vols. Washington. 1881.

Richard. — Phaeton, oder der Menschen Ringen und Streben. Drama in vier Aufzügen von Oscar Richard. Hamburg, H. Grüning. 1882.

Richter. — Bilder aus der deutschen Culturgeschichte von Albert Richter. 1. Band. 3. Lfg. Leipzig, Fr. Brandstetter.

Roeber. — Lyrische und epische Gedichte von Friedrich Roeber. 2. Auflage. Berlin, O. Janke.

Roeber. — Das Märchen vom König Drosselbart von Friedrich Roeber. Iserlohn, J. Bädeker. 1881.

Rosegger. — P. K. Rosegger's ausgewählte Schriften. Lfg. 41—50. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1882.

Rückert. — Friedrich Rückert's gesammelte Werke. Neue billige Ausgabe. Lfg. 12-13. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. IV. Jahrg. Heft 5. Wien, A. Hartleben. 1882.

Saar. — Gedichte von Ferdinand von Saar. Heidelberg, G. Weiß. 1882.

Salinger. — Allerlei Herzensgeschichten. Novellen und Studien von Eugen Salinger. Inhalt: Der Bund der Junggesellen. — Papa Roller oder das Ende eines Romans. — Mein Gegenüber. — Der Traum eines Geburtstages. — Eine Geschichte in zwei Stunden dreißig Minuten. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1882.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. XVI. Serie. Heft 382. Das Skelet der Pflanzen. Von Henry Potonié. Mit 17 Holzschnitten. — Heft 383. Kaiser Friedrich der Zweite. Von Dr. G. Boesser. — Heft 384. Tirol als Gebirgsland, Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. Von Karl Kögler. Berlin, C. Habel. 1882.

Schatzkammer deutscher Illustratoren, enthaltend Original-Zeichnungen zu beliebten Dichtungen. 1. Band. Der Rattenfänger von Hameln. 25 Tuschzeichnungen zu Julius Wolff's Aventiure von Karl Karger. Heft 2. München, Adolf Ackermann, Hof-Buch- und Kunsthandlung. 1882.

Schlegel. — Roswitha. Eine altgermanische Sage aus Kärnthen von Thomas Schlegel. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1882.

Schule für die Mittelstufe des Klavier-Unterrichts. Aus Werken von Beethoven, Bertini, Clementi, Corelli, Dussek, Field, A. Förster, Gelinek, Hummel, Kalkbrenner, Mendelssohn, Mozart, A. E. Müller, Steibelt, K. Urbach, R. Wohlfahrt progressiv zusammengestellt und als eine Fortsetzung zu den bekannteren Klavierschulen, ganz besonders zu Karl Urbach's Preis-Klavierschule herausgegeben und mit ausführlichem Fingersatz versehen von Karl Urbach und Robert Wohlfahrt. Op. 140. Leipzig, M. Hesse's Verlag.

Schweiger-Lerchenfeld. — Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des Hellenischen Königreiches von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illustrationen. Lfg. 23. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1882.

Straßburger Kapitulation. Zur Geschichte der Straßburger Kapitulation von 1681. Historische Rückblicke eines Elsässers auf die Zeit von 1648 bis 1697. Straßburg, R. Schultz & Comp. 1882.

Studien zur Kunst- und Culturgeschichte. 1. Hans Sebald Beham, Maler und Kupferstecher (geboren 1500 zu Nürnberg, gestorben 1550 zu Frankfurt a. M.) und seine Zeit. — Deutsche Trinkgläser des 16. und 17. Jahrhunderts. Von G. K. Wilhelm Seibt. Frankfurt a. M., H. Keller. 1882.

Teutsch. — Schwarzburg. Historische Erzählung aus dem Siebenbürger Sachsenlande. Von Traugott Teutsch. Lfg. 8. Kronstadt, H. Dreßnandt. 1882.

Valera. — Pepita Jimenez. Ein andalusischer Roman von Don Juan Valera. Aus dem Spanischen übersetzt von Pauline Schanz. Mit einer Einleitung von H. u. J. Hart. Berlin, A. B. Auerbach. 1882.

Verwundet und geheilt. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Freiburg, Fr. Wagner'sche Buchhandlung. 1881.

Vischer. — Lyrische Gänge von Friedrich Theod. Vischer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger). 1882.

Vorträge, herausgegeben vom **deutschen gesellig-wissenschaftlichen Vereine von New-York.** Nr. I. Die Johns Hopkins Universität von Dr. A. Jacobi. — Nr. II. Gegenwart und Zukunft der grossen Kultursprachen, besonders des Englischen und des Deutschen. Von Alexander J. Schem. — Nr. III. Das Theissland und sein Dichter. Von Udo Brachvogel. — Verhandlungen des Vereins. Heft. I—IV. New-York, E. Steiger & Co.

Waitz. — Caroline und ihre Freunde. Mittheilungen aus Briefen von G. Waitz. Leipzig, S. Hirzel. 1882.

Wallroth's Klassiker-Bibliothek. 1. Schiller's Werke. 1. Band. Inhalt: Die Räuber. Kabale und Liebe. Der Menschenfeind. Berlin und Leipzig, G. Wallroth.

Wildenbruch. — Harold. Trauerspiel in fünf Akten von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund & Jeckel. 1882.

Wildenbruch. — Der Menonit. Trauerspiel in vier Akten von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund & Jeckel. 1882.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 2383

